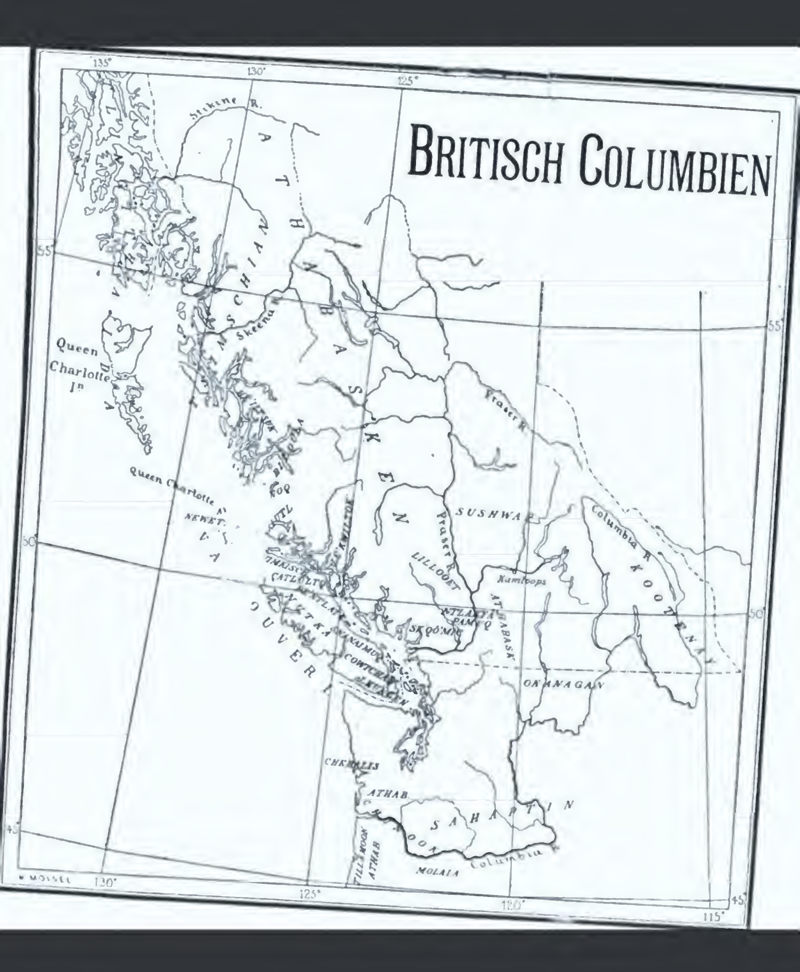


Indianische sagen von der nord-pacifischen küste ...

Franz Boas




Wisconsin
Historical
Society
Founded 1849



Indianische Sagen

von der

Nord-Pacifischen Küste Amerikas

von

Franz Boas.

Sonder-Abdruck aus den Verhandlungen der
Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte
1891 bis 1895.

BERLIN.
VERLAG VON A. ASHER & CO.
1895.

Inhalt.

Vorwort.

Die in der nachfolgenden Sammlung enthaltenen Sagen wurden von mir auf wiederholten Reisen nach der pacifischen Küste Amerikas aus dem Munde der Indianer aufgezeichnet. Ein grosser Theil wurde durch Vermittelung des Chinook-Jargons erzählt, während viele Sagen der Kwakiutl-Stämme und der Tsimschian direkt aus der Ursprache in's Deutsche übertragen wurden. Die Shuswap-Sagen zeichnete ich durch Vermittelung eines alten französischen Halbblut-Indianers auf. Mittheilungen aus dem Munde von Weissen sind nur in seltenen Fällen und dann mit Angabe der Quelle benutzt.

Die Sammlung erschien zuerst in der Zeitschrift für Ethnologie und den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, wie folgt:

Zeitschrift für Ethnologie	1888	S.	231—247
Verhandlungen der Berl. Ges. für Anthrop., Ethnol. und Urg.	1891	„	532—576
„ „ „ „ „ „ „ „ „	1891	„	628—645
„ „ „ „ „ „ „ „ „	1892	„	32— 66
„ „ „ „ „ „ „ „ „	1892	„	314—344
„ „ „ „ „ „ „ „ „	1892	„	383—410
„ „ „ „ „ „ „ „ „	1893	„	228—265
„ „ „ „ „ „ „ „ „	1893	„	430—477
„ „ „ „ „ „ „ „ „	1894	„	281—306
„ „ „ „ „ „ „ „ „	1895	„	189—234

Folgendes Alphabet ist bei Schreibung indianischer Worte und Namen benutzt:

Die Vocale sind wie im Deutschen gebraucht; ᴇ steht für Lepsius ȩ. Folgende Consonanten bedürfen einer Erklärung:

- g· velares g;
- k· „ k;
- q wie ch in Bach;
- ʜ wie ch in ich;
- Q zwischen q und ʜ, Mund in u-Position;
- c das deutsche sch;
- ç das englische th in thin;
- tl explosives, dorso-apicales l;
- ʻ u-Position des Mundes;
- ʼ Pause.

Ueber die physische Anthropologie, Ethnologie und Sprachen der nordpacifischen Küste Amerikas hat der Verfasser folgende weitere Mittheilungen veröffentlicht:

Zur Ethnologie von Britisch-Columbien. Petermann's Mittheilungen 1887. Nr. V.
Die Sprache der Bella-Coola-Indianer. Verhandl. der Berl. anthropol. Ges. 1886. S. 202—206.
Mittheilungen über die Bilqula-(Vilχula-) Indianer. Original-Mittheilungen des Museums für Völkerkunde. Berlin.
Chinook Songs. Journal American Folk-Lore 1888. S. 220—226.
The Houses of the Kwakiutl Indians, British Columbia. Proceedings U. S. National Museum 1888. S. 197—213.
Notes on the Snanaimuq. American Anthropologist 1889. S. 321—328.
Fourth Report of the Committee of the British Association for the Advancement of Science on the North Western Tribes of Canada 1889. S. 1—10.
Fifth Report of the same Committee 1890. S. 1—96.
Sixth Report of the same Committee 1891. S. 1—163.
Seventh Report of the same Committee 1892. S. 1—40.
Ninth Report of the same Committee. 1894. S. 1—12.
Tenth Report of the same Committee. 1895. S. 1—71.
Petroglyph von Vancouver Island. Sagen der Kootenay. Verhandl. der Berl. anthropol. Ges. 1891. S. 158—172.
Notes on the Chemakum Language. American Anthropologist 1892. S. 37—44.
Vocabularies from the North Pacific-Coast. Trans. Amer. Philos. Soc. Philadelphia 1891. S. 173—208.
Vocabulary of the Kwakiutl Language. Trans. Am. Philos. Soc. Philadelphia 1892. S. 34—82.
Chinook Jargon. Science. Bd. XIX. New York 1892. S. 129.
Notes on the Chinook Language. American Anthropologist 1893. S. 55—63.
Classification of the Languages of the North Pacific-Coast. International Congress of Anthropology. Chicago 1893. S. 339—346.
Chinook Texts. Bulletin Bureau of Ethnology. Washington 1894. S. 1—278.
Bella Coola Texts. Trans. Am. Philos. Society. Philadelphia 1895. S. 31—48.
Zur Mythologie der Indianer von Washington und Oregon. Globus 1893. Bd. 63. Nr. 10—12.

I. Sagen der Shushwap. Gesammelt in Kamloops.

1. Tlĕ'esa.

Es war einmal eine Frau, die hatte vier Söhne. Der älteste hiess Tlĕ'esa. Die jungen Männer wollten die Welt durchwandern. Da warf ihre Mutter ein Zaubermittel auf sie, um sie stark zu machen. Sie traf die drei jüngsten, den ältesten aber verfehlte sie und er ward sogleich in einen Hund verwandelt. Sie sagte ihnen dann alles voraus, was ihnen begegnen würde.

Die jungen Männer machten sich nun auf und wanderten vom Shushwap See aus den South Thompson River hinab. Bald kamen sie zum Hause des „Woodchuck" (Arctomys monax). Dasselbe stand gerade zwischen zwei Felsen. Wenn jemand kam, so zog das Woodchuck sich in sein Haus zurück, und wenn man ihm folgte, um es zu fangen, so schlugen die Felsen zusammen und tödteten den Eindringling. Tlĕ'esa sprach, als er viele Woodchucks auf den Felsen umherspielen sah: „Ich will hingehen und sie fangen." Seine Brüder warnten ihn und erinnerten ihn daran, dass seine Mutter ihnen erzählt habe, das Woodchuck tödte jeden, der es angreife; er liess sich aber nicht halten und lief fort, sie zu fangen. Die Woodchucks zogen sich in ihr Haus zwischen den Felsen zurück. Da nahm Tlĕ'esa seine Lanze mit Steinspitze und stemmte dieselbe quer zwischen die Felsen, die nun nicht mehr zusammenschlagen konnten. Dann fing er die Woodchucks und erschlug sie mit dem Hammer, der von seinem Handgelenke herabhing. Er warf sie dann aus der Felsspalte heraus und seine Brüder nahmen sie auf. Tlĕ'esa sprach: „Künftighin sollt Ihr keine Menschen mehr tödten. Ihr sollt Woodchucks sein und den Menschen zur Nahrung dienen." Während er noch in der Felsspalte mit den Woodchucks kämpfte, machten seine Brüder ein grosses Feuer, brieten die Thiere und hatten die besten aufgegessen, als Tlĕ'esa endlich wieder aus der Felsspalte zum Vorschein kam. Tlĕ'esa sagte nichts, sondern nahm, was übrig geblieben war.

Dann gingen sie weiter den Fluss hinab. Als sie nach Ducks kamen, sahen sie dort eine Frau auf einem Felsen sitzen und singen. Tlĕ'esa sagte: „Ich will sie fangen." Wieder warnten ihn seine Brüder, er liess sich aber nicht zurückhalten. Er ging den Berg hinauf und sammelte viele Tannenzapfen. Die Frau lachte ihn an und ging eben so rasch rückwärts, wie er den Berg erklomm. Seine Brüder folgten ihm. Endlich hielt die Frau stille. Als Tlĕ'esa ihr nun nahe kam, krochen plötzlich eine ungeheure Menge Klapperschlangen aus ihren Löchern und

gingen auf ihn los. Er aber tödtete alle mit seinen Tannenzapfen. Während er noch mit den Schlangen kämpfte, liefen seine Brüder weiter und fingen die Frau für sich. Tlĕ'esa sagte nichts zu seinen Brüdern. Er sprach nur zu der Frau: „Du wirst von jetzt ab niemand mehr tödten Wenn ein Mann Dich haben will, wird er Dich nehmen und Du sollst ihm nichts anhaben können.“

Die Brüder gingen weiter den Fluss hinab. Als sie nach einem Orte, etwas oberhalb Kamloops kamen, sahen sie ein unterirdisches Haus[1]), neben dem eine grosse Stange stand. Hier wohnte der graue Bär und der Coyote. Die Bären sahen sie kommen und die drei Brüder traten ein. Sie banden Tlĕ'esa vor der Thüre fest, und bedeckten ihn über und über mit Steinmessern, sogar seinen Schwanz und seine Zähne. Nach einiger Zeit lud der Bär sie zu einem Wettkampfe ein. Sie sollten an der Stange, die vor dem Hause stand, hinaufklettern. Zuerst kletterte der zweite Bruder mit dem Bären zusammen hinauf. Als sie fast oben waren, fasste ihn der Bär und tödtete ihn. Der Leichnam fiel von der Stange herunter. Als Tlĕ'esa das sah, ward er sehr zornig. Er heulte und fletschte seine Zähne. Da rief Coyote: „Ich fürchte, der Hund wird uns auffressen. Er wird ganz wild.“ Tlĕ'esa berührte Coyote nur mit seinem Körper, da blutete jener sogleich. Die Steinmesser hatten ihn geschnitten. Nun kletterte der dritte Bruder mit dem Bären die Stange hinauf. Es erging ihm nicht besser, als dem ersten Bruder, und den vierten ereilte dasselbe Schicksal. Nun war nur der Hund Tlĕ'esa übrig geblieben. Er schnitt das Seil durch, mit dem er festgebunden war und kletterte mit dem Bären hinauf. Als sie fast oben waren, schnitt er den Bären mitten durch, so dass ein Theil rechts, der andere links niederfiel. Vier Bären kletterten mit ihm um die Wette, aber er tödtete alle. Dann legte er die Gliedmaassen seiner Brüder zusammen, sprang über sie fort und sie wurden wieder lebendig.

Die Brüder wanderten weiter und gelangten nach Cherry Creek. Dort sahen sie ein unterirdisches Haus, in dem wohnte das Kaninchen. Tlĕ'esa sagte: „Ich werde hineingehen. Ich will das Kaninchen zu Abend essen.“ Wieder warnten ihn seine Brüder, er liess sich aber nicht zurückhalten. Er nahm einen flachen Stein, bedeckte seinen Bauch und seine Brust damit und ging hinein. Die Brüder blieben draussen stehen und lugten in das Haus. Das Kaninchen lag auf dem Rücken mit übereinandergeschlagenen Beinen. Es hatte etwas Fleisch hinter sich liegen. Als es Tlĕ'esa eintreten sah, rief es: „Hollah Fremder! Woher kommst Du? Wohin gehst Du?“ Jener versetzte: „O, ich reise nur zu meinem Vergnügen umher.“ „Gewiss bist Du hungrig. Hier hinter mir liegt Fleisch; nimm Dir davon!“ Als Tlĕ'esa nun herankam und von dem Fleische nehmen wollte, trat ihn das Kaninchen vor die Brust. So pflegte es alle Fremden zu tödten, die sein Haus besuchten. Sein Bein schlug immer gerade durch die Brust hindurch. Dieses Mal aber zerschlug es sein Bein an dem Steine, der Tlĕ'esas Brust bedeckte. Es fing an zu schreien. Tlĕ'esa ergriff es an dem anderen Beine, schlug es gegen die Wand und rief: „Bis jetzt hast Du Menschen getödtet. Nun tödte ich Dich und werde Dich essen.“ Er warf es zum Hause hinaus. Da nahmen seine Brüder es auf, und kochten und assen es, ehe Tlĕ'esa herauskam.

Die Brüder gingen weiter und kamen nach Savaners (?) Ferry. Dort stand ein grosses Elch mit gespreizten Beinen über dem Flusse und tödtete alle, die über den Fluss zu gehen versuchten. Es zog die Boote ans Land und verschlang

1) Die Indianer leben im Winter in solchen Häusern.

sie. Als die Brüder dort ankamen, wussten sie nicht, wie sie vorankommen sollten. Tlē'esa sprach: „Ich werde ein Floss bauen und hinunter fahren." Seine Brüder wollten es nicht erlauben. Er aber kümmerte sich nicht um sie, sondern machte ein Floss. Als er fertig war, stieg er darauf und liess es den Fluss hinab treiben. Als er dicht an das Elch herankam, schlürfte dasselbe das Floss und Tlē'esa herunter. Da weinten die Brüder, denn sie glaubten, er sei todt. Die Stangen des Flosses gingen aber geradeswegs durch das Elch hindurch. Tlē'esa machte drinnen ein Feuer an und kochte sich ein gutes Mahl. Dann ergriff er das Herz des Elch und drückte daran. Da fing es an von einer Seite des Flusses zur anderen zu schwanken. Als die Brüder das sahen, sprachen sie zu einander: „Was mag mit dem Elch geschehen sein?" Als es nun wieder zu der Seite hinüber schwankte, wo die Brüder standen, schnitt Tlē'esa das Herz ab und es fiel todt nieder. Die Brüder zogen es ab und schnitten es auf. Als sie nun den Magen öffnen wollten, rief Tlē'esa: „Passt auf und schneidet mich nicht!" Da öffneten sie den Magen vorsichtig und fanden nun, dass Tlē'esa sich drinnen ein Mahl bereitet hatte. Die Brüder assen ihm alles auf.

Sie gingen nun über den Fluss. Bald erblickten sie einen „Tabaksbaum [1])". Ein Ast desselben schwang im Kreise umher, sobald jemand versuchte, Tabak zu holen, und erschlug ihn. Tlē'esa nahm einen kleinen Stock und ging zu dem Baum hinauf. Als der Ast zu schwingen begann, schlug er ihn mit dem Stocke durch und warf ihn in den Fluss. Dann warf er den Baum mit seinem Stocke um, indem er ihn ausgrub. Da kamen die Brüder herauf und nahmen allen Tabak ab. Tlē'esa bekam nichts.

Die Brüder gingen dann den Bonaparte Creek hinauf. Dort ist ein steiler Felsen, auf dem lebte die Bergziege, die alle tödtete, die sie zu fangen versuchten. Am Fusse des Felsens war ein Hund, der die Vorübergehenden biss. Tlē'esa sprach: „Ich will die Bergziege tödten und das Fett mit meinem Tabak mischen." Die Brüder glaubten, er werde den Fels nicht ersteigen können. Er liess sich aber nicht abhalten und ging, das Abenteuer zu bestehen. Als der Hund ihn beissen wollte, spiesste er ihn auf seinen Stock auf und warf ihn zu Boden, indem er rief: „Du wirst niemand mehr tödten! Künftig sollen die Menschen Dich benutzen." Er kletterte den Fels hinauf. Als die Ziege seiner ansichtig wurde, wollte sie ihn hinunterwerfen. Er aber spiesste sie auf seinen Stock auf und zertrümmerte mit seinem Hammer ihren Kopf. Dann warf er sie den Berg hinunter und sprach: „Du sollst niemand mehr tödten. Künftig sollen die Menschen Dich tödten und verzehren." Sie kam ganz zerrissen unten an. Die Brüder hoben sie auf und nahmen alles Fett, das sie mit ihrem Tabak mischten. So blieb für Tlē'esa nichts übrig.

Die Brüder wanderten weiter und kamen zn „Johnny Wilsons Place". Sie gingen oben am Berghang entlang und sahen einen Mann unten am Flussufer gehen. Da sprachen die Brüder zu einander: „Lasst uns ihn zum Besten haben!" und sie warfen grosse Felsen nach ihm. Als der Staub sich verzog, sahen sie ihn weiter gehen, als ob nichts geschehen sei. Einer nach dem andern versuchte ihn zu treffen. Sie konnten ihm aber nichts anhaben, obwohl sie zuletzt einen grossen Bergsturz zu Thal gehen liessen. Da ging Tlē'esa hinab, um den Fremden zu sehen. Er sah, dass jener einen kleinen Korb auf dem Rücken trug, nicht grösser

1) Vor Ankunft der Weissen gebrauchten die Indianer angeblich die Blätter dieses Baumes als Tabak. Die Gattung und Art war nicht zu bestimmen.

als eine Faust. Er sprach: „Wer bist Du? Wir haben versucht, Dich zum Besten zu haben, konnten es aber nicht.“ Jener sagte, er heisse Tkumenaā'lst, und lud Tlē'esa und die Brüder zum Essen ein. Er that Wurzeln und Beeren in seinen Korb und legte Steine ins Feuer. Als das Essen fertig war, sprach einer der Brüder: „Wenn ich einen Bissen nehme, wird nichts mehr da sein.“ Als er aber einen Löffel voll aus dem Korbe genommen hatte, ward derselbe sofort wieder voll. Nachdem alle sich satt gegessen hatten, wanderten sie zusammen weiter.

Bald gelangten sie nach Hat Creek. Daselbst ist eine steile Felswand. Tlē'esa sagte: „Lasst uns hier etwas spielen!“ Tkumenaā'lst frug, was sie spielen sollten, und Tlē'esa antwortete, sie wollten versuchen, den Kopf in den Felsen zu rennen. Zuerst versuchten es die drei Brüder. Sie machten einen schwachen Eindruck in den Felsen. Dann versuchte es Tlē'esa und sein Kopf drang bis über die Ohren in das Gestein ein. Tkumenaā'lst aber drang noch weiter, bis an seine Schultern ein.

Dann gingen sie weiter und kamen nach Fountain Trail. Dort hatte ein Adler sein Nest auf einem steilen Felsen. Tlē'esa sprach: „Ich will seine Federn holen und meinen Mantel damit besetzen.“ Seine Brüder warnten ihn. Er aber liess sich nicht abhalten. Er nahm seinen Stab, etwas rothe und weisse Farbe und setzte sich unter den Felsen. Da sahen die Brüder, wie der Adler sich auf ihn herabstürzte. Er trug ihn in die Höhe und kreiste mit ihm. Er wollte ihn dann an dem Felsen zerschmettern. Als er nun aber an den Felsen heranflog und Tlē'esa dagegen schlagen wollte, stemmte dieser seinen Stab gegen den Felsen und entkam so unverletzt. Er spie etwas rothe Farbe, die er in den Mund genommen hatte, gegen den Felsen und da glaubten der Adler und die Brüder, es sei sein Blut. Der Adler flog nochmals in weitem Kreise mit ihm herum, um ihn gegen den Felsen zu schlagen. Wieder stemmte Tlē'esa seinen Stab dagegen und spie dieses Mal weisse Farbe gegen den Felsen. Da glaubten der Adler und die Brüder, es sei sein Gehirn. Er trug ihn dann in sein Nest und flog wieder von dannen. Die jungen Adler wollten ihn fressen. Da zeigte er aber seinen Hammer und sprach: „Nun rührt mich nicht an, sonst schlage ich Euch todt. Wenn Eure Mutter kommt, bittet sie, sie solle sich auf den Rand des Nestes setzen, und wenn sie fragt, warum Ihr mich nicht gefressen habt, sagt nicht, dass ich noch lebe!“ Die jungen Adler fürchteten sich und versprachen zu gehorchen Bald kam die Alte heim und brachte ihnen Bären und Hirsche. Als sie Tlē'esa noch im Neste liegen sah, fragte sie ihre Jungen, warum sie ihn nicht gefressen hätten. Dann flog sie wieder fort. Tlē'esa ass mit den Jungen von den Bären und Hirschen. Als nun die Alte wieder kam, baten die Jungen sie, sich an den Rand des Nestes zu setzen. Da schlug Tlē'esa sie mit seinem Hammer todt und sie fiel vom Felsen herab. Tlē'esas Brüder nahmen den Adler auf, rupften ihm die Federn aus und liessen nichts für Tlē'esa übrig. Dieser sass nun im Neste und wusste nicht, wie er wieder herunter kommen sollte. Endlich sagte er zu den jungen Adlern: „Tragt mich herunter, aber haltet mich gut fest und thut mir nicht weh, sonst schlage ich Euch todt.“ Die Adler fürchteten sich und gehorchten. Er band sich an die Adler fest und sie flogen mit ihm aus dem Neste und liessen sich langsam zur Erde hinab. Ehe er sich daran machen kommen konnte, ihnen die Federn auszurupfen, waren seine Brüder herbeigekommen und hatten sie fortgenommen.

Die Brüder wanderten weiter und gelangten zum Fraser River. Da sahen sie ein junges Mädchen an der anderen Seite des Flusses tanzen. Sie setzten sich in einer Reihe am Ufer nieder und sahen ihr zu. Sie blieben dort sitzen, bis sie in Steine verwandelt wurden.

2. Coyote.

1) Einst schien die Sonne zu heiss und verbrannte die ganze Erde. Da beschlossen die Thiere eine andere Sonne zu machen. Alle Vögel versuchten es, keiner aber ward gut befunden. Endlich rief Coyote: „Lasst es mich jetzt versuchen!" Er ging gen Sonnenaufgang und stieg den Himmel hinan. Sein Schwanz war aber so lang, dass derselbe noch nicht ganz über dem Horizont erschienen war, als sein Körper schon hoch oben am Himmel stand. Als er hoch genug war, um die Erde übersehen zu können, fing er an zu schwätzen und erzählte alles, was er sah. Da sagten die Thiere: „Nein, Du bist zu gesprächig. Du darfst nicht die Sonne sein." Endlich ward der Tsqtskna'sp (ein Klettervogel mit rothen Flügeln und Schwanz, rothen Wangen) die Sonne.

2) Vor langer Zeit war es sehr kalt auf Erden. Am oberen Theile des Flusses war ein grosser Gletscher, von dem eisige Kälte ausging. Alle Thiere zogen aus, um den Mann, welcher die Kälte machte, umzubringen, aber alle erfroren. Endlich waren nur noch Coyote und sein Vetter, der Fuchs, übrig geblieben. Coyote wollte sich aufmachen, die Kälte umzubringen, aber der Fuchs warnte ihn davor. Er hüllte sich in warme Kleider und machte sich auf den Weg. Er kam bei allen erfrorenen Thieren vorbei und je näher er dem Gletscher kam, um so kälter wurde es. Endlich sah er das Haus, aus dem die Kälte hervorkam, vor sich. Obwohl er sich noch fester in seine Decken hüllte, fror ihn sehr. Er hatte nun alle die erfrorenen Thier hinter sich und gelangte endlich an das Haus. Er konnte kaum die Kälte ertragen, ging aber doch hinein. Da erfror er und fiel todt nieder. Vier Tage lang wartete Vetter Fuchs auf ihn. Da aber jener nicht zurückkam, dachte er, er sei erfroren. Er hüllte sich in warme Kleider und machte sich auf den Weg. Er kam bei all den erfrorenen Thieren vorüber, fand aber nicht seinen Vetter Coyote. Er lief weiter und bei jedem Schritte, den er machte, sprühte Feuer unter seinen Füssen hervor. An seiner Schwanzspitze hingen Dentalien und klapperten, wenn er sich bewegte. Er nahte sich dem Hause und hörte drinnen jemand sprechen, konnte aber nichts sehen. Er ging ins Haus und trat einmal mit seinem Fusse auf. Feuer sprühte aus dem Boden und das Eis des Gletschers fing an zu schmelzen. Ein Strom Wasser lief herab und löschte das Feuer wieder aus. Da trat er nochmals auf. Wieder sprühte Feuer aus dem Boden und schmolz das Eis. Als er vier Mal aufgestampft hatte, war alles Eis geschmolzen und es wurde wieder warm. Coyote wurde nun wieder lebendig, stand auf und sprach: „Ich habe lange geschlafen." „Ja," versetzte der Fuchs, „Du warst erfroren." Der Fuchs nahm ihm unter seinen Arm und befahl ihm, ganz stille zu liegen. Als nun das Feuer ausgebrannt und das Wasser abgelaufen war, gingen sie zurück und erweckten alle Menschen zu neuem Leben.

3) Coyote blickte nun immer den Fuchs an, als wolle er etwas sagen. Dieser wusste ganz gut, was er wollte, sagte aber nichts. Endlich sprach Coyote: „Vetter, bitte, leihe mir Deinen Schwanz." Fuchs erwiederte: „Nein das thue ich nicht, Du möchtest Dir ein Leides anthun." Coyote aber versprach, gut Acht zu geben, und endlich gab der Fuchs ihm seinen Schwanz und nahm den des Coyote. Er warnte ihn aber, sich ja nicht nach dem Schwanze umzusehen, so lange er ihn trage. Coyote versprach es. Als er den Schwanz bekommen hatte, lief er damit umher und freute sich sehr an dem Gerassel der Dentalien. Endlich konnte er aber doch der Versuchung nicht widerstehen und sah den Schwanz an, um zu sehen, ob

er ihn gut kleide. Er fand, dass er sehr hübsch aussah und freute sich sehr. Als er aber nun weiter lief, fühlte er, dass er plötzlich sehr schwach wurde und sah nun, dass seine Eingeweide ihm zum After hinaus hingen. Da rief er seinen Vetter. Als dieser sah, was geschehen war, sprach er: „Aha! Du hast Deinen Schwanz angesehen!“ Er legte die Eingeweide in Coyotes Bauch zurück und nahm ihm den Schwanz wieder fort.

4) Coyote war sehr arm. Einst besuchte er seinen Vetter Fuchs, der einen schönen, mit Adlerfedern besetzten Mantel hatte. Diesen wünschte Coyote zu haben. Der Fuchs wusste sogleich, was Coyote wollte, stellte sich aber, als merke er nichts. Coyote sprach: „Ich sehnte mich nach Dir, Vetter! Deshalb komme ich, Dich zu besuchen.“ Der Fuchs antwortete nicht. Viermal wiederholte Coyote seinen Spruch, erhielt aber keine Antwort. Fuchs kümmerte sich gar nicht um ihn. Da ward Coyote böse und beschloss, Fuchs einen Streich zu spielen. Fuchs war aufgestanden und fortgegangen. Da rannte Coyote ihm nach, riss ihm seinen Mantel ab und hing ihn sich selbst um. Fuchs kümmerte sich gar nicht darum, sondern ging ruhig seines Weges. Coyote sah sich an und dachte: „Jetzt bin ich hübsch.“ Er ging nach Hause zurück, zuerst langsam. Dann fing er an zu traben, und als er lief erhob sich ein Wind, der wurde um so stärker, je schneller er lief. Die Federn seines Mantels stoben umher, und der Wind blies ihn endlich gerade in die Höhe. Als er wieder herunterfiel, kam der Fuchs gelaufen und nahm ihm seinen Mantel wieder ab. Coyote war halb todt. Fuchs sprach: „Da siehst Du, wie es Dir ergeht. Immer versuchst Du mir Streiche zu spielen und weisst doch, dass Du mir nichts anhaben kannst.“

5) Der Büffel hatte zwei Frauen. Er war so alt, dass seine Hörner fast ganz abgenutzt waren. Einst stahlen die Wölfe seine Frauen. Er wollte sie verfolgen, wusste aber nicht, wohin sie gegangen waren. Da traf ihn Coyote und verspottete ihn ob seines Unfalls. Darüber ward der Büffel böse und rannte auf den Coyote los, ihn aufzuspiessen. Dieser entfloh und der Büffel verfolgte ihn. Als nun der Coyote müde wurde, lief er in ein Loch, verrichtete seine Nothdurft und sprach zu seinen Exkrementen: werdet ein Baum. Es geschah also und er kletterte hinauf. Als der Büffel ihn nun oben im Baume sitzen sah, stiess er gegen den Baum, bis er umfiel. Unterdes hatte Coyote sich ausgeruht und lief weiter. Als er wieder müde wurde, machte er einen zweiten Baum und rettete sich darauf. Vier Mal entkam er auf solche Weise. Als der vierte Baum umfiel sprach er zum Büffel: „Nun ist es genug, Freund! Ich will Dir helfen, dass Du Deine Frauen wiederbekommst. Ich will Dich schön und jung machen.“ Der Büffel war es zufrieden. Da nahm der Coyote eines seiner Hörner und zog es aus. Als es schön und lang war, zog er das andere auch lang. So bekam der Büffel wieder schöne, scharfe Hörner. Dann machte Coyote das Haar auf seinem Kopfe schön. Er zog an seinen Beinen und an seinem Schwanze und der Büffel sah nun wieder aus, wie ein schöner junger Büffel. Da sprach der Büffel zum Coyote: „Nun will ich Dich schön machen!“ Er zog seine Schnauze lang und seither hat der Coyote eine lange Schnauze und kleine, schmale Augen. Und er zog seine Beine und seinen Schwanz lang. Dann sprach er: „Ich bin fertig, mein Genosse. Nun lass uns zum Wasser gehen und sehen, wie wir ausschauen.“ Als Büffel sich sah, war er sehr froh, Coyote aber mochte seine lange Nase gar nicht leiden. Der Büffel sprach nun: „Lass uns meine Frauen suchen. Wenn Du weisst, wo sie sind, sollst Du eine haben.“ Coyote sprach: „Siehst Du das Thal? Dort wohnen vier Wölfe. Die haben sie geraubt. Es ist sehr schwer, sie wiederzubekommen, aber lass mich nur machen. Folge mir!“ Sie

gingen das Thal hinauf. Bald sahen sie die beiden Frauen Wurzeln graben. Da machte Coyote einen dichten Nebel, so dass niemand sie sehen konnte. Sie gingen auf die Frauen zu und als sie bei ihnen waren, sprach der Büffel zu ihnen: „Ich kam Euch zu holen,“ und sie nahmen die Frauen mit. Sie kletterten einen der Berge hinauf, die das Thal begrenzten, und der Nebel folgte ihnen. Als sie oben ankamen, verschwand der Nebel. Die Wölfe vermissten bald die Frauen und folgten der Spur. Bald kamen sie den Flüchtigen näher und sahen nun den Büffel, Coyote und die Frauen. Sie holten sie ein und griffen den Büffel an. Da warf dieser sie in die Luft und schlitzte ihren Bauch auf, so dass die Eingeweide herauskamen, und der Coyote sprang vor Freude darüber hin und her. Sie gingen weiter. Bald sprach der Büffel: „Mein Genosse, hier wollen wir uns trennen! Ich versprach Dir eine meiner Frauen. Nimm diese, sie ist die beste.“ Er fuhr fort: „Ich will Dich lehren, wie Du sie behandeln musst. Wenn Du hungrig bist, kannst Du sie tödten, ein Stück Fleisch abschneiden und es rösten. Aber wenn Du sie getödtet hast, musst Du Dich auf sie setzen, ein Feuer neben Dir machen und das Fleisch kochen. Du darfst nicht aufstehen, bis Du fertig gegessen hast. Dann wird sie zugleich mit Dir wieder aufstehen.“ Coyote befolgte anfänglich die Anweisung des Büffels. Eines Tages, nachdem er seine Frau getödtet hatte, und sein Feuer nur klein brannte, dachte er aber: „Weshalb sollte ich nicht etwas Holz holen?“ Er stand auf und ging fort. Als er zurückkam, erblickte er eine alte Frau, die das Fleisch bis auf die Knochen aufgegessen hatte und nun als Fuchs von dannen lief. Da dachte er: „Ist schon meine Frau fort, so habe ich doch wenigstens ihre Knochen.“ Er sammelte sie und trug sie fort. Als er hungrig wurde, machte er sich ein Feuer und fing an die Knochen mit Steinen zu zerschlagen und das Mark zu essen. Während er noch so beschäftigt war, kam eine alte Frau des Weges und sprach: „Solche Arbeit ziemt sich nicht für einen grossen Häuptling, wie Du bist, lass mich es thun.“ Coyote sagte: „Das ist wahr,“ und gab ihr Knochen und Steine. Er legte sich ans Feuer. Als er sich umwandte, hatte die Alte fast alles Mark in ihren Korb geworfen. Coyote dachte, sie wird mir sagen, wenn sie fertig ist, und drehte sich wieder zum Feuer. Da er aber längere Zeit gar nichts hörte, wandte er sich wieder um und sah die Alte fortlaufen und dabei fressen. Er rannte hinter ihr her. Als er sie aber einholte, schlug sie ihn auf die Brust, so dass er hinfiel. Er stand wieder auf und dachte: „Das ist schlimm. Nun will ich wenigstens meine Knochen kochen und das Fett heraus sieden.“ Er nahm die Knochen, zerklopfte sie und wollte sie ins Wasser werfen, um sie zu kochen. Da kam wieder der Fuchs in Gestalt einer alten Frau einher und sprach: „Solche Arbeit ziemt sich nicht für einen grossen Häuptling, wie Du bist, lass mich es thun.“ Coyote sagte: „Das ist wahr,“ und liess sie kochen, während er sich ans Feuer setzte und darauf wartete, dass sie ihn rufen sollte. Als er sich aber umdrehte, sah er wieder einen Fuchs fortlaufen und dabei das Fett trinken. Er verfolgte ihn. Der Fuchs aber schlug ihn auf die Brust, so dass er niederfiel. Da wurde Coyote betrübt und ging von dannen. Die Frau aber stand nun wieder auf und ging zu dem Büffel zurück.

6) Coyote kam einst zu einem Hause, in dem wohnten die „Foolhen“ und ihre Kinder, das „Woodpartridge“, das Prairiehuhn und das Rebhuhn. Die Mutter war gerade ausgegangen, als er ankam. Er frug die Kinder: „Habt ihr etwas zu essen?“ Sie antworteten: „Nein wir haben nichts.“ „Wo ist denn Eure Mutter?“ „Sie ist im Walde und sucht Beeren.“ „Und Ihr habt wirklich nichts zu essen?“ „Nein, wir haben nichts.“ „Ich habe mich in den Fuss geschnitten. Könnt Ihr

mir nicht etwas Harz geben, damit ich die Wunde damit verschmiere?“ Die Kinder gaben es ihm. Da nahm er es, verklebte ihre Augen und verliess sie. Da verloren die armen Kinder sich im Walde. Als ihre Mutter nach Hause kam, fand sie sie im Walde umherlaufen und brachte sie nach Hause zurück. Sie erzählten ihr dann, dass Coyote sie so zum Besten gehabt habe. Die Alte und die Kinder folgten seiner Spur und fanden, dass er einem Pfade nachging, der an einem steilen Abhange entlang führte. Die Mutter hiess zuerst das Rebhuhn sich im Grase verbergen, ein wenig weiter versteckte sie das Prairiehuhn, noch weiter das „Woodpartridge“, und endlich verbarg sie sich selbst im Grase. Sie hatte ihren Kindern gesagt, was sie thun sollten. Es dauerte nicht lange, da kam Coyote des Weges und sofort flog das Rebhuhn dicht vor ihm auf. Er erschrak so, dass er fast die Klippe hinabgestürzt wäre. Ebenso thaten die andern. Als das „Woodpartridge“ aufflog, hielt er sich nur mit Mühe auf den Füssen. Als er weiter ging, sprach er: „Fast wäre ich aber gefallen.“ Da flog die Alte auf und er stürzte in den Abgrund. Die Hühner glaubten, er sei todt. Sie flogen hinunter und erstaunten sehr, als sie ihn noch am Leben fanden. Die Alte frug: „Was thust Du hier?“ „O,“ antwortete er, „jemand hat mich erschreckt, und da bin ich die Klippe heruntergefallen.“ Die Alte sprach: „Ich habe es gethan, weil Du meinen Kindern die Augen verklebt hast. Nun siehe, wie Du hier fortkommst. Wir werden Dir nicht helfen.“ Damit flogen sie von dannen. Als sie fort waren, stand Coyote wieder auf und lief fort.

7) Er sagte: „Ich muss etwas Spass haben. Ich will mit meinen Augen spielen.“ Damit riss er sich die Augen aus. Er warf sie dann in die Höhe und fing sie wieder. Einmal warf er sie sehr hoch. Da fing die Dohle seine Augen und flog damit fort. Da stand er nun ohne Augen und wusste nicht, was er thun sollte. Er fühlte umher und fand einen Hagebuttenstrauch. Da pflückte er einige Hagebutten und setzte sie sich als Augen ein. Er konnte nun wieder sehen und wanderte fürbas. Bald kam er an ein Loch, aus dem Rauch aufstieg. Eine alte Frau sass dort und fragte ihn, woher er komme. Er antwortete, er reise ohne bestimmten Zweck umher, und fragte, ob sie allein dort wohne. „Nein,“ antwortete sie, „ich habe vier Töchter, aber sie sind hingegangen, die Spiele anzusehen.“ „Was für Spiele?“ fragte der Coyote. „O, viele Leute tanzen dort,“ sprach sie, indem sie nach der betreffenden Stelle wies. „Warum tanzen sie denn?“ „Sie spielen um Coyotes Augen. Die Dohle hat sie gestohlen.“ „Das möchte ich sehen,“ versetzte Coyote, „zeige mir doch den Weg.“ Die Alte erfüllte seine Bitte, und er ging zu dem Platze, wo alle Tänzer versammelt waren. Die Leute sassen alle im Kreise umher. Nachdem einer mit den Augen getanzt hatte, gab er sie seinem Nachbar, der dann einen Tanz begann. Coyote setzte sich an die Thüre und wartete, bis an ihn die Reihe kam. Dann sang er zu seinem Tanze: „Wie hübsch die Augen sind. Früher habe ich nie dergleichen gesehen.“ Vier Mal tanzten sie herum. Als nun das vierte Mal an ihn die Reihe kam, nahm er die Augen und rannte zur Thür hinaus. Dann warf er sie in die Höhe und sie fielen von selbst in die Augenhöhlen zurück, wo sie sogleich festwuchsen. Die Thier verfolgten ihn, konnten ihn aber nicht einholen. Als er in Sicherheit war, setzte er sich hin und lachte, weil er seine Augen wieder hatte. Er sang: „Ich wusste, ich würde Euch besiegen. Hier habe ich meine Augen wieder. Hier habe ich mein Eigenthum wieder.“

8) Coyote kam an ein Haus, in dem er sprechen hörte. Er ging hinein, sah aber niemand. Als er der Stimme nach ging, fand er in einer Ecke des Hauses ein Haar, das sprach. Er nahm es und warf es auf den Boden. Dann hörte er

wieder sprechen, sah aber niemand. Er rief der Stimme zu: „Lass Dich sehen und gieb mir zu essen“; aber niemand liess sich blicken. Als er der Stimme nach ging, fand er einen Kamm an der Wand stecken, der sprach. Er nahm ihn und warf ihn zu Boden. Endlich fand er vier mit Oel gefüllte Lachsfelle. Er sagte: „Euch suchte ich,“ nahm sie und trank sie aus. Dann ging er weiter den Fluss entlang. Nach kurzer Zeit wurde er durstig. Da ging er zum Flusse hinab, trank und ging wieder hinauf. Nach kurzer Zeit wurde er wieder durstig. Da dachte er: „Es ist zu umständlich, immer zum Flusse hinab zu gehen, ich will am Ufer entlang gehen, dann kann ich bequemer trinken.“ Nach einiger Zeit ward ihm aber auch dies zu umständlich. Er dachte: „Ich will lieber im Wasser gehen, dann brauche ich mich nur zu bücken.“ Er that also, war aber noch immer durstig. Da ging er bis an die Brust ins Wasser. Nach kurzer Zeit war ihm auch das zu viel Mühe und er ging so tief in den Fluss, dass das Wasser ihm einfach in den Mund lief. Er trank so viel, dass er endlich platzte.

9) Coyote hatte einen kleinen Kessel im Felsen gerade dort stehen, wo der Weg den South Thompson River hinauf führte. Einst kam jemand des Weges und warf ihm den Kessel ins Wasser. Derselbe kam aber von selbst wieder. Dann stahlen ihn einige Leute. Er kam aber immer von selbst wieder zurück. Endlich aber trug jemand ihn fort und er kam nicht wieder.

10) Einst kam die Eule den South Thompson River herab. Coyote hörte sie kommen und singen: „Hī hī, ich bin es, der alle Menschen tödtet und frisst.“ Coyote hielt an und sagte zu sich: „Der ist gefährlich. Er wird mich fressen. Ich will denselben Sang singen, wie er; vielleicht fürchtet er sich dann.“ Als die beiden sich nun trafen, sprach Coyote: „Es scheint, Du bist also gerade so stark wie ich. Ich fresse auch alle Menschen. Bleib ein wenig hier und lass uns etwas spielen. Wir wollen uns übergeben und sehen, was wir im Magen haben.“ Eule war es zufrieden, und schlug vor, dass Coyote anfangen sollte. „Gut“, sagte er, „aber wir müssen die Augen schliessen, bis wir fertig sind. Oeffne Deine Augen nicht, bis ich rufe.“ Eule schloss die Augen und nun übergab sich Coyote. Er hatte nichts als Gras im Magen. Dann übergab sich die Eule und spie lauter Menschenfleisch aus. Rasch tauschte Coyote das Erbrochene aus und rief nun. Als die Eule es sah, rief sie: „Ich habe Gras gespieen“, und sie fürchtete sich vor Coyote, vor dem das ausgespiene Menschenfleisch lag. Beide wurden in Felsen verwandelt, die noch heute zu sehen sind. Ihre Mäuler sind weit offen.

3. Der Luchs und das Mädchen.

Es war einmal ein Mädchen, die wollte gar keinen Mann nehmen, obwohl viele Männer sich um sie bewarben. Sie wohnte in einem unterirdischen Hause und ihr Lager war gerade am Fusse eines Pfostens. In demselben Dorfe lebte auch der Luchs, der in einer kleinen Hütte wohnte. Dieser hätte gar zu gerne das Mädchen gehabt, wusste aber nicht, wie er sie bekommen sollte, da ihre Eltern sie stets bewachten. Eines Nachts schlich er sich auf das Haus und schlug sein Wasser dort ab, so dass es an dem Pfosten herunterlief, an dem das Mädchen lag. Es lief gerade in deren Mund. Da ward sie schwanger, und Niemand wusste, wie es zugegangen war. Sie gebar einen Knaben. Als der Knabe vier Jahre alt war, beschlossen die Eltern des Mädchens, einen Versuch zu machen, ausfindig zu machen, wer der Vater des Kindes sei. Sie setzten einen Vogel auf die Spitze der Leiter, die in ihr Haus hinabführte, und sagten allen Männern, sie sollten ver-

suchen, den Vogel mit ihren Pfeilen zu treffen. Sie versprachen dem, der den Vogel traf, ihre Tochter zur Frau. Alle schossen danach, aber keiner konnte ihn treffen. Endlich hatten alle geschossen, nur der Luchs noch nicht, der ein alter Mann war und still an seinem Feuer lag. Die Eltern des Mädchens sandten nach ihm, er aber antwortete: „Warum soll ich kommen? Die jungen Leute haben den Vogel nicht treffen können, wie sollte ich es denn vermögen? Meine Augen sind ja halb erblindet.“ Er musste aber doch endlich kommen, und man gab ihm Bogen und Pfeil. Er schoss ab, ohne einmal hinzusehen und traf den Vogel. Da schrieen Alle: „Der Luchs bekommt das Mädchen zur Frau“. Ihre Eltern machten einen Sitz für ihn neben dem Feuer bereit. Als er dort nun sass, sprachen sie zu allen Leuten: „Wir wollen unsere Tochter, ihren Mann und ihr Kind verlassen.“ Sie packten ihre Habseligkeiten auf. Dann traten sie den Luchs mit Füssen, so dass seine Knochen brachen und sein Körper ganz zerschunden wurde. Sie löschten alle Feuer aus und zogen fort. Die Grossmutter des Mädchens, die Elster, hatte aber Mitleid mit ihr. Sie legte eine glühende Kohle in eine Muschelschale, that etwas Nahrung dazu und versteckte sie. Die Leute hatten alle ihre Vorräthe, die unter Steinen versteckt waren, mitgenommen und glaubten, die drei müssten verhungern. Als die Frau nun allein da sass, fing sie an zu weinen. Sie suchte unter den Kohlen nach Feuer, fand aber nichts. Es wurde dunkel und ihr Kind weinte. Da hörte sie in der Ecke des Hauses etwas rufen. Sie ging der Stimme nach und fand die Muschel, welche sie gerufen hatte. Da nahm sie die Kohle und die Nahrnngsmittel und machte sich ein Feuer. Als sie die Nahrungsmittel kochte, wurden dieselben soviel, dass sie und ihr Kind vollauf zu essen hatten. Als sie satt waren, schritt sie viermal über den Luchs fort, und sofort war derselbe wieder gesund. Nur sein Gesicht war noch ganz zerschunden. Sie strich mit der Hand über seinen Kopf(?), und derselbe ward auch wieder ganz heil. Dann ging er auf Jagd und erlegte viel Wild. Dann machte er, dass tiefer Schnee fiel und die Leute, welche sie verlassen hatten, nichts fangen konnten, so dass sie bald grosse Noth litten. Er selbst aber hatte Fleisch in Hülle und Fülle. Seine Frau trocknete es und legte viele Verstecke an. In eines, das für die Elster bestimmt war, that sie die besten Stücke; für die anderen bewahrte sie nur Haut und Knochen, für den Coyote Füsse, Magen und Eingeweide. Nach einiger Zeit kam die Elster zu dem verlassenen Dorfe, um sich nach ihrer Enkelin umzusehen. Sie fürchtete schon, jene sei todt, und war sehr erstaunt, als sie den Knaben entdeckte, der mit einem schneeweissen Balle spielte. Bald sah sie, dass der Ball aus Hirschfett gemacht war. Sie versteckte sich, und als der Ball an ihr vorüberrollte, sprang sie darauf los und frass ihn. So hungrig war sie. Da weinte der Kleine: „Die Elster hat meinen Ball gestohlen.“ Als der Luchs das hörte, kam er aus dem Hause und sagte zu ihr; „Warum nahmst Du den Ball meines Sohnes? Wenn Du hungrig bist, komme in's Haus, ich will Dir zu essen geben.“ Sie gingen hinein und gaben ihr Fleisch und Fett. Als die Elster sich satt gegessen hatte, trug sie, was übrig blieb, nach Hause, um es ihren Kindern zu geben. Sie pflückte Flechten von Tannen ab und röstete sie. Diese gab sie dann ihren Kindern mit Hirschfett zu essen. Als sie das Essen vertheilte, riefen die Kinder: „Du hast meinem Bruder mehr gegeben, als mir“, und zankten sich. Der Rabe, der mit im Hause wohnte, und dieses hörte, fragte: „Wovon redet Ihr da?“ Die Elster sagte: „O, es ist nichts, die Kinder zanken sich nur.“ Da setzte der Rabe sich wieder an's Feuer und schlummerte. Er blinzelte aber hinüber und sah nun, dass die Kinder Hirschfett assen. Da sprang er auf und rief: „Woher habt Ihr das

Fett bekommen?" Die Alte erzählte nun, dass der Luchs Nahrungsmittel in Hülle und Fülle habe. Dann gingen alle zu den Verlassenen zurück; der Luchs gab Jedem die Vorräthe, die er für ihn aufgespeichert hatte, und jagte dann für sie.

4. Das Kaninchen.

Das Kaninchen und seine Grossmutter lebten in einem unterirdischen Hause. Neben ihnen lebte der graue Bär, der zwei Kinder hatte. Einst hatte das Kaninchen nichts zu essen und sprach zu seiner Grossmutter: „Ich werde zum Verstecke des Bären gehen und mir stehlen, was ich nöthig habe." Die Grossmutter warnte es, es hörte aber nicht. Es plünderte das Versteck und liess nichts drinnen, als einen Korb voll Wespen und einen voll Ameisen. Als es nach Hause kam, hiess es seine Grossmutter kochen und braten und gab ein grosses Fest. Am nächsten Morgen ging der Bär an sein Versteck und fand, dass es ganz ausgeplündert war. Er fragte alle seine Nachbarn, ob sie wüssten, wer es gestohlen habe, erhielt aber keine Auskunft. Endlich ging er zum Kaninchen: „Jemand hat mein Versteck geplündert", sprach er. Kaninchen versetzte: „Jemand hat mein Versteck geplündert". Bär fuhr fort: „Ich frage Dich, Kaninchen! Weisst Du nicht, wer es gethan hat?" Dieses erwiederte: „Ich frage Dich, Kaninchen! Weisst Du nicht, wer es gethan hat?" Nun ward der Bär zornig und sprach: „Ich glaube, Du hast es gethan." „Ja", rief da das Kaninchen, „ich habe es gethan. Ich stahl es und habe alles aufgegessen." Da wurde der Bär zornig und wollte mit dem Kaninchen kämpfen. Dieses steckte seine Grossmutter unter einen Korb, legte seinen Mantel an und riss sich ein Bein aus, das es als Hammer gebrauchte. Dann warf es Tannenholz in's Feuer, dass sein Haus ganz voll Rauch wurde, und fing an zu kämpfen. Es sprang um den Bären herum. Einmal ergriff dieser es und quetschte es. Es sprang aber wieder fort und hielt den Bären so in Athem, dass er endlich müde wurde. Da schlug es ihn mit seinem Hammer todt und tödtete dann auch die jungen Bären.

5. Die Moschusratte.

Tsatl hatte einen Enkel, die Moschusratte. In demselben Dorfe, in dem sie wohnten, lebte auch ein Häuptling, der hatte eine sehr schöne Tochter. Jeder wollte sie heirathen und auch die Moschusratte wünschte sie zu haben. Sie war aber sehr hässlich und alle Mädchen verspotteten sie. Das Mädchen war gerade mannbar geworden und wohnte noch in ihrem Häuschen. Eines Tages, als die Moschusratte um das Häuschen herumstrich, hörte sie das Mädchen singen: „Die Moschusratte hat kleine Aeuglein. Ihr Schwanz ist platt und ihre Beine krumm. Ihr Bauch ist dick!" Kurz, sie verspottete die hässliche Gestalt der Ratte. Da beschloss diese, sich zu rächen. Sie ging nach Hause und machte sich Schneeschuhe, wie alle möglichen Stämme dieselben gebrauchen Dann machte sie sich Pfeile von allen möglichen Stämmen. Als es Nacht wurde, legte sie nach einander die Schneeschuhe an und lief um die Hütte herum, in der das Mädchen war. Dann nahm sie Bogen und Pfeile und erschoss sie mit all den Pfeilen. Die Mutter des Mädchens sandte am nächsten Morgen ihre jüngste Tochter Tsk'a'noya (= ein wenig thöricht) zu ihrer Schwester, ihr Feuer zu bringen. Die Kleine ging zur Hütte, rief ihre Schwester, erhielt aber keine Antwort. Da öffnete sie die Thür und sah nun ihre Schwester von vielen Pfeilen durchbohrt daliegen. Sie

lief zu ihrer Mutter und erzählte ihr, was sie gesehen. Da liefen alle Leute zusammen. Sie sahen nun die Spuren der Schneeschuhe der feindlichen Stämme und erkannten deren Pfeile. Daher glaubten sie, diese hätten einen Ueberfall gemacht und das Mädchen getödtet. Sie brachten den Leichnam in's Haus und riefen die Krankenbeschwörer, um zu versuchen, sie zu heilen; doch all' ihre Versuche waren vergeblich. Endlich riefen sie die Moschusratte, die bei ihrem Feuer lag und schlief. Sie hatte schon darauf gewartet und sich vorher viele Löcher am Ufer eines Sees gegraben. Sie ging in's Haus und fing gleich an zu tanzen und zu singen. Sie sang: hē ōinē' ōine' hē, und kletterte die Leiter des Hauses hinauf. Dann kam sie wieder herunter und sprach: „Beinahe hätten die Geister etwas zu mir gesagt." Da riefen alle: „Tanze noch einmal". Sie sang wieder: hē ōinē' oinē' hē, und kletterte die Leiter hinauf. Als sie wieder herunter kam, sprach sie wieder: „Beinahe hätten die Geister etwas zu mir gesagt." Sie tanzte zum dritten und vierten Male. Beim vierten Male kletterte sie die Leiter ganz hinauf und sang, als sie oben sass: „hē ōinē' ōinē' hē. Ich habe das Mädchen getödtet" und rannte fort. Da verfolgten alle Thiere sie: der Fuchs, der Hase, der Coyote, der Wolf und der Adler. Als sie die Ratte fast eingeholt hatten, sprang sie in den See. Coyote sprang ihr nach und glaubte sie gefasst zu haben. Es war aber nur ein Bündel Wasserpflanzen. Sie tauchte bald hier, bald da auf und schwamm bald zu diesem, bald zu jenem Loche und sang weiter: „Ich habe das Mädchen getödtet." Die Thiere konnten sie nicht fangen.

6. Die Bergziegen.

Es war einmal ein alter Mann in Kamloops, der ging auf Bergziegenjagd. Er kletterte auf den Bergen umher und ward endlich müde. Da legte er sich schlafen und hörte im Traume zwei schöne Frauen sich nahen und singen. Er wachte auf und erblickte wirklich zwei Frauen. Sie traten zu ihm und sprachen: „Wir haben Dich gesucht. Komme mit uns!" Der Alte antwortete nicht. Da forderten sie ihn nochmals auf mitzugehen und als sie ihn viermal aufgefordert hatten, stand er auf und begleitete sie. Die Frauen waren in Wirklichkeit Bergziegen. Er hing seinen Bogen und seinen Köcher mit den Pfeilen an eine kleine Fichte. Bald gelangten sie an eine steile Klippe. Die Frauen sagten, das sei ihre Heimath und fingen an hinaufzuklettern. Der Mann konnte ihnen nicht folgen. Da drehten sie um, gaben ihm ein Paar Schuhe, und er konnte nun leicht hinaufklettern. Als sie oben ankamen, zeigten ihm die Frauen ihr Haus auf einer nahen Klippe und er ging mit ihnen hinein. Da sah er viele Böcke und Ziegen umher liegen und er wurde selbst in einen Bock verwandelt. Nachts wollte er bei den zwei Ziegen schlafen, sie aber sagten ihm, er müsse warten, bis die Brunstzeit komme. Als die Brunstzeit kam, kämpfte er mit den Böcken und schlug alle aus dem Felde. Er hatte alle Ziegen für sich. Nach einiger Zeit sagten diese zu ihm: „Die Brunstzeit ist wieder um, und Du darfst nicht mehr zu uns kommen." Nun kamen auch alle die anderen Böcke zurück. Nach einiger Zeit bekam der Mann Heimweh. Die Ziegen merkten es bald und fragten ihn, was ihn so betrübt mache. Er aber lag da und antwortete gar nicht. Da sprachen sie: „Du sehnst Dich nach Hause zurück. Wir wollen Dich hinbringen. Merke auf! Künftighin darfst Du nie wieder junge Bergziegen schiessen, Sie werden Dich kennen und mit Dir spielen. Uns Alte aber darfst Du schiessen. Wenn Du einen steilen Fels erklimmen willst, so speie nur in Deine Hände und auf Deine Füsse." Sie brachten ihn in

die Nähe des Dorfes. Die Leute hatten ihn längst verloren gegeben und vergeblich auf den Bergen nach seiner Leiche gesucht. Anfänglich konnte er nicht zum Dorfe zurückkehren, da er unwillkürlich immer wieder floh, sobald er Menschen witterte. Endlich aber wurde er entdeckt. Die Leute sahen ihn vor dem Dorfe sitzen und sprachen zu einander: „Sieht der nicht gerade aus, wie der Mann, der in den Bergen verloren ging?“ Sie holten ihn zurück und nach einiger Zeit erzählte er seine Erlebnisse. Wenn er nun jagen ging, liefen ihm die jungen Bergziegen immer entgegen.

7. Der Lachsfischer.

Es war einmal ein alter Mann, der fing immer Lachse mit einem Speer, der mit rothen Spechtfedern besetzt war. Der Specht Tsk·usk·oa'sp sagte zu den anderen Vögeln: „Lasst uns seinen Speer stehlen.“ Zuerst sandten sie den Vogel TsutsuspEla'n aus. Derselbe verwandelte sich in einen Lachs und schwamm auf den Alten zu, der sich aber gar nicht um ihn kümmerte. Dann sandten sie den Vogel Tsk·oä'k·En aus. Auch er verwandelte sich in einen Lachs und schwamm auf den Alten zu, der sich aber nicht um ihn kümmerte. Ebensowenig hatte Tsk·usk·oa'sp selbst Erfolg. Endlich sandten sie den schwarzen Specht mit rothem Kopfe, Tsuqk·i'n, aus. Auch er verwandelte sich in einen Lachs und schwamm auf den Alten zu. Da warf dieser ihn mit seinem Speer und zog ihn an's Land. Tsuqk·i'n aber brach die Speerspitze ab und schwamm damit von dannen. Da wurde der Alte sehr betrübt. Er ging den Fluss hinab und fragte Jedermann, ob er nicht einen Lachs gesehen habe, der seinen Speer abgebrochen und fortgenommen habe, und versprach grossen Lohn, wenn er den Speer wiederbekäme. Endlich kam er auch zu Tsuqk·i'n, der wieder seine natürliche Gestalt angenommen hatte. Er fragte ihn: „Hast Du nicht einen Lachs gesehen, der mit meinem Speer fortgeschwommen ist?“ Tsuqk·i'n antwortete: „Was willst Du mir geben, wenn ich ihn Dir wieder verschaffe?“ „Was Du willst. Ich habe vier Mäntel, davon kannst Du Dir einen aussuchen.“ Er zeigte sie ihm der Reihe nach, und Tsuqk·i'n wählte den letzten, der ganz mit rothen Federn besetzt war. Er nahm ihn und gab ihm den Speer zurück. Er war sehr eitel auf den Mantel und ging nun mit den anderen Vögeln wieder den Fluss hinab. Unterwegs sahen sie eine Forelle halb todt am Ufer liegen. Tsuqk·i'n sandte Tsk·usk·oa'sp hinab, sie zu fangen. Die Forelle lockte ihn weiter und weiter in den Fluss, ergriff ihn dann und trug ihn den Fluss hinauf, wo er mit ihm in einem Felsen verschwand. Es war in Wirklichkeit der Wassergeist OkElmuqō'luq, der nur die Gestalt einer Forelle angenommen hatte. Da gingen die Vögel ihnen nach, um ihren Genossen zu befreien. Als sie zu dem Felsen kamen, in dem die Forelle mit Tsk·usk·oa'sp verschwunden war, hiess Tsuqk·i'n TsutsupEla'n mit dem Schnabel gegen den Felsen schlagen und dabei rufen: „ām Tsuqk·i'n“. Der Vogel rief aber seinen eigenen Namen und schlug daher seinen Schnabel an dem Felsen platt. Ebenso erging es Tsk·oä'k·En, der auch, statt zu rufen, wie ihm aufgetragen war, ām Tsk·oä'k·En rief. Da schlug Tsuqk·i'n selbst gegen den Fels und rief dazu: „ām Tsuqk·i'n“. Sofort öffnete sich ein Spalt und er sah nun Tsk·usk·oa'sp halb todt drinnen in einer Höhle liegen. Er schlug noch einmal gegen den Fels, da öffnete sich der Spalt weit genug, um ihn einzulassen. Er ging hinein, kämpfte mit OkElmuqō'luq, tödtete ihn und nahm Tsk·ursk·oa'sp mit nach Hause zurück.

8. Der Spieler.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne und zwei Töchter. Der jüngste Sohn war ein Spieler und verlor alles, was er selbst und seine Schwestern und Brüder besassen, endlich sogar seiner Schwestern Schuhe. Da er nun nichts mehr zu verlieren hatte, hörte er auf zu spielen. Er war so arm, dass er nichts zu essen hatte und aus Hunger die Steine ableckte und verschluckte, mit denen die anderen Leute gekocht hatten. Da beschloss er fortzuwandern und machte sich eines Nachts auf, ohne dass Jemand es merkte. Er wanderte fürbass, ohne zu wissen, wohin er ging. Endlich kam er an ein Haus. Da wohnte eine alte Frau. Sie sprach: „Du bist ein Fremder.“ „Ja, ich bin ein Fremder“, antwortete er. „Wohin gehst Du?“ „Ich weiss es nicht.“ Sie gab ihm zu essen und er schlief in ihrem Hause. Am nächsten Morgen sagte die Alte: „Wenn Du weiter wanderst, wirst Du zwei Frauen singen hören. Achte ja nicht auf sie, sondern gehe ruhig Deines Weges, bis Du einen alten Mann triffst“. Und sie sagte ihm, was er dort thun solle. Er ging weiter und bald hörte er die Frauen singen. Er aber dachte daran, was die Alte gesagt hatte, und ging ruhig seines Weges. Bald traf er einen alten Mann, der allein in einem Hause wohnte. Da dachte er: „Das ist Tsūisk·a'lemuQ (Menschenfresser), von dem mir die Frau erzählt hat.“ Er sah, dass derselbe vor seinem Hause Menschenfleisch trocknete. Der Alte rief ihm zu: „Hollah, Du bist ein Fremder“. Er versetzte: „Ja, ich bin ein Fremder, Grossvater.“ „Wohin wanderst Du?“ „Ich weiss es nicht“. Da fing der Alte an zu brummen. Der junge Mann aber bat: „Thue mir nichts zu Leide, Grossvater, ich bin ein armer Mann.“ Viermal brummte der Alte, that ihm aber nichts zu Leide. Er hatte vier Kisten im Hause. Die alte Frau hatte ihm gesagt, der Alte werde ihm etwas aus den Kisten anbieten. Er solle nur aus der letzten nehmen. Der Alte deutete nun auf die erste Kiste und fragte: „Kommst Du, um dies hier zu holen?“ Der Fremde verneinte. Da öffnete der Alte die Kiste und der Fremde sah, dass Menschenköpfe darin waren. Ebenso lehnte er ab, etwas aus der zweiten und dritten Kiste zu nehmen, in denen auch Menschenköpfe waren. Als ihm der Alte nun die vierte Kiste anbot, nahm er sie an. Da zog jener einen wunderschönen Kopf heraus, der ganz mit rothen Federn bedeckt war. Er schnitt den jungen Mann auf und nahm die Steine aus seinem Magen, die er verschlungen hatte. Er wusch ihn und setzte ihm den schönen Kopf auf. Er gab ihm 4 Fellmäntel und nannte ihn Sk·o'ts. Früher war der junge Mann sehr hässlich gewesen. Er war den Mädchen so zuwider gewesen, dass, wenn er zufällig ihren Mantel berührte, sie das Stück herausschnitten, das er angefasst hatte. Zehnmal war ihm das passirt, und er hatte alle die Stücke seiner Mutter zum Aufbewahren gegeben. Ehe der Alte ihn zurücksandte, sagte er: „Als Du herkamst, sahest Du zwei Mädchen, die immer sangen. Jeder will sie heirathen, aber keiner kann sie bekommen. Jetzt gehe Du hin. Du sollst sie haben.“ Der junge Mann freute sich sehr. Er ging zurück und hörte sie wieder singen. Da ging er auf sie zu. Die Mädchen lachten ihn an, als sie ihn sahen, so schön war er. Sie wurden seine Frauen, und er nahm sie mit nach Hause. Sie sangen immer weiter und sagten zu dem jungen Manne: „Ihr dürft unserer nicht müde werden, denn wir müssen immer singen.“ Er gelangte Nachts zu Hause an, stieg mit seinen Frauen hinunter und stiess seinen Vater an. Als dieser ihn sah, weckte er seine Frau. Alle standen auf und machten ein Feuer. Sie freuten sich, zu sehen, wie schön ihr Sohn geworden war und wie schön seine Frauen waren. Als die Leute ihn am anderen Morgen sahen, sagten sie: „Wir haben so lange nicht gespielt. Lasst uns einmal wieder spielen.“ Der junge Mann war einverstanden. Coyote dachte schon: „Ich werde seine Frauen

gewinnen.“ Sie fingen an und Sk·oō'ts verlor all seine Sachen und auch die seiner Frauen. Er hatte nur noch einen Stab. Da zeigte ihm seine Frau, wie er spielen sollte, und er gewann nun alles zurück und gewann dann auch die Sachen der anderen Leute. Seine Frauen sagten ihm: „Alle die Mädchen, die früher nichts von Dir wissen wollten, werden Dich jetzt haben wollen. Achte aber nicht auf sie, sondern stosse sie zurück, wenn sie Dich anfassen.“ Die Mädchen gingen zu seiner Mutter und sagten, sie möchten ihn zum Manne haben. Als sie es ihm nun sagte, antwortete er nur: „Ich glaube, sie wollen nur die Stücke Fell haben, die sie aus ihren Mänteln geschnitten.“ Er liess es ihnen geben, verspottete sie und jagte sie fort.

9. Der Mond.

Der Mond war einstens ein Mann. Er hatte zwei Frauen, Wā'ela und Tsitā'eka. Die erstere gebar ihm zwei Kinder, die andere blieb kinderlos. Daher liebte er sie mehr, als Wā'ela, und endlich kümmerte er sich gar nicht mehr um die letztere. Eines Abends, als er bei Tsitā'eka war, fragte ihn Wā'ela: „Wohin soll ich denn mit Deinen Kindern gehen?“ Dreimal fragte sie ihn, der Mann antwortete ihr aber gar nicht. Als sie ihn nun zum vierten Male fragte, ward er zornig und rief: „Setze Dich auf meine Augen!“ Da sprang sie auf seine Augen und dort sehen wir sie noch heute im Monde sitzen. Dort sieht man auch deutlich den Mann, seine Beine und ein Bündel, das er auf dem Rücken trägt.

10. Die Lumme.

Die Lumme war einst ein grosser Spieler. Sie verlor alles bis auf eine Halsschnur aus Dentalien. Endlich verlor sie auch diese an den Kranich. Sie wollte sie aber nicht hergeben, sprang in's Wasser und seither hat sie einen weissen Ring um den Hals.

II. Sagen der Ntlakyapamuq. Gesammelt in Lytton.

1. Die Sonne.

Ein Mann hatte zwei Töchter. Eine derselben heirathete, die andere aber wies alle ihre Bewerber ab. Eines Tages sprach ihre Schwester: „Warum bist Du so stolz? Du willst wohl die Sonne heirathen.“ „Ja“, versetzte die andere, „ich will die Sonne heirathen.“ Sie machte sich viele Mäntel und Schuhe und machte sich dann in Begleitung einer Sklavin auf, die Sonne zu suchen. Viele Tage und viele Monde gingen sie dem Sonnenaufgang entgegen. Wenn sie zu einem See kamen, schwammen sie darin und wuschen sich mit Cederzweigen. Endlich kamen sie zu einem Meere. Als sie zum Ufer hinabgestiegen waren wussten sie nicht, wohin sie sich wenden sollten. Nach einiger Zeit sahen sie die Sonne aus dem Wasser hervorkommen. Da nahm sie ein grosses Fell, warf es auf's Wasser und ging darüber fort der Sonne entgegen. Ihre Sklavin blieb am Ufer. Die Herrin sah bald, dass die Sonne aus ihrem unterirdischen Hause hervorkam. Als sie fort war, ging das Mädchen hinein und schlief dort den ganzen Tag. Dann versteckte sie sich. Abends, bei Sonnenuntergang, trat plötzlich ein Mann in's Haus. Er liess die Sonne draussen und steckte den Stock, an dem sie befestigt war, in die Erde. Er entdeckte die Fremde nicht. Nachdem der Mann am folgenden Morgen wieder ausgegangen war, ging das Mädchen an's Ufer zurück und holte die Sklavin. Sie reinigten das Haus, und als der Mann Abends zurückkehrte, fand er die beiden Mädchen. Er hatte nie zuvor eine Frau gesehen und ward anfänglich zornig. Dann aber gab er sich zufrieden und

heirathete das Mädchen. Sie hatten einen Sohn und nach einiger Zeit kehrte sie zu ihrer Heimath zurück.

2. Qoē'qtlk·otl.

Tᴇmtli'psᴇm (ein Vogel) hatte zwei Frauen, die graue und die schwarze Bärin. Von jeder derselben hatte er vier Kinder. Eines Tages tödtete die graue Bärin ihren Mann und die schwarze Bärin. Als die Kinder der letzteren das sahen, flohen sie nach Bittanny. Damals lebte ein Mann, Namens Sk·oinē'ek·a, bei Lytton. Er tödtete die alte graue Bärin. Nach einiger Zeit verliessen die vier jungen Männer Bittanny und wanderten den Fluss hinauf. Qoē'qtlk·otl war jetzt erwachsen. Er verwandelte alle schlechten Menschen, die er traf, in Felsen. Als die Brüder nach Nk·ā'ya (am linken Ufer des Fraser River gerade unterhalb des Thompson River) kamen, trafen sie einen Mann, Namens G·ōk·oē'la, der von Lillooet herabgekommen war. Er verwandelte ebenfalls alle schlechten Menschen in Steine. Als G·ōk·oē'la und Qoē'qtlk·otl einander trafen, wollten sie versuchen, wer der stärkste von ihnen sei. Sie versuchten sich gegenseitig zu verwandeln, fanden aber, dass sie gleich stark waren. Sie wurden Freunde und trennten sich dann. Der eine ging den Fluss hinauf, der andere den Fluss hinab. Qoē'qtlk·otl gelangte nach Mᴇtslait am Thompson River. Dort traf er den Riesen Qaaqa', welcher Lachse fing. Qoē'qtlk·otl verwandelte sich in einen Lachs und schwamm zu der Stelle, wo Qaaqa' fischte. Als letzterer ihn sah, warf er seinen Fischspeer nach ihm. Das war gerade, was Qoē'qtlkotl gewünscht hatte. Er brach die Spitze des Speeres ab und schwamm damit zu seinen Brüdern zurück. Dann nahm er seine frühere Gestalt an und erstieg mit seinen Brüdern den Berg, an dessen Fusse Qaaqa' stand. Sie warfen ihn mit Erde. Er liess sich aber nicht stören. Am folgenden Morgen sahen sie ihn noch ebenso dastehen, wie am vorhergehenden Tage. Den Platz, an dem dies geschah, kann man noch heute erkennen. Es ist der grosse Bergrutsch von Nekā'mᴇn. Qaaqa' ging endlich in sein unterirdisches Haus. Ihn kränkte der Verlust seines Speers. Nach einiger Zeit gingen die Brüder hinab und traten in sein Haus. Sie fanden ihn trotzig im Bette liegend. Der jüngste der Brüder sprach: „Lasst uns hier unseren Lachs kochen.“ Da dachte Qaaqa': „Gewiss ist das der Lachs, den ich verloren habe.“ Er stand auf und ging auf Qoē'qtlk·otl zu, welcher ihm die Speerspitze zeigte und sagte: „Siehe, was ich gefunden habe.“ Er gab die Spitze an Qaaqa' zurück, welcher sich sehr freute.

Die Brüder wanderten weiter und Abends schlugen sie ein Lager auf. Qoē'qtlk·otl lag dicht am Feuer. Er trug immer eine Mütze aus Biberfell. Der älteste Bruder nahm sie ihm fort und warf sie ins Feuer. Da fing der Fluss an zu steigen. Die drei älteren Brüder fürchteten sich sehr und erstiegen einen Berg. Qoē'qtlk·otl aber blieb ruhig beim Feuer liegen. Die älteren Brüder sahen ihn vom Gipfel des Berges aus dort liegen, obwohl die Flut das Land rings umher bedeckte. Nach einer Weile liess Qoē'qtlk·otl den Fluss wieder fallen.

Als die Brüder sich eines Tages einem Dorfe näherten, verwandelte Qoē'qtlk·otl sich in einen Hund. Sie gingen ins Dorf und die drei älteren Brüder heiratheten drei Mädchen. Eines Tages sah man einen schwarzen Bären nahe dem Dorfe. Der älteste Bruder nahm seinen Knochenpfeil und seinen Bogen und wollte ihn erlegen. Der Bär tödtete ihn aber. An den folgenden Tagen zeigte der Bär sich wieder und der zweite und der dritte Bruder hatten das gleiche Schicksal. Als der Bär sich am vierten Tage wieder sehen liess, ging der Hund aus, ihn zu tödten. Er holte ihn bald ein und sprang gerade über ihn fort. Da brach der Bär in zwei Stücke. Der Hund lief ins Dorf zurück und sprang über alle Leute, die gleich-

falls zerbrachen. Dann sprang er über die Leichen seiner Brüder fort und rief sie so ins Leben zurück. Die drei Brüder wurden dann in Steine verwandelt.

Einst traf Qoē'qtlk·otl einen Mann, der ganz allein lebte. Da verwandelte er einen Baumwollenbaum und eine Birke in Frauen und gab sie ihm.

Fast jeder Fels im Cañon des Fraser River ist der Träger einer Sage, die auf Qoē'qtlk·otl Bezug hat. Alle sind verwandelte Menschen, Thiere oder Boote.

3. Der Krieg mit dem Himmel.

Ich erhielt nur ein unbedeutendes Bruchstück dieser wichtigen Sage: Die Vögel wollten den Himmel mit Krieg überziehen und schossen ihre Pfeile gegen das Himmelsgewölbe ab, um eine Kette zu machen, an der sie hinaufklettern wollten. Keiner war aber im Stande, den Himmel zu erreichen. Endlich nahm der Vogel Tcitu'c seinen Bogen und seine Pfeile, und er traf das Himmelsgewölbe. Dann machte er eine Kette von Pfeilen, die bis zur Erde herabreichte, und alle Thiere kletterten daran in die Höhe. Später brach die Kette, als nur die Hälfte aller Thiere glücklich wieder unten angekommen war.

4. Der Knabe und die Sonne.

Vor langer Zeit lebten viele Menschen in Lytton. Unter ihnen war auch ein Knabe, der sich immer mit all seinen Altersgenossen zankte und viel Unruhe und Unheil stiftete. Endlich wurden seine Eltern seiner überdrüssig und beschlossen, ihn zu verlassen. Der Häuptling befahl seinen Altergenossen mit ihm in den Wald zu gehen, und beim Spiel dessen Augen mit Harz zu verkleben. Die Knaben gehorchten und führten jenen ins Dorf zurück, nachdem seine Augen verklebt waren. Dann hiess der Häuptling die Leute alle Sachen aufpacken und sie zogen nach Bittanny. Ausser dem Knaben liessen sie eine alte blinde und lahme Frau zurück. Nach einiger Zeit schmolz das Harz und der Knabe konnte wieder sehen. Er blickte sich um, fand aber niemand. Da fing er an zu weinen, denn er merkte, dass seine Verwandten ihn verlassen hatten. Er ging in jedes Haus und fand endlich die alte Frau. Sie sagte ihm, dass man ihn verlassen habe, weil er so viel Unruhe gestiftet habe. Der Knabe machte sich nun Schlingen und fing Elstern, Mäuse und Ratten, von denen er und die alte Frau kümmerlich lebten. Er machte dreierlei Mäntel aus den Fellen, einen aus Elsterbälgen, einen aus den Mäusefellen und einen aus Rattenfellen. Er legte die Mäntel auf das Dach ihres Hauses. Als der Sonnenmann dieselben erblickte, stieg er vom Himmel herab und sprach zu dem Knaben: „Ich will Dir meinen Bogen geben, gieb Du mir dafür die Mäntel.“ Der Knabe war zufrieden und erlegte von nun an alles, was er haben wollte, so dass er sehr reich wurde. In Bittanny, unter seinen Landsleuten, herrschte aber grosse Noth. Einst sandte der Häuptling einen Sklaven nach Lytton, um zu sehen, ob der Knabe todt sei. Dieser war sehr erstaunt, ihn noch am Leben zu finden und zu sehen, wie reich er geworden war. Als er dem Häuptling berichtete, was er gesehen, kehrte der ganze Stamm nach Lytton zurück und der Knabe vertheilte viele Nahrungsmittel unter die Leute.

5. Der Coyote.

Nkia'p, der Coyote, hatte einen Sohn. Dieser hatte zwei Frauen. Coyote wünschte sehr, eine derselben für sich zu haben. Daher suchte er seinen Sohn aus dem Wege zu räumen. Eines Tages schickte er ihn aus, einen Vogel zu fangen, der auf einem Baume sass Als der junge Mann nun auf den Baum kletterte, machte Coyote, dass derselbe wuchs, bis er den Himmel berührte. Da

sprang der junge Mann von dem Baumwipfel in das Himmelsland, und der Baum schrumpfte sofort wieder zu seiner früheren Grösse zusammen. Er fand sich auf einem Pfade, dem er folgte. Rechts und links sah er viele glänzende Punkte. Erst glaubte er, es seien essbare Wurzeln, und wollte sie graben. Dann aber sah er, dass es Löcher waren, und dass der Wind hindurch pfiff. Es waren die Sterne. Lange Zeit wanderte er voran, ohne irgend ein lebendes Wesen zu treffen. Endlich kam er zu einer Stelle, an der Bäume gefällt waren. Dort traf er zwei alte, blinde Frauen, die Rebhühner. Eine sprach zur anderen: „Ich rieche etwas Schlechtes. Ich glaube es ist Tl'iksᴇ'mtᴇm (= der Kletterer).“ Als Tl'iksᴇ'mtᴇm das hörte, ward er zornig. Er warf die Frauen in die Luft und verwandelte sie in Vögel. Er wanderte noch weiter und traf einen alten Mann und eine alte Frau, die Spinne. Sie begrüssten ihn freundlich und sprachen: „Dein Vater ist sehr schlecht, dass er an Dir so gehandelt hat.“ Tl'iksᴇ'mtᴇm war erstaunt, dass sie wussten, wie er in den Himmel gelangt war. Er blieb bei ihnen und jagte Hirsche für sie. Mittlerweile machte ihm die Spinne ein Seil. Nach einiger Zeit bekam er Heimweh; er legte sich ins Bett und die Alten konnten ihn nicht dazu bewegen, Nahrung zu sich zu nehmen. Da sprachen sie: „Wir wollen Dich zur Erde zurücksenden,“ thaten den jungen Mann nebst einem reichlichen Vorrath von getrocknetem Fleisch in einen kleinen Korb, den sie an das Seil banden. Ehe sie ihn hinabliessen, sagten sie: „Oeffne Deine Augen nicht, so lange Du im Himmel bist und wenn Du an den Wolken, den Bergen und Bäumen vorbeifährst, sondern warte, bis Du am Boden anlangst. Dann öffne den Korb, knüpfe ihn los und ziehe am Seil, damit wir es einziehen können.“ Der junge Mann gehorchte, und als er unten angekommen war, zogen die Spinnen das Seil ein. Er war in Lytton zur Erde gekommen, traf daselbst aber niemand, da alle Leute nach Bittanny gezogen waren.

Die Frau, welche Coyote gestohlen hatte, hatte einen Sohn. Sie beweinte beständig den Tod ihres Mannes. Als dieser nun von Lytton nach Bittanny wanderte, sah das Kind ihn kommen. Es rannte zu seiner Mutter und sagte: „Vater kommt!“ Die Mutter glaubte ihm nicht. Als er aber endlich kam, freute sie sich sehr. Coyote stellte sich, als freue er sich sehr über die Rückkunft seines Sohnes. Dieser dachte aber nach, wie er sich rächen könne. Einst waren die Jäger sehr unglücklich gewesen und es herrschte Mangel im Dorfe. Da ging Tl'iksᴇ'mtᴇm aus und tödtete viele Hirsche. Er brachte nicht alles Wild nach Hause, sondern bat seinen Vater, ihm zu helfen, es zurückzubringen. Er gab ihm ein altes fauliges Strick mit, das Wild zusammenzubinden. Als Coyote nun über den Fluss ging, liess Tl'iksᴇ'mtᴇm denselben steigen und Coyote ertrank. Sein Leichnam trieb in ein Lachswehr, das vier Frauen gehörte. Dort verwandelte er sich in ein kleines Brett. Als die Frauen das Brettchen sahen, sprach eine von ihnen: „Das ist gut, wir wollen eine Schüssel daraus machen.“ Sie nahmen es nach Hause und legten etwas Lachs darauf. Kaum hatten sie ihn aber hingelegt, da war derselbe verschwunden. Das Brett hatte ihn gefressen. Da warf die jüngste der Frauen es ins Feuer. Coyote nahm nun die Gestalt eines kleinen Kindes an und schrie. Die Frauen nahmen es auf und behielten es als Sklaven. Als er grösser geworden war, liessen die Frauen ihn immer als Wächter zu Hause, während sie gingen Beeren zu pflücken. Sie hatten zwei Körbe, in denen sie den Nebel und die Wespen bewahrten. Eines Tages, als die Frauen ihn allein gelassen hatten, öffnete er die Körbe und liess den Nebel und die Wespen heraus.

III. Sagen vom unteren Fraser River.

Die meisten der folgenden Sagen wurden in Agassiz, nahe der Mündung des Harrison River, am Harrison Lake und in New Westminster gesammelt. Eine An-

zahl derselben, welche oberhalb Fort Douglas localisirt sind, dürften richtiger den Sagen der Lillooet zugerechnet werden. Da ich sie indessen aus dem Munde eines Steē'lis hörte, habe ich sie hier mit eingeordnet. Die meisten der folgenden Sagen wurden mir von George Stseē'lis und dessen Frau erzählt.

1. Qäls.

1) Oberhalb Sk'tsās, mitten im Gebirge, lebte der rothköpfige Specht. Seine Frauen waren die schwarze und die graue Bärin. Er hatte drei Söhne und eine Tochter von der schwarzen Bärin. Die graue Bärin hatte keine Kinder. Der Name des mittleren Sohnes war Qoā'k·otlk·otl. Der jüngste Sohn weinte immer, und da er sich gar nicht beruhigen liess, fragte ihn seine Mutter, warum er weine. Da antwortete er: „Ich möchte, dass wir zum See hinab ziehen." Die Gottheit hatte ihm diesen Wunsch eingeflösst. Die Bärin theilte ihrem Manne den Wunsch des Kleinen mit und sie zogen nach Sk'tsās hinab. Als sie dort ankamen, baute der Specht ein Haus. Dann begann die graue Bärin mit ihrem Manne zu streiten und tödtete ihn endlich. Qoā'k·otlk·otl machte sich dann eine Kappe aus Biberfell und die vier Kinder verliessen ihre Mutter und wanderten zusammen den Fraser River hinauf gen Sonnenaufgang. Als sie am Sonnenaufgang ankamen, gingen sie in den Himmel und wanderten nach Sonnenuntergang. Von dort kehrten sie zurück und wanderten wieder nach Osten. Sie hatten den Namen Qäls erhalten und verwandelten alle, die ihnen begegneten, in Steine oder andere Gegenstände. K·ä'iq, der Nerz, begleitete sie auf ihren Reisen.

2) Zuerst kam Qäls nach Mā'lē, wo heute das Dorf der QMĒ'ç̣koyim steht. Dort trafen sie den Häuptling Pä'pk·ELtEl, der sich Muscheln briet. Qäls setzte sich nicht weit von ihm nieder. Da sprühte Qoā'k·otlk·otl etwas glühendes Holz ins Gesicht und verbrannte ihn ein wenig. Qoā'k·otlk·otl fragte: „Wo ist Dein Bach? Ich möchte etwas Wasser haben." Pä'pk·ELtEl zeigte ihm seinen Bach, der so schmal war, dass die Bäume sich darüber berührten. In demselben wohnten aber die Unterthanen Pä'pk·ELtEls, die Tintenfische. Als Qoā'k·otlk·otl nun hinkam und Wasser trinken wollte, zogen dieselben ihn hinab. Da er nicht wieder kehrte, ging nach einiger Zeit der älteste der Brüder hin, ihn zu suchen. Er theilte das gleiche Schicksal und dem jüngsten erging es nicht besser. Da sprach das Mädchen zu Pä'pk·ELtEl: „O, mache mich glücklich und gieb mir meine Brüder wieder." Jener willfahrte ihrer Bitte, und holte die drei Brüder wieder aus dem Bache heraus. Da verwandelten sie Pä'pk·ELtEl in eine Schwertlilie. Seither giebt es viele Schwertlilien bei Mā'lē.

3) In K·'oä'lEts (unterhalb Yale) lebte ein Knabe, der quälte seine Mutter beständig, sie solle ihm zu essen geben, und obwohl sie ihn vollauf versorgte, war er doch nie zufrieden. Er ging zu allen Leuten und sagte, seine Mutter habe ihm aufgetragen, um Nahrung zu bitten. Diese gaben ihm dann zu essen. Statt aber die Nahrungsmittel nach Hause zu tragen, versteckte er sie im Walde und ass alles selbst auf. Da dieses sich tagtäglich wiederholte, fragte endlich ein Mann seinen Vater: „Schickt Ihr eigentlich Euren Sohn jeden Tag zu uns, uns um Nahrungsmittel zu bitten?" Der Vater war überrascht und schämte sich sehr. Er ging zu allen Leuten und fragte, ob sein Sohn bei ihnen gebettelt habe. Als er nun erfuhr, dass jener alltäglich in allen Häusern bettele, beschloss er ihn zu verlassen und bat alle Leute, mit ihm fortzuziehen und alle Nahrungsmittel, sowie die Bretterwände der Häuser mitzunehmen. Dann nahm er seinen Sohn in den Wald unter dem Vorwande, dass er ihn den Gebrauch von Zaubermitteln lehren wolle. Er nahm noch einen zweiten Knaben zur Begleitung mit und, während der Knabe

sich reinigte, liefen der Vater und der andere Knabe von dannen. Die Leute hatten unterdessen ihre Boote beladen und die Feuer ausgelöscht. Sobald der Mann und der Knabe aus dem Walde zurückkamen, fuhren sie von dannen. Nur die alte, blinde Grossmutter des verstossenen Knaben hatte Mitleid mit ihm. Sie nahm etwas zerkaute Farnwurzeln, hüllte eine glühende Kohle hinein, und legte sie in eine Muschel, die sie unter einem Brette verbarg. Dann sprach sie zu ihrem Hunde: „Bleibe Du hier. Wenn mein Enkel zurückkommt, kratze an diesem Brette, damit er das Feuer findet.“ Dann ging auch sie ins Boot und alle fuhren ab.

Nach einiger Zeit kam der Knabe aus dem Walde zurück. Da sah er, dass er verstossen war. Er setzte sich hin und fing an zu weinen. Er hatte keine Kleider und keine Nahrungsmittel. Bald bemerkte er, wie der Hund an dem Brette kratzte, und als er nachsuchte, fand er das Feuer, das seine Grossmutter für ihn zurückgelassen hatte. Er machte sich nun ein Feuer und Bogen und Pfeile. Die Bogensehne machte er aus Weidenrinde. Er schoss sich Vögel, balgte sie ab und briet ihr Fleisch. Aus den Bälgen machte er sich einen Mantel, der sehr schön gezeichnet war. Eines Tages, als er sich niedergelegt hatte und schlief, sah ihn die Sonne, stieg vom Himmel herab und trat in Gestalt eines Mannes auf den Knaben zu. Diese sprach: „Dein Mantel gefällt mir. Lass uns tauschen. Ich gebe Dir meinen Mantel aus Bergziegenwolle für den Deinen. Wenn Du einen Zipfel meines Mantels in den Fluss tauchst, wird er sogleich voller Häringe sein. Ich bin die Sonne, der Mond ist mein Bruder und der grosse Stern, den Du oft nahe beim Monde siehst, ist dessen Frau.“ Sie gingen den Tausch ein, und der Knabe versuchte gleich die Kraft des neuen Mantels. Er tauchte ihn in den Fluss, der sich sofort mit Häringsschwärmen füllte. Er fing viele, trocknete sie und baute sich dann ein Haus, das er ganz mit Nahrungsmitteln füllen konnte. Da gedachte er seiner Grossmutter. Er rief die Krähe herbei und liess sie einige Häringe verschlucken. Dann trug er ihr auf, zu seines Vaters Dorfe zu fliegen, und wenn sie eine alte Frau dort weinen sähe, solle sie ihr die Häringe geben. Die Krähe flog von dannen und fand die Grossmutter des Knaben. Da rief sie „mä'o, mä'o“ und spie einen Häring aus. Die Grossmutter erstaunte, und die Krähe erzählte ihr nun, dass ihr Enkel noch am Leben sei und ihr die Häringe sende.

Um diese Zeit fuhr ein junger Mann nach dem alten Dorfe zurück, um zu sehen, was aus dem Knaben geworden war. Wie erstaunte er, als er dessen grosses Haus und die vielen Vorräthe sah. Der Knabe lud ihn ein, ans Land zu kommen, und sprach: „Sage den Leuten, dass ich jetzt reich bin. Sie alle mögen zurückkommen, nur mein Vater und meine Mutter sollen nicht hierherkommen.“ Der junge Mann fuhr zurück und richtete den Auftrag aus. Als die Leute nun hörten, wie wohl es dem verlassenen Knaben gehe, machten sie sich auf, nach K·'oä'lets zurückzukehren. Der Rabe hatte zwei Töchter. Er befahl ihnen, ihr Haar schön zu kämmen und ihr Gesicht zu bemalen, denn er wünschte, dass der verlassene Knabe sie heirathen sollte. Ein jeder wünschte ihn zum Schwiegersohne zu haben. Endlich erlaubte der Knabe auch seinen Eltern zurückzukommen. Während er aber alle Leute reich beschenkte, gab er ihnen nichts und sie wurden sehr arm. Er selbst aber ward Häuptling.

Einst ging er auf Elchjagd. Er führte seinen Hund an einem Strick und ging den Fluss hinauf. Als er ein Elch erblickte, liess er seinen Hund los, der es am Wasser entlang verfolgte. Da kam Qäls des Weges und verwandelte den jungen Mann und den Hund in Steine. Er nahm das Elch und warf es an den Himmel. Da wurde es in die vier grössten Sterne des grossen Bären verwandelt.

4) Qäls ging weiter und traf eine Schaar Kinder, die weinten, weil inre Eltern ortgegangen waren. Er versetzte sie an den Himmel und sie wurden die Plejaden.

5) Qäls kam nach Sk'tsäs (oberhalb des Nordendes vom Harrison See). Dort wohnte Shä'i, ein sehr mächtiger Mann. Wenn derselbe einen Weg entlang sah, wurde derselbe sehr lang. Als Qäls sich ihm näherte, legte Shä'i seine Kleidung, die ganz aus Bärenfell gemacht war, und seine Schneeschuhe an. Qäls schlug sein Lager nicht weit von Shä'is Hause auf. Die Schwester blieb dort, während die drei Brüder zu Shä'i gingen, um mit ihm zu kämpfen. Zuerst sprach Qoä'k·otlk·otl: „Lass uns sehen, wer am weitesten pissen kann.“ Er versuchte den Gipfel des Berges zu erreichen, vermochte es aber nicht. Shä'i dagegen pisste über den Berg hinüber und machte so den Fluss, der von Silver Lake nach Spuzzum hinabläuft.

Dann versuchte Qäls, ihn auf andere Weise zu besiegen. Er ging zu ihm und sprach: „Alter! Wir möchten nach Stseē'lis hinunter fahren, haben aber kein Boot. Willst Du uns das Deine leihen? Wir werden es Dir bald wieder bringen.“ Shä'i versprach ihnen das Boot, und am nächsten Morgen kamen die drei Brüder wieder, um es zu holen. Sie überredeten Shä'i, mit ihnen den Fluss hinabzufahren. Als sie noch nicht lange fort waren und den See erreicht hatten, rief Qäls den Ostwind. Es entstand ein heftiger Sturm, das Boot füllte sich mit Eis und schlug endlich um. Qäls hoffte, Shä'i werde nun ertrinken, und die Brüder begaben sich ans Ufer und gingen zu ihrer Schwester zurück, die im Lager geblieben war. Shä'i hatte sich aber mittelst seiner Schneeschuhe, die er sich an die Schultern gebunden hatte, ans Land gerettet. Er nahm etwas Diatomeenerde, mit der seine Kleider eingerieben waren, zwischen die Hände, zerrieb sie und blies sie in die Luft. Da fing es an zu schneien. Dann blickte er längs des Weges, den Qäls gehen musste, und derselbe wurde sogleich sehr lang. Der Schnee ward tiefer und tiefer und Qäls war fast erfroren, als er endlich am Feuer seiner Schwester ankam. Shä'i aber war rasch und leicht auf seinen Schneeschuhen nach Hause gegangen. Als die Brüder zum Lager kamen, fielen sie um vor Müdigkeit. Ihre Schwester wärmte sie und gab ihnen heisses „Sockeye“- (Oncorrhynchus nerke) Fett zu trinken. So erholten sie sich wieder. Shä'i hatte sie abermals besiegt.

Qäls wollte nun Shä'i tödten Er fragte seine Schwester: „Kannst Du mir etwas von Deinem Menstrualblut geben?“ Sie bejahte und gab es ihm. Da that er es unten in seine Pfeife und häufte Tabak darauf. Der jüngste der Brüder warnte Qoä'k·otlk·otl und bat ihn, Shä'i in Ruhe zu lassen, da er sehr stark sei. Qoä'k·otlk·otl hörte aber nicht auf ihn. Er ging zu Shä'i und sprach: „Wir sind gestern, als das Boot umschlug und es nachher schneite, sehr kalt geworden. Der Tabak hat uns aber wieder schön warm gemacht. Willst Du nicht auch etwas rauchen?“ Dabei bot er ihm die Pfeife an. Shä'i schlug sie aber aus, indem er sagte, er könne nicht rauchen. Qoä'k·otlk·otl ermunterte ihn aber, es zu versuchen, und endlich liess er sich überreden. Er that einen Zug und Qoä'k·otlk·otl sprach: „Du musst tiefe Züge thun und den Rauch herunter schlucken.“ Er that drei Züge. Da fiel er todt nieder. Qäls riss ihm dann die Zunge aus und warf sie fort. Sie wurde ein Stein. Ebenso rissen sie seinen Magen aus und seine Arme, Beine und seinen Kopf ab, warfen sie weg und verwandelten sie in Steine.

6) Weiter oben am Flusse wohnte ein Mann, der Schwan, mit seiner Frau, dem Kranich. Eines Tages sassen sie vor der Thür ihres Hauses, da kam ein Boot vorbei, in dem ein Mann, die Schwalbe, sass. Der Schwan fragte ihn: „Wohin gehst Du?“ Jener versetzte: „Meine Frau ist gestorben. Ich gehe jetzt in den Wald und werde den ganzen Sommer da bleiben.“ In Wirklichkeit war aber

Folgendes geschehen: Seine Frau war ausgegangen, Cederbast zu holen, und hatte die Gelegenheit zu einem Stelldichein mit ihrem Liebhaber benutzt. Die Schwalbe hatte das erfahren und sich dann gerächt. Sie ging mit ihrer Frau in den Wald unter dem Vorwande, ihr beim Rindesammeln behülflich sein zu wollen. Als sie nun auf eine Ceder geklettert war, band er sie auf der Spitze des Baumes fest. Dann schälte er die Rinde ab, so dass der Stamm ganz glatt wurde und verliess sie. Der Schwan lud ihn ein, in seinem Hause zu rasten. Nach einiger Zeit hörte der Schwan eine Stimme im Walde. Es war die Frau der Schwalbe. Sie sang: Atsᴇlsquā'quakuē'wul (d. h. der Stock dringt in meinen After) und ihr Blut floss an dem Stamme herunter. Der Schwan ging mit seinen Leuten in den Wald, um die Stimme zu suchen, und fand endlich die Frau. Erst nach langen Mühen gelang es einem seiner Leute, auf den Baum zu steigen und die Frau herunter zu holen Sie sagte: „Wenn ich todt bin, so sollt ihr mein Blut trinken. Und wenn es regnet, so sprecht von mir." Sie starb dann und wurde in Brombeeren verwandelt. Der Schwan war sehr böse auf die Schwalbe und als diese im Herbst wieder kam, sagte er: „Wenn Du mit dem Ostwinde zurückkommst, will ich flussabwärts ziehen und Dich vermeiden." In diesem Augenblicke kam Qäls des Weges und sprach: „Gut! Ihr sollt Vögel werden. Du, Schwalbe, sollst im Sommer im Walde umherfliegen und Deine Frau suchen. Bemale Dein Gesicht jetzt, wie wenn Du Deine übernatürliche Macht anlegst." Er bemalte sich dann schwarz und weiss und steckte sich lange Federn an den Rücken. Da wurde er ein Vogel und fliegt seither Sommers im Walde umher und sucht seine Frau mit dem Rufe ᴇl, ᴇl ᴇl![1])

7) Qäls wanderte weiter den Fluss hinauf und kam zu einem Hause, in dem ein alter Mann mit sehr kleinem Munde und sehr dickem Bauche wohnte. Sein Name war Spēpä'ltsᴇp. Als er ihn erblickte, fragte er ihn: „Wie kommt es, dass Dein Mund so klein ist?" Jener wusste nichts darauf zu antworten. Er fuhr fort: „Das ist nicht gut, Du kannst ja nicht ordentlich essen. Willst Du nicht lieber in den Wald gehen und jagen?" Jener versetzte: „Nein, ich will lieber hier bleiben. Ich mag mich nicht viel bewegen und ich wünsche, dass die Leute mich hier immer finden können." „Gut," sagte Qäls, „Du sollst immer hier bleiben" und verwandelte ihn in den Fisch Spä'ltsᴇp

8) Qäls ging weiter und kam zu einem Hause, in dem wohnte ein alter Mann mit rothem Gesichte und rothen Haaren an Händen und Füssen. Er hiess Pētuᴇl. Als Qäls kam, versteckte er sich, und als er weiter reiste, verwandelte er sich in eine kleine Schlange (roth am Bauch, schwarz auf dem Rücken) und folgte ihm. Als Qäls Abends das Lager aufschlug und der älteste Bruder sich setzte, kroch er in dessen After. „Ha!" rief Qäls, „machst Du solche Streiche? So bleibe eine Schlange und thue immer desgleichen." Seither ist Pētuᴇl eine kleine Schlange, die immer den Menschen folgt, sogar ins Wasser, und ihnen in den After kriecht.

9) Und Qäls kam an ein Haus, da wohnte ein alter Mann, die Klapperschlange. Dieser sass vor seinem Hause und hielt etwas hinter seinem Rücken versteckt. Qäls setzte sich ihm gegenüber und fragte: „Alter, was versteckst Du da?" Dieser antwortete nicht auf die Frage, sondern sagte nur: „Damit habe ich schon den Marder besiegt." Qäls fragte ihn noch einmal, er aber antwortete gar nicht. Da hiess er ihn aufstehen und sah nun, dass jener eine Rassel hinter seinem Rücken verbarg. Er steckte ihm dieselbe an den Rücken und sagte: „Fortan trage immer

1) Diese Sage wird erzählt, wenn es lange regnet, und die Indianer glauben, dass es dann aufhören wird zu regnen.

die Rassel," und verwandelte ihn in eine Klapperschlange. Da jener ein Schamane gewesen war, kann er auch noch heute Menschen vergiften.

10) Er wanderte weiter und traf einen alten Mann mit kleinem Kopfe, Namens K·ē'wuq. Er fragte ihn: „Bleibst Du immer hier bei Deinem Hause?" „Ja," erwiederte Jener, „mir liegt nichts daran herumzureisen." Da verwandelte Qäls ihn in einen Flusslachs, der immer im Süsswasser bleibt.

11) Qäls wanderte weiter und traf den Salamander, einen alten Mann mit weissem Haare und langen Nägeln. „Alter, was isst Du? wovon lebst Du?" fragte ihn Qäls. Jener erwiederte: „O mein Enkel, ich habe gar nichts zu essen." „Und warum thust Du immer den Menschen Deine Exkremente in den Mund und tödtest sie so? das ist nicht gut. Später sollen die Menschen Deine Exkremente als Gift gebrauchen," und damit verwandelte er ihn in einen Salamander.

12) Er wanderte weiter und traf eine Frau, die hatte ihre Genitalien auf der Brust sitzen. Da sprach Qäls: „Das ist nicht gut, die Genitalien sollen nicht nahe dem Munde sein. Zudem kannst Du so nicht gebären, denn die Brust besteht aus lauter Knochen und ist unnachgiebig." Er schloss ihr die Brust. Dann nahm der älteste Bruder Birkenrinde und wollte daraus neue Genitalien machen. Dieselbe war aber nicht elastisch genug. Da nahm Qoā'k·otlk·otl die Nackensehnen vom Hirsche und machte die Geschlechtstheile der Frau daraus. Daher sind dieselben sehr elastisch und weiten sich beim Gebären.

13) Sie wanderten weiter und fanden einen Mann und eine Frau, deren Geschlechtstheile sassen auf der Stirn. Da schob er sie herunter an den gehörigen Platz. Wenn er das nicht gethan hätte, würden die Menschen heute noch ihre Genitalien auf Brust oder Stirn tragen.

14) Er ging weiter und traf den Prairiewolf. Dieser hatte keine Frau. Er hatte ein Astloch gefunden, das er sich ausgeschnitten hatte und an Stelle einer Frau gebrauchte. Als Qäls zu ihm kam, fragte Qoā'k·otlk·otl: „Grossvater, wo ist Deine Frau?" „Hier," rief Jener, der im Bette lag. Da hob Qäls die Decke auf und sah das Astloch. „Grossvater, ist das Deine Frau? soll ich Dich glücklich machen? Gieb mir etwas Cederrinde und ich will Dir eine Frau daraus machen." Der Prairiewolf sprach: „Hier mein Enkel, nimm diese Cederrinde, und mache mich glücklich." Qäls verwandelte sie in eine Frau, die der Prairiewolf dann heirathete.

15) Qoā'k·otlk·otls Brüder wollten sehen, ob er stark sei. Eines Tages, als sie den Fluss hinauf reisten, verabredeten sie sich, ihn zu prüfen. Abends schlugen sie ein Lager auf und neckten dann ihren Bruder und zogen ihn an den Haaren. Dieser kümmerte sich gar nicht darum, sondern legte sich nieder und zog sich seine Biberfellkappe auf. Da fing der Fluss an zu steigen und seine Brüder und seine Schwester mussten vor dem Wasser auf die Berge fliehen, während er ruhig am Feuer liegen blieb. Obwohl ringsumher alles von Wasser bedeckt war, blieb es doch bei seinem Feuer trocken.

16) In Stseē'lis traf Qäls einen Mann, Namens Pā'lauil (Einbein). Derselbe fischte Lachse am Flusse. Qäls wünschte seine Harpunspitze zu haben und verwandelte sich in einen Lachs. In dieser Gestalt schwamm er zu der Stelle, wo Pā'lauil stand. Derselbe warf ihn und dann schwamm er mit der Harpunspitze von dannen. Er schwamm zu seinen Brüdern zurück und nahm wieder seine eigene Gestalt an. Dann gingen sie alle zu Pā'lauil, der sich ins Bett gelegt hatte, da er sehr betrübt über den Verlust seiner Harpunspitze war. Da gab Qoā'k·otlk·otl ihm dieselbe zurück und sprach: „Ich will Dich glücklich machen. Hier ist Deine Harpunspitze. Es sollen immer viele Lachse sein, wo Du bist." Damit verwan-

delte er ihn in Stein. Und er gab ihm die Herrschaft über den Wind, daher kann der Stein heute noch Wind hervorbringen[1]).

Qäls sah Einbein Lachse fangen und bat ihn um die Erlaubniss, an seinem Hause landen zu dürfen. Er aber verweigerte seine Bitte. Da gingen die Geschwister zurück und machten ein Lager in einiger Entfernung von Einbeins Hause. Dann verwandelte sich Qoä'k·otlk·otl in einen Lachs und stahl Einbeins Harpunspitze. Darauf sagte des letzteren Frau: „Gehe doch mit Qoä'k·otlk·otl zum See hinab!" Sie gingen und als sie am See angekommen waren, sprang Einbein mit zwei Sprüngen nach Hause zurück, während seine Frau die Erde bis zu Qoä'k·otlk·otl streckte, so dass jener nicht zurückkommen konnte, und da es sehr kalt war, fast erfror. Seine Schwester bat nun Einbeins Frau, doch die Erde wieder kurz zu machen, damit ihr Bruder wieder zurückkommen könne, und jene willfahrte ihrer Bitte. Dann versuchten beide, wer am besten Lachse im Flusse fangen könne. Qoä'k·otlk·otl nahm seine Pfeife in den Mund und zog sein Netz einmal durch das Wasser, da war es voll. Einbein musste sein Netz dreimal durch das Wasser ziehen, ehe es voll war. Dann gab ihm Qoä'k·otlk·otl seine Pfeife und sagte: „Wenn Du die rauchst, wirst Du auch besser fangen können." Als jener einen Zug that, wurde er in Stein verwandelt.

17) Als Qäls den Harrison River hinauffuhr, kam er zu dem Platze, wo eine alte Frau, Namens Lᴇqyiles, wohnte. Ihre Scheide war mit Zähnen besetzt, mit denen sie allen Männern, die bei ihr schlafen wollten, den Penis abbiss. Qäls schlug nicht weit von ihrem Hause sein Lager auf. Als es dunkel war, schlich sich K·ā'iq (der Nerz) zum Hause der Alten hinunter. Er fand dieselbe im Bette. Da fühlte er mit seiner rechten Hand unter ihrer Decke herum, um ihre Genitalien zu fühlen. Er steckte seine Hand in ihre Scheide und sie biss ihm dieselbe ab. Da lief er zurück zu Qäls. Man kann heute noch seine Fussspuren sehen, wo er zum Hause hinaussprang. Er schämte sich und machte ein Feuer für sich abseits vom Lager der drei Brüder. Er hielt seinen rechten Arm beständig hinter seinem Rücken versteckt. Am folgenden Morgen fuhr Qäls weiter den Fluss hinauf. K·ā'iq steuerte, wie immer. Da aber seine rechte Hand abgebissen war, gebrauchte er die linke und in Folge dessen steuerte er schlecht, so dass das Boot bald zur Rechten, bald zur Linken ging. Erst als sie Abends wieder lagerten, sah Qäls, was mit K·ā'iqs Hand geschehen war. Er verwandelte dann Lᴇqyiles in einen Felsen. Derselbe steht noch heute am Harrison River. Wenn es schönes Wetter ist und man Wasser auf denselben spritzt, fängt es sogleich an zu regnen.

18) Qäls wanderte weiter. Etwas weiter oberhalb am Harrison River sahen sie einen alten Mann stehen, der mit der Harpune Seehunde fing. Als sie ankamen, war gerade ein Seehund aufgetaucht. Der Alte hielt seine Harpune in Bereitschaft, um ihn zu werfen. Qäls kam von hinten her an ihn heran, und der Alte, das Boot, in dem er sass, und der Seehund wurden sogleich in Stein verwandelt.

Stammessagen vom unteren Fraser River.

1) Die Qmᴇçkoyim. Pä'pk·ᴇltᴇl, der Ahnherr der Qmᴇçkoyim, lebte in Mä'lē am Nordarm des Fraser River, wo noch heute das Dorf des Stammes steht. Die Sage ist auf S. 550 im Zusammenhange mit der Qälssage erzählt.

2) Die K·oä'antᴇl. K·alᴇ'tsᴇmᴇs, der erste Häuptling der K·oä'antᴇl hatte eine Tochter. Diese wollte keinen Mann nehmen. Eines Nachts aber schlich sich ein

1) Die vorige Version scheint unvollständig zu sein. Ich gebe daher hier eine zweite, die aber auch nicht ganz klar ist.



Mann zu ihrem Bette und sie duldete ihn bei sich. Es war der Hammer ihres Vaters, welcher menschliche Gestalt angenommen hatte. Morgens, ehe es hell wurde, verliess er sie wieder und wurde wieder ein Hammer. Am nächsten Abend schlich sich wieder ein Mann zu ihrem Bette und schlief mit ihr. Es war ihres Vaters Hund, der ebenfalls menschliche Gestalt angenommen hatte. Nach einiger Zeit gebar sie eine Anzahl Hunde Der Hund war stärker gewesen, als der Hammer, sonst wären die Kinder kleine Hammer geworden. Als ihr Vater das sah, schämte er sich und verliess sie mit seinem ganzen Stamme. Da baute die Frau sich eine kleine Hütte und ging jeden Tag an den Strand hinab, Muscheln zu suchen, von denen sie und ihre Kinder lebten. Als sie drunten am Strande war, hörte sie singen und das Schlagen von Stäben zur Gesangbegleitung Sie versuchte einige Male unbemerkt zu Hause zu kommen, um zu sehen, wer da sang, doch gelang es ihr nicht. Eines Tages nun hing sie ihren Mantel und ihren Korb, in dem sie Muscheln sammelte, an ihren Grabstock, so dass es aussah, als sammle sie Muscheln. Dann schlich sie sich von hinten zum Hause. Da hörte sie folgenden Sang: „O! Mutter glaubt, wir seien Hunde und verlässt uns täglich. Sie weiss nicht, dass wir Menschen sind.“ Und sie sah sechs Knaben umherspielen. Einer sass als Wächter an der Hausthür und sah nach dem Strande, um gleich seine Brüder zu benachrichtigen, wenn die Mutter heimkomme. Im Hause sah sie die Hundefelle, in denen die Kinder sonst immer steckten, hängen. Da sprang sie hinein, ergriff die Felle und warf sie ins Feuer. So mussten die Kinder Menschen bleiben. Sie wurden die Ahnen der K·oā'antEl. Später kam Qäls des Weges und verwandelte K·alE'tsEmEs in einen Dachs.

3) Die K·ē'etsē. Der Ahne der K·ē'etsē wurde von der Gottheit vom Himmel herabgesandt. Als er hernieder kam, hörte man einen lauten Lärm droben. Sein Name war Tsatā'sEltEn.

4) Die Mā'çqui. Der Ahne der Mā'çqui, Sk·Elē'yitl (von sk·Elā'o, Biber), hatte einen Sohn, den er ebenso, wie sich selbst, ganz in Biberfelle kleidete. Als Qäls kam, kämpfte er mit ihm, indem beide einander gegenüberstanden und sich gegenseitig zu verwandeln suchten. Endlich besiegte ihn Qäls. Sk·Elē'yitl sprang ins Wasser und schlug dort wild um sich Er wurde nebst seinem Sohne in Biber verwandelt.

5) Die LEk·'ä'mel (NEk·'ämen). Iä'lEpk·ē'lEm, der Ahnherr der LEk·'ä'mEl, lebte mit seiner Mutter zusammen. Die Menschen hatten damals noch kein Feuer und lebten wie im Traume. Als die Sonne das sah, hatte sie Mitleid mit ihnen und stieg vom Himmel herab in Gestalt eines Mannes. Dieser gab IālEpk·'ē'lEm das Feuer. Da erwachte derselbe aus seinem traumhaften Leben zu wirklichem Leben. Die Sonne unterwies ihn und sein Volk in allen Künsten. Später kam Qäls des Weges und kämpfte mit IālEpk·ē'lEm. Sie standen einander gegenüber und versuchten, einander zu verwandeln. IālEpk·ē'lEm nahm etwas weisse Holzasche auf, streute sie auf sich und rühmte sich durch die Hülfe der Sonne mächtig und weise geworden zu sein. Er sprang dabei hoch in die Höhe. Da rief Qäls: „Thue künftig ebenso im Wasser!“ und verwandelte ihn in einen Stör.

6) Die Tc'ileqUē'uk·. In Ts'uwä'lē, am Unterlauf des Chilluwak River, wohnte ein Häuptling, der hatte eine sehr schöne Tochter. K·ā'iq, der Nerz, wünschte sie für sich zu haben. Daher nahm er die Gestalt eines hübschen jungen Mannes an und ging den Fluss hinauf an der dem Dorfe gegenüberliegenden Seite. Er trug eine Harpune in der Hand und Fische auf dem Rücken, so dass es aussah, als habe er sie eben gefangen. Gerade um diese Zeit hatte ein alter Mann alle jungen Mädchen, unter ihnen die Tochter des Häuptlings, zum Baden ausgesandt. Die

Mädchen sahen den jungen Mann, der immer ps! ps! rief, und die Fische, welche er trug, und baten ihn, ihnen einen hinüberzuwerfen. Er erfüllte ihre Bitte, der Fisch fiel ins Wasser, schwamm in die Häuptlingstochter hinein und machte sie krank. Ihr Vater suchte einen Schamanen, um sie zu heilen Da nahm der Nerz die Gestalt eines Schamanen an. Er ging Abends zum Dorfe und als eine alte Frau ihn dort erblickte, sprach sie: „Gewiss kann er das Mädchen heilen." Sie riefen ihn ins Haus und er versprach sie wieder herzustellen. Zunächst schickte er alle Leute aus dem Hause und liess nur eine alte Frau vor der Thüre sitzen, um mit den rythmischen Schlägen des Tanzstabes seinen Gesang zu begleiten. Zunächst sang er, dann aber schlief er mit dem Mädchen. Dieselbe gebar sofort darauf ein Kind. Da sprang er sogleich aus dem Hause. Die Alte hörte das Kind schreien und rief die Leute. Diese wurden sehr zornig. Sie nahmen das Kind und warfen es aus dem Hause hinaus. Der Nerz stand aber draussen und hielt seinen Mantel aus Bergziegenfell ausgebreitet, in dem er es auffing und mit ihm davonging. Der Vater des Mädchens ward nach einiger Zeit betrübt, dass er seinen Enkel verloren hatte. Daher sandte er zu K·ä'iq und liess ihn bitten, denselben zurückzuschicken. Er willfahrte der Bitte und sandte den Knaben zurück. Dieser erhielt dann den Namen T'ēqulä'tca (vom Unterlauf des Flusses). Er ward der Ahne der Tc'ileQuē'uk·[1]).

Später traf Qäls T'equlä'tca. Sie kämpften miteinander und versuchten einander zu verwandeln. Qäls verwandelte ihn zuerst in eine Rübe. Doch gelang diese Verwandlung nicht völlig Dann versuchte er ihn in einen Lachs und darauf in einen Nerz zu verwandeln, doch gelang ihm dies nicht besser. Der Nerz trug Adlerfedern auf dem Kopfe. Da verwandelte er ihn schliesslich in einen Stein.

7) Die Steē'lis. Der Ahne der Steē'lis heisst Ts'ä'tsEmiltQ. Dieser war von der Gottheit vom Himmel herab gesandt worden. Einer seiner Nachkommen baute ein Wehr an dem rechten Zuflusse des Harrison River. Dasselbe erstreckte sich quer über den Fluss, so dass keine Fische daran vorbei den Fluss hinauf gelangen konnten. Oben am Flusse in K·oä'lEqt lebte aber ein Stamm, von dessen Vorhandensein Ts'ä'tsEmiltQ nichts wusste. Der Häuptling desselben war K·ulk·E'mEHil. Ihre Ahnen waren ursprünglich Bergziegen und Marder gewesen und dann in Menschen verwandelt. Als nun Ts'ä'tsEmiltQ das Wehr gebaut hatte, litten dieselben grosse Noth. Ts'ä'tsEmiltQ hatte vier Söhne, die allnächtlich am Wehre aufsassen, um Lachse zu fangen. Sie hielten eine Schnur um den Finger gebunden, die an eine unterhalb des Wehres eingerammte, dünne Stange angebunden war. Wenn dann die Lachse an das Wehr kamen, und daran entlang schwammen, um einen Ausgang zu suchen, so streiften sie an der Stange her, die sich bewegte und so die Fischer weckte. Diese bliesen dann sogleich in Bereitschaft gehaltene Fackeln an, bei derem Scheine sie die Lachse speerten. Als die Noth in dem oberen Dorfe immer grösser wurde, zog K·ulk·E'mEHils Sohn aus, um nachzusehen, warum die Lachse ganz ausblieben. Er gelangte unbemerkt an das Wehr, und versuchte, während die Männer auf die Fische warteten, einige der Stangen herauszuziehen, damit die Fische hindurchschwimmen könnten. Die Söhne Ts'ä'tsEmiltQs merkten aber, dass Jemand an dem Wehre sich zu thun machte. Sie bliesen ihre

1) Die Tc'ilequē'uk· sprachen bis vor vier Generationen die Nooksak-Sprache, welche mit der der Lummi fast identisch ist. Sie müssen daher als ein den übrigen Fraser River-Stämmen erst neuerdings assimilirter Stamm angesehen werden. Hieraufweist wohl auch die oben erzählte Sage hin, nach der ihr Häuptling allein vom Unterlaufe des Flusses stammt, während der Stamm am Oberlaufe wohnte.

Fackeln an und erblickten eben noch einen jungen Mann, der zu entfliehen suchte. Sie aber waren sehr gute Läufer und holten ihn ein. Da sprach er: „O, Brüder! Wir sind sehr arm in unserem Dorfe, da gar keine Lachse kommen. Daher sandte mich mein Vater herab, um zu sehen, warum die Lachse plötzlich ausblieben.“ Ts'ä'tsEmiltQs Söhne erwiderten: „Kommt doch herunter und seht Euch das Land unseres Vaters an.“ Der junge Mann ging zurück und sein ganzer Stamm folgte der Einladung. Sie zogen hinab, eine grosse Schaar. Ts'ä'tsEmiltQs Söhne heiratheten K·ulk·E'mEHils Töchter und der erstere wies ihnen ein Stück Land an, auf dem sie sich Häuser bauten. Seit jener Zeit leben beide Stämme gemeinschaftlich in Stee'lis.

8) Die Sk·au'ēlitsk·. Der Stammvater der Sk·au'ēlitsk· hiess K·ultē'mEltQ. Seine Tochter fand den Sqoä'eqoē. Er selbst wurde von Qäls in Stein verwandelt.

9) Die PElä'tlQ. Eine Frau, Namens Clēm (Pelican), lebte in Tcä'tcōHil, wo es viele Binsen giebt. Eine der letzteren nahm die Gestalt eines Mannes und den Namen Qä'latca (wird sichtbar) an. Derselbe trug Hammer und Axt. Er war ein guter Bootbauer. Er heirathete die Frau und sie wurden die Ahnen der PElä'tlQ. Als Qäls kam, verwandelte er Qä'latca in einen Stein. Man sieht noch heute seinen Hammer und seine Axt bei ihm liegen.

10) Die Pä'pk'um. Der Stammvater der Pä'pk'um hiess Aiuwä'luQ. Als Qäls ihn traf, verwandelte er ihn in eine Bergziege. Daher giebt es viele Bergziegen auf dem Berge Tlē'tlEk·ē, südwestlich von Pä'pk'um.

11) Die Siyi't'a. Ein Bär lebte in SQuhä'mEn. Er wurde in einen Menschen verwandelt, der den Namen Autltē'n annahm. Er heirathete und hatte eine Tochter. Eines Nachts hörte er einen Mann seiner Tochter Bett verlassen. Er sprang auf, um zu sehen, wer es war; jener war aber verschwunden. Dann fragte er seine Tochter, wer jener sei. Sie kannte ihn auch nicht. Da hiess er sie, ihre Hände mit Fett und rother Farbe beschmieren und damit den Mann, wenn er wieder zu ihr kommen sollte, umfangen. Sie folgte dem Rathe ihres Vaters und da sahen sie am folgenden Morgen, dass der schwarze Hund Autltē'ns ganz voller Farbe war. Die Mutter des Mädchens entdeckte es zuerst und rief: „Siehe, Vaters Hund hat bei Dir geschlafen!“ Da schämte sich das Mädchen. Im selben Hause mit Autltē'n lebte aber auch der Stör. Dieser sprach: „Nein! wenn er bei dem Mädchen war, kann er nur zuletzt heute Morgen da gewesen sein, denn ich habe immer bei ihr geschlafen. Wenn sie schwanger ist, so glaubt mir, dass sie das Kind von mir trägt.“ Autltē'n sprach gar nichts, das Mädchen aber schämte sich sehr. Als sie nun einen Knaben gebar, nahm der Stör denselben und trug ihn zum Wasser. Er warf ihn in den Fluss und er ward sogleich in einen kleinen Stör verwandelt. Der alte Stör fing ihn, tödtete ihn und zerschnitt ihn. Dann setzte er ihn den Leuten vor und sprach: „Werft keine der Grähten fort, sondern gebt mir alle.“ Sie thaten also. Da nahm er die Grähten in eine Schüssel und trug sie ins Wasser. Sogleich wurden sie wieder lebendig und der Knabe stieg unverletzt aus dem Wasser hervor. Derselbe wuchs heran und ward der Stammvater der Siyi't'a.

Autltē'n und seine Familie wussten, dass Qäls kommen würde und dass er alles verwandelte. Sie sprachen zu einander: „Uns soll er nicht verwandeln. Er ist keine Gottheit, er ist nur einer Bärin Sohn.“ Als Qäls nun kam, machte er wieder ein Lager nicht weit von SQuhä'mEn. Qoä'k·otlk·otl allein ging zu Autltē'n, nachdem er die Gestalt eines alten Mannes angenommen hatte. Er fragte Autltē'n: „Was thust Du?“ Jener versetzte: „Ich fange Lachse im Netze zwischen zwei Booten.“ Qäls fragte dann: „Und wie fängst Du Hirsche?“ Autltē'n erwiderte: „Auch diese fange ich in Netzen.“ Da fragte Qäls: „Und wie fängst Du Vögel?“

Jener sagte: „In feinen Netzen.“ Dann fragte Qäls: „Und wie liegst Du, wenn Du schläfst, auf der rechten oder auf der linken Seite?“ „Nein,“ sagte Autltē'n, „ich schlafe so, auf dem Rücken.“ „Und wie hältst Du Deine Beine?“ fragte Qäls. „Die ziehe ich so in die Höhe.“ „Und wie hältst Du Deine Hände?“ „Die ziehe ich ans Kinn hinauf.“ Autltē'n hatte sich, indem er so sprach, auf den Rücken gelegt, die Beine in die Höhe und die Hände ans Kinn hinaufgezogen. Da verwandelte ihn Qäls in einen Stein, der noch heute in SQuhä'mEn (Agassiz) zu sehen ist.

12) Die QEtlä'tl. Qē'lqElEmas, der erste QEtlä'tl, war sehr mächtig. Sein Volk waren lauter Flussungeheuer. Einst kam Qäls zu ihm. Die drei Brüder setzten über den Fluss, um ihn zu besuchen, während ihre Schwester auf der gegenüberliegenden Seite blieb. Sie kamen glücklich über den Fluss, der dort sehr gefährlich ist. Als sie aber zu Qē'lqElEmas kamen, rief dieser sein Volk, und als Qäls die schrecklichen Gestalten sah, fiel er in Ohnmacht. Qē'lqElEmas nahm ein Zaubermittel aus seinem Korbe, besprengte ihn damit und stellte ihn so wieder her.

13) Qē'lqElEmas' Bruder, Sk·Elä'o (Biber), war der erste Häupling der Spē'yim (Spuzzum, das südlichste Dorf der Ntlakyapamuq). Als dieser sah, dass Qäls zu seinem Bruder kam, machte er sich einen unterirdischen Gang zu dessen Hause, um ihm im Falle der Noth zu helfen.

2. Mond und Sonne.

An der Mündung des Ausflusses von Silver Lake lebte eine alte Frau, Namens Käiä'm, ganz allein. Eines Tages ging sie zum Flusse hinab, fing einen Lachs und nahm seinen Rogen aus. Sie nahm zuerst die längere Seite desselben, drückte sie aus und sprach dabei zur Sonne gewandt: „O Sonne, ich bin ganz allein. Erbarme Dich meiner und gieb mir Genossen, mit denen ich leben kann.“ Dann nahm sie die kürzere Seite des Rogens und drückte sie aus. Indem sie also that, betete sie wieder ebenso zur Sonne. Da wurden die beiden Hälften des Rogens in zwei Mädchen verwandelt. Diese wuchsen heran und wurden sehr hübsch. Die drei Frauen lebten ganz allein und die jungen Mädchen hatten nie einen Mann gesehen. Als sie erwachsen waren, wünschten sie sehr einen Mann zu bekommen. Um diese Zeit starb Käiä'm. Die Mädchen legten den Leichnam in ein Boot und fuhren ihn, den Befehlen der Alten gemäss, eine kurze Strecke den Fluss hinauf und setzten ihn bei. Sie legten den Steinhammer und den Keil der Alten zu ihr ins Grab. Dann kehrten sie nach Hause zurück und legten sich jede an ihrer Seite des Hauses nieder zu schlafen. Die Alte aber war gar nicht todt, sondern, als die Mädchen wieder fortgegangen waren, erhob sie sich und nahm die Gestalt eines jungen Mannes an. Sie wollte die Mädchen zum Besten haben. Zu diesem Zwecke band sie sich ihre Haut zusammen, die ganz verschrumpft war, und die sie auf solche Weise wieder glatt machte. Dann brach sie ihren Hammer in zwei Theile, die sie sich als Hoden ansteckte; den Keil fügte sie sich als Penis an. Am nächsten Morgen bestieg sie dann das Boot, in dem sie beigesetzt gewesen war, und fuhr zu ihrem Hause hinunter. Sie hatte ihr Haar zurückgebunden, ihr Gesicht mit Glimmer geschmückt und Marderfelle um Kopf und Leib gebunden. Als sie den Fluss hinab ruderte, sang sie: „AuEnä'qoa, auEnä'qoa, ayō'k·sa Kayilä'pa. Hē, hē, yuk· Kayilä'pa.“ Sie hatte sich den Namen Kayilä'pa gegeben. Die Mädchen gingen hinaus, als sie den Gesang hörten und dachten: „Da kommt ein Mann,“ jede wünschte ihn für sich zu haben. Die Jüngste war die schönste, und als beide ihn riefen, folgte Kayilä'pa ihr. Er setzte sich zu ihr aufs Bett, sie kochte gutes Essen und setzte es ihm vor. Sie gab ihm einen schönen Löffel. Während

er ass, hielt er seinen Mantel über seinen Mund. Die Mädchen wunderten sich sehr darüber und konnten sich nicht denken, warum er das that. Er wollte sie nicht sehen lassen, dass er keine Zähne hatte. Als sie glaubten, dass er fertig gegessen hatte, nahmen sie Schüssel und Löffel fort. Als nun Kayilä'pa aufstand, sahen sie, dass all das Essen, das sie ihm gegeben hatten, vor seinem Platze auf dem Boden lag. Er hatte es nicht beissen können. Darüber wunderten sich die Mädchen noch mehr. Sie gingen hinaus und unterhielten sich mit einander darüber Beide wollten ihn gern zum Manne haben und kamen schliesslich dahin überein, dass er zwischen beiden schlafen solle. Als sie nun im Bette lagen, legte die eine ihren Arm über seinen Bauch, fühlte nach seinen Genitalien, um sich zu vergewissern, dass er auch ein Mann sei, und ward überzeugt, als sie den Keil und die Hälften des Steinhammers fühlte. Dann kitzelte sie ihn und er lachte nun gerade, wie Käiä'm immer zu lachen pflegte Sie fühlte dann, dass seine Haut nur zusammengebunden war und erkannte nun die Alte, die sie so zum Besten gehabt hatte. Die Mädchen schämten sich so sehr, dass sie fortliefen.

Sie gingen den Bach hinauf und trafen nach langer Wanderung eine alte Frau. Sie sahen, dass dieselbe ein Kind wiegte, und bemerkten bald, dass sie blind war. Die beiden Mädchen traten auf sie zu, und fragten: „Wessen Kind wiegst Du da." Sie versetzte: „Das ist meiner Tochter Kind." „Wo ist denn Deine Tochter?" fragten die Mädchen. Die Alte erwiderte, dass sie fortgegangen sei, sich zu schaukeln. Dann fragten die Mädchen, wo der Vater des Kindes sei, und hörten, dass derselbe oben am Bache Lachse fange. Während sie dort waren, schrie das Kind beständig und die Alte hielt den Ast, an den die Wiege angebunden war, in unaufhörlicher Bewegung, um es zu beruhigen. Die Mädchen sagten: „Das Kind ist schmutzig, darum weint es beständig. Wir wollen es für Dich waschen." Sie nahmen es aus der Wiege, gingen mit ihm zum Bache und kamen nach kurzer Zeit wieder. Sie sagten zu der Alten: „Jetzt ist das Kind rein. Nun wird es wohl ruhig sein." Sie thaten, als legten sie es in die Wiege, legten aber in Wirklichkeit ein Stück verfaultes Holz hinein und stahlen das Kind. Die Alte schaukelte ruhig die Wiege weiter. Da aber das Kind sich lange Zeit nicht rührte, ward sie unruhig, fühlte nach und fand nun das Stück Holz. Da rief sie ihren Schwiegersohn: „Sk'oä'sk'oästel! zwei Frauen haben Deinen Sohn gestohlen." Der Mann hörte, dass sie ihn rief, war aber nicht im Stande, zu verstehen, was sie sagte, da der Bach, in dem er fischte, zu viel Lärm machte. Er rief huä, huä, nahm etwas Wasser in den Mund und sprühte es in den Bach, der darauf sogleich stille wurde, so dass er verstehen konnte, was seine Frau sagte. Als er hörte, dass ihr Enkel gestohlen war, ward er böse, lief nach Hause zurück, nahm die Alte an den Haaren, warf sie auf die Erde und rief: „Wenn Menschen Dich künftig finden, sollen sie Dich essen." Sie ward eine Rübe (ts'u'koa), ihre Haare wurden die Blätter der Pflanze.

Die Mädchen kamen schliesslich ganz oben am Bache an und blieben dort wohnen. Der Knabe, den sie gestohlen hatten, wuchs heran, und sie machten ihm Bogen und Pfeile. Zuerst schoss er Vögel, als er aber stärker wurde, bat er die Mädchen, ihm einen starken Bogen zu machen. Sie erfüllten seine Bitte, und er schoss nun Hirsche, Bären und Bergziegen. Als er erwachsen war, nahm er die beiden Mädchen zu Frauen.

Die Mutter des gestohlenen Knaben kam nach Hause, als sie sich genug geschaukelt hatte. Als sie fand, dass ihr Sohn gestohlen war, ward sie sehr betrübt. Sie liess sich etwas von dem beschmutzten Cederbast aus der Wiege des Kindes geben, nahm ihn zum Bache, weinte, betete zur Sonne und drückte ihn dann aus,

so dass der Unrath ins Wasser tropfte. Da wurde derselbe sogleich in einen Knaben verwandelt, den sie Sk·u'mtcetl nannte. Sie war der Sonne dankbar, dass sie ihr ein anderes Kind gegeben hatte. Als der Knabe heranwuchs, machte sie ihm Bogen und Pfeile und er jagte auf den Bergen. Seine Mutter erzählte ihm, wie sein Bruder verloren gegangen sei, und befahl ihm, wenn er je einen Fremden im Walde träfe, freundlich gegen ihn zu sein, da es sein Bruder sein möge.

Eines Tages ging Sk·u'mtcetl weit fort, um Bergziegen zu jagen. Er blieb über Nacht aus und traf einen Fremden, der ebenfalls auf Bergziegenjagd begriffen war. Sie spielten Lehal mit einander. Am nächsten Tage, als er wieder auf Bergziegenjagd ging, traf er abermals den Fremden, und als er nun Abends nach Hause kam, erzählte er seiner Mutter von der Begegnung. Sie sprach: „Wenn Du ihn wieder triffst, sieh ihn Dir genau an. Dein Bruder hat eine Narbe auf der Stirn, die er erhielt, als er einstens aus der Wiege fiel.“ Am folgenden Tage traf Sk·u'mtcetl den Fremden wieder. Jener nahm ihn mit nach Hause und sie setzten sich zum Spielen. Sk·u'mtcetl sah nun, dass jener eine grosse Narbe an der Stirn hatte. Da sprach er: „Du bist mein Bruder. Jene beiden Frauen stahlen Dich einst. Ich erkenne Dich an der Narbe, die Du auf der Stirne hast.“ Als jener so erfuhr, dass die Frauen ihn einst als kleines Kind gestohlen hatten, schämte er sich so, dass er sein Haus ansteckte und sich selbst mit seinen Frauen und den Kindern, die er von jenen hatte, verbrannte. Er wurde der Mond.

Er sandte Sk·u'mtcetl nach Hause zurück. Als dieser seiner Mutter erzählte, was geschehen war, ward sie betrübt. Sie sprach: „Ich werde wieder zu dem Lande gehen, in dem die Sonne untergeht, und wo man sich schaukelt. Hinfort, wenn die Sonne Krankheit und Tod unter die Menschen senden will, werde ich am Lande ziehen und es rütteln, zum Zeichen dessen, was Euch bevorsteht.“ Sk·u'mtcetl ging dann ins Gebirge und wurde die Sonne.

Als Qäls später Käiä'm traf, verwandelte er sie in Stein.

3. Der Specht und der Adler.

Temɛ'tlɛpsɛm, der rothköpfige Specht, hatte eine Frau, Namens Lɛqyi'les, zum Weibe, deren Scheide mit Zähnen besetzt war. Sie pflegte allen Männern, die mit ihr schliefen, den Penis abzubeissen, und sie so zu tödten. Ts'ɛ'sk·ɛl, der Adler, war der Bruder des Spechtes. Der Specht und der Adler hatten jeder einen Sohn. Ersterer lehrte sein Kind, an Bäumen hinaufklettern, letzterer das seine, in weiten Kreisen aufwärts zu fliegen. Lɛky'iä'p, der Prairiewolf, lebte mit ihnen in einem Dorfe. Er war ein schlechter Mensch und war eifersüchtig auf die Geschicklichkeit der Söhne des Spechtes und des Adlers. Er dachte darüber nach, wie er jenen Schaden zufügen könne. Er befahl seiner Frau, ihre Nothdurft zu verrichten, und dann verwandelte er ihre Exkremente in einen schönen Wasservogel. Diesen liess er vor den beiden jungen Männern umherschwimmen, um sie zu verführen, ihn zu verfolgen. Dann fing der Vogel an, weiter und weiter den Fluss hinauf zu schwimmen. Die Jünglinge waren nicht im Stande, ihm näher zu kommen. Sie kamen mitunter zum Schusse, konnten den Vogel aber nicht tödten. So lockte er sie weiter und weiter den Fluss hinauf, bis sie endlich zum Himmel kamen. Dort trafen sie einen der Himmelsbewohner, der sie mit zu seinem Hause nahm.

Als der Specht und der Adler ihre Söhne vermissten, wurden sie sehr betrübt. Sie sandten zu allen Leuten und allen Landen, um nach ihnen zu suchen; sie waren aber nicht zu finden. Endlich erfuhren sie von einem Manne, dass ihre Söhne im Himmel seien. Da wollten sie hinauf in den Himmel gehen, um ihre Söhne wiederzuholen. Sie wussten aber nicht, wie sie hinkommen sollten. Sie

beriefen eine allgemeine Rathsversammlung, in welcher sie die Thiere frugen, wie man in den Himmel kommen könne. Zuerst trugen sie dem Pelikan auf, zu versuchen, in den Himmel zu fliegen. Er flog in die Höhe, musste aber unverrichteter Sache umkehren. Dann trugen sie dem Maulwurf (?pElä'wEl) auf, zu versuchen, unter dem Wasser und unter der Erde in die Höhe zu kriechen. Er konnte es aber nicht. Dann liessen sie die Schwalbe (E'lEl) in die Höhe fliegen; sie gelangte aber auch nicht bis zum Himmel. Nun flog der Adler selbst in die Höhe, musste aber auch unverrichteter Sache umkehren. Dann machte einer der am Meere wohnenden Zwerge K·stai'muQ, die ausserordentlich stark sind, den Versuch. Er gelang ihm aber nicht. Da sie nun gar nicht wussten, wie sie hinauf gelangen sollten, stand T'ä'mia, der Enkel von LEqyi'les auf, und sprach: „Ich träumte letzte Nacht, wie wir hinauf gelangen können." Er strich seine Haare zurück, bemalte sie mit rother Farbe, machte eine rothe Linie von seiner Stirn über die Nase zum Kinn herunter und begann zu singen, während seine Grossmutter Takt schlug:

„Wus T'ä'mia tsEnä'! auatsEnsē'sē kulskuli'Ht te suä'yil."
T'ä'mia ich! nicht ich fürchte mich zu schiessen den Himmel.

Dann richtete er seinen Bogen nach dem Eingang zum Himmel droben und schoss einen Pfeil ab. Derselbe flog und flog und traf endlich den Himmel gerade unter dem Eingange. Er schoss einen zweiten Pfeil ab, der die Kerbe des ersten traf und so fuhr er fort, bis die Pfeile eine lange Kette bildeten Seine Grossmutter half ihm dabei, indem sie sang und Takt schlug. Als die Kette fertig war, wischte er sich die rothe Farbe vom Gesichte und bemalte seinen ganzen Körper mit gebrannten Knochen weiss. Dann verwandelte er die Pfeile in einen breiten Weg, der zum Himmel hinauf führte. Nun gingen alle Leute zum Himmel hinauf, kämpften mit den Himmelsbewohnern, besiegten sie und befreiten die Söhne des Spechtes und Adlers. Dann kehrten sie nach Hause zurück. Als alle glücklich wieder unten angekommen waren, zerbrachen sie den Weg, auf dem sie hinaufgegangen waren. Sie hatten nicht bemerkt, dass die Schnecke noch nicht angekommen war. Sie langte am Himmelsthore an, als die Pfeilkette schon zerstört war, und musste sich hinunterfallen lassen. Da zerbrach sie sich alle Knochen und seither ist sie sehr langsam.

Der Adler und Specht wussten nun, dass der Prairiewolf ihre Söhne in den Himmel gelockt hatte, und sie beschlossen sich zu rächen. Der Prairiewolf wohnte in einem unterirdischen Hause. Der Specht ging dorthin und hackte unbemerkt die Pfosten, welche das Dach trugen, sowie den Fuss der Leiter, die als Eingang dient, durch. Als nun der Prairiewolf nach Hause kam, fiel das Haus ein und erschlug ihn sammt seiner Frau.

Der graue Bär war ein Freund des Prairiewolfes. Er dachte: „Warum haben der Adler und Specht meinen Freund getödtet? Ich werde ihn rächen." Um sein Ziel zu erreichen, verwandelte er sich in einen Hund und ging in die Hütte des Vogels Ts'Elk·ä'k, der ein hübsches Mädchen war. Er wünschte dann, dass die Söhne des Adlers und des Spechtes jene zur Frau begehren sollten. Es geschah, wie er gewünscht, und zuerst zog der älteste Sohn des Adlers aus, Ts'Elk·ä'k· zu heirathen. Der Sitte gemäss setzte er sich neben der Hausthür nieder, ohne ein Wort zu sprechen (siehe American Anthropologist 1889, p. 332). Da kam der graue Bär aus dem Hause herausgelaufen und frass ihn Da der Sohn des Adlers gar nicht zurück kam, dachte der Sohn des Spechtes: „Das muss ein gutes Land sein, in dem mein Freund jetzt wohnt. Ich will auch hingehen." Als er nun ans Haus kam und in die Thüre trat, stürzte der graue Bär auf ihn los und frass ihn. Die jüngeren Brüder beider theilten das gleiche Schicksal. Da nun die Söhne des

Adlers und Spechtes gar nicht zurückkehrten, wussten die Alten, dass sie ums Leben gekommen waren. Sie hatten noch jeder einen ganz jungen Sohn. Diese sandten sie in den Wald, dort zu baden und sich mit Cederzweigen zu waschen, um stark zu werden. Sie gehorchten und wurden sehr stark. Sie dachten immer an ihre Brüder, und als sie gross geworden waren, zogen sie aus, dieselben zu suchen.

Einst trafen sie einen alten Mann, den Waschbären (mᴇlᴇ's). Dieser lud sie ein, in sein Haus zu kommen, und bewirthete sie. Er wusste, dass sie ihre Brüder suchen wollten, und sagte: „Nehmt Euch in Acht; wenn Ihr auf diesem Wege weiter wandert, werdet ihr an einige Häuser gelangen. Auf der linken Seite des Weges wohnen böse Menschen. Diejenigen, welche auf der rechten Seite wohnen, sind nicht so böse." Die jungen Männer wanderten nun weiter und sahen bald zwei Häuser, eines zur Rechten, eines zur Linken des Weges. Rechts wohnte die Quarzfrau, links eine graue Bärin. Beide waren Frauen des Sqāuwä'l (Marder?). Sie hörten, wie die Bärin rief: „Genossin! komme herüber und lause mich." Die Quarzfrau kam, nahm den Kopf der Bärin zwischen die Knie und lauste sie. Als sie fertig war, fing die Bärin an, sie zu lausen. Dabei kratzte sie sie aber mit ihren langen Nägeln. Darüber ward die Quarzfrau zornig und die beiden fingen an, sich an den Haaren zu raufen und zu schlagen. Da die Quarzfrau fast unterlegen wäre, rief sie ihren Bruder zu Hülfe, der nicht weit von dort wohnte. Er kam und schlug seine Schwester hinten vor. Da sprühte Feuer aus ihr heraus. So half er ihr in ihrem Kampfe mit der Bärin. Die letztere hatte die Aufgabe, auf den Weg zu achten und niemand vorbei zu lassen. Der Waschbär hatte gemacht, dass sie mit der zweiten Frau stritt, um den jungen Männern so Gelegenheit zu geben, unbemerkt vorbei zu kommen. Sie gingen an den Häusern vorüber, während die beiden Frauen noch mit einander stritten. Als die Bärin sie endlich entdeckte, hatten sie einen guten Vorsprung. Sie machte sich aber aber doch zur Verfolgung auf. Bald kamen die jungen Leute zu zwei anderen Häusern. Rechts vom Wege stand das von Sts'ēk', dem Luchse, links das von Ts'ᴇlk·ä'k', in dem die Gebeine ihrer Brüder lagen. Der Luchs wollte sie sogleich fressen. Da sie so von der Bärin und dem Luchse verfolgt wurden und nach keiner Seite entfliehen konnten, kletterten sie eine alte Kiefer hinauf. Die Bärin sah sie oben sitzen und that freundlich. Sie rief: „Kommt doch herunter, meine Enkel!" Sie riefen hinab: „Legt Euch auf den Rücken und spreizt Eure Beine auseinander, dann wollen wir herunter kommen." Die Bärin und der Luchs thaten, was die jungen Männer verlangten, da sie hofften, sie dann fangen zu können. Kaum aber lagen sie da, als die beiden vermodertes Holz herunter warfen. Der Staub fiel der Bärin und dem Luchse in Augen, Mund, Nase und Genitalien, so dass sie vor Schmerz schrien. Die jungen Männer kletterten dann rasch herunter und liefen weiter. Als die Bärin wieder sehen konnte, setzte sie die Verfolgung fort, während der Luchs umkehrte. Die Flüchtlinge kamen endlich an einen Fluss, den sie nicht überschreiten konnten. Sie sahen einen alten Mann, Namens K·oalē'k·oa, die Möwe, an der anderen Seite, und baten ihn, sie in seinem Boote hinüber zu holen. Er kam sogleich und erfüllte ihre Bitte. Nach einiger Zeit kam auch die Bärin an, die den Spuren der jungen Männer gefolgt war. Als sie an den Fluss kam, war K·oalē'k·oa wieder an der anderen Seite. Sie rief ihn und bat ihn, sie überzusetzen. Der Alte hämmerte aber an seinem Boote herum und liess sich gar nicht stören. Er wollten den jungen Männern helfen und die Bärin ertränken. Zu diesem Zwecke trieb er einen Ast, der nahe dem Schnabel im Boden seines Bootes war, heraus. Als er damit fertig war, that er, als höre er erst das Rufen der Bärin und ging hinüber. Er

sass hinten in seinem Boote, so dass das Vordertheil aus dem Wasser stand und also kein Wasser durch das Loch, das er gemacht hatte, hineinlaufen konnte. Er sagte nun zu der Bärin: „Siehe! mein Boot ist schlecht; es ist ein Loch vorne darin Du müsst Dich gerade darauf setzen, sonst kann ich Dich nicht hinüber bringen, denn mein Boot würde voll Wasser laufen.“ Die Bärin setzte sich also gerade auf das Loch und musste da sitzen bleiben, wenn das Boot nicht untergehen sollte. Als sie so da sass, floss das Wasser in ihre Genitalien hinein. Der Mann fuhr ganz schief über den Fluss, so dass sie recht lange unterwegs waren, und das kalte Wasser tödtete die Bärin, ehe sie drüben ankamen.

Die beiden jungen Leute wanderten weiter und trafen bald zwei blinde Frauen, TēQuamā'is, das Rebhuhn, und Lä'k·ᴇlak·am, einen anderen Vogel. Sie waren die Frauen K·ä'iqs des Nerzes. Letzterer war gerade auf Fischfang, als die beiden ankamen. Bald aber kam er nach Hause und sprach: „Bleibt bei mir als meine Kinder. Ich will Euch helfen, Eure Brüder wieder zu erlangen.“ Am selben Abend stellte er sich, als sei er sehr krank. Er sagte: „Bringt mich in meinem Boote zum Strande hinab. Gebt mir meine Harpune mit und setzt mich dort bei, wenn ich todt bin.“ Die jungen Männer gehorchten und brachten K·ä'iq zum Strande. Als sie dort ankamen, starb er, und sie setzten ihn bei. Dann gingen sie zu den blinden Frauen zurück und erzählten ihnen, dass ihr Mann todt sei. Von nun an mussten sie für die Frauen jagen und Muscheln suchen. Als sie nun eines Tages von der Jagd nach Hause zurückkehrten, kamen sie an K·ä'iqs Grabe vorbei. Sie hörten ihn rufen: „Habt Ihr viele Muscheln gefunden?“ und wunderten sich sehr, dass der Todte sprach. Nach einigen Tagen kamen sie wiederum an dem Grabe vorbei und nun fragte K·ä'iq sie: „Haben meine Frauen wieder geheirathet?“ Sie antworteten: „TēQuamā'is hat einen anderen Mann genommen, aber Lä'k·ᴇlak·am trauert noch um Dich.“ Da stand K·ä'ik wieder auf und lief nach Hause zurück. Er nahm Lä'k·ᴇlak·am wieder zur Frau. Dann wanderten die Jünglinge weiter und die Frauen gaben ihnen Zauberkräuter mit.

Eines Tages, als sie wieder auf Jagd waren, sahen sie in der Ferne Rauch aufsteigen, und fanden, als sie näher kamen, ein Haus, in dem der Büffel wohnte. Dieser sprach: „Ich weiss, dass Ihr Eure Brüder sucht. Geht weiter in dieser Richtung, dann werdet Ihr an eine Höhle kommen. Drunten wohnen die Todten und unter ihnen Eure Brüder. Wir sind die Wächter des Einganges, aber wir wollen Euch hineinlassen.“ Sie gaben ihnen ein Zaubermittel und zeigten ihnen, wie sie hineingelangen konnten. Die Jünglinge gelangten glücklich zu der Höhle und stiegen hinein. Da sahen sie unter vielen anderen Leuten auch ihre vier Brüder. Alle Leute spielten dort zusammen. Sie sprachen nun zu den Brüdern: „Wir haben Euch lange gesucht. Eure Knochen liegen droben in dem Hause von Ts'ᴇlk·ä'k·, aber Ihr weilt hier unten. Geht nun mit uns nach Hause zurück.“ Die Brüder antworteten: „Wir können nicht mit Euch gehen. Denn wiewohl wir hier unten stark und kräftig sind, sind wir ein Nichts auf der Oberwelt.“ Die Jünglinge erwiderten: „Jeder von uns wird seine beiden Brüder zurücktragen. Dann gehen wir zu dem Platze, wo Eure Knochen liegen, und wir werden sie wieder lebendig machen.“ Die Brüder liessen sich dann zurücktragen und sie wurden wieder lebendig. Sie kehrten dann zum Hause ihrer Eltern, des Spechtes und des Adlers, zurück.

Diese hatten ihre Kinder längst verloren gegeben und waren blind geworden von vielem Weinen. Die jungen Leute machten sie dann wieder jung und gesund. Die beiden Jünglinge waren vortreffliche Jäger. Wenn sie auf Bergziegenjagd aus-

gingen, schossen sie mit einem Schusse eine ganze Heerde. Sie wurden mächtige Häuptlinge.

Als der Sohn des Adlers älter wurde, beschloss er zu heirathen und warb um Qut, einen kleinen Vogel. Diese nahm seine Werbung an, wollte aber nicht mit in sein Land ziehen. Sie sagte: „Bleibe hier bei uns und werde ein grosser Häuptling. Sende herum und lade alle Leute zu einem Feste ein.“ Da blieb der junge Adler dort, baute ein grosses Haus und lud alle Leute zu einem grossen Schenkfeste ein. Eines Tages, als er aus war, um Hirsche zu jagen, deren Fleisch für das Fest gebraucht werden sollte, kam sein Onkel, der Specht. Derselbe sah Qut und wünschte sogleich, sie für sich selbst zur Frau zu haben. Sie wurde dem Sohne des Adlers untreu und nahm die Werbung des Spechtes an. Als nun der Adler zurückkam und seinen Onkel im Besitze der Frau fand, ward er betrübt und ging zu seinem Vater zurück. Qut hiess nun den Specht alle Leute zu einem Feste einladen. Er sandte den Hasen, den „Hooknose“-Lachs und den Hecht als Boten aus. Um die Zeit der Wintersonnenwende kamen alle Leute an und begannen das Fest mit dem Mē'itla-Tanze im Hause Quts. Diese war eine Siō'wa[1]. Sie tanzte und liess ihre Gäste dazu singen und Takt schlagen. Ihr Mann stellte einen grossen Korb vor sie. Als sie nun tanzte, spie sie in den Korb, der dann gleich voller Beeren war. Dann stellte ihr Mann einen anderen Korb vor sie, den sie gleichfalls mit Beeren füllte, indem sie hinein spie. So machte sie die Nahrungsmittel, mit denen sie das Fest gaben. Dann verschenkte sie viele Mäntel.

Unter den Gästen war auch der „Sockeye“-Lachs und sein Sklave, der Donnervogel. Der letztere wünschte sehr, Qut für sich zu haben. Als das Fest nun vorüber war, ging der Lachs in sein Boot, legte sich im Vordertheile nieder und schloss die Augen. Der Donnervogel stand im Hintertheile des Bootes. Da sie nun zur Abfahrt fertig waren, kam Qut zum Boote hinab, um ihren Gästen noch Reiseproviant mitzugeben, wie die Sitte erheischt. Das Boot lag so weit vom Ufer, dass sie bis an die Knie ins Wasser gehen musste. Da ergriff sie der Donnervogel, hob sie ins Boot und fuhr mit seiner Beute von dannen.

Da der Specht auf solche Weise seine Frau verloren hatte, ward er sehr betrübt, und dachte darauf, sie wieder zu erlangen. Er rief K·ā'iq, den Nerz, der früher der Sklave des Sockeye-Lachses gewesen war, zu Hülfe. Dieser sprach: „Ich kenne das Haus des Lachses gut. Nahe dem Landungsplatz der Boote hat er ein Lachswehr, das vom Donnervogel bewacht wird. Er selbst schläft an einer Seite des Feuers, der Donnervogel auf der anderen. Lass uns die Gestalt von Lachsen annehmen und in das Wehr schwimmen. Dann werden sie uns in das Haus tragen.“ Der Specht nahm dann die Gestalt eines Cohoe-Lachses, der Nerz die eines Frühlingslachses (O. chouicha) an. Sie schwammen zu dem Wehre des Donnervogels und liessen sich fangen. Der Donnervogel warf sie mit den anderen Lachsen, die sich im Wehre gefangen hatten, in sein Boot. Da dachte K·ā'iq: „Ich wollte, er ginge nun nach Hause und behielte uns beide für sich selbst.“ Kaum hatte er das gedacht, da wandte sich der Donnervogel nach Hause und gab die beiden Lachse seiner Frau Qut. Dann dachte K·ā'iq: „Nun wollte ich, Qut trocknete mich über dem Feuer und briete den Specht.“ Sogleich trug der Donnervogel ihr auf, dies zu thun. Sie schnitt beide auf und legte K·ā'iq auf das Trockengestell, während sie den Specht brieten und assen. Nach kurzer Zeit fiel K·ā'iq von dem Trockengestell herunter. Qut legte ihn wieder hinauf, nach ganz kurzer Zeit fiel

1) Siehe Sixth Report on the Indians of British Columbia in den Proceedings of the Association for the Advancement of Science 1890. p. 28.

er aber wieder herunter. Dann dachte K·ā′iq: „Ich wollte, der Donnervogel liesse seine Frau jetzt die Grähten ins Wasser werfen.“ Dann fiel er wieder von dem Trockengestell herunter und dachte: „Ich wollte, jetzt dächten sie, ich sei zu schmutzig und würfen mich auch mit ins Wasser.“ So geschah es. Der Donnervogel trug seiner Frau auf, die Grähten und den Lachs, der so oft heruntergefallen war, ins Wasser zu werfen. Sie gehorchte und ging bis an die Knie ins Wasser, um die Grähten ordentlich ins Meer zu werfen. Da wurden die beiden Lachse plötzlich wieder lebendig, nahmen Qut bei der Hand und schwammen mit ihr von dannen.

Als sie nun wieder in ihrer Heimath angekommen waren, sprach Qut: „Lasst uns zum (Harrison) See hinaufgehen. Ich will rothe Farbe holen.“ Sie holte einen Korb voll Erde, reinigte sie, formte dieselbe in kleine Bälle und trocknete sie. Dann liess sie ihren Mann Holz und Rinde holen, ein Feuer machen und Steine auf demselben glühend machen. Dann brannten sie die Ballen trockener Erde über den Steinen, nachdem sie erst etwas Erde darüber gedeckt hatten. So lehrte sie ihren Stamm den Gebrauch und die Zubereitung der rothen Farbe.

Darauf kehrten sie nach Stseē′lis zurück. Unterwegs begegneten sie K·ā′iq, dessen Boot schwer mit Hirschen beladen war. Der Specht fragte ihn: „Wo hast Du die vielen Hirsche geschossen?“ Jener erwiederte: „Ich schiesse nie Hirsche. Wenn ich welche haben will, singe ich nur: amē′t′aq lᴇqlē′silats! mē′t′aq lᴇqlē′silats! (d. h. kommt herab, kommt herab! ihr Fettbäuchigen!), dann kommen sie herab zu mir und fallen todt nieder.“

Als sie in Stseē′lis angekommen waren, liess Qut sie viele Wurzeln suchen. Sie brachten ihr viele Körbe voll. Dann liess sie ein Loch graben und glühende Steine hinein werfen, die mit Gras bedeckt wurden. Darauf legte sie die Wurzeln hinein, sprengte Wasser darauf und deckte sie mit Erde zu. Am folgenden Tage nahm sie sie heraus und gab sie den Leuten zu essen. So lehrte sie sie Wurzeln zuzubereiten. Später unterwies sie die Leute mittelst glühender Steine in Körben zu kochen.

K·ā′iq ging nun nach seiner Heimath zu seiner Grossmutter Sk·ē′i. Sein jüngerer Bruder Qoi′ēqoa versorgte dieselbe immer mit Hirschen. Eines Abends sprach K·ā′iq: „Es sind viele Fische im Flusse. Komm, Qoi′ēqoa, lass uns Fackeln nehmen und hinausfahren und fischen.“ Sie fuhren zusammen fort, und als sie mitten auf dem Wasser waren, sagte Kā′iq: „Siehe nur, was ist das unten im Wasser?“ Qoi′ēqoa beugte sich über den Rand des Bootes, um besser sehen zu können. K·ā′iq rief: „Siehst Du den Fisch? Spring über Bord und fange ihn!“ Qoi′ēqoa sprang sogleich kopfüber ins Wasser. Da dachte Kā′iq: „Ich wollte, er würde in eine Lachsforelle verwandelt,“ und so geschah es. Dann schlug er ihn todt und nahm ihn nach Hause. Als er dort ankam, ging er zum Hause hinauf und sagte zu seiner Grossmutter: „Gehe zum Boote hinab und hole die Lachse, die ich gefangen habe.“ Sie gehorchte und kam bald mit der Lachsforelle zurück. Sie sprach: „Ich habe nur einen Fisch in Deinem Boote gefunden.“ K·ā′iq hiess sie ihn aufschneiden. Als sie ihr Messer nahm, schrie der Fisch: „Grossmutter, schneide mich nicht!“ Qoi′ēqoa war nicht ganz wie ein Fisch geworden. K·ā′iq sagte allerdings: „Er spricht Unsinn. Mein jüngerer Bruder ist ganz wohl.“ Aber Sk·ē′i glaubte ihm nicht und ward sehr zornig, weil er ihren Enkel getödtet hatte. Sie wanderten dann zusammen den Fluss hinauf, um ein Land aufzusuchen, in dem es Nahrung in Hülle und Fülle gab. Bald kamen sie an ein Haus, in dem ein schönes Mädchen, Namens Pēpahā′m, der Frosch, wohnte. Der Biber sass an der Thüre des Hauses. Er wollte Pēpahā′m zur Frau haben. Diese war damit

beschäftigt, einen schönen Mantel zu weben. Als sie endlich damit fertig war, sagte sie zum Biber: „Was sitzest Du so lange da? Gehe fort! Ich will Dich nicht zum Manne haben. Deine Füsse und Deine Hände sind zu kurz und Dein Bauch ist zu dick.“ Der Biber antwortete nicht, sondern blieb ruhig sitzen. Das Mädchen arbeitete weiter. Als sie sich nach einiger Zeit umdrehte und den Biber noch immer da sitzen sah, sagte sie abermals, sie wolle ihn nicht, da seine Hände und Füsse zu kurz, sein Bauch zu dick seien. Da dachte der Biber: „Ich will nach Hause gehen. Sie schilt mich doch nur.“ Er ging fort und sang: „Mᴇlmᴇlᴇ'ts qoqōlē'etlp!“ (d. h. Steige Wasser bis über die Bäume!). Da fing es an zu regnen. Als K·ā'iq das sah, band er zwei Boote zusammen, legte Planken darüber und fuhr von dannen. Das Wasser stieg höher und höher und das Mädchen kletterte auf seinen Webstuhl, um nicht zu ertrinken. Sie rief nun: „K·alā'uya! (Biber) komme und hole mich!“ Jener aber war böse und wollte sie jetzt nicht mehr haben. Er sagte: „Warzen sollen künftig Deinen ganzen Körper bedecken.“ Sie ward dann in einen Frosch verwandelt.

K·ā'iq und Sk·ē'i fuhren weiter. Als sie sich einem Dorfe näherten, verwandelte K·ā'iq seine Grossmutter in ein hübsches junges Mädchen und legte etwas auf seine Boote, das wie viele Mäntel aussah. Er wollte wie ein reicher Häuptling erscheinen. Er hatte sich ein schönes Fell um den Kopf gebunden und sein Gesicht mit Glimmer bestrichen. Seine Grossmutter, die er für seine Tochter ausgab, sass neben ihm und spann Fäden auf ihrem Knie. Als die Leute ihn sahen, riefen sie: „Ein Häuptling kommt!“ K·ā'iq und Sk·ē'i gingen ans Land und die jungen Männer wünschten alle, das hübsche Mädchen zur Frau zu haben. Nachts schlich sich der Sohn eines Häuptlings zu ihr. Er stiess sie an und sagte: „Rück ein wenig, ich möchte bei Dir liegen.“ Sie liess ihn kommen, und als er sie in die Arme schliessen wollte, sprach sie: „Gieb mir Deine Kupferarmringe. Dann darfst Du mich umarmen.“ Er gab sie ihr, sie liess aber doch nicht zu, dass er sie umarmte. Am folgenden Morgen ging der junge Mann fort. Dann kam K·ā'iq zu seiner Grossmutter und fragte: „Hast Du die Armringe bekommen?“ Sie zeigte sie ihm, und er legte sie sich an. Das alles war nur eine List Kā'iqs gewesen, sich in Besitz dieser Armringe zu setzen. Er ging hinaus, hüllte sich in einen Mantel und legte sich nieder, so dass jeder seine Armringe sehen konnte. Viele Frauen erblickten ihn dort. Am Abende schlich sich der Häuptlingssohn wieder zu dem fremden Mädchen. Er stiess sie an, sie rückte und liess ihn in ihr Bett. Da wollte er sie umdrehen und fühlte über ihren Leib. Er merkte nun, dass sie ganz runzelig war. Da rief er: „Gewiss bist Du Sk·e'i!“ und er schämte sich sehr.

Und K·ā'iq fuhr mit seiner Grossmutter weiter. Er kam zu einem Dorfe, in dem viele hübsche Mädchen wohnten. Da versteckte er sich im Walde. Er dachte: „Ich wollte, sie kämen alle hierher in den Wald, Beeren zu suchen.“ Es geschah, wie er dachte. Als nun die Mädchen den Fluss hinauf fuhren, verwandelte er sich in einen Hirsch und schwamm vor ihrem Boote her. Er liess sich fangen und von den Mädchen an den Beinen ans Land ziehen. Dann dachte er: „Ich wollte, die hübscheste zöge mir das Fell ab.“ So geschah es. Als sie nun anfing ihm den Bauch aufzuschneiden, blinzelte er ein wenig, sprang dann auf und nahm sie in die Arme. Die anderen liefen voller Angst von dannen. Sein Bruder Qoi'ēqoa, der wieder lebendig war, sah von der anderen Seite des Flusses, wie er mit der Frau schlief. Er sah dann, wie dieselbe seinen Penis festhielt und die anderen Mädchen zu Hülfe rief. Diese kamen und rissen ihm den Penis aus. Er ward in einen Stein verwandelt, der noch heute oberhalb Pa'pk'um am Fraser River zu sehen ist.

4. Bruder und Schwester.

Es war einmal ein schönes junges Mädchen. Jede Nacht schlich sich ein Mann zu ihr und schlief mit ihr, ohne dass sie wusste, wer es war. Um ihn wiederzuerkennen, bestrich sie ihre Hände mit Russ und bestrich damit den Rücken des Mannes, ohne dass derselbe es merkte. Am nächsten Morgen, als alle jungen Männer aus dem Dorfe zum Schwimmen gingen, stellte sie sich ans Ufer, um denjenigen zu entdecken, den sie schwarz gemacht hatte. Sie sah aber niemand. Endlich kam ihr Bruder, und als dieser seine Kleider abwarf, sah sie, dass sein Rücken ganz schwarz war. Da schämte sie sich sehr. Abends, als der Mann wieder zu ihr kam, sprach sie: „Ich kenne Dich, Du bist mein Bruder. Ich bin schwanger. Lass uns fortgehen von hier, denn wir müssen uns vor den Leuten schämen.“ Ihr Bruder war einverstanden. Am folgenden Tage machte die Frau ein grosses Bündel von Decken aus Bergziegenwolle. Sie gingen dann fort und sie bezeichnete den Weg durch Stücke der Decken, die sie an Zweige band.

Sie wanderten zehn Tage lang landeinwärts. Dann endeten sie ihre Wanderung und machten ein Haus. Nach einiger Zeit gebar sie einen Knaben. Als derselbe heranwuchs, wunderte er sich sehr, dass seine Eltern einander so ähnlich sahen, scheute sich aber, darüber zu sprechen. Er war nun so gross geworden, dass er schon auf die Bärenjagd ging. Eines Abends, als er von der Jagd zurückkam, auf der er einen grossen Bären getödtet hatte, fasste er sich ein Herz und fragte seine Mutter: „Mutter, ist Vater verwandt mit Dir? Er sieht Dir so ähnlich.“ Das erzählte sie ihrem Manne und dieser sprach: „Es ist nicht gut, dass er weiss, dass wir verwandt sind.“ Sie versetzte: „Ich schäme mich so, dass ich sterben will.“ „Ja,“ sagte der Bruder, „wir wollen uns verbrennen.“ Am nächsten Tage, ehe ihr Sohn auf die Jagd ging, erzählten sie ihm, dass sie Geschwister seien und wie sie entflohen seien. Sie sagten ihm auch, dass sie den Weg zu ihrer Heimath durch Decken bezeichnet hätten. Als der junge Mann fort war, machten sie Bündel von Bergziegenfelldecken, Bärenfelldecken, Fett und trockenem Fleisch. Dann stellten sie Kisten voll Bergziegenfett um sich und legten Cederplanken darüber, auf welche sie Decken häuften. Dann legten sie Feuer an diesen Scheiterhaufen und verbrannten sich.

Als der junge Mann Abends nach Hause kam und seine Eltern verbrannt fand, dachte er: „Was habe ich gethan! Hätte ich Mutter doch nicht wegen ihrer Aehnlichkeit mit Vater befragt!“ Er beschloss seine Grosseltern aufzusuchen. Er nahm die vier Bündel, welche seine Eltern gemacht hatten, auf die Schulter und folgte den Stücken Decke, welche den Weg zum Dorfe seiner Grosseltern bezeichneten.

Als er zum Dorfe kam, versteckte er sich im Walde und dachte: „Ich wollte, mein Vetter käme hierher.“ Kaum hatte er also gedacht, als sein Vetter, ein Knabe, seinen Bogen und seine Pfeile nahm und in den Wald ging. Er schoss die Pfeile vor sich her und lief ihnen dann nach, um sie wieder aufzuheben. Einer der Pfeile fiel nun gerade neben dem jungen Manne nieder. Da sprang dieser auf, nahm den Pfeil und lief seinem Vetter entgegen. Dieser war sehr erschrocken, da er den jungen Mann nicht kannte, welcher aussergewöhnlich schön war. Derselbe sprach: „Gehe zu Deiner Grossmutter und erzähle ihr, dass ihr Sohn und Tochter, die einst davongegangen sind, sich verbrannt haben. Ich bin ihr Sohn.“ Der Knabe lief zu seiner Grossmutter, die blind geworden war. So viel hatte sie um ihre verlorenen Kinder geweint. Er rief. „Grossmutter! Ich habe meinen Vetter im Walde gefunden. Er ist der Sohn Deiner verlorenen Kinder!“ Da schlug ihn die Alte, denn sie glaubte ihm nicht. Der Knabe lief in den Wald zu seinem Vetter zurück und beklagte sich, dass man ihm nicht glaube. Da gab jener ihm

ein Stück Fett und hiess ihn es seiner Grossmutter zeigen. Als diese das Fett sah, ward sie stutzig und folgte ihrem Enkel. Sie sah den jungen Mann, der sie hiess, den Weg von dem Platze, an dem er stand, bis ans Haus mit Decken zu belegen. Sie gehorchte und er ging in das Haus. Er trug die vier Bündel, die er mitgebracht hatte, hinein. Dann wusch er die Augen seiner Grossmutter, und dieselbe wurde sogleich wieder sehend und jung. Er blieb immer im Hause, nur um Mitternacht ging er aus, da er nicht wollte, dass irgend jemand ihn sehen sollte. Er hiess seine Grosseltern, alle Leute zu einem Feste einladen. Er öffnete die Kisten und füllte das ganze Haus aus ihrem Inhalte mit Bergziegenfett, getrocknetem Fleisch, Bärenfellen und Bergziegendecken, indem er die Kisten schüttelte. Als die Leute eingeladen waren, sprachen sie zu einander: „Wovon wollen sie uns ein Fest geben? Sie haben ja gar keine Vorräthe." Als sie aber in das Haus gingen, sahen sie, dass dasselbe ganz voll war. Der junge Mann liess sich aber nicht sehen, sondern blieb in seinem Zimmer.

Ein junges Mädchen war sehr neugierig und begierig ihn zu sehen. Daher ging sie ans Wasser, verrichtete ihre Nothdurft und verwandelte ihre Exkremente in einen schönen Wasservogel. Als die Leute denselben sahen, versuchten sie ihn zu fangen, doch gelang es ihnen nicht. Auch der Onkel des jungen Mannes versuchte ihn zu erlegen, doch vergeblich! Da erhob sich der junge Mann, nahm seinen Bogen und Pfeil und schoss nach dem Vogel. Obwohl er sonst immer alles traf, was er haben wollte, verfehlte er ihn doch. Erst als er zum zehnten Male schoss, traf er den Vogel. Derselbe verwandelte sich sogleich wieder in Exkremente. Da schämte der junge Mann sich sehr und beschloss fortzugehen.

Er sagte zu seinem Vetter: „Komm, lass uns gehen und Vögel fangen." Sie gingen zusammen aus, und als sie zu einer sandigen Stelle am Flussufer kamen, hiess er seinen Vetter sich niederlegen. Dann zerschnitt er die Brust desselben mit Pfeilspitzen, und bedeckte ihn bis zur Brust mit Sand. Er sagte zu ihm: „Ich verberge mich jetzt. Bald werden Adler zu Dir herabkommen. Wenn sie von der Seite her auf Dich zufliegen, dann blase und Du wirst sie damit verjagen können. Wenn aber einer von gerade oben sich auf Dich hinabstürzt, dann schliesse Deine Augen. Er wird sich niederlassen wollen und ich fange ihn dann." Sein Vetter that, wie jener ihn geheissen. Als ein Adler von der Seite her auf ihn zuflog, blies er und jener flog von dannen. Endlich erschien einer gerade über seinem Haupte. Da hielt er seinen Athem an und schloss seine Augen. Der Adler stürzte sich herab und griff seine Brust mit den Fängen. In dem Augenblicke stürzte sich der junge Mann aus seinem Versteck hervor, ergriff den Adler und schüttelte ihn so stark, dass alle seine Knochen und sein Fleisch zur Erde fielen. Dann sprach er zu seinem Vetter: „Gehe Du nach Hause zurück. Ich schäme mich so, dass ich von dannen gehen will. Sei nicht betrübt, denn ich werde einstens zurückkehren. Du wirst es daran wissen, dass eine rothe Wolke am Himmel erscheinen wird." Dann zog er den Balg des Adlers an und flog gen Himmel.

Droben fand er ein ebenes Land und einen Pfad, dem er folgte. Bald sah er Rauch aufsteigen. Er ging auf denselben zu und fand zwei blinde Schwestern, die sich Wurzeln brieten. Die eine derselben war im Begriff, sie aus der Asche zu nehmen und ihrer Schwester eine Schüssel voll zu geben. Da trat der junge Mann hinzu und nahm es ihr aus der Hand. Da die eine Schwester nichts bekommen hatte, fragte sie die andere: „Warum hast Du mir nichts gegeben?" Jene versetzte: „Ich gab Dir eine Schüssel voll." „O," erwiederte die andere, „gewiss

ist der Sohn des Paares hier, das sich verbrannt hat, und hat die Schüssel fortgenommen.“ „Ja,“ sagte jener nun, „ich bin hier.“ Die Frauen sprachen: „Wir wissen, Du willst zur Sonne gehen und deren Tochter heirathen; aber wisse, sie ist sehr böse. Viele sind schon hingegangen, aber noch nie ist einer zurückgekommen. Wir wollen Dir helfen.“ Sie nahmen Staub von einem Wetzstein und beschmierten sein Gesäss damit, um es hart zu machen, denn die Sitze im Hause der Sonne waren mit spitzigen Nadeln besetzt, die jedem ins Fleisch drangen, der sich zu setzen versuchte. Ferner gaben sie ihm zwei Stücke Fleisch, die um lange Knochen gewickelt waren. Sie sagten ihm, er solle sie den zwei Wölfen vorwerfen, die die Thür des Hauses bewachten. Ehe er sie verliess, sagten sie ihm noch, er solle zu ihnen zurückkommen und sich weiteren Rath holen, wenn der Mond, der mit der Sonne im Hause wohnte, ihm Aufträge geben sollte. Er dankte den Frauen und ging weiter.

Bald kam er zum Hause der Sonne. Am Eingange sassen zwei grosse Wölfe. Er warf ihnen die Knochen vor, die ihnen im Halse stecken blieben, so dass sie ihn nicht beissen konnten. Er sprang, so rasch er konnte, an ihnen vorbei ins Haus. Drinnen sah er sechs Mädchen: drei waren Töchter der Sonne, drei Töchter des Mondes. Die Töchter des Mondes waren buckelig, während die der Sonne sehr schön waren. Der Mond lud ihn ein, zu ihm herüber zu kommen; er ging aber gerade auf die Sonne zu und setzte sich fest neben ihr nieder. Dabei zerdrückte er alle die spitzigen Gegenstände am Boden, die alle früheren Besucher getödtet hatten. „O!“ sprach die Sonne, „Du bist mehr als ein Mann,“ und gab ihm seine Tochter zur Frau.

Der Mond war aber böse, da er wünschte, dass jener eine seiner Töchter geheirathet hätte. Er lud den jungen Mann ein, am folgenden Tage mit ihm auszugehen und eine Ceder zu spalten. Da ging der junge Mann erst zu seinen Grossmüttern und erzählte ihnen, was der Mond wolle. Sie gaben ihm zwei Knochen und etwas weisse Farbe, indem sie ihm sagten, was er damit thun solle. Er war dankbar und bestrich ihre Augen mit dem Saft von Blättern, der sie sehend machte. Dann ging er zurück und begleitete am folgenden Tage den Mond, die Ceder zu fällen. Der Mond schlug seine Keile in den Stamm und liess dabei seinen Hammer in den klaffenden Spalt fallen. Er hiess dann den jungen Mann ihn wieder holen. Als dieser nun in den Spalt gekrochen war, schlug er die Keile heraus, so dass der Baum zusammen schlug. Der junge Mann stützte sogleich die zwei Knochen dagegen, so dass der Baum ihn nicht beschädigen konnte. Er warf aber die weisse Farbe hinaus, die der Mond für sein Gehirn hielt. Er glaubte, jener sei todt und wollte den Baum wieder auseinanderspreizen, um den Leichnam herauszuziehen. Als er aber seinen Keil hineingetrieben hatte, fand er den jungen Mann unverletzt darin sitzen.

Am folgenden Tage hiess er ihn ausgehen und Forellen fangen. Er ging erst wieder zu seinen Grossmüttern, um sich Raths zu erholen. Sie gaben ihm einen Stock, in den sie viele Grähten steckten, und hiessen ihn denselben dem Monde bringen. Der Stock wurde in einen Fisch verwandelt. Der junge Mann fing noch ausserdem eine Forelle und brachte beide nach Hause zurück. Der Mond ass sie, und als er den verwandelten Stock zu essen begann, verschluckte er sich an einer der Grähten, die ihm im Halse sitzen blieb. Die Tochter der Sonne hiess ihren Mann, den Mond rasch auf den Rücken schlagen; so bewirkte er, dass die Grähte wieder herausflog.

Am nächsten Tage sandte der Mond den jungen Mann aus, um den rothen Bären zu fangen, mit dem er spielen wollte. Wieder ging dieser zu seinen Gross-

müttern, die zwei Bären aus ein paar Stücken Holz und ihren Kämmen machten. Die letzteren wurden die Tatzen. Sie sagten ihm: „Wenn Du heimkommst, so wirf die Bären auf den Mond. Sie werden ihm böse mitspielen." Er that also, und die Baren zerrissen den Mond über und über. Von da an gab jener es auf, den jungen Mann zu belästigen.

Bald gebar ihm die Tochter der Sonne zwei Kinder. Als diese heranwuchsen, wünschten sie sehr ihre Grossmutter zu sehen. Ihr Vater sagte ihnen aber, dass dieselbe sich verbrannt habe. Da fragten sie nach ihrer Urgrossmutter, und als sie hörten, dass dieselbe auf der Erde lebe, wünschten sie hinabzugehen. Als der Sonnenmann davon hörte, gestattete er seiner Tochter und deren Familie zur Erde zu gehen. Er machte zehn Haufen Wurzeln zurecht und flocht einen grossen Korb. Dann liess er zwei alte Frauen, die Spinnen, die unterhalb der Sonne wohnten, ein Seil machen. An diese band er den Korb und liess seine Tochter nebst ihrer Familie sich in den Korb setzen, in den sie auch die Wurzeln that. Dann liess er sie hinab und indem er das that, wurde das Seil immer länger und länger. Der Korb stiess endlich an den Wipfel einer Tanne nahe bei Stcuwä'çEl (unterhalb Canoe Pass, an dem Südarm des Fraser River) an. Da schüttelten sie ein wenig an dem Seil, als ein Zeichen, dass sie noch nicht ganz unten angekommen waren, und die Sonne liess sie noch weiter hinab. Endlich kamen sie wohlbehalten auf der Erde an und schüttelten lange an dem Seile, das die Sonne daraufhin wieder in die Höhe zog. Während sie herunter kamen, ward der Himmel ganz roth. Da sprach der Vetter des jungen Mannes: „Mein Vetter wird jetzt zurückkehren. Er sagte mir, ehe er verschwand, dass der Himmel roth werden würde, wenn er zurückkehre." Niemand aber glaubte ihm und man schlug ihn, weil er von einem Todten sprach.

Als der Korb unten angekommen war, dachte der junge Mann: „Ich wollte, der Sohn meines Vetters käme und spielte mit seinen Pfeilen." Sogleich kam jener in den Wald und schoss seine Pfeile vor sich hin. Der junge Mann nahm einen auf und trat auf den Knaben zu. Er fragte ihn: „Weisst Du, dass einst ein junger Mann von hier verschwand und in den Himmel ging?" „Ja," versetzte jener, „das war meines Vaters Vetter." „Ich bin es," sprach nun der junge Mann, „und dies hier ist meine Frau." Dabei zeigte er auf sie. Der Knabe konnte sie aber nicht sehen, da sie so hell leuchtete. Der Mann nahm nun Blätter und wusch ihr Gesicht, damit es werde, wie das anderer Menschen, und sie gingen zum Dorfe. Unterwegs wurde die Frau viermal ohnmächtig, da sie den Geruch von Menschen nicht vertragen konnte, obwohl die Häuser, dem Verlangen des jungen Mannes gemäss, erst sorgfältig gereinigt waren. Als sie endlich im Hause ankamen, kochten sie die zehn Haufen Wurzeln, die ihnen die Sonne gegeben hatte, und machten so viel daraus, dass sie den ganzen Stamm damit bewirthen konnten.

Die Frau hielt sich immer im Hause und liess sich nie sehen. Daher glaubten die Leute gar nicht, dass sie die Tochter der Sonne sei. Ein Mann sah aus Neugierde durch einen Spalt in ihr Zimmer. Sie leuchtete da so hell auf, dass sie sein Gesicht ganz verbrannte. Ihr Mann aber machte jenen wieder gesund. Von nun an glaubten die Leute, dass sie die Tochter der Sonne sei.

5. Die PötE'mtEn.

In PötE'mtEn, oberhalb Fort Douglas, lebte eine Frau, die hatte zwei Töchter und mehrere Söhne. Eines Nachts schlichen sich zwei Männer zu den Mädchen, und schon am nächsten Tage gebaren dieselben jede ein Kind. Niemand wusste, wer die Väter der Kinder waren, und auch die Mädchen wussten nicht, wer sich

zu ihnen geschlichen hatte. Daher beschmierten sie ihre Hände mit Fett und rother Farbe, und als die Männer sich in der folgenden Nacht wieder zu ihnen schlichen, umfingen sie dieselben und machten ihren Körper roth, ohne dass jene es merkten. Am nächsten Morgen, als alle jungen Männer des Dorfes zum Baden gingen, passten die jungen Frauen auf, um zu sehen, wessen Körper roth gezeichnet war. Die jungen Männer warfen Steine ins Wasser und sprangen dann hinein, um sie wieder zu holen. Keiner unter ihnen zeigte eine Spur rother Farbe an seinem Körper. Als die Frauen nun zurückgingen, kamen sie an einer Stelle vorüber, wo ein Mann ein Boot baute. Da sahen sie, dass der Hammer und einer der Spähne voll rother Farbe waren, und nun wussten sie, dass diese die Gestalt von Männern angenommen und bei ihnen geschlafen hatten. Da schämten sie sich. In der folgenden Nacht kamen die Männer wieder. Da sprachen die Frauen: „Warum geht Ihr Morgens immer fort? Wir kennen Euch.“ Als die Männer das hörten, blieben sie bei den Frauen und behielten ihre menschliche Gestalt.

Der Eigenthümer des Hammers und des Spahnes schalt eines Tages auf diese Männer und sagte, dass sie ihm gehörten. Darüber wurden die Frauen betrübt. Sie machten einen grossen Korb, setzten sich mit ihren Männern und Kindern hinein, banden ihn zu und liessen sich ins Wasser werfen. Der Wind und die Wellen führten den Korb weiter und derselbe landete endlich in Puk·pä'k·ötl. Da machten sie den Korb auf und stiegen heraus. Die Männer machten Planken und bauten ein Haus. Sie wurden die Ahnen der Pötᴇ'mtᴇn.

6. Die todte Frau.

In K·'ē'luk, unterhalb Puk·pä'k·'otl, lebte ein Mann, der seine Frau sehr liebte. Dieselbe starb und ward begraben. Der Mann war sehr betrübt. Er weinte und fastete. Nachts, als alle Leute schliefen, ging er zu dem Grabe seiner Frau, öffnete dasselbe und legte sich an ihrer Seite nieder. Die Luchse, die auf dem Berge wohnten, witterten die Leiche und liefen herbei, um sie fortzutragen. Sie öffneten das Grab, einer warf die Leiche der Frau, ein anderer den Mann über den Rücken und sie liefen zurück zu ihrem Häuptling. Dieser wohnte in einem unterirdischen Hause und sie warfen den Mann und die Frau durch den Eingang hinunter. Der Häuptling wollte den Mann zuerst fressen, als er aber nahe zu ihm heran kam, rief er: „Der stinkt noch! er ist nicht todt!“ Da sprang der Mann auf, zog sein Messer, das er unter seinem Mantel verborgen hatte, und tödtete alle Luchse. Dann kehrte er zu seiner Heimath zurück. Er war noch immer sehr betrübt, weil er seine Frau verloren hatte. Er bat seinen Vater um fünf Bärenfelle und schnitt sich hundert Paar Schuhe aus denselben. Diese nahm er und ging von dannen, um seine Frau wiederzuholen. Er ging ins Gebirge und fastete. Dann wanderte er weiter landeinwärts. Als er eine Zeit lang gewandert war, sah er in der Ferne Rauch aufsteigen und als er näher kam, sah er ein Haus auf einer Prairie stehen. Dort wohnte der Pelikan. Dieser fragte ihn: „Wohin willst Du gehen?“ Jener versetzte: „Ich suche meine todte Frau.“ „Das ist eine schwere Aufgabe, mein Enkel,“ sprach der Pelikan, „nur Todte können diesen Weg mit Leichtigkeit finden. Lebende können nur mit grosser Gefahr zum Lande der Todten gelangen.“ Er gab ihm ein Zaubermittel, um ihm in seinem Unterfangen zu helfen, und unterwies ihn im Gebrauche desselben. Der junge Mann wanderte weiter und kam zu dem Riesen Sä'sk·ats, der jeden frass, der an ihm vorbeigehen wollte. Der Mann kam aber mit Hülfe des Zaubermittels glücklich vorbei. Dann traf er die doppelköpfige Schlange Atlk·ē, kam aber auch an ihr glücklich vorüber. Als er weiter ging, traf er den Vogel Tlᴇtsä'wul, der ihn fragte, wohin er gehe. Als er ihm von

seinem Vorhaben erzählte, sagte derselbe, kein Lebender könne in das Land der Todten gehen. Er rieth ihm zurückzukehren. Der Mann aber ging weiter. In der folgenden Nacht träumte er, dass, wenn er ein gewisses Kraut kaue, er nie hungrig werden würde. Er that also und fand, dass es seinen Hunger stille. Endlich kam er zu einem grossen See, jenseits dessen die Todten wohnten. Er wusste nicht, wie er hinüber kommen sollte, und weinte. Da hörte er eine Stimme sagen: „Kein Mensch kann seinen Körper mit in den Himmel bringen. Erst wenn Du todt bist, kannst Du hier hinüber gelangen. Aber wisse! Gott wird Dich glücklich machen und Dir viel Kleidung und andere Reichthümer schenken. Deine Frau kannst Du nicht wieder bekommen. Setze Dich nieder und schliesse Deine Augen! falte Deine Arme über der Brust und hocke nieder und bete!“ Er that also. Da kam viele Kleidung, Pferde und andere Reichthümer zu ihm. Er nahm dieselben und kehrte nach Hause zurück. Er war ein weiser und mächtiger Mann geworden.

7. Die todte Frau.

Die Frau eines Mannes war gestorben. Da er sie sehr liebte, machte er sich auf, in den Himmel zu gehen und sie zu suchen. Er machte sich viele Schuhe aus Bärenfell und ging ins Gebirge. Er fastete, und jeden Abend schwamm er in Teichen und übergab sich, so dass er ganz rein wurde. Dann ging er weiter. Bald, als fast alle seine Schuhe ausgetragen waren, begegnete er einem Manne, der fragte ihn, wohin er gehe. Er versetzte: „Meine Frau ist todt und ich gehe sie zu suchen.“ Da sprach jener: „Der Weg dorthin führt hierher. Er ist sehr gefährlich. Kaue diese Wurzel. Sie wird Dich beschützen.“ Er dankte dem Alten und ging weiter. Endlich kam er wohlbehalten im Lande der Todten an. Er sah dieselben tanzen und erblickte unter ihnen seine Frau. Da nahm er sie mit sich zurück. Die Todten warnten ihn, ja nicht mit der Frau zu schlafen, ehe er nach Hause gekommen sei. Er gehorchte und sie schliefen allabendlich an entgegengesetzten Seiten des Feuers. Am vierten Tage fanden sie sich nahe ihrer Heimath. Da träumte er, die Gottheit sage ihm, er solle beten. Er schloss seine Augen und betete. Als er die Augen wieder öffnete, sah er Kleidung für sich und für seine Frau dort liegen; er erblickte ein Pferd, ein Gewehr und Pulver. Am nächsten Morgen ritten sie nach Hause. Viele Jahre war er fort gewesen. Er fand, dass seine Eltern blind geworden waren vom vielen Weinen. Er aber machte sie wieder sehend.

8. Der Ursprung der Lachse und des Feuers.

Im Anfange gab es keine Lachse und kein Feuer. Da hielten die Thiere einen grossen Rath, um zu besprechen, wie das Feuer zu erhalten sei. Schliesslich wurde beschlossen, den Biber und den Specht (?Ts'ᴇ'tᴇm) auszusenden, um beides zu erlangen. Das Feuer war im Besitze des Häuptlings der „Sockeye“-Lachse, der im äussersten Westen wohnte. Biber und Specht reisten dorthin, der erste schwimmend, der zweite fliegend. Als sie in die Nähe der Häuser kamen, die an einem Flusse standen, liess der Biber den Specht voran fliegen, um zu spioniren. Der letztere kam bald zurück und berichtete, dass zwei Häuser da seien, die an entgegengesetzten Seiten eines Teiches standen, aus dem die Leute Wasser zu schöpfen pflegten. Da entwarfen die beiden einen Plan und schritten sogleich zur Ausführung. Der Biber grub sich einen Gang von dem Teiche zu dem Hause des Häuptlings und legte sich dann an der Stelle, wo die Leute Wasser zu holen pflegten, nieder, indem er sich stellte, als sei er todt. Bald kam die Tochter des Lachshäuptlings aus dem Hause und lief, als sie den todten Biber sah, sogleich zurück, um die Männer zu rufen. Dieselben kamen, und beriethen sich unter ein-

ander. Der „Dogsalmon“ (O. keta) sagte, indem er ihn umdrehte: „Der Biber ist bekanntlich sehr klug. Ich glaube nicht, dass er todt ist. Gewiss will er etwas hier bei uns.“ Der „Cohoesalmon“ sagte: „Seine Hände und Füsse sind sehr klug. Mit ihnen verschliesst er uns alle Bäche und Flüsse, so dass wir nicht vorbei können. Wenn ich versuche, hinüber zu springen, falle ich in seine Fallen. Gewiss will er etwas von uns.“ Da sagte der Frühlingslachs: „Seht Ihr nicht, dass er todt ist?“ Der Cohoe glaubte es aber nicht und sprach: „Lasst uns ihn kitzeln, dann werden wir ausfindig machen, ob er lebt oder todt ist.“ Sie stiessen ihn dann in die Seite, so dass er beinahe gelacht hätte. Sie trugen ihn dann, da er sich nicht rührte, ins Haus und schickten sich an, ihn abzuziehen. Gerade in diesem Augenblicke erschien der Specht draussen und setzte sich an dem Teiche nieder. Sobald die Leute ihn sahen, wollten sie ihn fangen. Da öffnete der Biber seine Augen ein klein wenig, und als er sich allein sah, sprang er auf, ergriff das Feuer und die jüngste Häuptlingstochter, die in der Wiege lag, und entfloh durch den Gang, den er sich zuvor gegraben hatte. Zugleich flog auch der Vogel von dannen. Als sie nach Semiā'mō kamen, nahmen sie etwas Cederbast aus der Wiege und warfen ihn in den Fluss. Daher sind dort sehr viele Lachse. Ebenso warfen sie in Pitt River etwas Cederbast in den Fluss und schufen so viele Lachse. Als sie nach Yale kamen, warfen sie die Wiege sammt dem Kinde in den Fluss. Daher sammeln sich dort unterhalb der Schnellen grosse Mengen von Lachsen.

Der Biber gab den Gespenstern das Feuer. Die Menschen wussten nicht, wie sie es erhalten sollten, und schickten endlich K'ā'iq, den Nerz, aus, dasselbe zu holen Dieser lieh sich das Messer seiner Grossmutter, versteckte es unter seinem Mantel und machte sich auf den Weg zu den Gespenstern. Er ging zu ihnen ins Haus und sah sie tanzen. Als der Tanz zu Ende war, wollten sie sich baden und waschen. Da sprach der Nerz: „Bleibt hier, ich will Euch Wasser holen.“ Er nahm einen Eimer und ging zum Ufer hinab. Als er mit dem gefüllten Eimer ins Haus kam und an dem einem der beiden im Hause brennenden Feuer vorüber ging, that er, als stolpere er und goss das Wasser ins Feuer, so dass es ausging. „O!“ rief er, „ich bin gestolpert,“ und ging zum Wasser zurück, um seinen Eimer wieder zu füllen. Als er wieder ins Haus kam und an dem anderen Feuer vorbei ging, goss er wieder sein Wasser aus, und es war nun ganz dunkel im Hause. Da nahm der Nerz sein Messer und schnitt dem Häuptling der Gespenster den Kopf ab. Er streute Staub auf den abgeschnittenen Hals, damit er nicht blute, und lief mit dem Kopfe von dannen. Noch ehe die Leute ihr Feuer wieder angesteckt hatten, wurde der Staub von Blut durchtränkt; die Mutter des Häuptlings merkte es und als sie nun wieder Feuer gemacht hatten, sahen sie, dass der Kopf ihres Häuptlings abgeschnitten war. Da sprach die Mutter des todten Häuptlings: „Geht morgen dem Nerz nach und kauft ihm den Kopf ab.“ Sie thaten also und kamen zu seinem Hause. Der Nerz hatte sich zehn Häuser gebaut und sich zehn verschiedene Kleider von seiner Grossmutter herstellen lassen. Als nun die Gespenster kamen, erschien er bald auf dem Dache eines Hauses, bald auf dem eines anderen, jedesmal in anderer Kleidung, so dass die Gespenster glaubten, es seien viele Leute dort. Als sie ankamen, sprachen sie zu der Grossmutter des Nerzes: „Wir wollen den Kopf unseres Häuptlings für Mäntel eintauschen.“ Sie aber versetzte: „Mein Enkel will keine Mäntel haben.“ Dann boten sie ihm Bogen und Pfeile an, aber die Grossmutter wies auch dieses Anerbieten zurück. Da weinten die Bäume mit den Gespenstern; so betrübt waren sie. Und die Thränen der Bäume waren Regen. Endlich boten die Gespenster ihm den Feuerbohrer an.

Den nahm die Grossmutter an und gab ihnen den Kopf zurück. Seither haben die Menschen das Feuer.

9. Der Nerz.

Der Nerz wollte den Schachtelhalm heirathen. Dieser sprach: „Nein, Du kannst mich nicht heirathen. Was willst Du thun, wenn Treibholz den Fluss herab kommt? Ich beuge mich dann nieder, lasse den Stamm über mich forttreiben und richte mich wieder auf.“ Nerz sprach: „Das kann ich auch.“ Aber was willst Du thun, wenn ein Stamm mit vielen Zweigen den Fluss hinunter treibt? Er wird Dich aufspiessen und mitnehmen.“ „Nein,“ sprach Nerz, „dann beuge ich mich mit Dir und komme wieder in die Höhe.“ Da nahm der Schachtelhalm ihn zum Manne. Bald kam ein Baumstamm den Fluss hinab getrieben. Nerz umschlang den Schachtelhalm. Beide beugten sich und liessen den Stamm über sich forttreiben. Dann aber kam ein Stamm mit vielen Zweigen. Wieder umfasste Nerz seine Frau. Der Stamm aber spiesste ihn auf, ertränkte ihn und trug ihn den Strom hinab.

Er ging zu der verfaulten Kiefer und wollte sie heirathen. (Diese besteht aus nichts als harziger Rinde.) Sie sprach: „Nein, Du kannst mich nicht heirathen. Wenn ich warm werde, schwitze ich und dann wirst Du böse werden.“ „Nein,“ erwiderte Nerz, „das thut nichts.“ Da nahm sie ihn zum Manne. Am Morgen, als es warm wurde, fing seine Frau an zu schwitzen (d. h. das Harz fing an zu schmelzen) und seine Brust klebte an ihrer Brust fest. Er rief: „Lass mich los. Du sollst mich nicht so fest halten!“ Sie antwortete: „Ich halte Dich nicht, ich schwitze nur.“ Da ward Nerz böse und schlug sie. Seine Hand aber klebte auch fest. Dann schlug er sie mit der anderen Hand, und es erging ihm nicht besser. Dann trat er sie mit Füssen und seine Füsse klebten beide an ihr fest. Er stiess sie endlich mit dem Kopfe und auch dieser klebte fest. Als das Harz Mittags ganz weich wurde, fiel er herunter. Da verliess er seine Frau.

Er ging zum Adler und wollte ihn heirathen. Der hatte fünf Junge und wohnte auf dem Wipfel einer Ceder. Er kletterte hinauf und als der Adler mit seinen Jungen vom Lachsfang nach Hause kam, fand er ihn im Neste. Er fragte: „Was willst Du hier?“ Nerz erwiderte: „Ich will Dich heirathen.“ „Nein,“ sprach er, „Du kannst mich nicht heirathen. Ich springe von hier oben herunter und fliege wieder hinauf. Das kannst Du nicht.“ „O!“ sprach Nerz, „das kann ich auch. Ich springe herunter und fliege wieder hinauf.“ Da nahm ihn der Adler zum Manne. Nach kurzer Zeit wollten sie Lachse fangen. Sie setzten sich auf einen hohen Baum. Der Adler fragte Nerz: „Siehst Du den Lachs?“ „Ja,“ sagte dieser, „dort hinten, weit fort.“ Er sah aber in Wirklichkeit gar nichts. „Nein,“ sprach der Adler, „hier, ganz nahe bei, gerade unter uns ist er.“ „O ja!“ sagte da Nerz, „Ich will ihn jetzt fangen; komme Du gleich nach,“ sagte der Adler und stürzte sich hinab. Gleich darauf sah Nerz ihn mit einem Fisch zurückkommen. Da sprang auch er herunter. Er zerschlug sich an den Aesten des Baumes die Eingeweide und lag todt da.

10. Das Stinkthier.

Das Stinkthier hatte zwei Frauen, die Schnecke und die Schlange. Es lebte in einem unterirdischen Hause. Der Prairiewolf ging immer an seinem Hause vorüber auf Jagd. Das mochte das Stinkthier nicht gerne und fragte ihn eines Tages: „Warum gehst Du immer an meinem Hause vorüber? Ich will es nicht.“ Am nächsten Tage fand er etwas rothe Farbe vor seiner Thüre. Die hatte der Prairiewolf dorthin gelegt. Es war sein Zaubermittel. Da rief das Stinkthier: „Was soll die Farbe hier? Die ist doch nichts werth,“ und als der Prairiewolf wieder vorbei

kam, lauerte er ihm auf und pisste ihm ins Gesicht. Da lief der Prairiewolf ins Gebirge zu seinem Freunde, dem Ostwinde, der ihm sagte, er solle sein Gesicht auf bestimmte Weise bemalen. Der Prairiewolf that es, als er aber am folgenden Tage an dem Hause vorüber kam, pisste das Stinkthier ihn wieder an und machte ihn fast blind. Das Zaubermittel des Ostwindes war nicht stark genug. Wieder rief der Prairiewolf seinen Schutzgeist, den Ostwind, zu Hülfe; derselbe vermochte aber nichts gegen das Stinkthier auszurichten. Da gab sich der Prairiewolf für überwunden und versprach hinfort nicht mehr an dem Hause des Stinkthieres vorüberzugehen. Er dachte aber darüber nach, wie er sich an jenem rächen könne. Als eines Tages das Stinkthier auf Jagd aus war, rief er seinen Freund, den Ostwind. Da brachte dieser einen schweren Schneefall, und das Stinkthier konnte nicht wieder nach Hause zurück, da der Schnee so tief war. Ein alter Mann, das Stachelschwein, wusste aber, dass das Stinkthier nahe daran war umzukommen, und erbarmte sich seiner. Er legte seine Zaubererkleidung an und schüttelte seinen Mantel vor dem Hause aus. Da fing es an zu regnen und aller Schnee sank zusammen, so dass das Stinkthier leicht darüber fort nach Hause gehen konnte.

11. Die Maus.

Der Pelikan gab einst ein grosses Schenkfest. Er liess ein junges Mädchen mit langen Haaren, die Maus, für sich auf zusammengebundenen Booten tanzen. Er band Felldecken an Stangen und warf dieselben, als seine Gäste kamen, ins Wasser. Da sprangen dieselben ins Wasser, um sie aufzufangen. Als sie ins Haus kamen, vertheilte die Maus das Essen und tanzte für den Pelikan. Die Leute schlugen Takt und sangen, während sie tanzte. Dann vertheilten sie wieder viele Decken. Am folgenden Tage reisten die Leute wieder in ihre Heimath zurück. Die Maus hatte allen so gefallen, dass viele sie haben wollten. Der Nerz, welcher ein armer Mann war, legte sich Häuptlingskleider an und band sein Haar mit Bergziegenwolle zurück, damit sie ihn für einen Häuptling aus einem fernen Lande halten sollte, und wollte sie heirathen. Sie erkannte ihn aber und wies ihn zurück. Dann kam der Donnervogel und warb um sie. Sie folgte ihm und er nahm sie in seine Heimath zurück. Die erste Frau des Donnervogels war aber eifersüchtig auf die Maus und wünschte sich ihrer zu entledigen. Eines Tages, als der Donnervogel mit seiner ersten Frau ausgegangen war, öffnete die Maus die Kisten, in denen der Donnervogel seine Vorräthe an Bergziegenfett aufbewahrte, und ass davon. Als er das ausfindig machte, ward er zornig und warf die Maus auf die Erde hinunter. Daher stiehlt sie noch heute immer Lebensmittel. —

IV. Sagen der Cowitchin (K·auē̆tcin).

1. Qäls.

Vor langer, langer Zeit stieg ein Mann, Namens Qäls, vom Himmel herab. Als er zur Erde gekommen war, wanderte er durch alle Länder und besuchte alle Völker, die Guten belohnend, die Schlechten bestrafend.

1) Einst kam er nahe der Mündung des K·au'ē̆tcin-Flusses ans Meer. Dort wohnte auf dem Hügel bei Cowitchin Wharf ein Mann, Namens Hä'makos. Am Fusse des Hügels wohnte ein Freund Hä'makos'. Als der erstere Qäls herankommen sah, rief er seinen Freund: „Komme rasch zu mir, ehe Qäls kommt und Dich verwandelt.“ Der Freund beeilte sich, den Hügel hinaufzulaufen; ehe er aber hinauf gelangte, hatte Qäls ihn erreicht und verwandelte ihn in einen Stein.

2) Qäls ging weiter am Strande entlang. Da sah er eine Frau im Wasser

schwimmen. Ein Mann hatte sich hinter einem Steine versteckt, hinter dem er hervorlugte und ihr zusah. Er verwandelte beide in Steine.

3) Und er traf einen Mann, welcher Muscheln schärfte, um sie als Spitzen für seine Pfeile zu gebrauchen. Er fragte: „Was machst Du da?“ Jener antwortete: „Wenn Qäls kommt, will ich ihn mit diesen Pfeilen erschiessen.“ Er erkannte ihn nehmlich nicht. Qäls liess sich die Muscheln geben, schlug sie jenem in den Kopf und verwandelte ihn in einen Hirsch, indem er sagte: „Nun springe davon! Künftig sollen die Menschen Dich essen!“

4) Qäls ging weiter und kam nach K'umiö'k'en. Dort traf er einen Mann, Namens Spâl. Dieser war im Begriffe, einen Hirsch abzuziehen, und Qäls sagte zu ihm: „Sei vorsichtig beim Abziehen des Hirsches. Ich habe ihn getödtet, mein Pfeil steckt noch drinnen. Zerbrich ihn mir ja nicht.“ Spâl fuhr heftig in die Höhe und rief: „Was fällt Dir ein. Ich selbst habe den Hirsch getödtet. Mir gehört er, ich werde damit thun, was ich will, und Du hast Dich nicht darum zu kümmern!“ Qäls sagte nochmals: „Hüte Dich und zerbrich meinen Pfeil nicht!“ aber Spâl kümmerte sich nicht um seine Worte, lud den Hirsch auf den Rücken und ging nach Hause. Qäls nahm nun vermodertes Holz und warf ein Stück auf den Rücken und eines auf das Geweih des Hirsches; dann nahm er einen Stein und zauberte ihn in den Magen des Hirsches. Als Spâl nach Hause kam, warf er seine Last nieder, nahm den Hirschmagen und ging ins Haus. Dort sagte er zu seiner Frau: „Sieh Dir doch draussen den grossen Hirsch an, den ich erlegt habe.“ Seinem Kinde warf er den Magen zu, der gerade dessen Leib traf und es tödtete, denn er war plötzlich Stein geworden. Die Frau aber fand draussen nichts, als einen Haufen vermodertes Holz. Das hatte Qäls gethan.

Dieser aber traf im Walde einen anderen Mann, der ebenfalls im Begriffe war, einen Hirsch abzuziehen. Qäls trat zu ihm und sprach: „Sei vorsichtig beim Abziehen des Hirsches. Ich habe ihn getödtet, mein Pfeil steckt noch drinnen. Zerbrich ihn mir ja nicht.“ Jener versprach darauf zu achten. Da sagte Qäls: „Lade den Hirsch auf Deine Schultern und gehe nach Hause. Du wirst mich später noch wiedersehen.“ Jener that, wie ihm geheissen. Und der Hirsch wurde schwerer und schwerer, so dass er ihn schliesslich kaum noch tragen konnte. Als er zu Hause ankam, rief er seine Frau und bat sie, ihm zu helfen, den Hirsch abzuladen. Da fanden sie, dass er während des Heimweges ungemein fett geworden war, und sie konnten viele Kisten mit dem Hirschfette füllen.

Als Spâl dies hörte, sandte er seinen Sohn zu seinem glücklichen Nachbar, ihm einen Fisch zu bringen, denn er hoffte, dass er etwas Fett als Gegengeschenk erhalten werde. Jener aber nahm den Fisch nicht an. Da ging Spâl selbst hinüber, ihm den Fisch anzubieten, aber er konnte den Nachbar nicht bewegen, denselben anzunehmen. Darüber schämte er sich so, dass er den Fisch fortwarf. Er ging wieder auf Jagd aus. Als er einen Hirsch erlegt hatte, trat wieder Qäls auf ihn zu und behauptete, sein Pfeil stecke in dem Hirsche. Wieder folgte Spâl nicht seinem Verlangen, auf den Pfeil zu achten, und daher verwandelte Qäls auch diesen Hirsch in vermodertes Holz. Der andere Mann dagegen folgte ihm, und er beschenkte ihn wieder, indem er das Fett des Hirsches sich vermehren liess. Dann verwandelte er Spâl in einen Raben, den anderen aber in eine Möwe.

5) Und Qäls wanderte weiter. Einst traf er einen Mann, welcher einen blauen Mantel trug und weit und breit als unverbesserlicher Dieb bekannt war. Diesen verwandelte er in den Blauhäher. Einem anderen schlug er zwei Hölzer in den Kopf und verwandelte ihn in ein Elk; und er schuf den Bären, die Enten und viele andere Thiere.

6) Er ging weiter den Cowitchin-Fluss hinauf und kam nach K·ua'miteau. Dort lebte ein mächtiger Häuptling, Namens K·'ē'sek·. Als Qäls kam, stand jener vor seinem Hause. Sie blieben einander gegenüber stehen und versuchten sich durch ihre Blicke gegenseitig zu besiegen. Endlich zeigte sich Qäls als der Stärkere und K·'ē'sek· stieg in den See Qā'tsa hinab, wo er noch heute lebt. Er erschuf die Forellen in Qā'tsa und von dort schwammen sie die Flüsse hinab.

7) Ueberall im Cowitchin-Flusse kann man Qäls Werke sehen: Menschen und Hunde, die er in Stein verwandelt hat, sein Boot — jetzt ein mächtiger Felsblock im Flusse — und den Pflock, an den er sein Boot zu binden pflegte. Auch dieser wurde in Stein verwandelt.

8) Und er wanderte weiter. Endlich kam er zu den Ts'â'mes in Lek'ū'men (bei Victoria). Diese waren beschäftigt, Flundern zu fangen. Sie brachten die Fische ans Land und spiessten sie auf Stöcke, die sie in die Erde steckten. Da fragte Qäls: „Was macht Ihr denn da mit Euren Fischen?“ „Wir wollen sie von der Sonne braten lassen,“ antworteten jene. „Versteht Ihr denn nicht, Feuer zu machen?“ fragte Qäls. Als sie seine Frage verneinten, lehrte er sie das Reibefeuerzeug machen und überzeugte sich, ob sie es verstanden hatten.

2. Siā'latsa.

Im Anfange war die Erde unbewohnt. Da aber kam Siā'latsa vom Himmel herab nach Qā'tsa (Quamitchan-See) und baute ein Haus daselbst. Am folgenden Tage stieg Swutlā'k· vom Himmel herab, dann eine Frau, Namens K·ola'tsiwat. Am nächsten Tage kam Suk·sā'k·ulak·, dann Sk·uē'lEm, Swik·'em'ā'm, Siai'imk·en Kto'qein, Hē'uk·En, qtlā'set, QaiōtsE'mk·En und quitE'qtEn, jeder an einem Tage vom Himmel herab. Sie gingen nach Tsu'k·ola und bauten Häuser. Siā'latsa aber trug einen bemalten Stab, vermittelst dessen er Ungeheuer zu tödten vermochte und Kranke heilte. Sein Gesicht war bunt bemalt mit rother und schwarzer Farbe. Zuerst traf er einen S'ē'tlkē (doppelköpfige Schlange). Er liess seine Leute eine Fichte fällen und zerschlagen. Dann gruben sie ein tiefes Loch, in das sie das Holz warfen. Siā'latsa ging nun aus, lockte den S'ē'tlkē in die Grube und dort wurde er verbrannt.

Nun sandte er Swutlā'k· den Fluss hinab. Dieser traf bei T'aetsē'la (der Platz, wo Mr. Lomar's Haus steht) den Sts'ē'enkoa, nahm einen Stab aus hartem Holze und spiesste die Zunge des Ungeheuers daran auf. Trotzdem verfolgte ihn der Sts'ē'enkoa, jedesmal aber, wenn er Swutlā'k· beinahe eingeholt hatte, stach dieser ihn in die Zunge. So erreichte er sein Haus, vor welchem sich das tiefe Loch befand. Sts'ē'enkoa fiel hinein und wurde ebenfalls verbrannt. Dann ging Swutlā'k· zu dem steilen Felsen in Maple Bay und tödtete einen anderen S'ē'tlkē, welcher daselbst lebte.

Einst ging Swutlā'k· nach K·au'ämen bei Sâ'menos und sah daselbst viele Lachse. Er theilte Siā'latsa mit, was er gesehen hatte. Da gingen sie zusammen nach K·au'ämen und bauten ein Haus. Siā'latsa liess die Leute einen Baum fällen und das untere Ende desselben brennen und zuspitzen Swutlā'k· stellte dann den Baum aufrecht an eine Seite des Flusses und stellte einen zweiten ebenso an der anderen Seite des Flusses auf. Einen dritten Stamm legte er quer über die beiden ersten und band ihn fest. Hieran befestigte er viele senkrechte Stäbe. So machte er das erste Lachswehr, und die Menschen hatten reichlich Nahrung.

Siā'latsa sah nun viele Hirsche und dachte nach, wie er dieselben fangen könne. Er liess seine Leute in den Wald gehen und Cederzweige holen. Dann befahl er ihnen, dieselben zu erwärmen und Seile daraus zu machen, aus denen

er ein Netz herstellte. Niemand aber wusste, was er damit thun wollte. Als das Netz fertig war, ging er mit den Leuten in den Wald und liess es zwischen den Bäumen ausspannen und oben an einem Querbalken befestigen. Dann liess er die Hirsche gegen das Netz treiben und tödtete sie, wenn sie sich darin gefangen hatten. Als die Leute aber auch Elche hineintrieben, brachen dieselben durch die Netze, denn sie waren sehr stark. (Nach anderer Version brachen die Cederseile, als sie trocken wurden.)

Da sann Siä'latsa nach, wie er nun Hirsche fangen könne. Er wusste aber, dass auf dem Berge Swuq'ä's das Ungeheuer Stlä'lak·am[1]) wohnte, welches ein nadelscharfes Horn im Genick trug. Er ging nun mit allen seinen Leuten auf den Berg. Als diese das Ungeheuer erblickten, liefen sie voll Schrecken von dannen. Siä'latsa aber sprach: „Was fürchtet Ihr Euch?“ und ging auf das Ungeheuer zu, indem er sich auf seinen Stab stützte. Da schlief dasselbe ein. Er berührte es mit dem Stabe und nannte es Wok·'ä's. Dann kraute er es auf dem Kopfe und Wok·'ä's bewegte vor Behagen seine Ohren. Dann liess er zehn Leute ein Seil aus Cederzweigen machen und legte dasselbe Wok·'ä's über den Nacken. Zehn Leute hielten das Seil und führten ihn herab nach Tsu'k·ola. Dort fanden sie viele Hirsche und Elche. Als Wok·'ä's dieselben witterte, wollte er sich auf sie losstürzen. Die zehn Leute aber hielten ihn fest, bis Siä'latsa ihnen befahl, das Seil loszulassen. Sogleich stürzte sich Wok·'ä's auf das Wild und tödtete es, indem er ihnen das Horn in den Bauch stiess.

Siä'latsa liess nun die Hirsche abziehen und befahl den Leuten, die Rückensehnen zu spalten und mit Steinen weich zu klopfen. Dann liess er Seile daraus machen und ein neues Netz flechten. Als die Leute dasselbe aber aufstellen wollten, zeigte es sich, dass dasselbe zu klein war. (Nach einer anderen Version brieten und assen die Leute in einer Hungersnoth das Netz.) Darüber ward Siä'latsa sehr zornig und legte sich ins Bett. Ein kleiner Knabe, welcher im Dorfe spielte, kam in das Haus und sah ihn zornig im Bette liegen. Da fürchtete er sich, lief hinaus und erzählte den Leuten, dass Siä'latsa zornig sei und im Bette liege. Die Leute versammelten sich alle in einem Hause und sprachen zu einander: „Siä'latsa zürnt uns und wird Wok·'ä's auf uns hetzen, lasst uns lieber auswandern.“ Qaiötsɛ'mk·ɛn, ϙtlä'set, Hē'uk·ɛn, Kto'qein, Qoa'qotcin und Susk·'ēme'n wanderten nach Sϙuē'lɛn am Nanaimo-Flusse aus und wurden die Stammväter der Snanaimuϙ. (Diese Namen stimmen nicht mit denen der Snanaimuϙ-Geschlechter überein, wie ich dieselben in Nanaimo selbst erkundete.) Zehn andere gingen nach Sküts und wurden die Stammväter der K·o'lk·uisala. Wieder zehn gingen nach S'ē'lak·oatl und wurden die Ahnen der Tsimē'nes.

Am nächsten Morgen, als Siä'latsa sich erhob, fand er, dass Niemand mehr dort war, und er wusste nicht, wohin die Leute gegangen waren. Auch Wok·'ä's, den er Tags zuvor am Hause festgebunden hatte, war verschwunden. Da ging Siä'latsa nach K·auä'men bei S'ä'menos und baute sich ein neues Haus.

Zu jener Zeit lebte auch in Sâ'ok ein Häuptling, welcher vom Himmel herabgestiegen war. Derselbe hatte eine Tochter. Eines Tages sprach er zu dieser: „Iss nicht zu viel, denn ich glaube, Siä'latsa wird kommen und dich zur Frau begehren. Ich weiss, in seinem Lande giebt es keine Frauen.“ Das Mädchen gehorchte; da aber Siä'latsa nicht erschien, ward sie ungeduldig. Sie füllte einen Korb mit Beeren und Seehundfleisch und ging mit einer Sklavin aus, ihn zu suchen. Nach langer Wanderung kam sie auf dem Gipfel der Berge an der Südseite des

1) Stlä'lak·am bedeutet irgend etwas Uebernatürliches.

Cowitchin-Thales an. Von hier aus sah sie in S'â'menos und K·umiē'k·en Rauch aufsteigen und sie dachte, dass dort Siä'latsa wohnen müsse. Sie stieg zum Flusse hinab, und als sie daselbst ein Lachswehr sah, dachte sie, Siä'latsa müsse dasselbe gemacht haben. Nachts legte sie sich im Walde nieder und schlief. Am nächsten Morgen sah sie einen Mann vorüberkommen, der trug einen Fellmantel und Bogen und Pfeile. Da dachte sie, jener müsse Siä'latsa sein. Sie schlich ihm unbemerkt nach, um zu sehen, wo er lebe und was er thue. Er ging in sein Haus und die Mädchen lugten durch eine Ritze hinein. Da sahen sie, dass er sich eine Frau aus Holz geschnitzt hatte, und dass er ihr zu essen gab. Als Siä'latsa nun wieder auf Jagd gegangen war, gingen sie ins Haus, um die Holzfigur zu besehen. Da fanden sie, dass sie eine Spindel in der Hand hielt und dass Siä'latsa ihr Hirschfett vorgesetzt hatte. Sie assen das Fett und versteckten sich. Als Siä'latsa nun zurückkam und fand, dass die Nahrung, welche er der Holzfigur vorgesetzt hatte, verschwunden war, freute er sich, denn er glaubte, sie werde nun lebendig werden.

Am folgenden Morgen ging er wieder zur Jagd aus, nachdem er seiner Frau Essen vorgesetzt hatte. Da kamen die Mädchen aus ihrem Verstecke hervor. Die Häuptlingstochter zerbrach die Figur, warf sie ins Feuer und hing sich ihre Kleider um. Die Sklavin aber versteckte sich im Walde. Als Siä'latsa nun zurückkam, war er sehr erfreut, seine Holzfrau lebendig zu finden und legte sich mit ihr zu Bette. Bald aber erblickte er eine Holzhand im Feuer und wusste nun, dass jene eine Fremde war, die sein Schnitzwerk verbrannt hatte. Er ward so zornig, dass er roth im Gesicht wurde, und sagte nur: „Ts, ts, ts, ts" (inspirirt). Nach einiger Zeit aber dachte er, es sei doch besser, eine wirkliche Frau zu haben, als eine Holzfrau, und ward wieder guter Dinge. Am folgenden Morgen rief die Frau die Sklavin aus dem Walde hervor und sagte: „Fürchte Dich nicht, komme hierher an unser Feuer!" Als Siä'latsa nun die Sklavin sah, wollte er sie auch zur Frau nehmen, aber die Häuptlingstochter sprach: „Sie ist eine Sklavin und nicht gut genug für Dich. Gieb sie einem Deiner Leute." Siä'latsa war es zufrieden. Er rief seine Leute zusammen und fragte: „Wer von Euch will dieses Mädchen zur Frau haben?" Sogleich stürzten drei Männer hervor, um sie zu nehmen. Einer fasste sie am rechten Arm, einer am linken und der dritte um den Leib. „Halt," rief da Siä'latsa, „nur einer von Euch kann sie haben" und er gab sie demjenigen, welcher sie um den Leib gefasst hatte.

Siä'latsas Frau gebar ihm bald einen Sohn, dann drei Töchter und dann wieder einen Sohn. Einst peinigten die drei jüngsten Kinder die älteste Tochter, welche Tlk·ä'isis hiess, mit spitzen Stöcken, bis sie blutete, und leckten dann das Blut ab. Das Mädchen ward nun sehr krank. Da ging Siä'latsa nach K·umiē'ken hinunter, um K·ulē'miltq und Ckuâ'wules zu rufen, damit sie das Gesicht des Mädchens bemalten und sie so heilten. Sie erwiderten auf sein Gesuch: „Wir wollen unseres Bruders Bitte erfüllen und seiner Tochter Herz stark machen." Sie gingen hinauf nach Siä'latsas Hause und bemalten das Gesicht seiner Tochter. Dann kehrten sie nach K·umiē'ken zurück.

Sie hatten aber das Mädchen zu viel bemalt und ihr Herz wurde zu stark. So verlor sie den Verstand.

Eines Tages weinte ihr jüngster Bruder und wollte keine Milch trinken. Da dachte Tlk·ä'isis, ich werde machen, dass er isst. Sie nahm einen Todtenkopf, öffnete ihn, nahm das Gehirn heraus und gab es dem Knaben, der es gierig verschlang. Und sie machte sich einen Korb mit Tragbändern, legte Schlangen, Kröten und Eidechsen hinein und hing ihn über den Rücken. Unter ihrem Mantel

verbarg sie abscheuliches Ungeziefer („wie ein Lachs auf Baumrinde lebend"??) und ging dann in die Häuser, in welchen Kinder weinten. Sie fragte dann jedes weinende Kind: „Warum weinst Du? Du bist wohl hungrig? Ich will Dir zu essen geben;" nahm es und steckte es in den Korb. Da umwanden es die Schlangen.

Siä'latsa war der erste, der Mäntel und Felle verschenkte. Er liess zwei Männer auf ein Gerüst treten und die Geschenke unter die eingeladenen Gäste vertheilen. Diesen Gebrauch machte er zum strengen Gesetz und deshalb wird er noch heute befolgt. Ferner lehrte er seiner Tochter den Wintertanz und befahl ihr, denselben jedesmal im Monat Saiᴇ'mtk·ᴇls zu tanzen.

Siä'latsas Sohn ging einst auf den Berg Qsalä'atsem, um den Donnervogel Suqoä'as zu besuchen. Als er zu dessen Hause kam, begann es auf Erden zu regnen. Neun Tage blieb er dort, am zehnten aber kehrte er zurück und erzählte, was er gesehen hatte. Dann schnitzte er den Donnervogel auf den Pfeiler seines Hauses.

Das Auge des Donnervogels glänzt wie Feuer, und wenn er dasselbe öffnet, so blitzt es. Einst erblickte Suqoä'as einen Finwal im Meere und wollte denselben fangen. Zu gleicher Zeit verfolgte ein Boot den Wal. Die Jäger aber sahen, wie der Donnervogel sich herabstürzte und den Wal von dannen trug. Der Donnervogel verfolgte einst den Sts'ē'enkoa (einen fabelhaften Vogel siehe S. 630). Derselbe stürzte sich auf einen Baum und spaltete denselben von oben bis unten, um hineinzukriechen. Der Donnervogel aber ergriff ihn und trug ihn fort.

(Nach anderer Version kam nach Siä'latsa Stᴇ'ts'ᴇn, dann K·ulē'miltq und endlich Ckuā'wules vom Himmel herab und wurden die Stammväter der K·uámitcan. Dieselbe Sage über die hölzerne Frau und die Häuptlingstochter der Sâ'ok wird über Stᴇ'ts'ᴇn erzählt. Der letztere indessen wurde mit Sicherheit als einer der Stammväter der Qala'ltq angegeben. In K·umiē'ken und S'â'menos wurden mir die Stammväter folgender Stämme mitgetheilt: Die Qala'ltq, welche gegenwärtig im Tsimē'nes-Thale wohnen, besitzen ein Stück Land zwischen K·ua'mitcan und S'â'menos. Ihre Stammväter sollen Sitqoē'metsten und Stᴇ'ts'ᴇn sein. Die K·umiē'k·en stammen von K·ulē'miltq und K·utqä'tse. Die Mä'leqatl von Soosti'lten.)

3. Die Fluth.

Einst regnete es lange Tage und lange Nächte Das Meer stieg höher und höher und bedeckte endlich alle Lande. Als das Wasser sich endlich wieder verlief, blieben die Seen und Flüsse und in ihnen die Fische.

4. Der Donnervogel.

Es war einmal ein Mann in Tsimē'nes, der fing einst sehr viele Enten, indem er ein Netz ausspannte, in welches sie hineinflogen. Er trug dieselben nach Hause und rupfte sie, um die Leute zu bewirthen. Ein junger Mann, Namens Sqä'lek·en, war aber so ungeduldig, dass er nicht warten konnte, bis er sein Theil bekommen würde, sondern die Eingeweide nahm, dieselben reinigte und zu essen begann. Als dieses sein älterer Bruder sah, ward er zornig und schlug Sqä'lek·en so lange mit Cederruthen ins Gesicht, bis das Fleisch sich von den Knochen löste, und der junge Mann halb todt war Dann bestreute er die Wunden mit Holzspähnen. Als Sqä'lek·en wieder erwachte, stand er auf und ging zuerst zur Cowitchin-Bay und fing daselbst Enten in einem Netze. Dann ging er auf den Berg Tsō'wan, um Bergziegen zu fangen. Sein Bruder aber war ihm gefolgt. Er zerschlug Sqä'lek·ens Boot und peitschte ihn nun mit Heidelbeersträuchern. Dann zündete er an einem ebenen Platze zehn grosse Feuer an und peitschte seinen jüngeren

Bruder mit Zweigen, bis sein Gesicht ganz zerfleischt war und er ihn für todt liegen liess. Dann kehrte er nach Hause zurück.

Sqä'lek·en lag zehn Tage lang wie todt da. Als er wieder erwachte, fand er, dass der Donnervogel inzwischen bei ihm gewesen war und ihm seine Augen gegeben hatte. Wenn er um sich blickte, so sprühte es Feuer. Als sein ältester Bruder nun an demsdlben Tage zurückkam, um sich nach Sqä'lek·en umzusehen, blickte er ihn an und das aus seinen Augen hervorflammende Feuer tödtete jenen. Seither muss jeder sterben, den Sqä'lek·en mit seinen feuersprühenden Augen anblickt.

5. Die Knaben und der Wal.

Es waren einmal zwei Knaben, die hiessen Tᴇtk·'ĕ'k·ᴇn und Tᴇtk·aiâ'çen. Eines Tages fuhren dieselben in ihrem Boote aus. Als sie nicht weit gefahren waren, erblickten sie einen Walfisch, welcher auf und nieder tauchte. Da fingen sie an, denselben mit Schmähreden zu überhäufen. Der Walfisch kam daraufhin ganz nahe zu ihnen herangeschwommen, aber sie liessen sich nicht stören. Dreimal tauchte er auf, jedesmal näher beim Boote. Da die Knaben aber gar nicht aufhörten zu schmähen, verschlang er beim vierten Male Boot und Knaben und schwamm von dannen. Er sprach dann zu ihnen: „Ihr könnt von meinem Fleisch essen, aber hütet Euch, meinen Magen zu verletzen, denn sonst muss ich sterben.“ Die Knaben aber fürchteten, der Wal möchte sie so weit ins Meer hinaustragen, dass sie nie zurückkehren könnten. Deshalb schärften sie ihr Steinmesser und der ältere Bruder sprach zum jüngeren: „Nun hebe mich, damit ich den Magen des Wales zerschneiden kann.“ Der jüngere Bruder gehorchte, und jener tödtete den Wal. Dieser trieb nun auf den Wellen umher. Da dachten die Brüder: „O strandete doch der Wal!“ und siehe, er trieb an die Mündung des Cowitchin-Flusses. Da fingen die Knaben an, drinnen zu schreien, damit die Leute auf sie aufmerksam werden sollten. Zuerst bemerkte sie Niemand. Bald aber hörten sie in der Nähe Axtschläge und es lautete, als wenn Jemand daselbst ein Boot baue. Sie schrieen nun wieder, so laut sie konnten. Da hörte der Mann sie und ging ins Dorf. Er erzählte, er habe zwei Stimmen gehört, wisse aber nicht, woher sie kämen. Da gingen alle Leute mit ihm zum Strande und sie hörten nun zwei Stimmen singen: „O, wir sitzen im Walfische. Kommt und befreit uns. Es ist hier so heiss, dass wir fast verbrannt sind.“ Die Leute gingen weiter und entdeckten bald den Walfisch. Der Vater der Knaben war mit unter den Leuten. Er erkannte die Stimmen seiner Söhne und rief: „O seid Ihr dort, meine Söhne?“ „Ja,“ riefen jene, „befreie uns, wir müssen hier drinnen verbrennen.“ Da nahmen die Leute ihre Steinmesser, öffneten den Wal und die Knaben kamen heraus. Es war aber so heiss im Walfischmagen gewesen, dass sie alle Haare verloren hatten.

6. Der verlassene Knabe.

Es war einmal ein Knabe, der sprach zu seinem Vater: „Ich will auf den Berg gehen und in dem Teiche dort baden.“ Darüber freute sich sein Vater. Neun Tage lang blieb der Knabe droben. Die Leute aber sahen, dass Rauch auf dem Berge aufstieg, und sprachen zu dem Vater: „Siehst Du den Rauch dort aufsteigen, wo Dein Sohn badet?“ Am zehnten Tage kam der Sohn zurück. Er trat ins Haus und setzte sich ans Feuer. Da hörten die Leute, dass es in seinem Leibe kollerte und lärmte. Nach kurzer Zeit ging der Knabe abermals auf den Berg, um zu baden. Da die Leute wieder den Rauch gewahrten, schlich sein Vater ihm nach und sah nun, dass jener, statt zu baden, ein grosses Feuer ge-

macht hatte, Farnwurzeln briet und dieselben ass. Dabei krochen aus seinem After Schlangen. Der Vater kehrte zurück und sprach zu den Leuten: „Ich habe gesehen, was mein Sohn auf dem Berge treibt. Er badet nicht, sondern isst Farnwurzeln, und Schlangen kriechen aus seinem After. Lasst uns fortziehen von hier und ihn allein lassen.“ Alle waren einverstanden, nur nicht der jüngste Onkel des Knaben. Als dieser am zehnten Tage zurückkam, hörten die Leute wieder den Lärm in seinem Bauch und sprachen zu einander: „Hört! Das sind die Schlangen.“ Als er nun wieder auf den Berg ging, schlich sein Onkel ihm nach, und als auch er sah, dass jener Farnwurzeln ass und Schlangen aus seinem After krochen, kehrte er zurück und sprach: „Lasst uns den Knaben verlassen. Ich sehe jetzt, dass er böse Dinge treibt.“ Die Boote wurden beladen und als alles bereit war abzufahren, wurden die Feuer ausgelöscht. Nur die Grossmutter des Knaben fühlte Mitleid mit ihm. Sie verbarg ein wenig Nahrung und glühende Kohlen in einer Muschelschale, legte dieselbe in eine Ecke des Hauses und sprach zu einem Hunde: „Bleibe Du hier, und sage meinem Enkel, wenn er zurückkehrt, dass ich die Muschel dort in der Ecke verborgen habe.“ Dann stieg auch sie in das Boot und fuhr mit den übrigen Leuten fort.

Am zehnten Tage aber kam der junge Mann zurück. Da er das Dorf verlassen fand, setzte er sich nieder und weinte. Der Hund kam zu ihm gekrochen, stiess ihn an und lief dann in eine Ecke des Hauses. Er kam dann zurück und ruhte nicht, bis der junge Mann auf sein Gebahren aufmerksam wurde. Er folgte ihm und fand nun die Muschel, in der die glühenden Kohlen und die Nahrung verborgen waren. Er machte sich nun ein Feuer und dachte darüber nach, wer wohl Mitleid mit ihm gehabt habe. Endlich schlief er ein. Da träumte er, er sähe einen Mann, der ihm zurief: „Stehe auf und reinige Dich!“ Er erwachte und gehorchte. Während er nun sich wusch, kam ein Mann und strich mit der Hand über des Hundes Rücken. Da wurde derselbe in eine Frau verwandelt mit schönem, schwarzem Haar. Als der junge Mann gebadet hatte, war er selbst sehr schön geworden und hatte langes, rothes Haar. Er nahm nun den verwandelten Hund zur Frau.

Als er nun schlief, erschien wieder jener Mann im Traume und sprach: „Deine Landsleute haben Dich verlassen, deshalb habe ich Dich schön gemacht und Dir eine Frau gegeben. Willst Du, dass ich Dir Nahrung gebe und Dich ganz glücklich mache?“ Jener erwiederte: „Mein Vater hat mich verlassen, nun mache Du mich glücklich.“ Der Mann versetzte: „Sei vergnügt! wenn Du auch jetzt nichts hast. Ich werde Dir Alles geben, was Du bedarfst, Nahrung und gutes Wetter. Gehe ans Wasser, dort wo Du gebadet hast; nimm den Cederbast, mit welchem Du Dich immer wäschst, und schlage damit ins Wasser. Dann werden viele Häringe herbeikommen. Und fürchte Dich nicht, sondern wirf sie alle ans Land und nimm sie für Dich. Ich gebe sie Dir.“ Es geschah also und der junge Mann litt nun keine Noth mehr.

Als er wieder schlief, erschien ihm wieder der Fremdling im Traume und sprach: „Wisse, Deine Grossmutter hatte Mitleid mit Dir; sie hat Dir Feuer und Speise gegeben.“ Als der Jüngling erwachte, rief er den Raben herbei und befahl ihm, Häringe zu fressen. Der Rabe gehorchte. Als er sich ganz voll gefressen hatte, befahl der junge Mann ihm sich zu schütteln, so dass er noch etwas mehr fressen konnte. Dann sprach er: „Nun fliege zu meinen Verwandten. Wenn Du dort eine alte Frau findest, die beständig weint, so wisse, es ist meine Grossmutter. Ihr sollst Du die Fische zuwerfen. Wenn Dir die Last zu schwer wird, so fliege recht hoch, da wirst Du sie tragen können.“ Der Rabe that, wie ihm

geheissen war. Als er müde ward, stieg er sehr hoch in die Luft und da konnte er ohne Beschwerde die Last tragen. Er kam zu dem Dorfe und fand bald die alte Frau. Er rief: „Mᴇlā'ō, mᴇlā'ō wa sōkukulē', mᴇlā'ō!" und liess die Fische fallen. Da hörte die Alte auf zu weinen. Sie nahm die Fische und verbarg sie bis zur Dunkelheit, denn sie wollte vermeiden, dass ihr Sohn sie sähe. Dann ging sie ins Haus, steckte die Fische auf Stöcke und wollte sie braten. Sie steckte sie aber nicht nahe ans Feuer, da sie fürchtete, ihr Sohn möchte sie sehen. Der Rabe flog zurück und wurde von dem jungen Manne nochmals mit Fischen beladen zu der Alten gesandt. Dieses Mal aber bemerkte ihr Sohn die Fische und fragte: „Woher hast Du die Fische?" Sie musste nun erzählen, dass der Rabe sie gebracht habe. Sie fügte hinzu: „Ich glaube, sie kommen von Deinem Sohn, den wir einst verlassen haben." Der Vater ward zornig und sprach: „Weisst Du nicht, wie schlecht mein Sohn war? Er ist gewiss längst todt!" Als der Rabe aber zum dritten Male kam, erzählte er der Alten, dass ihr Enkel ihn gesandt habe. Die Alte sprach zu ihrem Sohne: „Siehst Du, ich hatte Recht. Dein Sohn sandte mir die Fische." Da rief jener alle Leute zusammen, schenkte ihnen die Häringe und sprach: „Mein Sohn ist jetzt reich, er hat uns die Häringe gesandt. Lasst uns zurückkehren zu unserer alten Heimath."

Die Leute beluden ihre Boote und am folgenden Morgen fuhren alle von dannen. Als sie sich ihrer Heimath näherten, sahen sie einen schönen Mann und eine Frau am Ufer stehen. Der Häuptling sprach: „Das ist nicht mein Sohn. Dieser Mann hat ja rothe Haare." Sein jüngster Bruder aber erwiderte: „O, sage das nicht. Wer weiss, wer ihn schön gemacht und ihm die Frau gegeben hat?" Sie landeten und trugen ihre Sachen in die Häuser. An jedem Morgen ging nun der junge Mann ans Wasser und schlug mit dem Bündel Cederbast hinein. Dann kamen viele Häringe geschwommen. Er sprach zu den Leuten: „Fürchtet Euch nicht, sondern helft mir die Fische ans Land holen. Dann nehmt davon so viel Ihr bedürfet."

Eines Nachts erschien ihm wieder der Fremdling im Traume. Derselbe fragte: „Freuest Du Dich, dass Deine Landsleute zurückgekehrt sind, die Dich einst verlassen haben, oder willst Du Dich rächen?" Jener erwiderte: „Ich zürne ihnen, aber ich bin nur einer und meiner Feinde sind viele." Da erwiderte der Fremde: „Rufe morgen einen Wal herbei, dann wird derselbe kommen und alle Häringe fressen. Du sollst dann Gelegenheit haben, Dich zu rächen." Und er schärfte dem jungen Manne ein, was er thun solle. Als dieser den Wal gerufen und derselbe die Häringe gefressen hatte, wollten die Leute ausfahren, den Walfisch zu fangen. Der junge Mann aber sprach: „Lasst das nur. Ich werde ihn rufen, und er wird von selbst ans Land kommen." Es geschah also. Dann rief er alle Leute herbei, den Walfisch zu zerlegen, und liess diejenigen, welche gut gegen ihn gewesen waren, auf eine Seite treten, die übrigen aber auf die andere. Als sie nun anfangen wollten, den Wal zu zerlegen, rief er ihm zu: „Nun räche mich!" Da schlug jener mit dem Schwanze um sich und tödtete alle, die böse gegen den Knaben gewesen waren.

7. Sqoē'tē. (Galiano Isl.)

Sqoē'tē war vor langer, langer Zeit ein aufrecht stehender Baum, dessen Gipfel bis zum Himmel hinan reichte. An ihm stiegen die Menschen vom Himmel herab und Hirsche mit weissem Rücken und schwarzen Beinen, deren Geweihe vorwärts gekrümmt waren und die Seiten des Gesichtes bedeckten. Als die Menschen zur Erde gelangt waren, dachten sie nach, wie sie den Baum umwerfen könnten. Da

riefen zwei Männer die Ratten(?) herbei und befahlen diesen, den Baum zu durchnagen. Als diese 20 Tage lang genagt hatten, waren sie fast bis in die Mitte des Baumes gelangt. Da hiessen die beiden Männer sie an der entgegengesetzten Seite beginnen, und auch hier nagten die Ratten ein tiefes Loch. Während sie nagten, sangen die Leute, um sie bei gutem Muthe zu erhalten. Nun freuten sich die Leute, dass der Baum bald fallen werde, und sangen: „O möchte er umfallen und nicht zerbrechen. Viele Hirsche werden dann auf dem Stamme wohnen, und wir werden unsere Häuser darauf bauen.“ Als die Ratten ihr Werk vollendet hatten, liefen sie aus dem Baume heraus und derselbe fiel um. Die Spitze aber brach ab und bildete die Insel Ā'wik·sen. Auf den Inseln lebten dann viele Hirsche. (Der Erzähler, ein alter Mann in S'ā'mcnos, behauptet, einst einen solchen Hirsch gesehen zu haben. Er habe aber nicht gewagt, denselben zu schiessen.)

V. Sagen der Snanaimuq.

1. Die Entstehung des Feuers.

Vor langer Zeit hatten die Menschen kein Feuer. K·ak·ē'iq, der Mink, wollte dasselbe holen und fuhr deshalb mit seiner Grossmutter zu dem Häuptlinge, der das Feuer bewahrte. Sie landeten unbemerkt, und Nachts schlich Mink sich zum Hause, als der Häuptling und seine Frau schliefen. Der Vogel TE'gya aber wiegte das Kind. Mink öffnete die Thür ein wenig. Als TE'gya das Geräusch hörte, rief er: „Pq! pq!“ um den Häuptling zu wecken. Mink aber flüsterte: „Schlafe, schlafe!“ Da schlief der Vogel ein. Mink trat nun ins Haus und stahl das Kind des Häuptlings aus der Wiege. Dann ging er rasch in sein Boot, in dem die Grossmutter wartete und sie fuhren nach Hause. Jedesmal, wenn sie an einem Dorfe vorüber kamen, musste die Grossmutter das Kind kneifen, so dass es schrie. Endlich gelangten sie nach Tlāltq (Gabriola Island, gegenüber Nanaimo), wo Mink ein grosses Haus hatte, in dem er und seine Grossmutter allein wohnten.

Morgens vermisste der Häuptling sein Kind und ward sehr traurig. Er fuhr in seinem Boote aus, es zu suchen, und als er an ein Dorf kam, fragte er: „Habt Ihr nicht mein Kind gesehen? Jemand hat es mir geraubt.“ Die Leute antworteten: „Heute Nacht fuhr Mink hier vorüber, und ein Kind schrie in seinem Boote.“ In jedem Dorfe fragte der Häuptling, und überall erhielt er dieselbe Auskunft. So kam er endlich nach Tlāltq. Mink hatte ihn erwartet und setzte sich, als er ihn von weiten kommen sah, einen seiner vielen Hüte auf, trat vor das Haus und tanzte, während seine Grossmutter Takt schlug und sang. Dann lief er ins Haus zurück, setzte sich einen zweiten Hut auf und trat aus einer anderen Thür in veränderter Gestalt. Endlich trat er als Mink aus der mittelsten Thür und trug das Kind des Häuptlings auf dem Arme. Dieser wagte nicht Mink anzugreifen, weil er glaubte, viele Leute wohnten in dem Hause, und sprach: „Gieb mir mein Kind zurück, ich will Dir auch viele Kupferplatten geben.“ Die Grossmutter rief Mink zu: „Nimm es nicht.“ Als endlich der Häuptling ihm den Feuerbohrer anbot, nahm Mink ihn auf den Rath seiner Grossmutter. Der Häuptling nahm sein Kind und fuhr zurück. Mink aber machte ein grosses Feuer. So erhielten die Menschen das Feuer.

1a) Im Anfange besassen die Geister (Verstorbener) das Feuer. K'ā'iq, der Mink, zog aus, die Geister zu bekriegen und ihnen das Feuer zu rauben. Als er an die Häuser der Geister kam, hörte er ein Kind im Hause des Häuptlings schreien. Es hing in seiner Wiege an einem Aste. Er stahl es und trug es nach dem Hause seiner Grossmutter. Als die Geister merkten, dass das Kind ihres

Häuptlings gestohlen war, verfolgten sie die Flüchtigen. Sie erreichten das Haus K·ä'iqs und sahen ihn vor der Thüre tanzen. Er hatte sein Haupt mit Federn bestreut. Da fürchteten sich die Geister und wagten nicht ihn anzugreifen. Sie sprachen: „Lass uns einen Tausch machen! Was willst Du als Entgelt für das Kind haben?“ K·ä'iq's Grossmutter antwortete: „Nichts will mein Enkel haben.“ Die Geister fuhren fort: „Wir haben keine Kleidung. Man hüllte uns nur in gewebte Decken, als wir starben. Willst Du die haben? Willst Du keine Felle haben? Man gab sie uns, als wir starben.“ „Nein,“ versetzte K·ä'iq. „Nur Elchfelle gab man uns und gegerbte Hirschfelle, nur den Feuerbohrer gab man uns.“ „Gut,“ rief nun K·ä'iq, „den will ich.“ Sie gaben ihm den Feuerbohrer und er gab ihnen das Kind zurück.

2. Die Entstehung des Tageslichtes.

Vor langer Zeit gab es kein Tageslicht, denn die Möwe bewahrte es in einer kleinen Kiste, die sie eifersüchtig bewachte. Ihr Vetter, der Rabe, wünschte indess das Tageslicht zu bekommen. Eines Tages, als er mit der Möwe spazieren ging, dachte er: „O, wenn doch die Möwe einen Dorn in ihren Fuss treten wollte!“ Sobald er dies gedacht hatte, schrie die Möwe vor Schmerz, da sie auf einen scharfen Dorn getreten hatte. Der Rabe sprach: „Lass mich Deinen Fuss sehen! Ich will den Dorn herausziehen.“ Da es dunkel war, konnte er aber den Dorn nicht finden, und er bat deshalb die Möwe, den Kistendeckel aufzumachen und das Licht herauszulassen. Die Möwe öffnete die Kiste ein klein wenig, so dass ein schwacher Strahl herauskam. Der Rabe stellte sich, als könne er den Dorn noch nicht finden, und statt ihn herauszuziehen, stiess er ihn tiefer und tiefer in den Fuss, indem er sagte: „Ich muss mehr Licht haben.“ Die Möwe schrie: „Mein Fuss, mein Fuss!“ und öffnete endlich die Kiste. So wurde das Tageslicht befreit und seitdem giebt es Tag und Nacht.

3. Der Mann und der Wal.

Ein Harpunier ging jeden Tag auf den Seehundsfang. Er fing viele Seehunde und kehrte nach Hause zurück. Dann lud er alle seine Freunde zu einem Mahle ein. Als sie ihr Mahl verzehrt hatten, ging seine Frau zum Ufer hinunter, um die Schüsseln zu waschen und die Reste fortzuwerfen. Sie band ihren Mantel um und ging dann einige Schritte ins Wasser, um ein Seehundsfell zu waschen. Da erschien plötzlich ein Finwal, nahm sie auf seinem Rücken und schwamm fort. Ihr Mann hörte sie um Hülfe rufen; als er aber an den Strand kam und endlich sein Boot ins Wasser geschoben hatte, war der Wal fast ausser Sicht. Er rief seine Freunde zusammen und sie verfolgten ihn. Bald aber sahen sie den Wal tauchen und die Frau auf den Meeresboden hinabnehmen. Als sie zu dem Platze gelangten, wo jener getaucht war, band der Mann sich ein Seil aus Hirschfell um den Leib und sprach zu seinen Freunden: „Bleibt Ihr hier und haltet das Seil. Ich werde auf den Meeresboden hinabgehen und meine Frau wiederholen. Zieht das Seil nicht ein, bis ich wiederkomme.“ Dann sprang er ins Wasser. Als er auf dem Boden des Meeres ankam, fand er einen Pfad, dem er folgte. Nach einiger Zeit traf er eine Anzahl alter Frauen. Eine derselben vertheilte Nahrung, die sie in einem Kessel gekocht hatten. Der Mann sah, dass sie blind waren, und nahm der Frau die vollen Schüsseln aus der Hand. Sie glaubte nun, dass alle ihre Genossinnen ihre Schüsseln erhalten hätten, und fragte: „Habt Ihr alle Euer Essen bekommen?“ Sie erwiderten: „Nein, wir haben gar nichts bekommen.“ Dann witterten sie den Fremden und riefen: „O, lass Dich sehen, Fremder!“ Er fragte: „Sagt mir, Grossmutter, hat nicht jemand hier eine

Frau vorbeigetragen?" „Ja," antworteten sie, „sie sind zum Hause des Finwals gegangen." Als Dank öffnete er ihre Augen. Da sprachen sie: „Nimm Dich vor dem Kranich in Acht." „O, ich fürchte ihn nicht," versetzte er; „ich habe meinen Fischspeer."

Er ging weiter und traf den Kranich, der dicht am Feuer sass und seinen Rücken wärmte. Der Häuptling stiess ihn mit dem Fusse und der Kranich fiel ins Feuer und verbrannte seinen Rücken. Er schrie vor Schmerz. Der Mann sprach: „Sage mir, Kranich, trug nicht jemand meine Frau hier vorbei?" „Ja, sie sind in das Haus des Finwales gegangen," antwortete der Kranich. Da heilte der Fremde seinen Rücken und gab ihm seinen Fischspeer. Der Kranich warnte ihn vor dem Sklaven.

Der Mann ging weiter und gelangte zu der Stelle, wo der Sklave des Finwals Holz für seinen Herrn spaltete. Er kroch unter den Stamm und brach die Spitze des Keils ab. Als der Sklave das sah, fing er an zu weinen und rief: „O, es wird dunkel und ich bin mit meiner Arbeit nicht fertig. Gewiss wird mein Herr mich schlagen." Da kam der Mann hervor und der Sklave fragte: „Wie heisst Du, Häuptling? Woher kommst Du?" „Ich suche meine Frau." „Ich schlage hier Holz für meinen Herrn, der sie kochen und essen will. O, erbarme Dich meiner und mache meinen Keil wieder ganz, sonst wird mein Herr mich todt schlagen." Der Mann erfüllte seine Bitte und der Sklave sagte: „Ich will Dir helfen, Deine Frau wiederzubekommen. Warte, bis er mich aussendet, Wasser zu holen. Wenn ich zurückkomme, werde ich thun, als stolpere ich und das Wasser ins Feuer giessen. Dann springe auf die Frau los und entfliehe!" Der Mann folgte dem Rathe des Sklaven. Der letztere goss Wasser ins Feuer, und dann entfloh der Mann mit seiner Frau. Als der Wal gewahr wurde, dass sie entflohen waren, befahl er dem Kranich, sie zu tödten. Derselbe stiess aber absichtlich an ihnen vorbei. Der Mann kam glücklich mit seiner Frau an dem Seile an. Er schüttelte daran und seine Freunde zogen ihn in die Höhe. Dann kehrten sie so rasch wie möglich nach Hause zurück. Der Wal verfolgte sie vergeblich. Sie hatten einen langen Vorsprung und erreichten glücklich ihre Heimath.

VI. Sagen der Sk·qōmic.

1. Qā'is.

Qā'is, die Sonne, erschuf die Erde, das Meer, Menschen und Fische. Er heisst auch Qā'aqa oder Slaā'lek·am[1]). Im Laufe der Zeit wurden die Menschen schlecht und folgten nicht mehr den Geboten Qā'is'. Da stieg dieser zur Erde herab und verwandelte alle, die schlecht oder thöricht waren, in Steine und Thiere. Ein Mann hatte gehört, dass er kommen würde, und beschloss ihn zu tödten. Er schärfte seine Muschelmesser auf einem Schleifsteine. Als Qā'is herankam und ihn sah, fragte er, was er thue. Jener antwortete: „Ich will Qā'is tödten, wenn er kommt." „Das ist gut," versetzte jener. „Lass mich doch Deine Messer sehen." Er gab sie ihm und dann schlug Qā'is sie ihm in die Stirn und verwandelte ihn in einen Hirsch. Der Vogel Sk·k·äk· war ein Krankenbeschwörer. Als Qā'is ihn sah, klatschte er nur in die Hände und verwandelte ihn so in einen Vogel.

Nach einiger Zeit wurden die Menschen abermals schlecht. Da machte Qā'is ein furchtbares Feuer, das die ganze Erde verbrannte. Nur zwei Männer und zwei Frauen entkamen dem Feuer, und von ihnen stammt ein neues Geschlecht ab.

1) Siehe Anm. S. 48.

Die Menschen wurden zum dritten Male schlecht. Da machte Qā'is eine grosse Fluth. Es fing an zu regnen und es regnete ohne Aufhören. Nur ein Mann wusste, dass das Wasser alle Lande bedecken würde. Er band sein Boot mit einem Seile an den Berg Ntck·ä'i (am Squamish River) und fand so nach der Fluth seine Heimath wieder. Er sprach zu seinen Kindern: „Nun seid ja immer gut, sonst wird Qā'is gewiss uns Alle zerstören."

Später sandte Qā'is den Menschen die Blattern und einen Winter mit tiefem Schnee zur Strafe ihrer Schlechtigkeit. (Erzählt vom Häuptling Joseph.)

2. Der Rabe.

Der Rabe hatte einen Bruder, den Seehund. Er hatte zwei Kinder, der Seehund hatte eine Tochter. Einst ging der Rabe zum Seehunde und traf ihn gerade am Feuer sitzend. Er hielt die Hände in die Höhe und Fett tropfte daraus in eine Schüssel herab. Als die Schüssel voll war, setzte er sie dem Raben vor und gab ihm getrockneten Lachs. Als nun der Rabe satt war, sprach er zum Seehunde: „Lass Deine Tochter mit nach meinem Hause gehen, meine Kinder möchten mit ihr spielen." Der Seehund willigte ein, und sie gingen. Unterwegs kamen sie an einem „Crabapple"-Baume vorüber. Da sagte der Rabe zu dem Seehundsmädchen: „Klettere doch eben den Baum hinauf und pflücke mir ein paar Aepfel! Sie sind sehr gut." Der Seehund sagte, er könne nicht klettern. Der Rabe versetzte aber: „Versuche es nur. Ich halte den Stamm fest, damit er nicht schwankt." Da versuchte der Seehund hinaufzuklettern. Obwohl er sich sehr ungeschickt benahm, kam er glücklich hinauf und pflückte einige Aepfel. Als er wieder herunterkommen wollte, rief der Rabe: „Da ganz oben im Wipfel des Baumes sind so schöne Aepfel. Pflücke sie doch!" Der Seehund kroch wirklich hinauf, und da schüttelte der Rabe den Baum, bis das arme Mädchen herunterfiel. Es verletzte sich so, dass es todt liegen blieb. Da trug der Rabe den Leichnam nach Hause und frass ihn. Nach einigen Tagen kam sein Bruder, der alte Seehund, um sich nach seiner Tochter zu erkundigen. Der Rabe sagte: „Sie ist mit meinen Kindern im Walde und spielt." Nach einigen Tagen kam der Seehund wieder, um sich zu erkundigen. Der Rabe sprach: „Sei doch nicht ängstlich! Deine Tochter spielt so gerne mit meinen Kindern!" Endlich aber erfuhr der Seehund doch, dass der Rabe das Mädchen getödtet und verzehrt hatte. Da ward er sehr betrübt und weinte. (Erzählt von einem jungen Manne, Namens Jack.)

3. K·a'lk·alo-itl.

K·a'lk·alo-itl war eine grosse, böse Frau, die im Walde wohnte und einen Korb auf dem Rücken trug. Einstmals schwammen viele Knaben im Meere. Dann trockneten sie sich am Ufer in der Sonne und schliefen dabei ein. Da kam K·a'lk·alo-itl einher und steckte sie alle in ihren Korb. Unter den Knaben war einer, der hiess T'ētk·ē'istEn (= der immer Schneidende). T'ētk·ē'istEn hatte ein Messer in der Hand. K·a'lk·alo-itl hatte ihn zu allererst gefangen und daher lag er zu unterst. Er schnitt den Boden aus dem Korbe und warf einen Knaben nach dem anderen hinaus, bis nur wenige mehr drinnen blieben. K·a'lk·alo-itl hörte sie fallen, glaubte aber, Aeste knackten unter ihren Füssen. Sie gelangte endlich nach Hause und sah nun, dass fast alle die Knaben entflohen waren. Da ward sie sehr zornig. Sie nahm etwas Harz und verschmierte die Augen der Knaben. Auf T'ētk·ē'istEns Rath kniffen sie die Augen fest zu, während jene das Harz hineinschmierte. Sie machte nun ein grosses Feuer und legte Steine hinein,

mit denen sie die Knaben kochen wollte. Als das Harz in den Augen nun warm wurde, schmolz es, und sie konnten wieder sehen. K·a'lk·alo-itl aber merkte es nicht. T'ētk·ē'istEn bat sie dann, ihnen etwas vorzutanzen. Sie willfahrte seinem Wunsche. Die Knaben schlugen Takt, und als sie nun mitten im Tanzen war, stiess T'ētk·ē'istEn sie in die Flammen und hielt sie mit einem Stocke fest, bis sie verbrannt war. Dann gingen die Knaben nach Hause zurück.

4. Die Frau und die Fische.

Eine Frau mit schöner, weisser Haut badete Morgens immer im Flusse und wärmte sich nachher am Feuer. Eines Tages, als sie wieder badete, kamen viele Fische geschwommen, saugten sich an ihr fest und liessen sie kaum aus dem Wasser. Und jedesmal geschah es also. So fing sie zahllose Fische ohne Mühe und trug sie heim, um sie zu kochen. Darüber waren alle Leute froh, denn sie beschenkte sie reichlich. Wenn sie im Boote war, kamen die Fische herbeigeschwommen und sie brauchte nur mit dem Speere zuzustechen, so fing sie zehn Fische auf einmal. Endlich aber drängten sich solche Schwärme von Fischen unter ihr Boot, dass sie fürchtete, dasselbe werde umschlagen. Deshalb kehrte sie nach Hause zurück. Als sie nun wieder baden ging, rieb sie sich vorher mit einem Zaubermittel ein, um zu vermeiden, dass die Fische sich an ihr festsaugten: aber es war vergeblich. Auch ihr Boot bestrich sie mit einem Zaubermittel. Trotzdem saugten so viele Fische sich daran fest, dass sie es fast heruntergezogen hätten. Als sie nun nach Hause kam, sprach sie: „Ich fürchte, die Fische werden mich noch ertränken. Wenn sie sich wieder an mich festsaugen, werde ich auf sie uriniren, dann werden sie mich gewiss lassen.“ Als sie nun wieder badete, kamen die Fische und wollten sie hinabziehen. Da liess sie ihr Wasser und nun liessen die Fische sie los. Sie kam wieder zur Oberfläche und ging nach Hause, sich zu wärmen. Am folgenden Morgen bestrich sie ihren Körper mit kräftigen Zaubermitteln, um die Fische fern zu halten. Als sie aber aus dem Hause trat, um ihr Bad zu nehmen, stieg ein Feuer von der Sonne zur Erde herab und tödtete sie.

5. Sē'nōtlk·ē und Nuk·'ō'mak·En.

Ein alter Mann und seine Frau sassen am Feuer in ihrem Hause, während ihr Sohn Nuk·'ō'mak·En mit seiner Frau im Bette lag und schlief. Plötzlich hörte man draussen einen furchtbaren Lärm und eine Stimme schrie: „Uh!“ Da fürchteten sich die Alten, aber Nuk·'ō'mak·En wachte nicht auf. Der Lärm kam näher und näher, man hörte die Bäume stürzen, und nun wussten die Alten, dass die doppelköpfige Schlange[1]) Sē'nōtlk·ē sich nahte. Die Aeltern versuchten ihren Sohn zu wecken. Er aber rührte sich nicht. Die Mutter schlug ihn mit einem Scheite, er rührte sich nicht. Endlich goss sie ein Nachtgeschirr über ihn aus. Da erwachte er und hörte den Sē'nōtlk·ē. Er sprach zu seiner Frau: „Ich will gehen und das Ungeheuer tödten. Vier Jahre lang werde ich ausbleiben. Weine nicht, sondern warte auf mich, ich werde zurückkehren.“

Mit Tagesgrauen brach er auf. Er nahm sein Feuerzeug und ein grosses Steinmesser mit. Bald fand er die Spur der Schlange und folgte ihr. Als er eine geraume Weile gegangen war, erblickte er das Ungeheuer. Aber er fürchtete, er werde nicht stark genug sein, es zu bestehen. Deshalb badete er in einem

1) Dieselbe hat einen Kopf am Schwanzende, einen am Kopfende.

Teiche und ward nun so rein, dass die Schlange ihn nicht wittern konnte. Er folgte ihr wieder und erblickte, wie ein gewaltiger Baum, über den sie hinwegkroch, unter ihrer Last brach, wie umgefallene Bäume unter ihr zersplitterten, und wie sie mit ihrem Leibe die Erde tief aufwühlte. Und er fand ihre abgestreiften Schuppen an vielen Stellen der Spur. Unterwegs sah er viele Hirsche, welche der Sĕ'nōtlk·ē getödtet hatte, aber er ass nicht davon.

Abends zündete er sich ein Feuer an und badete wiederum. Am folgenden Tage folgte er der Spur weiter. Da sah er viele Bergziegen, welche die Schlange getödtet hatte. Aber er ass nicht von ihren Fleische. Zehn Tage lang folgte er der Spur, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. In jedem Teiche, an dem er vorüber kam, badete er. Dann machte er sich zwei Mäntel aus weichgeklopftem Cederbast. Er legte dieselben an und folgte wieder der Schlange. Endlich kam er an einen See. Er sah die Schlange darin schwimmen. Ihre beiden Köpfe waren vorwärts gerichtet, und wenn sie sich bewegte, kreuzten dieselben einander. Da fürchtete er sich und beschloss, sie noch nicht anzugreifen, sondern zu warten, bis er stärker geworden sei. Er kletterte auf einen Baum, um die Schlange zu beobachten. Als sie weiter kroch, folgte er ihrer Spur. Er fand nun ein Zauberkraut, mit dem rieb er seinen Körper ein, um stark zu werden. Als er die Schlange wieder einholte, schwamm dieselbe in einem See, und er fürchtete sich noch vor ihr. Nachdem sie ans Land gekrochen war, folgte er abermals ihrer Spur. Er fand ein zweites Zauberkraut und badete dann in einem See, in dem er zehn Tage blieb, ohne ans Land zu kommen. Er ward nun sehr stark. Nachdem er ein Feuer gemacht und sich daran gewärmt hatte, folgte er wieder der Spur des Sĕ'nōtlk·ē. Jetzt fand er ihn in einem See schwimmend und schlafend. Er wagte aber noch nicht, ihn anzugreifen, sondern rieb sich mit einem dritten Zauberkraute ein und badete abermals zehn Tage. Als er ihm nun folgte, fand er zehn Bergziegen, welche das Ungeheuer getödtet hatte. Er schor ihnen die Haare ab, machte sich einen Webstuhl und webte zwei grosse Decken, die er sich umhing. Als diese vollendet waren, setzte er seine Verfolgung fort. Abermals fand er die Schlange in einem Teiche, wo sie schlief. Da machte er mit seinem Steinmesser zwei grosse Speere aus Fichtenholz und ein schnelles Boot. Er fuhr auf die Schlange zu und durchbohrte jeden Kopf mit einem der Speere. Kaum hatte er das gethan, da fing das Wasser an zu steigen und der junge Mann fiel todt nieder. Zehn Tage lang blieb er todt, dann erwachte er wieder. Die Lachsläuse(?) hatten aber unterdess sein Gesicht angefressen. Als er nun erwachte, sah er sich nach der Schlange um. Er fand sie aber nicht und sah, dass der See trocken geworden war und von der Schlange nur eine Reihe Knochen und die Zungen übrig geblieben waren. Er nahm die Unterkiefer und Zungen, hing sie sich um und ward fortan ein grosser Zauberer. Er ging nun zurück und nahm alle Felle der Bergziegen mit, welche die Schlange getödtet hatte. 4 Jahre lang war er der Schlange gefolgt.

Er wanderte fürbas und endlich sah er ein Dorf. Ein Knabe sah ihn vom Berge herabkommen und rief den Leuten zu: „O seht, dort kommt ein Fremder, lasst uns doch sehen, wer er ist!“ Da kamen alle Männer aus den Häusern. Kaum aber wurden sie seiner ansichtig, da fielen sie todt nieder. So stark war der Zauber, welchen der Unterkiefer und die Zunge des Sĕ'nōtlk·ē ausübte. Nuk·'ō'mak·ɛn aber ward traurig. Er dachte: „Was habe ich gethan, dass die Leute bei meinem Anblicke sterben?“ Und er nahm ein Zauberkraut, bestrich sie damit und erweckte sie so wieder. Da gaben drei der Männer ihm ihre

Töchter zu Frauen und schenkten ihm viele Pelzmäntel, denn sie wussten nun, dass er mächtig war.

Nuk·'ō'mak·ᴇn wanderte nun weiter, doch jeder, der ihn erblickte, musste sterben. Er winkte nun den Leuten schon von weitem zu, dass sie aus dem Wege gehen sollten; aber vergeblich! Wem er zuwinkte, der starb.

Da beschloss er, den Unterkiefer und die Zunge des Sē'nōtlk·ē zu vergraben. Er ging in den Wald und legte sie unter die Wurzeln eines Baumes. Da fiel dieser um. Er legte sie unter einen Fels, doch dieser zersprang. Da wickelte er sie in drei Decken aus Bergziegenfell ein und lud dieselben auf seinen Rücken. Es hoffte, dass nun der Zauber nicht mehr wirken werde; aber als er wieder Menschen begegnete, fielen dieselben todt nieder. Da setzte er sich nieder und weinte. Alle, die er getödtet hatte, erweckte er aber wieder durch Zauberkräuter, und in jedem Dorfe gaben ihm drei Männer ihre Töchter zu Frauen. Er bestrich endlich seine Hände mit kräftigen Zaubermitteln, und fortan blieben alle, die ihm begegneten, gesund.

Er hatte nun viele Frauen und viele gewebte Mäntel. Er belud ein Boot mit denselben und fuhr nach Hause zurück. Als er in seiner Heimath ankam, fragte er die Leute, welche zum Ufer gekommen waren, als sie das Boot nahen sahen: „Leben meine Aeltern noch?“ „Ja,“ antworteten jene, „sie leben noch und sind gesund.“ Er fragte weiter: „Und lebt meine Frau noch?“ Sie versetzten: „Ja, sie lebt und hat auf Dich gewartet.“ Da freute sich Nuk·'ō'mak·ᴇn. Er ging ans Land und liess alle seine Sachen ins Haus tragen.

Nach einiger Zeit kamen die q·lu'mi, um mit den Sk·qō'mic zu kämpfen. Sie hatten dieselben überfallen, viele getödtet und andere als Sklaven fortgeschleppt. In zehn Booten fuhren sie zurück und sangen Siegeslieder. Da eilte Nuk·'ō'mak·ᴇn ihnen nach. Er hielt den Unterkiefer und die Zunge des Sē'nōtlk·ē in die Höhe; da starben die q·lu'mi. Die Sk·qō'mic sammelten die Leichen ihrer Landsleute, und Nuk·'ō'mak·ᴇn erweckte sie zu neuem Leben.

5a. Der Sē'nōtlk·ē.

Ein alter Mann lebte mit seinem Sohne in einem Hause. Der letztere hatte gerade geheirathet und lag mit seiner Frau im Bette. Der alte Mann stand frühmorgens auf, während der junge Mann und seine Frau weiter schliefen. Da hörte er den Sē'nōtlk·ē, welcher den Berg herabkroch, den Fluss kreuzte und an der anderen Seite wieder hinaufkroch. Er weckte nun seinen Sohn, indem er ihm einen Eimer kalten Wassers übergoss und rief: „Liege nicht so faul da, tödte lieber den Sē'nōtlk·ē.“ Da schämte sich der junge Mann. Er sprach zu seiner Frau: „Ich will nun den Sē'nōtlk·ē verfolgen und werde 4 Tage lang fortbleiben. Weine nicht! Warte auf mich, auch wenn ich lange fortbleibęn sollte.“ Er ging fort und folgte der Spur des Sē'nōtlk·ē. In jedem Teiche, an dem er vorüber kam, badete er, um sich stark zu machen. Es ward Winter und es ward wieder Sommer, und er hatte ihn noch nicht eingeholt. Endlich, im vierten Winter, sah er den See, in dem der Sē'nōtlk·ē wohnte, im Traume, und er wusste nun, wo er ihn zu suchen hatte. Als er zu dem See kam, sah er Sē'nōtlk·ē auf einem Felsen in der Mitte des Sees liegen und sich sonnen. Da schnitt er sich 4 Speere aus Tannenholz und machte Seile aus Cederbast, die er als schützende Amulette um Armgelenke und Knie band. Dann warf er die Speere und tödtete so den Sē'nōtlk·ē. Als derselbe starb, fiel er selbst wie todt nieder. Der See stieg und schwemmte seinen Körper fort, der nun hin und wieder trieb. Nach 4 Tagen fing der See wieder an zu fallen. Da kam der Vogel Ā'qoē des Weges geflogen, liess

etwas Excremente auf den Mund des Todten fallen und rief: „Stehe auf!“ Sogleich erwachte der junge Mann. Er sah, dass der See ganz abgelaufen war. Sē'nōtlk·ē's Körper lag dicht bei ihm. Er blieb nun ein ganzes Jahr dort, bis alles Fleisch verwest war und nur die Knochen übrig blieben. Diese verbarg er unter seinem Mantel. Dann kehrte er in seine Heimath zurück, und alle, die ihn sahen, fielen todt nieder. Er aber machte sie wieder gesund. Seine Frau hatte einen anderen Mann genommen, kehrte jetzt aber zu ihm zurück.

VII. Sagen der Lku'ñgEn.

1. MEnmā'ntauk·.

Es war einmal ein Stamm von Menschen, die alle Steinköpfe hatten. Deshalb hiessen sie MEnmā'ntauk· (= Steinköpfe). Sie überzogen immer ihre Nachbarn mit Krieg, tödteten die Männer und machten die Frauen zu Sklaven. Einst hatten sie auch eine Schwangere zur Sklavin gemacht, und in der Gefangenschaft gebar sie ein Kind. Als der Häuptling der MEnmā'ntauk· das hörte, sagte er: „Tödtet das Kind, wenn es ein Knabe ist; wenn es ein Mädchen ist, lasst es am Leben.“ Die Frau hörte, was der Häuptling sagte. Ihr Kind war ein Knabe, und daher band sie einen Knoten um seinen Penis und zog denselben hinten in die Höhe, damit man ihn für ein Mädchen halten sollte. Sie wusch ihn nur Nachts, wenn niemand sie sah. Ihre List glückte ihr. Das Kind wuchs sehr rasch heran. Als es einen Monat alt war, gelang es ihr in den Wald zu entfliehen. Niemand wusste, wohin sie gegangen war. Sie dachte, es ist besser, dass ich sammt meinem Kinde im Walde sterbe, als dass wir immer als Sklaven leben, oder dass der Häuptling uns tödtet. Im Walde baute sie sich eine Hütte aus Baumrinde und lebte dort lange Jahre. Der Knabe fing früh an zu gehen. Seine Mutter machte ihm Bogen und Pfeile, und er erlegte Vögel, die er dann nach Hause brachte. Die Mutter wunderte sich darüber, wie rasch er heranwuchs. Bald fing er an, grössere Thiere zu erlegen, und schoss endlich sogar Hirsche. Sie hatten nun Nahrung in Hülle und Fülle. Sie nannte ihn nun K·'ē'sEk· (= der Gebundene). Als er erwachsen war, tödtete er viele Vögel, trocknete die Bälge und machte einen Mantel daraus. Er wünschte einen Adler zu fangen. Zu diesem Zwecke nahm er einen Haufen Gras und ging auf eine Lichtung. Dort band er Cederbast um seinen Körper und legte sich mit ausgestreckten Armen nieder. Dann bedeckte er sich ganz mit Gras. Es dauerte nicht lange, so stürzte der Adler sich auf ihn herab. Er fing ihn und tödtete ihn. Eines Tages fragte er seine Mutter: „Wie kommt es, Mutter, dass wir hier ganz allein leben?“ Sie antwortete: „Frage nicht, mein Sohn,“ und begann zu weinen. Da drang er in sie und fragte abermals: „Wie kommt es, Mutter, dass wir hier ganz allein leben?“ Sie antwortete ihm aber nicht. Eines Tages kam er von der Jagd nach Hause und sagte, er habe Leute nahe am Wasser gesehen, und fragte: „Sie machten so viel Lärm, warum gehen wir nicht hin und leben mit ihnen?“ „Mein Sohn,“ versetzte die Mutter, „halte Dich fern von diesen Leuten, sie haben steinerne Köpfe.“ Er fuhr aber fort: „Wie kommt es, Mutter, dass wir hier allein im Walde wohnen? Die Leute unten am Meere spielen immer und haben viel Vergnügen.“ Da sprach sie: „Höre, mein Sohn, was ich Dir sagen werde. Weisst Du, weshalb wir hier allein leben? Alle Deine Verwandten sind todt; wir sind allein. Jene Leute haben sie getödtet.“ Er antwortete nicht und sagte eines Tages: „Mutter, ich werde zum Meere gehen und jene Leute ansehen.“ Er nahm seinen Mantel aus Vogelbälgen; derselbe war sehr schön und glänzend. Er ging zum Meere hinab. Als die MEnmā'ntauk· ihn nun sahen, fürchteten sie

sich, da jener aussah, als habe er übernatürliche Kräfte. Er kehrte zu seiner Mutter zurück und sprach: „Ich habe die Leute gesehen.“ Die Mutter warnte ihn abermals, zum Meere zu gehen. Er hörte aber nicht auf sie. Er ging in den Wald und machte sich eine Keule aus Eichenholz. Er versuchte sie und sie zersplitterte. Er versuchte Keulen aus allen möglichen Holzarten, aber alle zersplitterten. Endlich nahm er Eibenholz (? tlink·'ätltc). Es zersplitterte nicht. Als er sie nun eines Tages wieder spielen hörte, legte er seinen glänzenden Mantel an, nahm seine Keule und erschlug alle Männer. Sein Mantel machte ihn unsichtbar. Dann führte er die Frauen davon, ging zu seiner Mutter und sprach: „Dies Land gehört nun uns. Ich habe alle Mᴇnmä'ntauk· erschlagen.“

2. Die Frauen der Sterne.

Es war einmal ein Häuptling, der hatte zwei Töchter. Im Sommer waren die Leute in ein Lager gezogen, von dem aus sie Lachse fingen. Eines Tages gingen die Mädchen in den Wald. Abends legten sie sich unter die Bäume und sahen die Sterne an. Die älteste sagte: „Ich wollte, der grosse Stern dort droben (Jupiter) wäre mein Mann.“ Und die jüngere sagte: „Ich wollte, der rothe Stern dort (Mars) wäre mein Mann.“ Dann schliefen sie ein. Als sie wieder erwachten, fanden sie sich in einem fremden Lande. Die Sterne hatten sie in den Himmel genommen. Sie sahen nun, dass jene Männer waren. Der glänzende Stern hatte kranke Augen. Und wie sie gewünscht hatten, so geschah es. Die Sterne wurden ihre Männer. Am folgenden Tage hiessen ihre Männer sie ausgehen, Zwiebeln zu sammeln. Sie verboten ihnen aber die Wurzeln auszugraben, wie man auf Erden thut, sondern sie durften nur die Stengel abschneiden. Anfänglich gehorchten die Frauen. Eines Tages aber sprach die ältere Schwester: „Ich muss einmal wieder eine Zwiebel essen.“ Sie grub eine aus, und nun sahen sie zu ihrem Erstaunen durch das Loch auf die Erde hinab. Sie sagten nichts davon, als sie zu Hause ankamen. Nach wie vor gingen sie in den Wald, Zwiebelstengel zu sammeln. Jetzt machten sie aber dort, ohne dass jemand darum wusste, ein langes Seil. Als sie glaubten, dasselbe sei lang genug, machten sie ein grosses Loch in die Erde, und die älteste Tochter kroch hinunter. Sie sprach zu ihrer Schwester: „Warte Du hier. Wenn ich unten wohlbehalten ankomme, will ich das Seil schütteln; dann klettere mir nach. Sonst nimm an, dass ich ins Meer gefallen bin.“ Die jüngere Schwester liess nun das Seil hinab. Endlich landete die Frau auf dem Berge N̄gä'k·un (einige Meilen oberhalb des obersten Theiles von Victoria Harbor). Da ging sie eine lange Strecke auf und ab und zog das Seil hin und her. So gelang es ihr endlich, dasselbe ein wenig zu schütteln, und ihre Schwester im Himmel droben fühlte ganz schwache Bewegungen. Sie band es droben an einen Baum, umklammerte das Seil mit Händen und Beinen und kletterte herunter. Die ältere Schwester sass unten und blickte in die Höhe. Endlich sah sie einen kleinen Punkt sich bewegen. Derselbe wurde grösser und grösser, und nun erkannte sie ihre Schwester. Ihre Beine waren vom langen Klettern ganz krumm geworden. Kaum war sie unten angekommen, da fiel das Seil herunter. Die Leute im Himmel hatten die Frauen vermisst. Als sie das Seil entdeckten, schnitten sie es durch. Dann gingen die Frauen in ihre Heimath. Ihre Mutter hatte sie ganz vergessen, so lange waren sie fort gewesen. Ihr Haar war ganz grau geworden und ihre Augen trübe vom vielen Weinen. Sie verbargen sich an einem Teiche. Bald kam ihre jüngste Schwester heran, Wasser zu holen. Ihr Haar war kurz geschnitten, denn sie trauerte noch um ihre verlorenen Schwestern. Da strichen diese über ihr Haar, und es wurde sogleich wieder lang. Das Mädchen lief zurück und

sprach: „Meine Schwestern sitzen draussen am Teiche.“ Die alten Leute sagten: „Nun sei nicht so thöricht“, und verboten ihr diese Rede. Sie ging nochmals hinaus, und nachdem sie ihre Schwestern abermals gesehen hatte, lief sie zurück und wiederholte, ihre Schwestern seien am Teiche. Als sie es zum dritten Male sagte, schlug sie ihre Mutter. Da ging sie wieder hinaus. Jedesmal, wenn sie zum Teiche kam, strichen die Schwestern über ihr Haar, und es wurde immer länger. Da lief sie zum vierten Male zurück, deutete auf ihr langes Haar und sagte, ihre Schwestern hätten es so lang gemacht. Da dachten die alten Leute, sie könne doch wohl die Wahrheit reden. Sie gingen zum Teiche und fanden die Frauen. Sie strichen über das Haar ihrer Mutter, und es wurde sogleich wieder lang und schwarz.

Ein Jüngling, der alle Vorschriften genau beobachtet, oft badet und noch nie ein Weib berührt hat, kann das Seil auf dem Berge N̄gä'k·un sehen. Für andere Menschen ist es unsichtbar. —

VIII. Sagen der Çatlō'ltq.

1. Kumsno'otl (= unser älterer Bruder).

1. Kumsnō'otl stieg vom Himmel herab und durchwanderte die ganze Welt. Auf seinen Fahrten begleiteten ihn P'a, der Rabe, K·ä'iq, der Nerz, und Ts'ē'selētl (ein bunter Vogel). Einst kamen sie zu einem Manne Namens K·oä'lawäisit. Dieser wusste, dass Kumsnō'otl zu ihm kommen würde, und wollte ihn tödten. Deshalb häufte er viel harzreiches Holz in seinem Hause auf und lud Kumsnō'otl und P'a zum Essen ein. Als sie im Hause waren, zündete er den Holzstoss an, bemächtigte sich Kumsnō'otl's und warf ihn ins Feuer. Dieser aber kroch in ein Scheit und machte, dass es nicht verbrannte, obwohl alles Holz ringsum lichterloh brannte. Der Rabe flog zum Rauchfang hinaus. Als das Feuer ausgebrannt war, kam Kumsnō'otl wieder aus dem Scheite hervor. Er nahm ein Zaubermittel und bestreute K·oä'lawäisit damit. Da ward dieser in einen Stein verwandelt.

2. Und Kumsnō'otl ging weiter. Einst gelangte er nach Qu'sam (Salmon River). Dort traf er einen Mann Namens Çōçē'nēus, dessen ganzer Körper mit Mäulern bedeckt war. Dieser lachte unaufhörlich und machte einen Lärm, als ob Hunderte von Menschen beisammen wären. Da sprach Kumsnō'otl: „Es ist nicht gut, dass Du so lärmst,“ und verwandelte ihn in einen Stein, der noch heute in Qu'sam zu sehen ist.

3. Und er wanderte weiter. Bald traf er einen Mann Namens Kō'ma (eine Art Gadus), welcher ein gewaltiger Zauberer war. Da sprach Kumsnō'otl zu seinen Gefährten: „Lasst uns nicht näher herangehen; ich fürchte jenen!“ Da lachte Kō'ma und rief: „Warum fürchtest Du mich, etwa weil ich ein mächtiger Zauberer bin? Ich thue ja niemand etwas, ich freue mich nur, dass es schönes Wetter ist!“ Aber Kumsnō'otl fürchtete ihn. Deshalb ergriff er ihn und warf ihn ins Wasser. Er gab ihm einen kurzen Schwanz und verwandelte ihn in einen dicken, fetten Fisch, indem er rief: „Da Du ein Zauberer warst, so sollen die Menschen Dich fürderhin benutzen, um ihre Krankheiten zu heilen.“ Deshalb kocht man das Fett dieses Fisches aus und benutzt es als Medicin.

4. Und Kumsnō'otl fuhr nach K·'o'djomēn. Dort sass eine Frau und sang zu dem nahen Berge Kō'kuanan: „O, bewege Dich ein wenig zur Seite, damit ich an Dir vorbeisehen kann! Meine Wangen sind wund vom Weinen, weil ich nicht an Dir vorübersehen kann!“ Als Kumsnō'otl kam, schämte sich der Berg Kō'kuanan und rückte aus dem Wege.

5. Und er ging weiter zu einem Ort, wo ein Ungeheuer von der Gestalt eines Tintenfisches in einem See wohnte, das jeden verschlang, der hinabging, um Wasser zu holen. Niemand wagte sich mehr hinunter, und die Dorfbewohner starben vor Durst. Nur ein alter Mann wusste sich zu helfen. Er fuhr täglich hinüber zur Insel Mit'lnatc und fing rothen Schellfisch. Er liess das Fett aus und trank es. So kam es, dass er und sein Enkel am Leben blieben, während alle Leute ringsum starben. Als Kumsno'otl ankam und die Noth der Dorfbewohner sah, beschloss er das Ungeheuer zu tödten. Er befahl seinen Begleitern, grosse, flache Steine glühend zu machen. Als die Steine heiss waren, setzte er sich einen als Hut auf und bedeckte mit den anderen seinen Körper. Dann nahm er einen Eimer in die Hand, ging zum See hinab und plätscherte im Wasser, um die Aufmerksamkeit des Tintenfisches zu erregen. Es dauerte auch nicht lange, so tauchte er auf, streckte seine langen Arme aus, um Kumsnō'otl zu seinem Maule herabzuziehen, aber sobald er die glühenden Steine mit den Saugnäpfen berührte, so fielen diese ab. Endlich sprang das Ungeheuer gar auf Kumsnō'otl's Kopf und hätte ihn fast überwunden, aber der glühende Stein, welchen jener als Hut trug, tödtete es. Dann zerschnitt Kumsnō'otl es und warf die Theile nach allen Richtungen ins Meer. Er sprach: „Ihr sollt Euch in Tintenfische verwandeln und künftig den Menschen zur Nahrung dienen.“ Den Magen warf er aufs Land, wo er in einen grossen Stein verwandelt wurde; den Kopf versenkte er nahe Kap Mudge im Meere, dort erzeugt er noch heute die gefährlichen Wirbel und Stromschnellen.

6. Und Kumsnō'otl nahm einen Farbentopf, bemalte alle Menschen mit bunten Farben und verwandelte sie dann in Vögel. P'a schrie unterdess immer: „O, das ist schön, bemale mich auch, aber recht bunt!“ Darüber ward Kumsnō'otl endlich ungeduldig und bestrich ihn über und über mit schwarzer Farbe. Daher ist der Rabe schwarz.

7. Im Anfang lief das Wasser immer in derselben Richtung durch die Seymour Narrows. Als Kumsnō'otl auf seinen Wanderungen dorthin kam, machte er, dass der Strom bei Ebbe und Fluth immer in entgegengesetzten Richtungen lief.

8. Und Kumsnō'otl ging weiter und traf einen Mann, Namens K·ē'u (den Hirsch). (Diese Sage und die Erschaffung des Kranichs, der an den Seymour Narrows wohnte, ist gleichlautend mit den entsprechenden Sagen der Nak·o'mgyilisala.)

2. Das Baumharz und die Sonne.

Vor langer Zeit war das Baumharz ein Mann, Namens Mōmhānā'tc. Dieser war blind. Da er die Sonnenwärme nicht vertragen konnte, ging er Nachts aus, rothen Schellfisch zu angeln. Morgens, wenn es tagte, rief ihm dann seine Frau zu: „Komme rasch nach Hause, die Sonne geht auf!“ So kehrte er immer heim, ehe es warm wurde. Eines Tages aber schlief die Frau zu lange, und als sie erwachte, sah sie, dass es heller lichter Tag war. Erschreckt lief sie zum Strande hinab und rief ihrem Manne zu: „Komme rasch nach Hause, die Sonne steht schon hoch am Himmel.“ Jener ruderte, so rasch er konnte, doch es war zu spät! Die Sonne schien so heiss auf ihn herab, dass er zerfloss, ehe er ankam. Da wurden seine beiden Söhne traurig und sprachen zu einander: „Was sollen wir thun? Wir wollen unseren Vater rächen.“ Und sie beschlossen in den Himmel zu steigen und die Sonne zu tödten. Sie nahmen ihre Bogen und Pfeile und gingen zu der Stelle, wo die Sonne aufgeht. Da beschossen sie den Himmel. Der erste Pfeil blieb im Himmel stecken. Der zweite traf den ersten, und so fuhren sie fort, bis eine lange Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Der

ältere Bruder schüttelte daran, um zu sehen, ob sie stark genug sei. Er fand, dass die Kette fest war, und beide Brüder kletterten daran in die Höhe. Als sie im Himmel angelangt waren, tödteten sie die Sonne mit ihren Pfeilen. Dann dachten sie, was sollen wir nun thun? Und der ältere sprach: „Lass uns nun die Sonne werden." Und er fragte seinen jüngeren Bruder, wohin er gehen wolle. Dieser erwiderte: „Ich will zur Nacht gehen, gehe Du zum Tage," und es geschah also. Der jüngere Bruder ward der Mond, der ältere die Sonne.

3. Tlä'ik·.

Es lebte einst ein Häuptlig droben im Himmel, der hiess Tlä'ik·. Er hatte zwei schöne Töchter, und viele Jünglinge kamen, um sie zu freien. Tlä'ik· aber wollte nicht dulden, dass sie heiratheten, und tödtete alle ihre Bewerber. Zu derselben Zeit lebte hienieden ein Häuptling, Namens Aië'len (Schön Wetter), der hatte zwei Söhne. Morgens pflegten die Knaben in den Wald zu gehen, und wenn ihr Vater sie fragte, was sie dort thäten, sagten sie, sie wollten ein grosses Feuer anzünden. In Wirklichkeit aber suchten sie heimlich Farnwurzeln und assen dieselben. Endlich hatten sie so viel davon gegessen, dass die Faserwurzeln ihnen zwischen den Fingern hervorwuchsen. Da ward ihr Vater zornig und rief: „Vergeudet nicht Eure Zeit mit unnützen Dingen! Geht lieber und holt Euch Tlä'ik·'s Töchter! Wisst Ihr nicht, dass alle jungen Leute sich um sie bewerben?" Die Knaben nahmen sich ihres Vaters Worte zu Herzen. Sie gingen hinaus mit ihren Bogen und Pfeilen und fingen an, den Himmel zu beschiessen. Als sie so eine Kette von Pfeilen gemacht hatten, die vom Himmel bis zur Erde herabreichte, schüttelte der ältere Bruder daran, um zu versuchen, ob sie stark genug sei. Da er sie fest fand, kletterten beide Brüder hinauf und krochen durch ein Loch im Himmelsgewölbe. Droben fanden sie einen Weg, auf dem sie fürbass gingen. Und während sie so wanderten, sprachen sie zu einander: „Wir wollen Tlä'ik·'s Töchter heirathen und ihn beschämen." Aië'len aber weinte, denn er glaubte, seine Kinder seien todt.

Als die Brüder eine kurze Strecke gegangen waren, trafen sie eine Reihe blinder Frauen, die um ein Feuer sassen und Pflanzensprossen (pE'k·cin) kochten. Eine derselben vertheilte die fertige Speise an alle übrigen. Da trat der ältere Bruder auf ihren Mantel und der jüngere nahm ihr immer die gefüllten Schüsseln aus der Hand und verbarg dieselben in der Falte seines Mantels. Als sie glaubte, alles vertheilt zu haben, fragte sie ihre Genossinnen: „Habt Ihr alle Euer Essen bekommen?" Jene aber erwiderten: „Nein, Du hast uns ja noch nichts gegeben." Da sprach jene: „Dann muss jemand hier sein, der uns das Essen fortgenommen hat." Da riefen alle wie aus einem Munde: „O, Fremder, mache uns sehend, habe Erbarmen mit uns!" Die Brüder kauten einige Wurzeln und spieen dann den Frauen auf die Augen. Da wurden diese sehend und flogen als Enten davon. Nur die eine, deren Mantel der ältere Bruder mit seinem Fusse festhielt, konnte nicht entfliehen. Er sprach zu ihr: „Sage uns, wo Tlä'ik· wohnt. Wir wollen seine Töchter heirathen." Die Ente erwiderte: „O, Tlä'ik· ist ein sehr böser Mann. Er tödtet alle Freier seiner Töchter. Wenn Ihr auf Eurem Vorhaben besteht, so geht lieber erst zu Eurem Grossvater, der wird Euch Zaubermittel geben, damit Ihr Tlä'ik· bestehen könnt."

Die Jünglinge folgten dem Rathe der Ente. Sie gingen weiter und gelangten an das Haus ihres Grossvaters Pä'cin (Einbein = der Kranich). Da dieser nicht zu Hause war, gingen sie weiter, um ihn zu suchen. Unterwegs trafen sie eine Schlange (nicht den Aihōs) und nahmen derselben ihren Mantel fort. Als sie

nun ihren Grossvater von weitem an einem Bache stehen sahen, an dem er Lachse fischte, verwandelten sie sich in Lachse, indem sie den Mantel der Schlange umhingen, und schwammen zu der Stelle, wo ihr Grossvater stand, die Harpune in der Hand haltend. Als sie zu ihm kamen, hielten sie an im Schwimmen. Kaum sah jener die beiden Lachse so dicht vor sich, da schleuderte er seine Harpune, traf beide mit einem Stosse und zog sie ans Land. Während er aber nun nach seiner Fischkeule griff, um die Fische zu erschlagen, verwandelten sie sich in seine Enkel und lachten sehr, weil sie Einbein so getäuscht hatten. „O, meine Enkel,“ sprach Einbein, „woher kommt Ihr, wohin wollt Ihr gehen?“ „Wir wollen Tlā'ik·'s Töchter heirathen,“ erwiderten jene. „So kommt erst mit in mein Haus, damit ich Euch stark mache,“ sagte Einbein. Er ging voran und die Jünglinge folgten ihm. Als sie im Hause angekommen waren, fuhr er fort: „Zuerst wird Tlā'ik· Euch ein Stachelschwein als Sitz anbieten. Setzt Euch auf diesen Stein, damit Ihr diese Aufgabe bestehen könnt!“ Indem er so sprach, liess er sie auf einer Schieferplatte niedersitzen. Da wurde ihr Gesäss in Stein verwandelt. Dann salbte er ihren ganzen Körper mit einem Zauberkraute und warf einen schwarzen, harten Stein (mɛ'sāis, Basalt?) ins Feuer, so dass er glühend wurde, zog ihn mit einer Zange aus den Flammen heraus und legte ihn den jungen Männern in den Mund. Vorher hatte er ihnen befohlen, rasch aufzuspringen, sobald er den Stein losgelassen hätte. Sie gehorchten, und da fiel der Stein gerade durch sie hindurch, ohne sie zu verletzen. Dann gab er jedem der Jünglinge einen Keil. Er sprach: „Tlā'ik·'s Töchter haben Zähne in ihrer Scheide, wie im Munde. Damit werden sie Euren Penis abbeissen, wenn Ihr bei ihnen schlaft, deshalb nehmt diese Keile, lasst sie sich darin festbeissen und dreht ihnen die Zähne aus.“ Er wies sie nach Tlā'ik·'s Brunnen und theilt ihnen mit, dass sie dort die Mädchen finden würden.

Sie kamen glücklich dort an und setzten sich auf die Aeste eines Baumes, der am Brunnen stand. Bald traten die beiden Mädchen aus dem Hause und sangen: „Nicht Tlēqē'len's (Schlechtes Wetter) Söhne sollen unsere Männer werden, sondern Aiē'len's.“ Die beiden jungen Männer freuten sich, als sie das hörten. Am nächsten Morgen kamen die beiden Mädchen wieder zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Als sie sich nun zum Wasser niederbeugten, sahen sie die Spiegelbilder der Jünglinge im Wasser, und sie fingen an zu weinen, denn sie glaubten, jene seien ertrunken und lägen auf dem Boden des Wassers. Da spie der eine der jungen Leute ins Wasser, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie erblickten dieselben nun in den Zweigen des Baumes und freuten sich, dass sie nicht im Wasser lagen. Die beiden Jünglinge sprangen herunter. Der ältere nahm das ältere Mädchen, der jüngere die jüngere, und sie gingen zusammen in's Haus. Während sie aber hinaufgingen, hörten sie die Zähne in den Scheiden der Mädchen knirschen.

Sie gelangten in's Haus und dort hiess Tlā'ik· sie sich auf ein Stachelschwein setzen. Da ihr Gesäss von Stein war, so bestanden sie dieses Abenteuer. Dann legte er ihnen die glühenden Steine in den Mund. Sie sprangen rasch in die Höhe, wie Ihr Grossvater sie gelehrt hatte und blieben unbeschädigt. Darüber freuten sich die Mädchen. Als es nun Nacht wurde, gingen die jungen Leute mit den Mädchen in ihre Kammern. Als sie aber mit jenen schliefen, liessen sie sie erst in die Keile beissen und drehten ihnen dann die Zähne aus. Es ist gut, dass sie das thaten, denn sonst würden heute die Frauen noch alle Zähne in ihren Scheiden haben. Als Tlā'ik· die Jünglinge Morgens noch am Leben fand, ward er zornig, und beschloss, sich ihrer auf andere Weise zu entledigen. Er hatte

einen Baum gefällt, und war damit beschäftigt, denselben in Bretter zu zerspalten. Eines Tages bat er seine Schwiegersöhne, mitzugehen und ihm zu helfen. Diese erriethen seine böse Absichten und gingen deshalb zuvor in den Wald zu ihrem Grossvater T'amt'am (einem Vogel) und baten ihn um seinen Mantel. Ferner nahmen sie rothe und weisse Farbe mit. Als sie zu dem gefällten Baume kamen, sahen sie, dass Tlä'ik· denselben schon mit Keilen weit auseinander gespreizt hatte. Er trieb nun einen neuen Keil ein und liess plötzlich seinen Hammer fahren, der in den klaffenden Baum fiel. Da bat er die jungen Leute: „O, kriecht doch in den Baum und holt meinen Hammer.“ Diese thaten also. Kaum aber waren sie drinnen, da schlug Tlä'ik· den Keil heraus und der Baum schlug mit grosser Gewalt zusammen. Die jungen Leute flogen aber beide als Vögel davon und liessen die rothe und weisse Farbe im Baume. Diese quoll wie Blut und Gehirn aus dem Spalte hervor und Tlä'ik· glaubte, dass er endlich seine Schwiegersöhne getödtet habe. Diese aber waren nach Hause geflogen und hatten dort wieder ihre natürliche Gestalt angenommen. Wie erstaunte da Tlä'ik·, als er jene gesund und wohlbehalten am Feuer sitzen sah. Er schämte sich sehr.

Und er dachte nach, wie er seine Schwiegersöhne tödten könne. Früh Morgens warf er seinen Hund in's Meer und liess ihn sich in einen Taucher verwandeln. Dann rief er seinen Schwiegersöhnen zu: „Steht auf, und fangt den Vogel hier.“ Die Brüder nahmen Bogen und Pfeile, liefen zum Strande hinab und schossen den Taucher. So oft sie ihn aber auch trafen, der Vogel war nicht zu tödten und schwamm weiter und weiter fort. Tlä'ik· sagte: „O, geht in mein kleines Boot und verfolgt ihn, Ihr werdet ihn gewiss mit Leichtigkeit fangen.“ Sie thaten, wie Tlä'ik· gesagt hatte, und verfolgten den Vogel, der sie weit fort vom Lande lockte. Da rief Tlä'ik· den Wind herbei und erregte einen wilden Sturm, der das Boot verschlingen sollte. Die Jünglinge aber fingen an zu singen und schlugen Takt auf dem Bootrande. Da ward es rings um das Boot schönes Wetter, denn sie waren Aiē'len's Söhne. Sie fuhren nach Hause, und so sehr auch der Sturm tobte, wo ihr Boot sich befand, war die See glatt.

Die jungen Leute beschlossen nun, sich an Tlä'ik· zu rächen, wenn er wieder versuchen sollte, ihnen Schaden zuzufügen. Am folgenden Morgen rief sie Tlä'ik·: „Kommt, lasst uns gehen und rothen Schellfisch fangen.“ Da gingen jene erst zu ihrem Grossvater, dem K·u'lk·uls (ein kleiner Taucher), und liehen sich dessen Mantel, und sie nahmen Harz mit, das sie unterwegs kauten und in die Form von Walfischen, Haifischen und Seelöwen kneteten. Als sie draussen auf der Fischbank angekommen waren, warf Tlä'ik· seine Angel aus. Da dachten die jungen Leute: „O, wenn die Angel doch den Boden fasste.“ Kaum hatten sie das gedacht, da fasste Tlä'ik·'s Angel den Meeresboden. Sogleich warfen sie die gekneteten Harzfiguren in's Wasser, die sich dann in wirkliche Thiere verwandelten, die sich alle um Tlä'ik·'s Boot tummelten. Die jungen Männer sprangen als Taucher in's Wasser und schwammen nach Hause.

Tlä'ik· erschrak über all dieses so sehr, dass ihm seine Gedärme aus dem After fielen. Er ruderte langsam nach Hause. Als sein jüngster Sohn ihn herankommen sah, rief er: „O, wie viele Fische hat unser Vater gefangen;“ denn er hielt die Gedärme, die im Boote lagen, für Fische. Tlä'ik· aber stöhnte und jammerte. Da sprachen die beiden jungen Leute zu dem Knaben: „Schiesse Deinen Vater mit Deinen kleinen Pfeilen.“ Der Knabe gehorchte und sobald er ihn getroffen hatte, krochen die Gedärme wieder in seinen Leib hinein. Tlä'ik· aber fühlte sich noch sehr krank. Er lag im Hause bei seinem Feuer, das nur niedrig brannte, da er kein Holz mehr hatte. Deshalb schickte er seine Schwieger-

söhne in den Wald, um Brennholz zu holen. Diese gehorchten und gingen zu ihrem Grossvater, dem Spechte. Sie baten ihn: „Heisse die Baumrinde herabfallen.“ Der Specht erfüllte ihre Bitte, und ein grosses Stück Rinde fiel zu Boden. Sie trugen dasselbe nach Hause und zerbrachen es daselbst in viele Stücke. Ein kleines Stück gaben sie Tlä'ik·'s Sohn und sagten: „Bringe dieses Deinem Vater.“ Der Knabe gehorchte. Als Tlä'ik· aber das kleine Stückchen Rinde sah, ward er sehr zornig, denn er wollte viel Holz haben, um ein grosses Feuer zu machen. Die beiden Männer kümmerten sich aber nicht um seine Scheltworte, sondern fuhren fort, die Rinde zu zerbrechen. Diese wurde mehr und mehr und füllte endlich alle Häuser.

Dann fiel es Tlä'ik· ein, dass er Preisselbeeren haben wollte, obwohl es tiefster Winter war. Die jungen Leute gingen zu ihrem Grossvater (einem anderen Wasservogel), und baten ihn, zu pfeifen. Dieser erfüllte ihre Bitte, und als er pfiff, da sprossten alle Sträucher. Als er weiter pfiff, blühten sie und trugen endlich Früchte. Die beiden sammelten nun einen kleinen Eimer voll und trugen denselben nach Hause. Dort assen sie nach Herzenslust. Als Tlä'ik· dieses sah, bat er auch um Beeren, und seine Schwiegersöhne gaben ihm eine kleine Schüssel voll. So rasch er aber auch ass, die Schüssel wurde nicht leer. Da ward er am Ende ungeduldig und warf die Schüssel fort. Sogleich wuchs ihm ein Preisselbeerenstrauch zum Nabel heraus.

Tlä'ik· verlangte nun von seinen Schwiegersöhnen, dass sie ihm den Specht fangen sollten. Sie gingen zu ihrem Grossvater, dem Specht, und als sie ihn nach Hause trugen, flüsterten sie ihm zu: „Hacke Tlä'ik· die Augen aus, aber zuvor quäle ihn.“ Als sie nun ins Haus kamen, hüpfte der Specht auf Tlä'ik·'s Bauch und hackte ihn immer mit seinem Schnabel. Dann hüpfte er immer weiter und weiter hinauf, indem er fortfuhr, mit seinem Schnabel zu hacken. Endlich kam er an Tlä'ik·'s Kopf. Dieser wendete sich hin und her, dem Specht zu entgehen, doch vergeblich! Derselbe hackte ihm die Augen aus.

Da wollte Tlä'ik· den Aihōs, die doppelköpfige Schlange, haben, um die Brüder zu verderben. Der jüngere fing dieselbe und während er sie nach Hause trug, flüsterte er ihr zu: „Friss Du den Tlä'ik·“. Sie gehorchte. Der eine Kopf frass ihn, beim Kopfe anfangend, der andere beim Gesäss anfangend. So starb er. Die Brüder warfen seine Leiche auf die Erde hinab.

Tlä'ik·. (Zweite Version.)

Zwei junge Männer, die Söhne Aiē'len's (Aiē'len ist der Name der Sonne als Mensch) fuhren in ihrem Boote aus, Vögel zu fangen. Als sie weit draussen auf dem Meere waren, fingen sie an, mit ihren Pfeilen den Himmel zu beschiessen, und hörten nicht auf, bis eine Kette von Pfeilen vom Himmel zur Erde herabreichte. Da stand der ältere Bruder im Boote auf, schüttelte die Kette und fand, dass sie stark war. Er sprach nun zu seinem Bruder: „Ich steige jetzt zum Himmel hinauf. Weine Du nicht um mich, sondern kehre nach Hause zurück; setze Dich auf das Dach des Hauses und sei froh und guter Dinge.“ Dann begann er in die Höhe zu klettern und bald verlor der jüngere Bruder ihn aus den Augen. Dieser kehrte surück und sagte zu seinem Vater: „Ich habe meinen älteren Bruder verloren. Ich weiss nicht, wo er geblieben ist; gewiss ist er todt.“ Da weinten alle Leute, die es hörten. Er selbst aber ging auf das Dach des Hauses und spielte dort, denn er wusste, dass sein Bruder im Himmel war.

Als dieser in den Himmel gelangt war, fand er einen Weg, der durch ein schönes, ebenes Land führte. In weiter Ferne sah er Rauch aufsteigen. Er ging

darauf zu und traf den Tintenfisch, welcher behaglich dort lag und Harz kaute. Der Jüngling bat ihn: „O gieb mir etwas Harz.“ Der Tintenfisch erwiderte: „Was willst Du damit? Du kannst doch das Harz nicht für Deine Zähne gebrauchen!“ Jener aber bat nochmals: „O, gieb mir etwas Harz und Deinen Mantel.“ Da gab ihm der Tintenfisch beides.

Der Jüngling ging weiter. Bald sah er wieder in weiter Ferne Rauch aufsteigen. Als er näher kam, fand er eine Reihe blinder Frauen um ein Feuer sitzen u. s. w. (siehe oben S. 65) .... Die zurückbleibende Ente fragte er: „Wo wohnt Tlä'ik·? Ich will seine Tochter heirathen.“ Die Ente erwiderte: „Folge nur diesem Wege, dann wirst Du an einen See kommen, in dem die Mädchen zu schwimmen pflegen. Tlä'ik· hat vier Töchter: Nimm ja keine der drei ältesten zur Frau, denn ihre Scheiden sind mit Zähnen besetzt, sondern nimm die jüngste.“ Da freute sich der Jüngling und ging weiter. Bald traf er den Specht, der ihm dieselbe Auskunft gab.

Endlich kam er zu dem See. Da hüllte er sich in den Mantel des Tintenfisches und nahm nun die Gestalt eines solchen an. Bald hörte er die vier Mädchen kommen und singen: „O, ich wollte, der Sonne Sohn käme und nähme mich zur Frau.“ Endlich kamen sie zum Teiche, wo der Jüngling in Gestalt eines Tintenfisches lag. Allen voran war Yini'sak· (von yi'nis Zahn), die älteste der Schwestern. Als sie des Thieres ansichtig wurde, erschrak sie sehr und rief: „Hu! was für ein Thier liegt da.“ Die anderen liefen herbei, es auch zu sehen, und dann sprachen sie zu einander: „Wir wollen ihn als Sklaven mit nach Hause nehmen. Wenn Vater ausgeht, Hirsche zu fangen, soll er ihm helfen.“ Yini'sak· versuchte ihn zu heben, aber der Tintenfisch saugte sich fest, so dass sie ihn nicht bewegen konnte. Da rief sie die zweite Schwester, aber diese vermochte ihn ebenso wenig von der Stelle zu bewegen. Der dritten erging es nicht besser. Als aber die jüngste ihn heben wollte, liess er los und ging willig mit ihr. Sie trug ihn nach Hause und legte ihn vor der Thüre nieder.

Dann liefen die Mädchen ins Haus zu ihrem Vater und sagten: „O, Vater, wir haben einen Sklaven für Dich im Walde gefunden.“ „Wo ist er?“ fragte jener. „Wir haben ihn vor der Thüre niedergelegt,“ erwiderten die Mädchen. Da liess Tlä'ik· sie den Sklaven in's Haus bringen. Zuerst ging Yini'sak· ihn zu holen. Der Tintenfisch aber saugte sich fest und liess sich nicht aufheben. Ebenso wenig konnte die zweite und dritte Schwester ihn heben; als aber die jüngste kam, liess er willig los und liess sich von ihr in's Haus tragen.

Sie legte ihn neben das Feuer. Als dann Tlä'ik· und seine Töchter Lachse assen, warfen die Mädchen ihm Fischgräthen zu. Er nahm aber nur von der jüngsten Nahrung an. Nachts schlich er unbemerkt in die Kammer der jüngsten Tochter, warf den Mantel des Tintenfisches ab und stieg zu ihr in's Bett. Da sah sie, dass er die leuchtende Sonne war. Und er sprach: „Ich bin Aie'len's Sohn. Ich weiss, Du bist besser als Deine Schwestern, deshalb will ich Dich zur Frau haben. Aber künftighin sollst Du mir nicht die Nahrung vorwerfen, wie einem Hunde. Gieb mir mein Essen in einer Schüssel.“ Als es Tag wurde, hüllte er sich wieder in den Mantel des Tintenfisches und legte sich am Feuer nieder. Wieder warfen ihm Yini'sak· und ihre Schwestern Gräthen vor. Er aber kümmerte sich gar nicht um sie, sondern wandte sich sogleich zu der jüngsten der Schwestern, die ihm gutes Essen in einer Schüssel vorsetzte, wie er gebeten hatte. Nachts schlich er wieder in ihre Kammer, und warf dort seinen Mantel ab, den er Morgens wieder umhing.

Am folgenden Morgen beschlossen die Leute, auf Hirschjagd zu gehen, und

sie sprachen zu einander: „Wir wollen den Tintenfisch hinten in's Boot setzen. Er soll steuern.“ Sie baten Yini'sak· ihn in's Boot zu tragen, sie konnte ihn aber ebenso wenig heben wie die zweite und dritte Schwester. Die jüngste aber trug ihn in's Boot. Als sie nun an der Stelle ankamen, von der aus sie Hirsche jagen wollten, trug Tlä'ik· ihm auf, das Boot zu bewachen und darauf zu achten, dass das Seil, mit dem es an's Land gebunden war, nicht riss. Dann gingen alle Leute auf Jagd und der Tintenfisch blieb im Boote zurück. Unter seinem Mantel hatte er aber den Specht verborgen und flüsterte diesem zu: „Fliege auf die Baumwipfel und warne den Hirsch, so dass er fortläuft.“ Der Specht gehorchte, und so kam es, dass die Jäger mit leeren Händen zurückkamen. Sie fuhren nach Hause zurück und die Mädchen wollten ihren Steuermann, den Tintenfisch, nach Hause tragen. Keine aber vermochte es, ausser der jüngsten. Nachts ging er wieder zu ihr und nahm in ihrer Kammer seinen Mantel ab.

Am folgenden Tage gingen die Leute wieder aus, Hirsche zu jagen, und nahmen den Tintenfisch als Steuermann mit. Wieder liessen sie ihn zurück und er sandte den Specht aus, um die Hirsche zu verjagen. Kaum war derselbe fortgeflogen, da warf der junge Mann den Mantel des Tintenfisches ab und sass nun aufrecht im Hintertheile des Bootes. Er strahlte hell wie die Sonne. Da kam Tlä'ik· mit den übrigen Jägern wieder mit leeren Händen zurück. Als er die Sonne in seinem Boote sitzen sah, fürchtete er sich. Er rief: „Ich will Dir meine älteste Tochter zur Frau geben.“ Der junge Mann schüttelte als Antwort seine Schultern und da fuhr das Boot weit fort vom Ufer. Da rief Tlä'ik·: „Dann will ich Dir meine zweite Tochter zur Frau geben.“ Wieder schüttelte jener seine Schultern und das Boot fuhr noch weiter vom Ufer fort. Auch die dritte Tochter wollte er nicht haben; als Tlä'ik· ihm aber seine jüngste Tochter anbot, schüttelte er sich und das Boot schwamm zum Ufer zurück. Als sie wieder auf die Hirschjagd gingen, flüsterte er dem Specht zu: „Rufe alle Hirsche hierher zum Ufer.“ Dieser gehorchte. Die Hirsche kamen und fielen die steile Uferwand herab, so dass sie unten todt liegen blieben. Während alle die anderen Jäger nichts gefangen hatten, war sein Boot ganz voll; und als jene zurückkamen, hatte er seine Beute schon zerlegt.

Yini'sak· aber wollte den Jüngling gar zu gerne zum Mann haben und sprach zu ihrer Mutter: „O, sieh, Mutter, gleicht er nicht ganz der Sonne?“ und sie machte ihr Bett schön in Ordnung, um ihn anzuziehen. Ebenso that die zweite und dritte der Schwestern. Die jüngste aber kümmerte sich gar nicht um ihn. Dann luden Yini'sak· und ihre beiden jüngeren Schwestern ihn ein, in's Haus zu kommen; er aber blieb im Boote, bis die jüngste ihn rief. Dann nahm er sie öffentlich zur Frau.

Tlä'ik· aber dachte nur daran, wie er seinen Schwiegersohn tödten könnte. Er ging in den Wald, einen Baum zu spalten u. s. w. (siehe S. 67. Es fliegt dann ein Specht aus dem Baume heraus und dicht vor den Augen Tlä'ik·'s vorüber. Dies war der junge Mann).

Er beschloss, sich an Tlä'ik· zu rächen und fragte seine Frau: „Weisst Du nicht, vor was Tlä'ik· sich fürchtet?“ Jene erwiderte: „Er fürchtet sich vor Walfischen und ähnlichen grossen Fischen.“ Am folgenden Tage ging Tlä'ik· und sein Schwiegersohn aus, rothen Schellfisch zu fangen. Da kaute der junge Mann das Harz, das ihm der Tintenfisch gegeben hatte, und spie es ins Wasser. Sofort verwandelte es sich in Wale u. s. w. (siehe S. 68. Tlä'ik· kommt dann krank nach Hause. Der Specht soll ihn heilen, aber der junge Mann flüstert ihm zu: „Hacke ihm die Augen aus“ u. s. w.).

4. Der Nerz.

1. K·ä'iq, der Nerz, wollte eine Frau nehmen. Er ging zum Nebel, der auf dem Berge lag, und sprach: „Komm, werde meine Frau." Jener erwiderte: „Du kannst nicht mein Mann werden; was willst Du denn thun, wenn ich mit meinen Schwestern spiele und um den Berg tanze?" „O," sprach Nerz, „ich spiele und tanze mit Euch." Da willigte der Nebel ein und sie wurden Mann und Frau. Eines Tages fing Nebel an, mit ihren Schwestern zu tanzen, und sie flogen im Reigen um den Berg herum. Nerz wollte mit tanzen und seine Frau und eine seiner Schwägerinnen nahmen seine Hände und tanzten mit ihm umher. Da rissen sie ihm, der nicht rasch genug folgen konnte, die Hände aus. Er fiel zur Erde und lag dort wie todt.

2. Dann ging K·ä'iq zum Adler und sprach: „Komm, werde meine Frau." „Du kannst nicht mein Mann werden," erwiderte die Adler-Jungfrau. „Was willst Du denn thun, wenn ich Lachse im Meere fange?" „O," sprach Nerz, „ich gehe mit Dir." Da willigte der Adler ein und sie wurden Mann und Frau. Eines Tages sassen beide auf einem Baume und schauten in's Wasser hinab. Sie warteten daselbst auf die Ankunft der Lachse. K·ä'iq hatte des Adlers Mantel umgelegt, um fliegen zu können. Da warnte ihn seine Frau: „Wenn Du einen Lachs siehst, so stürze Dich nicht zu rasch hinab, sondern fliege ruhig, sonst wirst Du fallen." Nerz versprach es; als er aber den ersten Lachs sah, vergass er die Warnung und stürzte gierig auf den Fisch los. Da fiel er und lag wie todt auf der Erde.

3. Dann ging K·ä'iq zum Harze und wollte es zur Frau nehmen. „Du kannst nicht mein Mann werden," sprach Harz. „Was willst Du denn thun, wenn die Sonne heiss auf uns herabbrennt, und ich schmelze? Nerz erwiderte: „Dann springe ich hin und her, damit ich nicht an Dir festklebe." Er nahm sie nun zur Frau und sie legten sich mit einander auf ein Brett nieder. Zuerst sprang K·ä'iq hin und her; endlich aber ward er müde und schlief ein. Nun fing die Sonne an, heiss auf sie herabzuscheinen. Das Harz schmolz und K·ä'iq klebte mit dem Rücken fest an dem Brette. Da schämte er sich. Er lief in den Wald, um das Brett an den Bäumen abzustreifen, aber es klebte ganz fest. Ein alter Mann sah ihn dort und fragte ihn, was er thue. Da erzählte Nerz sein Unglück und der Alte half ihm von dem Brette loskommen.

4. Dann ging K·ä'iq zum Tang und sprach: „Ich will Dich zur Frau haben." Da fragte diese: „Was willst Du denn thun, wenn mein Haar mit der Fluth hin und wieder treibt?" „O," erwiderte Nerz, „dann halte ich mich daran fest." Darauf nahm ihn Tang zum Mann. Als nun der Fluthstrom heftig zu laufen begann, hielt K·ä'iq sich an den Haaren seiner Frau fest. Diese aber trieben heftig auf und nieder und zogen ihn endlich herab, so dass er fast ertrank.

5. Dann ging Nerz zu den Walfischläusen am Strande und wollte eine zur Frau haben. Nach einiger Zeit zürnte er seiner Frau und schlug sie in's Gesicht, so dass das Blut von seinen Fingern lief. „Siehst Du," sagte er da, „das ist Dir recht; nun blutet Dein Gesicht." Die Frau antwortete: „Nein, Du blutest." „Wo sollt ich denn bluten?" fragte Nerz. Sie versetzte: „Siehe nur Deine Hand an." Da drehte K·ä'iq seine linke Hand hin und her und sagte: „Ich blute doch nicht!" „Nein, an der anderen Hand, mit der Du mich geschlagen hast," erwiderte die Frau. K·ä'iq aber that, als könne er das Blut nicht finden, und besah nur seine linke Hand.

6. Und Nerz wollte eine schöne, weisse Frau heirathen u. s. w. (siehe unter den Sagen der Tlatlasik·oala).

7. Und Nerz wollte die Frau der Otter heirathen (siehe unter den Sagen der Kwakiutl).

8. Und Nerz heirathete den grauen Bären. Er lag immer mit seinem Bruder müssig am Feuer, und liess die Frau Lachse fangen und Fischeier sammeln. Als es nun aber Winter wurde, wollte seine Frau ihm nichts als Wurzeln zu essen geben. Da stahl K·ä'iq sich getrocknete Fischeier aus der Kiste, in der dieselben aufbewahrt wurden, und band sie sich an den Arm. Als der Bär nun seine Arme sah, fragte er: „Was hast Du da?“ K·ä'iq antwortete: „Ich habe mir den Arm zerschlagen, als ich Holz holte.“ Als nun der Bär ihm wieder nur Wurzeln zu essen gab, knupperte er an den Fischeiern. Der Bär hörte dieselben zwischen seinen Zähnen knirschen und fragte ihn, was er esse. K·ä'iq sagte darauf nur: „O, wie gut sind diese Wurzeln.“ Mitten im Winter gab die Frau ihnen aber nichts mehr zu essen und K·ä'iq's Bruder wäre fast verhungert. Da sprach er eines Tages zu seiner Frau: „Unsere Feinde werden hierher kommen und uns überfallen, lass uns lieber unsere Vorräthe fortbringen.“ Die Bärin liess sich täuschen, belud ihr Boot mit Lachsen, Fischeiern und Beeren und liess K·ä'iq und dessen Bruder damit fortrudern. Sie selbst nahm ihren Korb auf den Rücken, um erst noch Brennholz zu suchen. Dann ging sie den beiden nach. Sie war noch nicht weit gegangen, da sah sie am Ufer Lachshäute und Stöcke liegen, auf denen Fischeier getrocknet waren. Da ward sie zornig, denn sie wusste nun, dass Nerz sie belogen hatte. Sie verfolgte die Flüchtigen und fand überall am Ufer Lachshäute und Stöcke, auf denen Fischeier getrocknet waren. Endlich kam sie nach Taū'seman (nicht weit vom heutigen Comox). Dort sah sie ein grosses Feuer, an dem lagen Nerz und sein Bruder und schliefen. Nerz merkte, dass die Bärin heran kam, und sprang noch rechtzeitig auf und lief davon. Seinen Bruder erwischte sie aber und biss ihm die Kehle ab. Dann verfolgte sie K·ä'iq. Dieser aber schuf einen grossen Fluss, der zwischen ihm und der Bärin lag, die ihn nun nicht errreichen konnte. Dann setzte er sich hin und weinte um seinen Bruder. Er sprach zu einem Baume: „O, falle um und erschlage mich! Ich möchte zu meinem Bruder kommen.“ Der Baum fiel sogleich um und traf gerade sein Gesicht. Er konnte ihn aber nicht erschlagen. Dann bat Nerz einen zweiten Baum. Auch dieser konnte ihn nicht erschlagen, und so viele Bäume er auch bat und so viele auch auf ihn fielen, keiner konnte ihm etwas anhaben.

9. Vor langen Zeiten konnten die Frauen ihre Genitalien ablegen, und erst, als die Gottheit ihnen zürnte, wuchsen sie am Körper fest. Wenn sie damals ausgingen, Beeren zu sammeln, so pflegten sie sie in eine Kiste zu thun, die sie fest zubanden und fortstellten. Als eine Reihe von Frauen einmal ausgehen wollte, schaute K·ä'iq durch ein Loch in der Wand zu, wie sie ihre Genitalien ablegten und fortpackten. Es war eine besonders schöne, weisse Frau unter ihnen, und er wollte sich ihrer Genitalien bemächtigen. Kaum waren sie in den Wald gegangen, so öffnete er den Kasten und warf alles hinaus, bis er die Genitalien der hübschen Frau fand. Dann warf er die anderen wieder hinein, band die Kiste wieder zu und ging in sein Haus. Sein Herz war sehr froh. Er legte sich in's Bett und benutzte die Genitalien nach Herzenslust. Als er endlich wieder aufstand, sah er, dass dieselben sehr schmutzig geworden waren. Deshalb wusch er sie und trocknete sie auf dem Dache im hellen Sonnenschein. Auf der Strasse spielten viele Mädchen und Nerz lief bald zwischen ihnen umher, bald wieder auf's Dach, um zu sehen, ob auch Niemand sie fortnehme. Er wünschte sehr, dass sie wieder trocken und rein werden möchten, denn er erwartete alle Augenblicke die Rückkehr der Frauen. Siehe, da flog ein Adler über dem Hause! der

sah die Genitalien, stürzte sich darauf hernieder und trug sie in seinen Krallen von dannen. Als K·ā'iq das sah, fing er an zu singen: „O, Adler, Dein Fuss soll einschlafen.“ Er schlug Takt dazu und liess die Mädchen mitsingen. Da schlief des Adlers Fuss ein, und er liess die Genitalien herunterfallen. K·ā'iq nahm sie rasch auf, fand aber, dass sie sehr zerkratzt waren. Rasch wusch er sie, trocknete sie am Feuer und warf sie wieder zu unterst in die Kiste. Kaum hatte er die Kiste wieder zugebunden, da kehrten die Frauen lachend und singend zurück. Und sie sprachen zu einander: „Kommt, lasst uns gehen und unsere Genitalien wieder anstecken.“ Sie thaten also. Als aber die hübsche Frau die ihrigen so übel zugerichtet fand, ward sie traurig und weinte. Sie sprach: „Das hat gewiss K·ā'iq gethan. O, wäre er doch todt.“

10. Ein andermal badeten einige Frauen im Flusse. K·ā'iq wollte eine derselben für sich haben und verwandelte sich deshalb in eine Forelle, die nahe bei den Frauen umher schwamm. Diese versuchten den Fisch zu fangen, es gelang ihnen aber nicht. Als die Frauen aus dem Wasser stiegen, verwandelte K·ā'iq sich wieder in seine wahre Gestalt und eilte nach Hause, wo er vor den Frauen ankam. Als diese erzählten, dass eine schöne Forelle so nahe bei ihnen umher geschwommen sei, sagte er: „O, die hättet Ihr leicht fangen können. Ihr brauchtet Euch nur mit gespreizten Beinen hinzusetzen.“ Als die Frauen ein andermal wieder badeten, schwamm K·ā'iq wieder in Gestalt einer Forelle heran. Die Frauen thaten nun, wie er ihnen gerathen hatte. Da schwamm er auf die schöne Frau zu und befruchtete sie. Schon nach wenigen Tagen gebar sie ein Kind. Alle Frauen kamen und sprachen zu einander: „Wessen Kind mag das sein?“ Da schrie dasselbe: „A! a! a! K·ā'iq ist mein Vater, K·ā'iq ist mein Vater.“ Das Kind wuchs rasch heran. Die Frauen trugen es der Reihe nach umher. Als die eine es hielt, fing es an, sie zu verunreinigen, aber als sie ihre Kleider reinigen wollte, fand sie dieselbe voller Haliotis-Schalen. Als P'a, der Rabe, der auch im Hause war, dieses sah, wollte er auch das Kind tragen, um auch Haliotis-Schalen zu bekommen, und schrie: „Gebt es mir, gebt es mir!“ Zuerst bekam es aber eine andere Frau zu tragen. Als es diese verunreinigte, bekam sie lauter Kupfer; und so beschenkte es jede Frau. Die letzte aber flüsterte ihm zu: „Wenn Du zu P'a kommst, so gieb ihm nichts, sondern beschmutze ihn.“ Und so geschah es. Da rief jener. „K·a, k·a, k·a! nehmt ihn mir fort!“ Da lachten alle Leute ihn aus.

11. K·ā'iq stellte sich, als sei er krank, und endlich gar, als sei er todt. Da sprachen die Leute zu einander: „Kommt, wir wollen eine Grube graben und ihn beerdigen.“ „Nein,“ rief der todte K·ā'iq, „ich will nicht in der Erde liegen, denn dann werden die Kinder über mir spielen.“ Da sprachen die Leute zu einander: „So wollen wir ihn im Baume aufhängen.“ Wieder rief der Todte: „Nein, ich will nicht im Baume hängen, da werden die Kinder nach mir mit Steinen werfen.“ Er fuhr fort: „Bringt mich zur Insel K·uē'mk·umēm und lasst mich dort.“ Da bauten die Leute einen Scheiterhaufen, legten Steine darauf, K·ā'iq's Frau wusch die Leiche, legte sie in einer Kiste auf den Scheiterhaufen, und ging dann fort, in das Haus des Waschbären. Da rief der todte K·ā'iq: „Frau, wohin bist Du gegangen?“ Als er nnn merkte, dass der Waschbär seine Frau nehmen wollte, wurde er eifersüchtig und schickte einen Knaben zu ihr. Er liess ihr sagen, sie solle das Haus reinigen, denn er werde zurückkehren. Dann stand er aus seinem Sarge auf und ward wieder lebendig.

12. Einst schwamm K·ā'iq im Flusse. Da sah er einen Lachs, den er gern gefangen hätte, der ihm aber zu flink war. Er ging an's Ufer und rief den Lachs:

„Komm doch zu mir, ich will mit Dir spielen.“ Der Lachs kam ein wenig näher. Da rief K·ä'iq: „Nein, das ist nicht nahe genug, komm ganz nahe an's Land, damit ich mit Dir spielen kann.“ Endlich, nachdem er ihn viermal gerufen hatte, kam der Lachs ganz nahe heran und K·ä'iq tödtete ihn. Er trug ihn nach Hause und briet ihn am Feuer. Während er so da sass und den Lachs röstete, sang er: „Wer wird seine Augen essen? K·ä'iq wird sie essen. Wer wird seinen Kopf essen? K·ä'iq wird ihn essen. Wer wird seinen Rogen essen? K·ä'iq wird ihn essen.“ Endlich legte er sich hin und schlief. Da kam der Wolf herbei und stahl den Lachs. Er rieb aber, ehe er fortlief, mit den Augen, dem Kopfe und dem Rogen je einmal über K·ä'iq's Zähne. Als dieser nun erwachte und sah, dass sein Lachs nicht mehr da war, rief er: „Wer hat meinen Lachs gestohlen?“; als er aber in seinen Zähnen stocherte und Lachseier darin fand, sagte er: „Ei, K·ä'iq muss ihn wohl selbst gegessen haben.“

13. Nach einiger Zeit kam eine Anzahl von Frauen in ihrem Boote vorüber gefahren. K·ä'iq rief sie heran und fragte: „Wisst Ihr nicht, wer K·ä'iq's Lachs gestohlen hat?“ Jene wussten es nicht; er aber stieg zu ihnen in's Boot ein und fuhr mit ihnen weiter. Nach einiger Zeit wollten die Frauen landen, K·ä'iq aber sagte: „Nein, fahrt noch etwas weiter, an jener Landspitze will ich landen.“ Aber als sie an die Landspitze kamen, wollte er abermals weiter fahren, und erst beim vierten Male erlaubte er ihnen, zu landen.“ Da waren sie bei den Wölfen angekommen. Er dachte sich, dass diese seinen Lachs gestohlen hätten, deshalb wollte er sie besuchen. Als er zu ihnen kam, spielten sie Ball mit seinem After(?). Jedesmal, wenn er versuchte, denselben zu fangen, schlugen die Wölfe ihn weg. Endlich aber fing er ihn und lief dann fort, so rasch seine Beine ihn tragen wollten. Die Wölfe verfolgten ihn. Da sprach K·ä'iq zu einem umgefallenen Baume: „Wenn die Wölfe um Dich herumlaufen wollen, so lege Dich immer vor sie, und wenn sie über Dich fortspringen wollen, so richte Dich auf.“ So kam es, dass die Wölfe ihn nicht erwischen konnten.

14. K·ä'iq und sein Bruder Ā'las (die Seewalze) gingen eines Tages aus, Holz zu holen. Sie sahen bald einen Stamm auf dem Wasser umhertreiben. Da sprach K·ä'iq zu A'las: „Verwandle Dich in einen Fisch und hebe den Stamm von unten.“ A'las antwortete nicht, sondern sprang ohne Weiteres in's Wasser. Da schlug K·ä'iq ihn todt und trug ihn wie einen Fisch nach Hause zu seiner Grossmutter, um ihn kochen zu lassen. Dann sprach er zu ihr: „Wirf keine der Gräthen fort, wenn Du den Fisch isst, sondern lege sie in eine Schüssel.“ Die Grossmutter that, wie er ihr geheissen hatte. Nach kurzer Zeit fragte sie K·ä'iq: „Wo ist denn Dein Bruder A'las?“ K·ä'iq erwiderte: „Ich glaube, er ist bei seiner Geliebten, dem Harze.“ Als er fertig gegessen hatte, nahm er die Schüssel mit Gräthen, ging zum Hause hinaus und sang: „O, Grossmutter weiss nicht, dass sie ihren Enkel gegessen hat.“ Er trug die Gräthen zur Fichte und bestrich sie mit Harz, in das er dann viele buntfarbige Hölzer steckte. Dann warf er sie in's Wasser und sie wurden in die Seewalze verwandelt. Diese brachte er zu seiner Grossmutter, zeigte sie ihr und sprach: „Siehe, so kommt Dein Enkel zu uns zurück.“

15. Einst sah K·ä'iq die Leute fischen, und alle waren sehr erfolgreich. Da wollte er auch angeln, hatte aber keinen Köder. Er ging zu seiner Grossmutter und sprach zu ihr: „Lause mich!“ Sie antwortete: „Komm, lege Deinen Kopf in meinen Schooss.“ K·ä'iq that also, und als sie ihn nun lauste, schnitt er ein Stück von ihren Genitalien ab. Da verwandelte die Grossmutter sich in einen Vogel und flog von dannen. K·ä'iq aber freute sich, dass er nun Köder hatte. Er band das Stück Fleisch an die Angel und fing an zu fischen. Es wollte aber

kein Fisch bei ihm anbeissen, obwohl alle die anderen Fischer sehr erfolgreich waren. Darüber ward er sehr zornig, und als ein Wal vorüber schwamm, rief er ihm zu: „Komme Du und beisse an meine Angel an.“ Der Wal schwamm weiter. Als K·ä'iq ihn viermal gerufen hatte, biss er aber doch an. Nun versuchte K·ä'iq, ihn aus dem Wasser zu heben. Der Wal war aber so schwer, dass das Boot unterging. Da verschluckte der Wal Boot und Nerz.

(Dieselbe Sage wird in folgender Version erzählt.)

15b. K·ä'iq ging einst aus, Häringe mit einem riesigen Häringsrechen zu fangen. Zu gleicher Zeit war aber auch der Wal auf Häringsfang, und verjagte die Fische von K·ä'iq's Boot. Darüber ward dieser böse. Als der Wal einmal auftauchte, um zu blasen, rief K·ä'iq: „Pfui, wie stinkst Du, Wal!“ Viermal wiederholte er dieses, da ward der Walfisch böse und verschluckte K·ä'iq sammt seinem Boote. Jedesmal, wenn der Wal nun auftauchte, rief K·ä'iq drinnen: „Wisset, Ihr Leute, dass der Wal mich gefressen hat!“ Die Fischer hörten es, und erzählten nun einander, dass K·ä'iq vom Walfisch verschluckt sei. Der Wal fuhr fort, Häringe zu fangen. Da machte Nerz sich ein kleines Feuer im Magen und trocknete die Häringe auf einem Gestelle. Jedesmal, wenn der Wal nun auftauchte, fielen die Fische von den Gestellen herunter. Darüber ward er sehr zornig. Im Magen war es zudem sehr heiss. K·ä'iq fühlte sich krank und dachte nach, wie er wieder in's Freie gelangen könnte. Er beschloss, den Wal zu tödten, und schnitt seine Kehle durch. Da starb der Wal und trieb bald nahe einem Dorfe an's Ufer. Sobald die Bewohner ihn sahen, zerlegten sie ihn, und siehe da! als sie den Magen öffneten, kam Nerz herausgesprungen. Er hatte aber alle Haare im Magen des Walfisches verloren.

16. Ā'c'icin, der Sohn des Wolfes, ging einst in den Wald, um Hirsche zu fangen. Da verletzte er seinen Fuss, indem er auf einen aufrecht in der Erde stehenden Stock trat. Er hinkte mit Mühe zum Strande hinab und setzte sich daselbst nieder, um auf ein Boot zu warten, das ihn nach Hause bringe. In der Ferne sah er K·ä'iq in seinem Boote beschäftigt, Fische zu stechen. Da rief A'c'icin: „O komm, K·ä'iq, und bringe mich in Deinem Boote nach Hause.“ K·ä'iq hörte ihn ganz gut, that aber, als habe er nichts bemerkt und fuhr ruhig fort zu fischen. Erst als Ā'c'icin ihn viermal gerufen hatte, blickte er auf und sagte: „O, riefst Du mich? Warte nur, gleich komm ich und nehme Dich in mein Boot.“ Er ruderte dann zu jenem hin, bereitete ein bequemes Lager im Vordertheile des Bootes, und legte einen Stock quer über das Boot, der dem Wolfe als Kopfkissen dienen sollte. Dann trug er Ā'c'icin hinab und legte ihn auf das Lager. Da der Stock ihm nicht recht im Nacken lag, hiess er ihn etwas weiter hinauf rücken, damit er bequemer liege. Dann sprach K·ä'iq recht freundlich zu ihm und sagte: „Wenn Du kannst, so schlafe nun. Ich werde Dich nach Hause bringen.“ Er deckte ihn zu, stiess vom Lande ab und ruderte fort. K·ä'iq hatte ihn aber nur so niederlegen lassen, weil er ihn tödten wollte. Seine Kehle sollte recht frei und hoch liegen. Als Ā'c'icin fest schlief, ruderte K·ä'iq an's Land und nahm ihm behutsam den Mantel vom Gesicht. Jener fuhr fort zu schlafen. Da schnitt K·ä'iq ihm die Kehle durch, nahm seinen Mantel und fuhr nach Hause. Dort hing er den Mantel des Wolfes über das Feuer, um ihn zu trocknen. Nach einiger Zeit kam eine alte Frau in's Haus, um K·ä'iq etwas zu verkaufen. Er liess sie am Feuer niedersitzen und sang: „Schau in die Höhe und sieh, was dort hängt.“ Zuerst verstand die Frau ihn nicht, endlich aber sah sie in die Höhe, und als sie das Fell erblickte, wusste sie, dass K·a'iq A'c'icin getödtet hatte. Sie ging zum Häuptling der Wölfe und erzählte diesem, was sie ge-

sehen hatte. Da ward dieser zornig. Er beschloss, K·ā'iq zu tödten. Er lud alle Nachbarn, unter ihnen auch K·ā'iq, zu einem Feste ein, und wollte ihn, wenn er konnte, erschlagen. Dieser aber ahnte, was der Wolf im Schilde führte. Deshalb rief er seine Grossmütter, die Herzmuschel, die „Clams“ und die Walfischlaus, und trug ihnen auf, sich im Hause des Wolfes beim Feuer in der Asche zu vergraben, und, während er tanze, ihr Wasser in das Feuer abzuschlagen, damit der Dampf das Haus erfülle und er ungesehen entfliehen könne. Und er rief seine Grossmutter, die Schnecke, und sprach zu ihr: „Lege Dich vor die Thüre des Hauses, damit alle, die herauskommen, um mich zu verfolgen, fallen.“ Und er rief seine Grossmutter, die Maus, und sprach zu ihr: „Nage die Ruder in den Booten der Wölfe durch, so dass sie mich nicht verfolgen können.“ Alle gehorchten seinem Gebot.

Als nun die Wächter, welche an der Hausthüre des Wolfes standen, K·ā'iq herankommen sahen, riefen sie: „Fangt an Takt zu schlagen, denn der Häuptling kommt.“ Die Sänger im Hause begannen mit ihren Tanzstäben Takt zu schlagen; K·ā'iq trat ein, ging rings um das Feuer und begann zu tanzen. Als der Wolf ihn sah, fletschte er die Zähne. Da fing K·ā'iq an zu singen: „Ich habe Ā'c'icin getödtet.“ Da sprang der Wolf auf ihn zu, um ihn zu zerreissen. In demselben Augenblicke löschten aber die Muscheln das Feuer aus und K·ā'iq entfloh. Die Leute, welche ihm nacheilten, fielen über die vor der Thür liegende Schnecke, und als sie endlich ihre Boote erreichten und zu den Rudern griffen, zerbrachen diese, da die Maus sie angenagt hatte. So entkam K·ā'iq und sang: „Ich habe ihn getödtet, den Sohn des Wolfes.“

5. P'a, der Rabe.

1. Einst lud A'n'an (ein kleiner Vogel) alle Thiere zu einem grossen Feste ein. Als alle versammelt waren, schnitzte er einen Haken aus Holz und holte vermittelst desselben viel Bergziegenfett aus seinem After hervor. Das gab er seinen Gästen zu essen. Unter diesen war auch P'a, der Rabe. Dieser prahlte: „O, das kann ich auch. Kommt zu mir in mein Haus, ich will Euch ebenso bewirthen.“ Die Thiere folgten seiner Einladung, und er schnitzte einen Haken wie A'n'an, mit dem er Bergziegenfett aus seinem After zu holen versuchte. Aber statt dessen zerriss er nur seinen Darm, so dass das Blut hervorströmte. Da lachten die Gäste ihn aus. Er aber schrie vor Schmerz: „Tsk·ān, tsk·ān, tsk·ān, tsk.ān!“

2. Darauf lud Mā'melaquitsa alle Thiere zum Essen ein. Er schnitt sich in den Enkel, liess Fischeier daraus in die untergehaltenen Schüsseln tropfen, und bewirthete seine Gäste damit. Wieder prahlte P'a: „O, das kann ich auch!“ Er lud alle Leute ein, und schnitt sich in den Fuss. Aber statt der Fischeier quoll schwarzes Blut daraus hervor, und die Gäste lachten ihn aus. Er aber schrie vor Schmerz: „Tsk·ān, tsk·ān, tsk·ān, tsk·ān.“

3. Dann lud der Seehund alle Thiere ein. Als sie in seinem Hause versammelt waren, hielt er seine Hände an's Feuer und liess Thran daraus hervortropfen, den er den Leuten mit getrocknetem Lachse vorsetzte. „O,“ prahlte der Rabe, „das kann ich auch“. Als er es aber versuchte, verbrannte er seine Hände, so dass grosse Brandblasen entstanden, welche platzten und aus denen Wasser hervorquoll. Da schrie er wieder vor Schmerz: „Tsk·ān, tsk·ān, tsk·ān, tsk·ān.“

4. Der Rabe und seine Schwestern, der Blauhäher T'ets (die Dohle) und die Schnecke, gingen eines Tages aus, Beeren zu suchen, die sie ihren Kindern, welche bei fremden Leuten weilten, bringen wollten. Als das Boot voll war, fuhren sie

dorthin, wo ihre Kinder waren. P'a sass im Hintertheile des Bootes und steuerte. Er schielte aber immer nach den Beeren und dachte: „wie gerne möchte ich die fressen.“ Er erdachte sich eine List, um seine Schwestern zu entfernen und sprach: „Ich fürchte, unsere Feinde werden in ihrem Boote kommen und uns überfallen“ u. s. w. (siehe unter den Sagen der Bilqula. Er verrichtet dann seine Nothdurft und lässt seine Exkremente schreien. Die Schwestern laufen in den Wald, nur die Schnecke verbirgt sich ungesehen nahe dem Ufer und sieht ihn die Beeren fressen. Sie zeigt dann den zurückkehrenden Schwestern, dass sein Kopf und seine Beine nicht mit Blut, sondern mit Preisselbeeren beschmiert sind.)

5. Einst nahm der Rabe den Seehund zur Frau. Dieser hatte aber einen Sohn. Eines Tages ging P'a mit demselben auf die Jagd, und liess ihn, als sie viele Hirsche geschossen hatten, nach Herzenslust essen. Da wurde der junge Mann durstig und ging zu einer Quelle, um Wasser zu trinken. Als er sich nun hinabbeugte, nahm der Rabe einen Stock, und schlug ihn in den Nacken, so dass er sein Genick brach. Dann machte er sich ein Feuer, briet seinen Stiefsohn und ass ihn auf. Er fuhr nun nach Hause zurück und als er seine Frau sah, that er, als weine er. Er rief: „Tsk'än, Tsk'än; dein armer Sohn ist in's Wasser gefallen und ertrunken.“ Er setzte sich an's Feuer und lehnte sich zurück, als ob er zornig sei. Auf einmal musste er aufstossen, da er zu viel Thran gegessen hatte, und übergab sich gerade ins Feuer, das hoch aufflammte, als der Thran hineinfiel. Da wusste die Frau, dass P'a ihren Sohn getödtet und verzehrt hatte. Sie ward zornig und sprang in's Meer. Seither leben die Seehunde im Wasser.

6. Der Rabe stand auf der Spitze eines Felsens, der steil zum Meere abfiel, und rief dem Hirsche zu: „Komm, und lass mich Deinen After riechen!“ Der Hirsch kam. Da hiess der Rabe ihn sich umdrehen und als er an ihm gerochen hatte, sagte er: „O, Du riechst nicht gut. Du hast gar kein Fett. Laufe in den Wald zurück.“ Dann rief er einen anderen Hirsch. Dieser war fett und roch gut. Deshalb hiess der Rabe ihn sich setzen und sagte: „Wir wollen einander von alten Zeiten erzählen! Fange Du an!“ „Nein,“ erwiderte der Hirsch, „fange Du an“. Da sang der Rabe: „Ich habe so viele Mäntel zum Verschenken, wie Nadeln auf den Bäumen sind.“ Nun fing der Hirsch an zu singen: „Ich habe so viele Mäntel zum Verschenken, wie Sand am Meere ist.“ Da ward der Rabe böse und sprach: „Du prahlst doch allzu sehr.“ Indem er so sagte, stiess er ihn an, so dass er den Felsen hinabstürzte. Zu dieser Zeit waren einige Boote ausgefahren, um zu fischen. Diese sahen den Hirsch herabstürzen und fuhren heran, um die willkommene Beute zu zerlegen und mit zu nehmen. Nur die Gedärme liessen sie liegen. Mittlerweile hatte der Rabe sich vergeblich bemüht, einen Weg zum Strande hinab zu finden. Als er endlich dort ankam, fand er den Hirsch bis auf die Gedärme verschwunden. Da ward er sehr betrübt.

7. P'a und seine drei Söhne, Watwitálksin (der im Boote hin und herrutschende), K'ai'mámen (der in Lagerplätzen alles fressende) und Wi'wiqōnats (der Exkremente am Ufer fressende), gingen eines Tages in ihren Booten aus, Vögel zu schiessen. Zu gleicher Zeit ging Há'iōm, die Möwe, in ihrem Boote aus. Während P'a gar keine Vögel bekam, erlegte die Möwe viele, indem sie sie mit ihren Pfeilen traf, sobald sie auftauchten. Da wurde P'a zornig und wollte mit Ha'iōm Streit anfangen. Er sagte: „Wie machst Du es nur, Ha'iōm, dass Du so viele Vögel fängst?“ Ha'iōm rief: „Lass mich in Ruhe und geh.“ P'a sprach: „Meine Familie ist viel älter als Deine.“ Die Möwe erwiderte: „Das ist nicht wahr; meine ist die ältere.“ Als P'a auf seiner Behauptung bestand, sagte Ha'iōm nur: „Siehe!“; er nahm seinen Bergziegenfell-Mantel und schüttelte ihn. Da ent-

stand ein dichter Nebel. Ha'iōm ging an's Ufer, aber P'a konnte nicht zum Dorfe zurückfinden und rief: „O, Ha'iōm, Deine Familie ist älter als die meine!" Ha'iōm aber antwortete nicht. P'a und seine Söhne verloren einander und kamen erst nach langer Zeit an's Ufer. In Eō'miq traf er mit Watwitálksin, der ganz kurze Haare trug, zusammen. Er erkannte ihn nicht und sprach: „Warum läufst Du immer vor mir auf und ab?

8. Ya'qsenukomaē war mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern verreist, und hatte seinen kleinen Sohn Alâ'tsenatc allein zurückgelassen. Dieser ging jeden Tag zum Flusse hinab und fing Forellen, welche er kochte. Als er eben anfangen wollte zu essen, kam der graue Bär und blickte zur Thüre herein. Als er den Knaben sah, rief er: „Alâ'tsenatc kocht dort Fische!", nahm dieselben und lief damit fort. So oft der Knabe auch Forellen fing, jedesmal kam der Bär und nahm sie ihm fort. Da ward der Knabe ganz mager vor Hunger und Entbehrung.

Endlich kam der Vater von seiner Reise zurück, und als er von seinem Sohne hörte, wie es ihm ergangen war, beschloss er, den Bären zu tödten. Er liess seine Frau und seine Töchter sich verbergen und stellte sich mit Bogen und Pfeil bewaffnet hinter der Thür auf. Dann liess er Alâ'tsenatc wieder zum Bache hinabgehen, Forellen fangen und dieselben kochen. Als die Fische beinahe gar waren, kam der Bär, stellte sich in die Thüre, rief: „Alâ'tsenatc kocht dort Fische!" und kam in's Haus, um dieselben fortzunehmen. Da sah er Ya'qsenukomaē mit seinem Bogen hinter der Thür stehen; er ward zornig, riss ihm den Arm aus und lief davon.

Ya'qsenukomaē aber rief alle Krankenbeschwörer im Lande zusammen und versprach ihnen seine beiden Töchter, wenn sie ihn heilen sollten. Sie sangen und tanzten um sein Bett, aber vergeblich! sie konnten ihn nicht heilen. Endlich kam P'a, um seine Kunst zu versuchen. Als er hörte, was geschehen war, ging er in das Haus des grauen Bären. Er fand nur dessen Töchter zu Hause und fragte sie: „Was thut Eure Mutter, wenn sie sich satt gegessen hat?" Die Bärentöchter antworteten: „Dann schläft sie und macht mit ihren Winden solchen Lärm, dass alle Kisten in die Höhe springen." Er hatte nun in Erfahrung gebracht, was er wissen wollte. Er ging wieder fort und fischte rothen Schellfisch. Als sein Boot ganz voll war, ging er zurück zu des Bären Haus und gab dem alten Bären sowohl als den Jungen Fisch zu essen, bis sie so satt waren, dass sie sich nicht mehr rühren konnten. Da legten sich alle hin zu schlafen und bald fingen die Winde der Alten an, solchen Lärm zu machen, dass die Kisten im Hause in die Höhe sprangen. Da wusste P'a, dass sie fest schlief. Er nahm Ya'qsenukomaē's Arm, welcher über dem Feuer hing, um zu trocknen, und flog damit von dannen. Da riefen die Kinder: „Mutter, stehe auf! P'a hat Ya'qsenukomaē's Arm gestohlen." Da sprang die Alte auf, brüllte vor Zorn und verfolgte P'a, indem sie die Bäume rechts und links niederwarf. P'a aber flog hin und wieder in zickzackförmigem Fluge, so dass sie ihn nicht fangen konnte.

Er legte dann den getrockneten Arm in's Wasser, um ihn wieder aufzuweichen. P'a machte nun, dass der Arm lebendig wurde und sich bewegte. Dann flog er zu Ya'qsenukomaē's Haus und warf den Arm auf das Dach herab. Dann ging er in's Haus, und fing an zu singen. Er liess alle Leute sich versammeln und mit ihm singen und Takt schlagen. Nachdem er eine Zeit lang gesungen und getanzt hatte, sang er: „Der Arm soll ein wenig in's Haus herein kommen." Da sah man die Hand des Kranken durch die Rauchöffnung herabkommen und die Finger bewegen. Dann breitete er seinen Mantel aus und sang: „Falle herunter, Arm, gerade in meinen Mantel." Und so geschah es. Er wickelte dann den Arm ein

und setzte ihn unter dem Mantel Ya'qsenukomaē's an. Dann sagte er zum Hunde: „Geh zu meiner Schwester, der Schnecke, und flüstere ihr zu, sie solle kommen, und ihr Zaubermittel mitbringen.“ Da ging der Hund hinaus und brüllte so laut er konnte: „Komme, Schnecke, und bringe Deine Zaubermittel mit.“ Die Schnecke kam, kroch um die Stelle herum, wo der Arm angesetzt war, und da war er wieder so fest und gesund, als sei er nie abgerissen gewesen. P'a nahm dann die beiden Mädchen zu Frauen und wurde ein grosser Häuptling.

9. P'a wollte nun mit seinen Frauen in ein anderes Land ziehen. Er belud sein Boot und, während die Frauen ruderten, steuerte er. Nach einiger Zeit begegneten ihnen zwei Boote. In jedem sass ein Mann. Diese näherten sich P'a und legten ihre Boote so, dass das seine zwischen denen der Fremden lag. Dann sprachen sie zu den Frauen: „Fragt doch P'a, ob er Seehundsblut trinken mag.“ P'a liess die Frauen antworten, er möge es nicht gerne, aber den Fremden zu Gefallen wolle er etwas nehmen. Das war aber nicht wahr, denn er brannte vor Begierde, das Blut zu trinken. Die Fremden gaben ihm eine Schüssel voll. Er leckte erst ein wenig mit einem Finger, dann mit zwei Fingern, dann mit dreien und endlich trank er in vollen Zügen, ohne einmal abzusetzen. Während er so mit dem Seehundsblute beschäftigt war, nahmen die Fremden ihm die Frauen fort, ohne dass er es sah. Als er die Schale geleert hatte und aufblickte, sah er die Boote der Fremden weit fort und seine Frauen in den beiden Booten. Da ward er zornig und rief jenen zu: „Lasst uns sehen, wer der bessere Mann ist.“ Jene erwiderten: „Wie wollen wir das erfahren?“ „Lasst uns sehen, wer am längsten tauchen kann,“ versetzte der Rabe. Jene waren einverstanden und liessen den Raben zuerst tauchen. Dieser sprang in's Wasser und tauchte erst wieder auf, als die Sonne einen langen Bogen am Himmel beschrieben hatte. Da sagte er: „Ich bin bis nach Mitlnatc geschwommen.“ Nun tauchten die Fremden. Auch sie blieben lange unten und als sie zurückkamen, behaupteten sie, jenseits Mitlnatc gewesen zu sein. Nun war wieder an P'a die Reihe, und als er nach sehr langer Zeit zurückkam, sagte er, er sei in Agya'ik·sen im Lande der Tlaā'men gewesen. „O,“ riefen die Fremden, „Du lügst, so weit kannst Du nicht gewesen sein. Tauche noch einmal, sonst glauben wir Dir nicht.“ Der Rabe that, wie sie gebeten hatten. Da suchten sie alle Riffe und Inseln der Umgegend ab und fanden ihn endlich ganz in der Nähe, wie er sich an einen Felsen schmiegte und den Schnabel aus dem Wasser steckte, um zu athmen. Da wurden sie böse, weil er sie so betrog, und schlugen ihn todt. Da schwamm er wie eine schwarze Kohle auf dem Wasser.

10. P'a wollte das Bergziegenfett haben und sprach zu dem Manne, welcher dasselbe besass: „Komm, lass uns spielen! Wir wollen uns auf die Dächer unserer Häuser setzen und uns gegenseitig Bergziegenfett zuwerfen.“ Der andere war einverstanden. Der Rabe that, als werfe er Fett hinüber, er nahm aber in Wahrheit nur rothen Schellfisch, während jener ihm wirklich Fett zuwarf. So erhielt er, was er haben wollte.

6. Entstehung der Frösche und Schlangen.

Es gingen einmal viele Frauen (Frösche und Schlangen) in den Wald, um Beeren zu suchen. Als sie müde wurden, legten sie sich nieder zu schlafen. Da kam K·öl, der Biber, und wollte bei Frau Frosch schlafen. Er wollte unter ihren Mantel kriechen, aber sie stiess ihn zurück. Viermal versuchte er vergeblich zu ihr zu kommen, da ging er betrübt nach Hause zu seiner Grossmutter und weinte, weil Frau Frosch nichts von ihm wissen wollte. Die Grossmutter aber sass mit

dem Rücken zum Feuer gewandt und wärmte sich. Als sie K'öl's Klage hörte, wandte sie sich um und drehte ihr Gesicht dem Feuer zu. Da fing es an zu regnen. Es regnete und regnete ohne Ende. Das Wasser im Walde stieg und bald mussten die Frösche, um demselben zu entgehen, auf umgefallene Baumstümpfe steigen. Dann ging K'öl in den Wald zurück und glaubte die Frösche und Schlangen in grosser Noth, denn das Wasser erreichte schon ihre letzte Zufluchtsstätte. Diese aber sassen da, und alle sangen, indem sie Takt dazu schlugen: „O, es ist gut, es ist schön, dass es regnet.“ Da nahm der Biber einen Stock und hob sie damit an den Füssen aus dem Wasser. Die einen verwandelte er in Frösche, die anderen in Schlangen.

7. Der Hirsch und die Wölfe.

Der Hirsch hatte den Häuptling der Wölfe getödtet und seinen Sohn zum Sklaven gemacht. Er band zwei Boote zusammen, legte Bretter darüber und sang und tanzte auf denselben mit seinem Kinde und seinem Sklaven. Er sang: „Ich habe den Häuptling der Wölfe getödtet.“ Er quälte dann den Sklaven und stiess ihn in's Wasser, indem er ihn schwimmen hiess. Da ward dieser zornig und schlug das Kind des Hirsches. Als dieses hierüber weinte, sprach der Hirsch: „Mein Kind soll wieder vergnügt werden und deshalb will ich meinem Sklaven den Kopf abschneiden.“ Und er that, wie er gesagt hatte.

Die Wölfe hörten ihn singen und beschlossen, den Tod ihres Häuptlings und seines Sohnes zu rächen. Sie zogen aus, den Hirsch zu fangen. Dieser entfloh, aber sie erreichten seinen Sohn und tödteten denselben. Der Hirsch kletterte schliesslich auf einen Baum, um seinen Verfolgern zu entgehen. Die Wölfe setzten sich im Kreise um den Baum herum. Sie sahen das Bild des Hirsches in einem Tümpel unter dem Baume und glaubten, er sei in der Erde. Da fingen alle an, aus Leibeskräften zu scharren, um ihn zu erreichen. Ein Mann aber, welcher vorüberging, zeigte ihnen, dass er oben im Baume sass. Da fingen die Wölfe an Takt zu schlagen und zu singen. Der erste sang: „Deine Ohren werde ich fressen.“ Der Hirsch droben im Baume, schüttelte sein Haupt und erwiderte: „Ja, Du wirst sie fressen.“ Der zweite sang: „Deine Nase werde ich fressen.“ Wieder schüttelte der Hirsch sein Haupt und erwiderte: „Ja, Du wirst sie fressen.“ Dann sang der dritte Wolf: „Ich werde Deine Zunge fressen.“ Der vierte: „Ich Deine Schultern;“ der fünfte wollte die Rippen, der sechste das Brustbein, der siebente die Hüften, der achte die Hufen, der neunte den Magen. Endlich ward der Hirsch so zornig, dass er vom Baume herabfiel. Da frassen ihn die Wölfe.

8. Der Hirsch holt das Feuer.

Ein alter Mann hatte eine Tochter, welche einen wunderbaren Bogen und Pfeil hatte, mit dem sie alles erlegen konnte, was sie haben wollte. Sie aber war träge und schlief beständig. Darüber ward ihr Vater böse und sprach: „Schlafe nicht immer, sondern nimm Deinen Bogen und schiesse in den Nabel des Oceans, damit wir das Feuer erhalten.“ Der Nabel des Oceans war aber ein ungeheurer Wirbel, in welchem Hölzer zum Feuerreiben umhertrieben. Die Menschen hatten damals noch kein Feuer. Das Mädchen nahm nun ihren Bogen, schoss in den Nabel des Oceans und das Reibefeuerzeug sprang an's Land. Da freute sich der Alte. Er entzündete ein grosses Feuer und, da er es für sich allein behalten wollte, baute er ein Haus mit einer Thür, die wie ein Maul auf und zuschnappte und jeden tödtete, der hereintreten wollte. Die Menschen aber wussten, dass er das Feuer im Besitze hatte, und K'ē'u, der Hirsch, beschloss,

es für dieselben zu rauben. Er nahm harziges Holz, spaltete dasselbe und steckte sich die Splitter in die Haare. Dann band er zwei Boote zusammen, bedeckte dieselben mit Brettern und tanzte und sang auf denselben, während er zum Hause des alten Mannes fuhr. Er sang: „O, ich gehe und werde das Feuer holen.“ Die Tochter des alten Mannes hörte ihn singen und sagte zu ihrem Vater: „O, lass den Fremden in's Haus kommen, er singt und tanzt so schön.“ K·ē'u landete nun und näherte sich singend und tanzend der Thür. Er sprang dabei auf die Thür zu und stellte sich, als wolle er in's Haus hineingehen. Da schnappte dieselbe zu, und während sie sich wieder öffnete, sprang er in's Haus hinein. Dort setzte er sich an's Feuer, als wolle er sich trocknen, und sang weiter. Er liess dabei seinen Kopf über das Feuer sinken, so dass er ganz russig wurde und das Holz, das in seinen Haaren steckte, sich endlich entzündete. Da sprang er hinaus, lief von dannen und brachte den Menschen das Feuer.

9. Der graue und der schwarze Bär.

Eines Tages sagte die graue zur schwarzen Bärin: „Komm her und lause mich.“ Die schwarze Bärin that, wie jene ihr geheissen. Die Läuse des grauen Bären waren aber Frösche. Sie fing dieselben, warf sie auf die Erde, und sie hüpften von dannen. Die graue Bärin hörte das Geräusch und fragte: „Was ist das, was da zu Boden fällt und umherspringt?“ Die schwarze Bärin antwortete: „O, es sind kleine Aeste, die von den Bäumen herunterfallen.“ Bald aber sah die graue Bärin die Frösche, ward böse und tödtete die schwarze Bärin. Dann schnitt sie ihr die Brüste ab, kochte dieselben und gab sie den Kindern jener zu essen. Diese merkten sogleich, dass die graue Bärin ihnen ihrer Mutter Brüste vorgesetzt hatte. Sie sagten aber nichts darüber, sondern fragten nur: „Wo ist denn unsere Mutter?“ Die alte graue Bärin antwortete: „Sie ist in den Wald gegangen und wird wohl morgen zurückkehren.“

Nach einiger Zeit ging sie aus. Da tödteten die Kleinen die Kinder der grauen Bärin und steckten sie mit den Köpfen und Vorderpfoten in die Vorrathskisten. Dann liefen sie in den Wald. Als die graue Bärin zurückkehrte und ihre Kinder an den Kisten sah, glaubte sie, dieselben stählen Nahrungsmittel, und wollte sie bestrafen. Als sie aber näher heran kam, sah sie, dass alle todt waren. Da ward sie zornig und lief in den Wald, die jungen Bären zu suchen. Bald fand sie dieselben auf einem Baume sitzend und rief ihnen sehr freundlich zu: „Kommt doch nach Hause, Eure Mutter ist zurückgekehrt.“ Jene riefen vom Baume herab: „Ja, wir wollen kommen. Lege Dich aber erst einmal platt auf den Boden, sperre Mund und Nase auf und spreize Deine Beine auseinander; wir wollen Dir etwas geben.“ Die alte Bärin that, wie jene ihr geheissen hatten. Da warfen die Kleinen Holzmülm herunter, der in ihre Augen, in ihren Mund und in andere natürliche Oeffnungen hineinfiel. Da schrie sie vor Schmerz, lief davon und warf die Bäume mit ihren Vorderpfoten um.

10. Tlō'menatsō.

Einst sprach ein Mann zu Tlō'menatsō: „Komm lass uns zusammen ausgehen und Seehunde jagen.“ Tlō'menatsō antwortete: „Gehe Du nur voraus, ich komme Dir bald nach.“ Jener ging und sah bald etwas auf dem Meere schwimmen, das wie Feuer glänzte. Es tauchte bald auf, bald unter, er konnte es aber nicht erreichen. Nach einiger Zeit fuhr Tlō'menatsō aus, und auch er sah das Feuer auf dem Wasser schwimmen. Da erkannte er, dass es der Aihōs (die doppelköpfige Schlange) war. Er bekümmerte sich nicht um seinen Freund und schaute nicht

nach Seehunden aus, sondern verfolgte den Aihōs bis nach K·ē'ik·oan (eine etwa drei Meilen lange Insel im Tlaä'men-Gebiet). Dort hatte Aihōs seine Wohnung in einer Höhle. Tlō'menatsō erwischte ihn hier und warf ihn mit seinem Fischspeer. Kaum berührte ihn der Speer, da fiel der Jäger wie todt nieder und Blut strömte ihm aus Mund und Nase. Da gab der Aihōs ihm ein Stück eines durchsichtigen Steines und führte seine Seele durch alle Lande. Endlich brachte er sie zurück. Tlō'menatsō erhob sich wieder und kehrte nach Hause zurück. Am folgenden Tage fing er einen Seehund; am nächsten zwei, dann drei und so täglich einen mehr. Diese gab ihm der Aihōs.

11. Der Donnervogel.

Ku'lten hatte eine schöne Frau, Namens Wa'qwaqolē. Ihre Haut war schneeweiss und ihr Haar hing bis zur Erde herab. Qoā'tk·um, der Donnervogel, hatte die Frau einmal gesehen und beschloss, sie zu rauben. Er bat seine Freunde, Ts'i'tcilitl und Pal, den Kranich, ihm beizustehen. Diese waren willig, und die drei reisten zu Ku'lten's Hause. Sie traten in die Thür und Wa'qwaqolē lud sie ein, näher zu treten. Da gingen sie hinein und setzten sich an's Feuer. Qoā'tk·um aber hüllte seinen Kopf in den Mantel, um seine lange Nase zu verbergen. Wa'qwaqolē sprach nun zu ihrem Manne: „Gehe in den Wald und hole mir einen Lachsbeerenbusch." Dieser that, wie sie geheissen hatte, und brachte ihr einen Busch. Wa'qwaqolē steckte denselben in die Erde und begann zu singen. Da sprossten zuerst Blätter hervor, dann Blüthen und endlich Beeren. Sie pflückte dieselben, legte sie in eine Schüssel und setzte sie Qoā'tk·um vor. Als dieser gegessen hatte, forderte er Ku'lten zu einem Wettkampfe auf. Sie gingen vor das Haus und spielten mit einer cederbast-umwundenen Scheibe. Die vier Männer stellten sich in einer Reihe auf; an einem Ende stand Qoā'tk·um, ihm zunächst Ts'i'tcilitl, dann Pal, und am anderen Ende stand Ku'lten. Zuerst warf Qoā'tk·um seine Scheibe, welche aus Feuer gemacht war. Seine Genossen konnten dieselbe nicht fangen, aber Ku'lten fing sie. Dann warf Ts'i'tcilitl seine Scheibe, welche aus Nebel gemacht war. Weder Qoā'tk·um, noch Pal fingen dieselbe, aber Ku'lten fing sie. So hatte dieser beide Spiele gewonnen. Da ward Qoā'tk·um zornig. Er ging in's Haus und setzte sich gerade auf Wa'qwaqolē's Mantel nieder. Dann rief er den Sturm herbei, welcher das ganze Haus aus einander bliess. Nur Wa'qwaqolē blieb sitzen, weil Qoā'tk·um auf ihrem Mantel sass. Dann trug er sie nach seinem Hause.

Ku'lten aber rief alle Leute zur Gerichtssitzung. Alle waren versammelt, nur der Häuptling T'ᴇ'mt'ᴇm (ein Vogel) fehlte noch. Da sandte Ku'lten zu ihm und liess ihm sagen: „Du bist weise und weisst über Alles Bescheid. Komm und rathe, was wir thun sollen." Da kam T'ᴇ'mt'ᴇm und sprach: „Soll ich Euch sagen, was ich in meinem Herzen erdacht habe? Lasst eine Forelle zu Qoā'k·um schwimmen und mit ihm fechten." Da ging Ku'lten zur Forelle und lieh sich ihren Mantel. Die übrigen Leute liehen sich die Mäntel anderer Fische und alle schwammen nun hin zu Qoā'tk·um's Hause. K·ā'iq, der Nerz, hatte die Gestalt des Frühlingslachses angenommen. Sie gingen alle in Qoā'tk·um's Fischreuse, und als dieser Morgens zum Bache hinabging, fand er dieselbe ganz voll. Er ging mit Wa'qwaqolē hinab, nahm die Fische heraus und freute sich über den guten Fang. Die Forelle aber, welche besonders schön aussah, gab er seiner Frau. Diese trug die Fische in's Haus, und nachdem sie die Forelle auf den Boden vor ihre Füsse gelegt hatte, fing sie an, die übrigen Fische zu spalten und trocknete sie über dem Feuer. Da hörte sie, wie die Forelle zu ihr sprach: „Wenn Du

mich isst, so wirf meine Gräthen nicht fort, sondern lege sie in eine Schüssel und trage sie in's Wasser." Wa'qwaqolē merkte sich, was der Fisch gesagt hatte. Sie legte dann die Fische auf die Gerüste über dem Feuer. K·ā'iq aber sprang jedesmal wieder herab, so oft auch die Frau ihn hinauflegte, denn er wollte sich dicht am Feuer wärmen. Die Frau ass nun die Forelle, legte die Gräthen in eine Schüssel und trug sie an's Wasser. Dann nahm sie ein Bad und schwamm im Meere umher. Qoā'tk·um sah ihr vom Hause aus zu und rief: „Schwimme nicht so weit fort." Die Gräthen, welche die Frau trug, verwandelten sich wieder in eine Forelle, als sie in's Wasser kamen, und alle Fische, die auf dem Trockengerüste lagen, sprangen herab, wurden wieder lebendig und schwammen von dannen. Die Forelle aber trug Wa'qwaqolē nach Hause. Da nahmen die Fische wieder ihre natürliche Gestalt an.

Sie versammelten sich wieder und beschlossen, Qoā'tk·um zu tödten. Sie wussten aber nicht, wie sie ihre Absicht ausführen sollten. Da sprach der weise T'ᴇ'mt'ᴇm: „Wisst Ihr nicht, dass Qoā'tk·um Wale fängt? Holt Euch das Boot des Wales und greift ihn dann an." Ku'lten wollte gleich gehen, um sich das Boot zu leihen, aber K·ā'iq rief: „Nein, lass mich gehen!" Ku'lten war damit zufrieden und K·ā'iq ging zum Wale. Als er in dessen Haus eintrat, fand er den alten Wal am Feuer liegend, wo er sich wärmte. K·ā'iq stiess ihn mit dem Fusse an und sagte: „Ku'lten bittet Dich um Dein Boot. Leihe es ihm." Der Wal antwortete: „Wenn er es haben will, so muss er jemand anders darum schicken, als Dich. Dir gebe ich es nicht, denn Du bist voller närrischer Streiche. Du wirst es entzwei machen." K·ā'iq that, als ginge er zurück, versteckte sich aber in Wirklichkeit nur hinter der Thür. Nach einiger Zeit kam er wieder und sagte: „O, alle sind zu faul und wollen nicht kommen. Du musst es also schon mir geben." Da gab der alte Wal ihm eine Kiste, in der er das Boot bewahrte, und sprach: „Nun passe auf! öffne die Kiste nicht, sonst muss ich gleich aus dem Hause kommen und draussen umherschwimmen." K·ā'iq versprach es ihm, kaum aber war er draussen, so öffnete er die Kiste, und heraus sprang ein Wal, der blasend und tauchend umherschwamm. Da that K·ā'iq, als weine er, und sagte: „Ich kam an's Land, da fiel mir die Kiste hin und zerbrach." Er hatte sie aber absichtlich geöffnet, um im Boote des Wals zurückzufahren. Er brachte dasselbe zum Ufer, wo alle Leute versammelt waren, und auf T'ᴇ'mt'ᴇm's Rath bestiegen nun alle das Boot. Ku'lten führte sie, und ihm folgten der Bär, der Wolf, der Panther und viele andere Thiere. In den Boden des Bootes legten sie ein schweres Stück Basalt und vorne sass K·ā'iq, der einen Meissel in der Hand trug. So zogen sie aus, um mit Qoā'tk·um zu kämpfen. Das Boot aber sah aus, wie ein Wal.

Früh Morgens sah Qoā'tk·um denselben vor seinem Hause im Meere schwimmen. Da rief er seinen jüngsten erwachsenen Sohn. „Stehe auf, ein Wal schwimmt hier vor unserem Hause." Dieser gehorchte, legte sein Federkleid an und flog aus, um den Wal zu fangen. Er ergriff ihn und hob ihn ein wenig. Da rollte das Stück Basalt in den Schwanz hinunter und machte ihn so schwer, dass jener ihn nicht mehr heben konnte. K·ā'iq aber zerschnitt die Füsse des Vogels mit seinem Meissel, obwohl die anderen Thiere ihm alle zuriefen, noch ein wenig zu warten. Als Qoā'tk·um sah, dass sein Sohn den Walfisch nicht heben konnte, sandte er den nächst älteren ihm zu Hülfe u. s. w. (siehe Sagen der Nootka). .... Endlich zog der Alte selbst sein Federkleid an, um seinen Söhnen zu helfen. Ehe er aber ausflog, sprach er zu seinem jüngsten Kinde, das noch in der Wiege lag: „Höre auf meine Worte. Wenn ich nicht zurückkehre, so wirst Du einst der Donner-

vogel werden. Fliege nicht das ganze Jahr umher und erfülle die Welt mit Deiner Stimme, sondern fliege nur im Sommer umher; im Winter aber bleibe zu Hause." Dann flog er aus und ward ebenfalls von den Thieren getödtet. Da kehrten diese frohen Sinnes nach Hause. Seitdem aber hört man den Donner nur im Sommer.

12. T'ᴇ'cēk·.

Es waren einmal zwei Männer, K·ō'k·ois (Kupferplatte) und Tc'ā'djas (Haliotis-Schale). Der erstere hatte einen Sohn, der zweite eine Tochter, und diese war die Geliebte von K·ō'k·ois' Sohn. Als diese von ihm einen Sohn gebar, nahm der junge Mann sie zu sich in's Haus. Als der Knabe heranwuchs, ging er immer mit seinem Vater aus, Vögel zu schiessen, und endlich verliessen die beiden Männer ihre Heimath und liessen Tc'ā'djas' Tochter allein zurück. Als die Männer Abends nicht zurückkehrten, weinte diese sehr, wischte sich die Thränen mit etwas Moos aus dem Gesicht und reinigte sich die Nase. Dann warf sie das Büschel Moos zur Erde. Als sie nach einiger Zeit herabblickte, sah sie, dass aus ihren Thränen ein menschliches Wesen entstand; zuerst war es sehr klein; dann ward es grösser und grösser. Da nahm sie es als ihr Kind mit nach Hause und nannte es T'ᴇ'cēk· (Schnupfen). Der Knabe wuchs sehr rasch heran und sagte eines Tages zu seiner Mutter: „Ich will gehen und Vögel schiessen." Er liess sich von seiner Mutter Bogen und Pfeile machen, nahm ihr Boot und wollte ausfahren, um zu jagen. Da sprach diese zu ihm: „Wenn Dir mein Mann und Dein älterer Bruder begegnen und sie Dich mitnehmen wollen, so antworte ihnen, Du wollest bei mir bleiben. Du bist nur m e i n Sohn." T'ᴇ'cēk· versprach es. Als er noch nicht lange seine Heimath verlassen hatte, sah er in der Ferne einen röthlichen Schein, der von einem Boote ausstrahlte, und als er näher kam, erblickte er seiner Mutter Mann und seinen Stiefbruder. Jene forderten ihn auf, zu ihnen zu kommen, er aber erwiderte: „Nein, Du bist nicht mein Vater, ich will nicht mit Dir gehen," und er kehrte nach Hause zurück. Da sah er seine Mutter an der Küste sitzen und ängstlich nach ihm ausschauen. Als sie ihn kommen sah, sang sie: „Ich sehe mein Kind herankommen." T'ᴇ'cēk· erzählte, was ihm begegnet war, und da erzählte ihm die Frau, wie jener Mann sie verlassen habe, und fuhr fort: „Er ist nicht Dein Vater, denn aus meinen Thränen bist Du entstanden. Ich wäre sehr betrübt gewesen, wenn Du mich verlassen hättest."

In K·anis gegenüber K·'ō'djōmen, nördlich von Seymour Narrows, wohnte damals K·ōmō'k·oaē. Dieser pflegte in Gestalt eines grauen Bären auf dem Berge zu weilen. Er hatte dort eine grosse Metallkiste, in der er Kupferplatten, Ohrringe und andere werthvolle Sachen bewahrte. Diese rollte er den Abhang des Berges hinab, und wenn jemand kam, um die Kiste zu stehlen, so sprang er von oben auf ihn herab und tödtete ihn. T'ᴇ'cēk· hörte davon und beschloss, die Kiste zu rauben. Er ging jeden Tag in den Wald und badete in einem Teiche. Davon wurde er stark und lernte rasch laufen und weit springen. Endlich konnte er so weit springen, wie von einem Ende zum anderen einer umgestürzten Fichte. Er band nun zehn Boote zusammen und fuhr mit denselben nach K·anis. Als er nun die Kiste den Berg herabpoltern hörte, sprang er mit einem Satze hervor, nahm die Kiste, und sprang mit einem Satze zurück auf die Boote, ehe der Bär wusste, was geschehen war. Der Bär konnte ihn nicht auf dem Wasser verfolgen und warf vor Zorn rechts und links die Bäume um. T'ᴇ'cēk· aber gab,

als er zurückkam, ein grosses Schenkfest, und ward ein mächtiger Häuptling. Seither trägt sein Geschlecht die Bärenmaske.

13. Ciā'tlk·am.

Vor langer, langer Zeit stieg Ciā'tlk·am vom Himmel herab. Er trug das Vogelkleid Qoā'ēqoē[1] und liess sich in N̄gā'içam (C. Mudge) nieder. Er wurde der Stammvater der Çatlōltq. Mit ihm kam seine Schwester Tē'sitla, welche so gross war, dass sie zweier Boote bedurfte, um über das Meer zu fahren. Die Geschwister durchwanderten alle Lande und besuchten die Nanaimo, Nī'ciatl, Tlahū's und viele andere Stämme, die alle ihre jüngeren Brüder wurden.

14. K·ōmō'k·oaē.

Zwei Frauen, O'mak· und Kyē'ek·, gingen eines Tages zu einer Insel, um Muscheln zu suchen. Dort fingen sie an, mit einander zu streiten, und Kyē'ek· ging in das Boot und fuhr weit hinaus in's Meer. Da rief Ō'mak·: „O, verlasse mich nicht! Wohin willst Du gehen? Komme lieber zu mir zurück.“ Jene erwiderte: „Ja, ich will es thun, wenn Du Deinen Mantel in Stücke zerreisst und in's Meer wirfst.“ Jene that, wie sie verlangt hatte. Dann rief sie wieder: „O, komme zu mir und lass mich in's Boot kommen.“ Kyē'ek· rief: „Reisse erst Deine Haare aus, dann will ich kommen.“ Wieder that Ō'mak·, was sie verlangte. Sie kam aber noch nicht, sondern verlangte, dass jene erst noch ihre Augenbrauen und Augenwimpern ausrisse. Und als Ō'mak· nun nackt und armselig dastand, freute sich Kyē'ek·. Sie rief den Vogel K·ālk·uinas, ihre Feindin zu fassen, und fuhr von dannen. K·ālk·uinas flog herab und hackte Ō'mak· ein wenig, tödtete sie aber nicht.

Die arme Frau legte sich nun nieder, zu schlafen. Bald hörte sie jemand sagen: „Wache auf.“ Sie erhob sich, sah aber Niemand und legte sich daher wieder nieder und schlief weiter. Bald fühlte sie, wie jemand sie am Fusse zerrte, sah aber noch nichts. Da setzte sie sich nieder und hielt die Hände vor das Gesicht, lugte aber zwischen den Fingern durch. Sie sah eine kleine Maus, welche sie immer rief und an ihr herumzerrte. Sie fragte die Maus: „Was willst Du?“ Diese erwiderte: „Komm mit mir zu K·ōmō'k·oaē's Haus.“ Sie folgte ihr. Die Maus schlüpfte voran in's Haus und rief: „Komm herein, komm herein!“ Eine Frau, die hinten im Hause sass, rief aber: „Bleib draussen, bleib draussen, K·ōmō'k·oaē will Dir Böses zufügen!“ O'mak· dachte aber, schlimmer könne es ihr doch nicht ergehen, als dazumal, und folgte der Maus. Sie setzte sich an's Feuer und sah die vielen, vielen Kinder K·ōmō'k·oaē's an den Wänden umher sitzen. Nach kurzer Zeit fragte K·ōmō'koaē: „Wer ist denn die Frau dort ohne Haare?“ Die Maus erwiderte: „Es ist Ō'mak·; Kyē'ek· hat sie so hässlich anzuschauen gemacht.“ Da gab K·ōmō'k·oaē ihr neues, schönes, schwarzes, langes Haar, Augenbrauen und Augenwimpern, einen Mantel und eine Tanzschürze, und sandte sie nach der Insel zurück.

Nach kurzer Zeit kam Kyē'ek· dorthin, da sie glaubte, Ō'mak· sei todt. Diese versteckte sich, als sie ihre Feindin kommen sah, und die Maus flüsterte ihr zu: „Nun räche Dich an ihr. Wenn sie an's Land kommt, schneide das Boot los und fahre fort.“ Kyē'ek· ging an's Land, um nach Ō'mak·'s Leiche zu suchen. Da sprang diese in's Boot, schnitt es los und stiess vom Lande. Dann rief sie Kyē'ek·: „Siehst Du, wie schön ich geworden bin? Thue wie ich, und auch Du wirst schön

1) Siehe Proceedings U. S. National-Museum. 1888. p. 213.

werden.“ Kyē'ek· folgte ihrem Rathe. Sie zerriss ihren Mantel und ihre Tanzschürze, und riss sich Haare, Augenbrauen und Augenwimpern aus. Da rief O'mak· K·ālk·uinas und dieser tödtete Kyē'ek·.

15. Alqs.

Alqs ging eines Tages mit seiner Tochter aus, Holz zu holen. Nach einiger Zeit landeten sie und der Vater sprach zu dem Mädchen: „Ich werde das Boot hier verankern. Bleibe Du hier und gieb gut Obacht, dass es nicht forttreibt. Ich werde in den Wald gehen und Holz holen.“ Kaum war er fort, da kam der Wolf Hak·hak·uā'tlsin, der Sohn Sᴇ'msāmām's, und sprach zu dem Mädchen: „Komm an's Land. Ich mag Dich gern und Du sollst meine Frau werden.“ Sie willigte ein und der Wolf trug sie von dannen. Als der Vater nun zurückkam und seine Tochter nicht im Boote fand, ward er sehr traurig und weinte. Er liess das Holz, das er geschlagen hatte, liegen und ruderte nach Hause zurück. „O,“ dachte er, „wer hat meine Tochter getödtet?“ Er fuhr überall umher und fragte alle Leute: „Wisst Ihr nicht, wer meine Tochter gestohlen hat?“ Alle antworteten: „Nein, wir wissen es nicht.“

Da suchte Alqs die Einsamkeit. Er ging in den Wald und weinte und weinte. Er fuhr einen Fluss hinauf und gelangte zu einem See, an dem die Todten wohnten. Er fragte einen derselben: „Weisst Du, wo mein Kind ist?“ Jener erwiderte: „Gehe zu unserem Häuptling Tlnā'naçegitl, der wird Dir Auskunft geben können.“ Alqs ging in des Häuptlings Haus und fand diesen, einen grossen, alten Mann mit weissen Haaren, zurückgelehnt in seinem Stuhle sitzend und schlummernd. Er fragte ihn: „Weisst Du, wo mein Kind ist?“ Jener erwiderte: „Ich weiss es. Sᴇ'msāmām's Sohn hat es geraubt. Gehe dort den sanft ansteigenden Hügel hinauf, so wirst Du sie finden. Droben wirst Du viele Leute lachen hören. Das sind die jungen Wölfe.“ Alqs folgte seinem Rathe und ging. Da sah er die Wölfe Ball spielen. Sie hatten ihre Mäntel abgelegt. Er schlich hinauf und setzte sich neben die Mäntel. Als nun die Wölfe seiner ansichtig wurden, schämten sie sich, dass sie ohne Kleider gesehen waren, und liessen ihre Köpfe hängen. Da sagte einer von ihnen: „Ich denke, das ist der Vater der Frau, die Hak·hak·uā'tlsin geraubt hat,“ und sie standen auf, nahmen ihre Mäntel und gingen zu Sᴇ'msāmām. Sie sagten zu ihm: „Deiner Schwiegertochter Vater ist gekommen.“ „So lasst ihn herein kommen,“ versetzte der Häuptling. Die Wölfe luden Alqs nun ein, näher zu treten.

Als er sich am Feuer niedergelassen hatte, sandte Sᴇ'msāmām alle seine Untergebenen auf Jagd aus. Nach kurzer Zeit rief er: „Uh! alle meine Kinder sollen wieder kommen!“, da kamen die Wölfe gelaufen. Der eine trug einen Hirsch, der zweite einen Seehund, der dritte einen Hund, und jeder hatte etwas gefangen. Zu allerletzt erschien Hak·hak·uā'tlsin, der den Papaā'k·ēn (den einhörnigen Hirsch) trug. Sᴇ'msāmām fragte ihn: „Wie hast Du den Hirsch gefangen?“ Jener antwortete: „Ich habe ihn verfolgt und ihn eingeholt.“ Sᴇ'msāmām erwiderte: „Das glaube ich Dir nicht, denn dafür bist Du nicht schnell genug. Ich glaube, Ihr lieft im rechten Winkel gegen einander.“ Damit schnitt er die Seile, die Papaā'k·ēn's Füsse fesselten, durch; dieser lief davon und der junge Wolf setzte ihm nach. Er blieb lange aus und Sᴇ'msāmām glaubte schon, sein Sohn könne ihn nicht fangen. Er sprach zu Alqs: „Das kommt davon, dass er so viel Lachse isst, nun kann er nicht laufen.“ Hak·hak·uā'tlsin schämte sich aber, weil sein Vater geglaubt hatte, er könne den Hirsch nicht erreichen, und fing nun Sā'saak·ēn (den Hirsch mit vier Geweihen), der noch weit schneller war, und

trug ihn nach Hause. Er warf ihn am Feuer nieder und nun war SE'msāmām's Herz froh. Er liess die Wölfe Steine erhitzen, den Hirsch zerlegen und mit den glühenden Steinen kochen. Als er gar war, warfen sie das Fleisch Alqs zu, indem sie sagten: „Die Wölfe essen kein gekochtes Fleisch.“ Vier Tage blieb dieser bei den Wölfen, dann trugen diese ihn in seine Heimath zurück. Als er dort ankam, merkte er, dass er vier Jahre lang fortgewesen war. Seine Frauen hatten ihn wie einen Todten betrauert und sassen gerade weinend vor dem Hause, als er ankam. Er war nun froh, weil er wusste, dass seine Tochter am Leben war und keine Noth litt. Wenn seine Nachkommen einen Hirsch haben wollen, so bitten sie die Wölfe darum. Sie nennen dieselben ihre Schwiegersöhne.

Einst sprach Alqs zu seinen Leuten: „Kommt, lasst uns gehen und sehen, was die Menschen thun.“ Sie stiegen in Alqs' Boot Cak'āmōs (Elchnase) und fuhren gen Norden. Nach einiger Zeit gelangten sie an ein Dorf. Da zogen sie das Boot an's Land und legten sich in einen Hinterhalt im Walde. Gegen Morgen kam ein Mann dorthin, um Holz zu fällen. Alqs liess ihn fangen und ihm ein Auge ausstechen. Dann liess er ihn wieder los. Das Auge setzte er im Bootrande ein, und wohin er kam, machte er es ebenso. Der Rand seines Bootes war über und über mit Menschenaugen besetzt. Endlich gelangte er an die Westküste von Vancouver Island. Da zertrümmerte ein Sturm sein Boot. Er fand aber am Ufer ein anderes, an dem noch gearbeitet wurde. Als es Nacht wurde, raubte er dasselbe und fuhr mit seiner Bootsmannschaft weiter. Endlich kamen sie in eine bekannte Gegend und wussten nun, dass sie sich ihrer Heimath näherten. Aber während sie nach Norden hin fortgefahren waren, kamen sie von Süden her zurück. Als sie nicht weit vom Dorfe waren, rief Alqs laut, damit seine Freunde ihn an der Stimme erkennen sollten. Er brachte vier Cedern mit, die er als Pfosten in seinem Hause benutzte. Seine Frauen hatten geduldig alle die vielen Jahre auf ihn gewartet und er nahm sie nun wieder zu sich. Dann gab er ein grosses Fest und tanzte mit dem Qoā'ēqoē. (Er war der siebente Ahne der Erzählerin „Mary“.)

16. Die vier Brüder.

Es waren einmal vier Brüder. Der älteste derselben ging in den Wald, um ein Boot zu bauen, und bat seine Brüder, ihm Essen hinaus zu schicken, damit er ungestört arbeiten könne. Diese versprachen es. Sie gingen täglich aus, Seehunde zu schiessen, sandten ihrem Bruder aber kein Essen. Darüber ward dieser zornig, und als eines Tages sein Sohn zu ihm in den Wald hinaus kam, fragte er ihn: „Weshalb schicken mir denn Deine Onkel kein Essen? Haben sie nichts gefangen?“ Der Sohn antwortete: „Sie gehen jeden Tag hinaus und fangen Seehunde.“ Da sprach sein Vater: „Nun achte darauf, was ich thun werde.“ Er nahm seine Axt und schnitzte einen Seehund aus Cedernholz. Dann zündete er ein Feuer an und liess ihn aussen verkohlen, so dass er schwarz aussah. Er warf ihn dann in's Meer und legte ihn auf eine Klippe nahe dem Ufer. Dann sagte er seinem Sohne: „Wenn Du am Abend in's Dorf kommst, so sage zu Deinen Onkeln, dass hier ein Seehund liegt.“ Der Knabe gehorchte. Als die drei Brüder von dem Seehunde hörten, nahmen sie sogleich ihr Boot und fuhren hinaus. Zuerst sahen sie ihn nicht; als sie aber um die Klippe herumgefahren waren und die schwarze Gestalt des Seehundes sich von dem hellen Abendhimmel abhob, da erblickten sie ihn. Sie näherten sich vorsichtig und harpunirten ihn. Da sprang der Seehund in's Wasser und schwamm in's Meer hinaus. Er schwamm lange, lange weiter. Die Brüder hielten abwechselnd das Harpunenseil fest, indem einer immer dasselbe in der Hand hielt, während die anderen schliefen. Endlich waren

sie so weit fortgeführt, dass sie nichts als Himmel und Wasser ringsumher sahen, und dass die Nächte sehr lang waren. Da verwandelte sich der Seehund wieder in ein Stück Cedernholz und die Brüder wussten nun, dass ihr Bruder sich auf diese Weise an ihnen gerächt hatte. Sie machten nun die Harpune los und wollten zurückkehren. Aber sie wussten nicht, wo ihre Heimath war. Endlich glaubten sie ein Land zu sehen und steuerten darauf los. Als sie herankamen, erblickten sie eine niedere Küste, die schwarz wie Kohlen aussah. Der jüngste Bruder sprang an's Land, das aber sogleich verschwand. So ertrank er. Da waren die beiden überlebenden sehr betrübt. Sie fuhren weiter und gelangten an einen Berg, in dem eine grosse Höhle war, durch die das Wasser mit furchtbarer Gewalt schoss. Sie fuhren hindurch und sahen, als sie wieder in offenes Wasser gelangt waren, ein grosses Land vor sich. Dort stand ein Dorf und Rauch stieg aus den Häusern auf. Eine Frau sah das Boot kommen und kam zum Ufer herab, um die Fremdlinge zu begrüssen. Sie fragte: „Wo kommt Ihr her?“ Jene antworteten: „Wir kommen, Dich zu sehen.“ Sie sagten das aber nur, um ihr zu gefallen. „Jenseits des hohen Berges haben wir unseren jüngsten Bruder verloren.“ Die Frau hatte Mitleid mit ihnen und sie sprach: „Wartet hier, ich werde Euch etwas Lachs bringen.“ Sie ging in's Haus und dort verlangte ihr Mann, sie solle den Brüdern Aihōsfett bringen, das jeden tödtete, der davon ass. Die Frau aber hatte Gefallen an den Brüdern gefunden. Sie that, als nähme sie von dem Aihōsfette, versteckte es aber in Wirklichkeit unter ihren Mantel und brachte den Brüdern Lachs.

Der Herr des Hauses hatte aber einen Sklaven, Baqbakuālanusī'uaē, welcher für ihn das Lachswehr bewachen musste. Die Leichname von Ertrunkenen pflegten sich in dem Lachswehr zu fangen und er frass dann ihre Augen. So hatte er auch den Leichnam des jüngsten Bruders gefunden, und ihm die Augen ausgerissen und die Leiche in's Haus gebracht. Als die Brüder dieselbe sahen, sprachen sie zu der Frau: „Siehe, das ist unser Bruder! Mache ihn wieder lebendig.“ Die Frau schickte sie zu Baqbakuālanusī'uaē, um sich die Augen zurückgeben zu lassen. Dieser gab sie ihnen und der Hausherr setzte sie dem jungen Manne wieder ein. Dann machte er den Jünglng wieder lebendig.

Der Mann aber hielt sich Seehunde im Hause, wie andere Leute Hunde zu halten pflegen. Die Brüder fragten: „Wo fängst Du die Seehunde?“ Jener antwortete: „Auf einer kleinen Insel, draussen im Ocean.“ Da beschlossen die Brüder, hinaus zu fahren und ebenfalls Seehunde zu fangen. Sie schoben ihr Boot in's Wasser und fuhren fort.

Als sie sich der Insel näherten, erblickten sie ein Boot auf dem Meere, sahen aber Niemand in demselben. Nach kurzer Zeit sahen sie einen winzigen Mann aus dem Wasser tauchen, zwei Heilbutten hineinlegen und wieder untertauchen. Sein Name war Tcē̈tciudjaī'miϙ. Die Brüder ruderten heran und nahmen einen Fisch aus dem Boote. Als nach kurzer Zeit der Zwerg wieder auftauchte, und die Heilbutten, welche er in beiden Händen trug, in's Boot warf, sah er gleich, dass einer seiner Fische verschwunden war. Da streckte er seine Hand nach allen Richtungen aus und beroch sie dann: so witterte er die drei Brüder. Als diese aber sahen, wie klein Tcē̈tciudjaī'miϙ war, beschlossen sie, ihn zu tödten; er aber nahm alle drei beim Schopfe, trug sie in sein Boot und nahm sie als Sklaven mit nach Hause.

Als sie an eine Landspitze kamen, erblickten sie ein Dorf, in dem lauter Zwerge, nicht grösser als Tcē̈tciudjaī'miϙ, wohnten. Dieser rief schon von weitem seinen Landsleuten zu, dass er drei grosse Sklaven gefangen habe. Da freuten

sich jene. Er brachte sie seinem Häuptling und dieser sprach: „Es ist gut, dass Du sie gefangen hast, sie sollen uns helfen, gegen die Vögel zu kämpfen." Es dauerte nicht lange, da kamen diese geflogen. Die Zwerge kämpften gegen sie, aber die Vögel schossen mit Federn auf sie und tödteten viele. Da kamen die drei Brüder herbei und erschlugen mit schweren Knüppeln die Vögel. Die, welche sie nicht tödteten, flogen von dannen. Der jüngste Bruder zog dann die Federn aus den Leichen der Getödteten und siehe! sie wurden wieder lebendig. Der Häuptling freute sich sehr darüber und erlaubte den jungen Männern, nach Hause zurückzukehren. Er rief den Walfisch herbei, der sollte ihnen als Boot dienen. Als derselbe kam, hiess der Häuptling ihn tauchen und lange unter Wasser bleiben. Er kam aber sehr bald wieder herauf. Da rief der Häuptling einen zweiten Wal. Auch dieser konnte nicht lange genug tauchen und erst der vierte war gut. Da hiess er die Brüder hineingehen und der Wal trug sie zu ihrer Heimath zurück. Früh Morgens langten sie an. Als ein Mann aus dem Hause kam und den Wal dort liegen sah, rief er: „Seht, ein todter Wal liegt an unserem Strande!" Da verschwand der Wal und an seiner Stelle standen die drei Brüder da.

Diese kehrten in ihr Haus zurück und luden alle Leute zu einem grossen Feste ein. Nur der älteste Bruder, welcher einst den verzauberten Seehund gemacht hatte, kam nicht, denn er fürchtete die Rache seiner Brüder. Diese liessen ihm sagen: „Warum kommst Du nicht zu unserem Feste. Wir wollen auch Dir zu essen geben." Da kam er mit Frau und Kind. Während sie aber allen Leuten gute Sachen vorsetzten, gaben sie ihm Aihōs-Fett, das sie in dem fernen Lande erhalten hatten. Als er das gegessen hatte, entstanden viele Geschwüre auf seiner Haut und ebenso erging es seiner Frau und seinem Kinde. Sie alle starben eines elenden Todes.

17. Der eifersüchtige Mann (siehe Sagen der Nootka).

Der Name des jüngsten Bruders ist T'ētk·ā'laiōsin.

18. T'āl.

T'āl war eine böse Menschenfresserin. Sie pflegte einen Korb über ihren Rücken zu hängen und auszugehen, um Menschen zu fangen. Eines Tages fand sie einige Mädchen in einem See schwimmen. Sie ergriff dieselben, steckte sie in ihren Korb und trug sie nach Hause. Sie wollte sie tödten, aber jene sprachen: „Lass uns zuerst noch einmal um das Feuer tanzen!" Dann nahmen sie Harz und beschmierten T'āl's Gesicht damit. Sie schürten das Feuer und begannen zu singen, indem sie Takt schlugen: „Gehe zum Feuer, komme zurück vom Feuer." Und die Frau näherte sich dem Feuer und kam zurück, je nachdem sie sangen. Da schmolz aber das Harz und verklebte ihre Augen. Als sie nun nicht sehen konnte, nahmen die Mädchen einen Stock und drückten sie in's Feuer. Sie schrie: „Lasst mich heraus, lasst mich heraus;" und verstummte erst, als sie todt war. Die Funken, die aus ihrer Asche hervorsprühten, wurden in Moskitos verwandelt.

19. Sētlā'natc und K·ātē'natc.

Sētlā'natc war neidisch auf seinen jüngeren Bruder K·ātē'natc, weil derselbe immer Glück auf der Jagd hatte. Um ihm zu schaden, sprach er zu seiner Schwester Tɛ'gya: „Werde Du die Geliebte Deines Bruders." Als nun K·ātē'natc einst ausging, Seehunde zu fangen, setzte sich Tɛ'gya auf einen ebenen Platz am Strande und sang: „O, käme doch K·ātē'natc und schliefe mit mir!" Als K·ātē'natc die Stimme hörte, fuhr er ihr entgegen. Er erkannte aber seine Schwester nicht

und nahm sie zu seiner Geliebten. So kam es, dass er mit leeren Händen nach Hause kam. Am folgenden Tage ging er aus, Vögel zu fangen. Als er weit draussen war, sang seine Schwester: „O, wäre ich ein Vogel und schösse er mich!“ Als er die Stimme hörte, drehte er gleich um und blieb bei Tᴇ'gya. So kam er wieder ohne Beute zurück. Am folgenden Tage ging er noch weiter hinaus in die See, um Delphine zu harpuniren. Da hörte er Tᴇ'gya singen: „O wäre ich ein Wal und erlegte K·ätē'natc mich.“ Als er sie hörte, ging er sogleich zu ihr und vergass die Delphine. Am vierten Tage aber fuhr er so weit hinaus, dass er es nicht hörte, als seine Schwester sang: „O, komm K·ätē'natc, komm zu mir!“ Er kehrte nun mit vieler Beute nach Hause zurück. Dort aber fand er, dass sein Bruder ihm all sein Land fortgenommen hatte, und er wurde sehr betrübt.

Am nächsten Tage sprach Sētlä'natc zu ihm: „Komm, lass uns nach der Insel draussen fahren und Federn holen, um Pfeile zu machen.“ Sie fuhren hinaus und auf des älteren Bruders Vorschlag ging K·ätē'natc in einer Richtung um die Insel, während jener nach der anderen Richtung herumgehen wollte. Kaum aber war er ausser Sicht, da stieg Sētlä'natc in sein Boot und ruderte nach Hause zurück. Als K·ätē'natc nun sah, dass er allein auf der kleinen Insel zurückgelassen war, ward er sehr traurig. Er setzte sich nieder und zog seinen Mantel über den Kopf, um zu schlafen. Er hatte nicht lange gesessen, da fühlte er, wie jemand an seinem Mantel zupfte, und rief: „K·ätē'natc, schlafe nicht länger!“ Er warf seine Decke ab. Da er aber Niemand erblickte, verhüllte er sein Gesicht wieder. Wieder hörte er dieselbe Stimme rufen: „K·ätē'natc, schlafe nicht länger,“ konnte aber Niemand erblicken. Erst, als er zum vierten Male die Stimme hörte, sah er, dass eine Maus ihn rief. Diese sprach zu ihm: „Schlage mich!“ Er that also. Da ward die Maus so gross wie ein Hund. Sie sprach: „Schlage mich noch einmal.“ Da ward sie so gross wie ein Hirsch, und als er sie zum dritten Male schlug, ward sie so gross wie ein Elch und zwei grosse Hörner wuchsen aus ihrem Kopfe. Sie sprach: „Ich will Dein Hund sein. Setze Dich auf meine Hörner, und ich trage Dich nach Hause zurück.“ K·ätē'natc gehorchte und sie schwamm mit ihm zurück. Es war ein schöner, klarer Tag, und Sētlä'natc sah seinen Bruder kommen. Da band er alle seine Hunde zusammen und ging aus, um das Thier, das jenen trug, zu fangen. Als er nahe gekommen war, liess er die Meute los. Das Thier aber spiesste einen nach dem anderen auf und warf sie in die Luft. Als alle Hunde todt waren, fing Sētlä'natc an, seine Pfeile auf das Ungeheuer abzuschiessen. Sie fielen aber zu Boden, ohne es zu verletzen. Dann spiesste es Sētlä'natc auf, warf ihn in die Luft und tödtete ihn so.

IX. Eine Sage der Tlahū's.

Tio'qtset.

Es war einmal ein Mann, Namens Tio'qtset, der übte Zauber über Seehunde aus. Wenn er sich auf eine Klippe setzte, so kamen sogleich die Seehunde herbeigeschwommen, und er tödtete sie mit seinen Pfeilen. Sein älterer Bruder Qä'ik· fuhr dann hinaus, um die Seehunde nach Hause zu bringen, und sein Boot ward ganz voll. Oft ging auch Tio'qtset selbst hinaus und erlegte so viel Seehunde mit seiner Harpune, wie er fortschaffen konnte. Seine Freunde aber waren sehr froh, dass er solche Macht über die Seehunde ausübte, denn er versorgte sie alle mit Fleisch, und wenn alle Vorräthe aufgezehrt waren, so fuhr er aus, um mehr zu fangen. Einst setzte er sich nieder auf eine Klippe und fing an, Seehunde zu schiessen. Als sein Bruder nun fortgefahren war, um die todten Seehunde zu holen, sprang er in's Wasser, um ihm zu helfen, dieselben einzusammeln. Da

aber ergriff ihn ein Seehund und zog ihn in die Tiefe hinab. Als Qā'ik· zurückkehrte, suchte er vergeblich nach seinem jüngeren Bruder. Er fand ihn nicht und kehrte endlich betrübt nach Hause zurück. Dort erzählte er: „O, mein Bruder Tio'qtset muss ertrunken sein. Ich verliess ihn, um seine Seehunde zu holen, konnte ihn aber nicht wiederfinden.“ Da gingen alle Leute in die Boote, um ihn zu suchen. Mit zwanzig Booten fuhren sie hinaus.

Als sie nun zu den Klippen kamen, sahen sie Tio'qtset unter den Seehunden liegen. Sie riefen ihm zu: „O, kehre nach Hause zurück! Wir kamen hierher, Dich zu suchen.“ Sie ruderten auf ihn zu; als sie aber näher heran kamen, sprang er mit den Seehunden in's Wasser. Sie sahen ihn von dannen schwimmen und mitunter auftauchen, um Athem zu schöpfen. Da beschlossen sie, in's Dorf zurückzukehren und Tio'qtset's Haus zu reinigen. Sie glaubten, dann werde er zurückkehren. Sie thaten also; als es nun dunkel wurde, kam er nach Hause zurück. Morgens erblickten sie ihn und freuten sich schon seiner Rückkehr. Aber als sie auf ihn zukamen, lief er fort und sprang wieder in's Wasser.

Da fuhren sie wieder in zwanzig Booten zu den Klippen und fanden ihn unter den Seehunden liegend. Als sie das sahen, beschlossen sie, nach Hause zurückzukehren, denn sie wussten, dass sie ihn doch nicht fangen konnten. Sie glaubten aber, er werde vielleicht zurückkehren, wenn sie auch das Ufer reinigten und ebneten. Sie thaten also und Abends sahen sie ihn wieder kommen. Er hatte nun Haare auf dem Rücken und Bartborsten, wie die Seehunde. Morgens verschwand er wiederum im Wasser.

Mit zwanzig Booten fuhren seine Freunde aus, ihn zu suchen. Sie fanden ihn wieder auf den Klippen. Als die Boote sich näherten, richtete er sich auf, und die Leute sahen nun, dass er unter dem Bauche gezeichnet war, wie ein Seehund. Da weinten sie, denn sie glaubten nun, er sei ein Seehund geworden und werde nie zurückkehren. Daher gaben sie es auf, weiter zu versuchen, ihn heimzubringen.

Qā'ik· aber, der ein mächtiger Häuptling war, wollte ihn noch nicht verloren geben. Er fing einen grossen Walfisch und legte denselben vor sein Haus an den Strand. Er selbst versteckte sich und wartete, dass Tio'qtset herankommen sollte. Dieser liess auch nicht lange auf sich warten. Er kam herangeschwommen und ergriff den Wal. Da sprang Qā'ik· hervor und versuchte ihn zu halten, aber jener war zu stark. Er entwand sich ihm und schwamm mit dem Wale von dannen. Da weinte Qā'ik·, weil er seinen Bruder nicht gefangen hatte.

Er liess nun die Leute einen Pfahl aufrichten und bestrich denselben mit einem Zaubermittel. Er hoffte, dass Tio'qtset dasselbe wittern und herkommen werde. Er liess vier starke Männer sich in den Hinterhalt legen, die Tio'qtset halten sollten, sobald er käme. Als er nun herankam, sprangen sie aus ihrem Verstecke hervor, aber auch sie konnten ihn nicht halten. Sie weinten, gingen zu Qā'ik· zurück und erzählten ihm, was geschehen war.

Da ward dieser betrübt und beschloss, nun selbst in's Meer zu gehen und ihn zu suchen. Er rief alle Leute zusammen und liess sie zweihundert Mäntel zusammenbinden zu einem langen Seile. Er band sich das Seil um den Leib und sprang in's Wasser. Vier Tage lang blieb er weit draussen im Meere, während die Leute das eine Ende des Seiles hielten; da kam Tió'qtset zu ihm. Qā'ik· versuchte, ihn zu halten, aber nach langem Ringen entwand sich jener ihm doch. Da kam Qā'ik· betrübt zurück. Er liess das kostbare Seil im Meere. Er dachte nun: „Ich muss es aufgeben, meinen Bruder zu fangen, denn ich kann ihn nicht fangen.“ Eines Tages aber kam dieser ganz unerwartet zum Dorfe zurück. Er hatte sich eine Frau bei den Seehunden genommen und hatte ein Kind von ihr.

Beide brachte er mit, und die Leute sahen, dass seine Frau und sein Kind schneeweiss waren. Er ging mit ihnen am Ufer auf und ab, aber Niemand versuchte, ihn zu fangen. Nur ein alter Mann trat aus dem Hause, und rief: „Tio'qtset, komme doch in's Haus! Es ist böse von Dir, dass Du immer wieder in's Wasser gehst und bei den Seehunden weilst.“ Und Tio'qtset folgte dem Rufe, ging mit seiner Frau und seinem Kinde nach Hause und legte sich in's Bett, das die Leute geordnet hatten, als sie ihn kommen sahen, denn sie wollten, dass er sich behaglich fühlen sollte. Niemand ging aber in's Haus, als ein reiner Knabe, der noch nie ein Weib berührt hatte. Ehe sie ihn hinein sandten, liessen sie ihn aber baden, damit er ganz rein wurde. Dieser sprach zu Tio'qtset: „O, bleibe bei uns, gehe nicht wieder in's Wasser.“ Er erhielt aber keine Antwort. Als der Knabe wieder aus dem Hause kam, erzählte er den anderen Leuten, jener sei ganz wie ein Seehund geworden, er könne nicht einmal mehr sprechen. Die Leute sprachen zu einander: „Lasst uns nicht in's Haus gehen, sonst läuft er davon, und lasst uns nicht unsere Hunde schlagen, damit sie nicht bellen und ihn verjagen.“ Schon freuten sie sich, dass Tio'qtset bei ihnen bleiben werde, da kam er aus dem Hause hervor und sprang wieder in's Meer. Seine Frau und sein Kind folgten ihm. Die Leute hatten ihn nicht fortgehen sehen; als aber der Knabe durch ein Astloch in's Haus lugte, sah er, dass das Bett leer und Tio'qtset verschwunden war.

Nun legten sie lange Bretter vom Hause aus bis zum Strande herunter und bedeckten den ganzen Estrich des Hauses mit Planken. Sie bestrichen dieselben mit einem Zaubermittel und stellten zwei reine Knaben als Wächter auf. Dann riefen sie Tio'qtset. Dieser kam und ging in's Haus. Als die Wächter sahen, dass er sich in's Bett gelegt hatte, benachrichtigten sie die übrigen Leute. Diese sandten nun den unschuldigen Knaben in's Haus. Dieser setzte sich zu Tio'qtset und fing an zu weinen. Tio'qtset frug: „Warum weinst Du?“ Jener erwiderte: „Ich weine, weil Du immer wieder von uns fort gehst und im Meere lebst.“ Da versprach Tio'qtset, fortan im Dorfe zu bleiben, und der Knabe freute sich sehr darüber. Er erzählte den übrigen Leuten, dass Tio'qtset nun da bleiben wolle. Diese trauten ihm aber nicht, sondern sandten zehn Leute in's Haus, die ihn festhalten sollten. Die zehn Männer verschlossen die Thür und streuten fünf Zaubermittel in's Feuer, K·qmē'n (Peucedanum leiocarpum Nutl.), Spótltᴇn, Ānō, Sqtsem und Tᴇ'matl (das Kopffell der Bergziege). Da trat Qā'ik· in's Haus und sprach zu Tio'qtset: „O, bleibe bei uns.“ Jener antwortete: „Drei Tage will ich hier bleiben, am vierten aber werde ich wieder in's Meer gehen,“ und also geschah es.

Da ward Qā'ik· zornig und beschloss, nicht wieder zu versuchen, seinen Bruder zurückzuhalten. Aber er war doch traurig über den Verlust seines Bruders und weinte viel. Zwanzig Tage lang kam Tio'qtset jede Nacht nach Hause und schlief dort. Morgens aber verschwand er wieder in die See. Dann sprach er: „Hört auf, um mich zu trauern. Ich lebe glücklich bei den Seehunden drunten im Wasser, denn drunten ist es schöner, als bei Euch hier auf Erden.“ Da trauerte sein Bruder nicht mehr und die Leute achteten nicht auf ihn, wenn sie ihn auf den Klippen oder im Wasser sahen.

X. Eine Sage der Tlaā'men.

Tlaō'k·ōk·t bewarb sich einst um ein Mädchen, die ihn aber zurückwies. Darüber schämte er sich und ging in den Wald. Er nahm ein Stück Harz, kaute daran, und als er es ausspie, verwandelte es sich in einen Hund. Dann ging er in das Dorf zurück und setzte sich an's Feuer, das Harz kauend und mit den Lippen schmatzend. Da dachte das Mädchen, welches ihn früher ab-

gewiesen hatte: „O, hätte ich doch etwas von dem Harz.“ Sie mochte aber nicht selbst darum bitten, sondern sandte ihre Schwester, um ihn um ein Stück Harz zu ersuchen. Diese ging zu Tlaö'k·ök·t und brachte ihre Bitte vor. Er aber schlug es ihr ab, indem er antwortete: „Deine Schwester wird doch nur das Harz ausspeien. Wenn sie es herunterschlucken will, so kann sie etwas bekommen.“ Das Mädchen ging zurück und bestellte, was jener gesagt hatte. Da liess die Schwester ihm versprechen, dass sie das Harz verschlucken wolle. Daraufhin erhielt sie ein Stück und verschluckte es. Um Mitternacht fühlte sie ihren Leib anschwellen und merkte, dass sie schwanger war. Als ihr Vater das am folgenden Tage sah, schämte er sich. Er ward zornig und beschloss, seine Tochter zu verlassen. Er befahl seinen Leuten, die Boote zu beladen, und am folgenden Morgen fuhren sie ab. Und P'a, der Rabe, löschte alle Feuer aus. Nur die Grossmutter des Mädchens, T'ᴇts, die Dohle, hatte Mitleid mit ihr. Sie legte eine glühende Kohle in die Muschel und gab sie jener heimlich u. s. w. (siehe Sagen der Lekwiltok·. Sie gebar dann sieben Hunde, ein Mädchen und sechs Knaben ..... Die Mutter wirft ihre Mäntel in's Feuer und so wurden die Kinder dauernd Menschen). Das Mädchen aber riss ihren Mantel wieder aus dem Feuer. Derselbe war aber schon ganz verbrannt, bis auf einen Zipfel, den sie um ihre linke Hand wickelte. Da ward diese wieder eine Hundepfote. Dann sprach sie zu ihren Brüdern und zu ihrer Mutter: „Ich werde für Euch alle Mäntel weben.“ Der älteste Sohn sprach: „Ich werde Hirsche jagen.“ Der zweite wollte Seehunde schiessen, der dritte Wale; kurz: jeder wollte für die Mutter sorgen. Zuerst machten sie sich Bogen und Pfeile und schossen viele Vögel, aus denen die Schwester einen Mantel für den ältesten der Brüder machte. Dieser warf den Mantel um, und ging dann auf die Hirschjagd. Er ward endlich müde und legte sich auf einer kleinen Insel nieder, zu schlafen. Da stieg die Sonne vom Himmel herab und sprach zu ihm: „Lass uns unsere Mäntel tauschen.“ Sie thaten also. Da sprach der Sonnenmann weiter: „Wenn Du hungrig bist, so senke den Zipfel des Mantels in's Wasser und schüttele ihn ein wenig. Alsdann werden viele Lachse herbeikommen.“ Dann stieg er zum Himmel zurück.

Die Frau und ihre sieben Kinder wurden nun sehr reich, und sie hatten Wale, Seehunde, Hirsche und Fische.

Eines Tages kam T'ᴇts zu ihrem Hause, um zu sehen, wie es ihrer Enkelin ergehe. Diese beschenkte sie reichlich und gab ihr Seehundsspeck mit. Als die Alte nun zurückfuhr, sang sie: „Wir haben jene arm verlassen und nun hat sie, was ihr Herz begehrt.“ Als sie nach Hause gekommen war, briet sie den Speck am Feuer. Der Floh hörte, wie derselbe brutzelte, und sprang herbei, um zu sehen, was es gebe. Die Alte sagte: „O, das Holz im Feuer knisterte.“ Nach kurzer Zeit hörte der Floh dasselbe Geräusch. Als er nun herbeisprang, sah er das Stück Speck. Da erzählte T'ᴇts, dass sie ihre Enkelin besucht habe, die jetzt sehr reich sei. Ihr Vater und alle seine Leute kehrten nun zu der Tochter zurück. Als sie ankamen, sprang P'a zuerst an's Land. Er lief in das nächste Haus und rief: „O, das ist mein Haus.“ „Geh fort,“ antwortete der junge Mann, der Sohn der verlassenen Frau, welcher dort wohnte, „hier hast Du nichts zu thun,“ und wohin P'a auch ging, überall schickte man ihn fort und er hatte nichts als rothen Schellfisch zu essen. Die jungen Leute wussten nehmlich, dass er die Feuer ausgelöscht hatte, als die Boote ihre Mutter allein zurückliessen. Da dachte P'a: „Wenn sie mir nichts zu essen geben, so will ich Häringe fangen.“ Er machte sich einen Häringsrechen und ging aus, um zu fischen. Der älteste der Brüder machte aber, dass immer dort, wo er den Rechen in's Meer senkte, ein Riff ent-

stand, und so kam P'a mit leeren Händen heim. Seither ist aber das Meer, nordöstlich von Cap Mudge, voller Riffe. Der älteste der Brüder wurde der Stammvater der Tlaä'men.

XI. Sagen der E'ek·sen.

1. K·atē'mōt.

K·atē'mōt ging einst in den Wald und badete daselbst in einem Flusse, der in einer tiefen Schlucht einher floss. Nachdem er lange im Wasser gewesen und ganz rein geworden war, hörte er, wie die Bäume im Walde umgeworfen wurden. Da wusste er, dass der Aihōs sich nahte. Er nahm ein Stück Baumrinde und warf es rückwärts über seine Schulter. Dasselbe traf den Aihōs, welcher durch den Wald kroch und verwundete ihn. Er schrie vor Schmerzen und rief: „O, was hat mich da verletzt?“ und eilte zu seinem Hause. Da kehrte K·atē'mōt nach Hause zurück und legte sich in's Bett. Als er wieder aufstand, sprach er: „Ich will des Aihōs Haus aufsuchen.“ Er schob sein Boot in's Wasser und fuhr mit seinem Bruder hinaus nach Mitlnatc. Dort sprach er zu ihm: „Ich werde jetzt in's Meer hinabsteigen. Weine nicht, wenn ich lange unten bleibe.“ Dann ergriff er einen Tang, der immer mit den Wellen auf und ab tanzte, und stieg daran hinab. Derselbe reichte bis zum Dache von Aihōs' Hause. Als er am Ende des Tanges angekommen war, sprang er herunter auf das Dach des Hauses und stieg hinunter zum Boden des Meeres. Aihōs aber lag drinnen im Hause krank am Feuer und hörte jemand auf seinem Dache. Da sagte er: „Gewiss kommt K·atē'mōt.“ Dieser traf vor dem Hause den Sohn des Aihōs, welcher an einem Baumstamm meisselte. Sein Meissel war aber das Ende des Tanges, der in Folge dessen immer auf und abtanzte. Er ging dann in's Haus, setzte sich nahe dem Feuer nieder und hielt seine Hände nach vorn ausgespreizt vor den Mund. Als der kranke Aihōs das sah, rief er: „O, lasse es, wir fürchten uns vor Dir.“ K·atē'mōt sah nun, wie alle Fische um den Aihōs versammelt waren und versuchten, ihn zu heilen. Es gelang ihnen aber nicht, denn die Rinde, mit welcher K·atē'mōt ihn getroffen hatte, blieb ihnen unsichtbar. Da fragte Aihōs ihn: „Bist Du ein Krankenbeschwörer? Ich will Dir viel zahlen, wenn Du mich heilst. Siehst Du diese Seehundsharpune? Du sollst sie haben, wenn Du mich heilst.“ K·ätē'mōt erwiderte: „Nein, ich will sie nicht,“ im Herzen aber wünschte er sehr, dieselbe zu haben. Da kam eine kleine Möwe in's Haus geflogen und versteckte sich. Aihōs bot ihm diese an, aber auch sie wollte jener nicht nehmen, obwohl er sie in Wahrheit zu haben wünschte. Dann kam ein anderer Vogel in's Haus und versteckte sich. Auch ihn nahm K·atē'mōt nicht an. Dann schwoll das Wasser an und erfüllte das ganze Haus. Viele Binsen schwammen darauf umher. Dann fiel das Wasser wieder und die Binsen blieben beim Feuer liegen. K·atē'mōt nahm auch die Binsen nicht an. Da ergriff der Aihōs einen Mann und schnitt demselben mit einem grossen Messer den Kopf ab. Er trug den Kopf in eine Ecke des Hauses, legte den Körper in die andere und liess dann die Leute singen und Takt schlagen. Als sie dreimal Takt geschlagen hatten, fingen Kopf und Körper an, sich zu bewegen; als sie zum vierten Male sangen und Takt schlugen, fingen auch die Finger an, sich zu bewegen, und Kopf und Körper fuhren wieder zusammen. Der Aihōs bestrich dann den Hals mit einem Zauberkraute und der Mann ward wieder ganz und gesund. Dann fragte der Aihōs K·atē'mōt: „Willst Du diese Kunst haben?“ Jener war damit zufrieden, und riss nun das Stück Rinde aus der Haut des Aihōs. Er verbarg sie zuerst in seiner Hand, indem er sang, und zeigte sie dann allen Leuten. Da war Aihōs wieder gesund. Er sprach nun

zu K·atē′mōt: „Wenn Du zurückkehrst, so gehe jenseits Cap Mudge. Dort wirst Du ein schönes, ebenes Land finden.“ K·atē′mōt kehrte in seine Heimath zurück und schwamm wie ein Ertrunkener auf dem Meere umher. Sein Haar war voller Daunen. Der Bruder, welcher in dem Boote auf ihn gewartet hatte, erblickte ihn und brachte ihn an's Land. Da stand er auf und ward wieder lebendig. K·atē′mōt sprach nun zu seinem Bruder: „Ich will Dir zeigen, was ich drunten im Meere erlangt habe. Hier, nimm dieses Messer und schneide mir den Kopf ab. Aber weine nicht. Dann lege meinen Kopf auf eine Seite des Hauses und meinen Körper auf die andere, und darauf lass alle Leute singen und Takt schlagen.“ Der Bruder aber fürchtete sich und weigerte sich, seinen Kopf abzuschlagen. Da nahm K·atē′mōt selbst ein Messer und schnitt sich den Kopf ab. Dann fingen die Leute an zu singen und Takt zu schlagen. Als sie dreimal Takt geschlagen hatten, fingen Kopf und Körper an, sich zu bewegen, nach dem vierten Sang fuhren beide wieder zusammen und K·atē′mōt stand auf. Abends rief er alle Leute in seinem Hause zusammen. Er sang, tanzte und trug eine Rassel. Nachdem er zweimal um das Feuer getanzt hatte, erschienen die Harpunenspitzen, welche der Aihōs ihm angeboten hatte. Als er weiter tanzte, kam die Möwe und versteckte sich im Hause. Dann kam der andere Vogel und endlich füllte sich das Haus mit Wasser, auf dem die Binsen schwammen. Nur ein kleiner Platz, nahe dem Feuer, blieb trocken. Dann verschwand das Wasser wieder und die Binsen blieben liegen. Alle Leute aber schämten sich, weil K·atē′mōt ihnen an Künsten so überlegen war. Dann hiess dieser seinem Bruder, ihm den Kopf abschlagen. Jetzt weigerte dieser sich nicht mehr, denn er kannte K·atē′mōt's Kunst. Als die Leute nun sangen und er wieder aufstand, fürchteten sie sich so, dass sie von dannen liefen.

2. Kuta′qçut.

Einer der Nachkommen K·atē′mōt's hiess Kuta′qçut. Einst, im tiefen Winter, ging derselbe mit seinem Bruder auf Elchjagd. Die Haut des Elches, das sie verfolgten, war aber so dick, dass ihre Pfeile wirkungslos abprallten. Sie verfolgten das Thier bis zu einem Berge, in dem es plötzlich verschwand. Der Berg aber schloss sich hinter ihm. Da zündete Kuta′qçut ein Feuer vor dem Berge an und legte sich nieder, zu schlafen. Als er erwachte, kamen zwei Elche aus dem Berge hervor, die er erlegte. Am folgenden Tage kamen drei heraus, dann vier, sechs, zehn und täglich mehr. Da sprach Kuta′qçut zu seinem Bruder: „Zerreisse Deine Bogensehne und lege sie auf die Erde.“ Dieser gehorchte. Da wurde es warm, das Gras sprosste und auch die Bogensehne schlug Wurzeln und ward ein Busch. Da war Kuta′qçut's Herz froh. Als der Schnee geschmolzen war, band er seine Felle zusammen und ging nach der Heimath zurück. Er forderte seine Leute auf, mit zum Berge zu gehen, um die Felle zu holen. Er schnitt dieselben in Gestalt von Walen, füllte sie mit Mänteln, Fellen und Kupfern, und hing sie auf. Die Leute wünschten zu haben, was in den Fellen war, da liess Kuta′qçut dieselben herunter, und gab sie den Leuten. Die Felle waren aber so schwer, dass sie die Leute erdrückten.

IX. Sagen der Pᴇ′ntlatc.

1. Kōai′min und Hē′k·'ten.

Vor langer, langer Zeit stiegen zwei Männer, Kōai′min und Hē′k·'ten, vom Himmel herab. Sie wurden die Stammväter der Pᴇ′ntlatc. Einst trat das Meer

weit vom Ufer zurück und die Frauen gingen weit hinaus und füllten ihre Körbe mit Fischen. Lange blieb der Meeresboden trocken. Hë'k·'ten aber fürchtete, dass das Wasser später um so höher steigen werde. Er machte deshalb ein langes Seil aus Cedernzweigen und band vier Boote zusammen. Endlich strömte das Wasser wirklich zurück und fing an, das Ufer zu überfluthen. Da band er das Seil an einen grossen Fels an der Mündung des Pᴇ'ntlatc-Flusses, befestigte das andere Ende an den Booten und die beiden Häuptlingsfamilien trieben auf den Flössen umher. Die übrigen Leute baten Hë'k·'ten: „O, lass uns unsere Boote an Deinem Seile festbinden. Wir wollen Dir auch unsere Töchter zu Frauen geben." Hë'k·'ten aber erlaubte es nicht, sondern stiess sie mit Stangen fort. Als das Wasser nun wieder ablief, fanden sie allein ihre Heimath wieder, während alle anderen durch die weite Welt zerstreut wurden. Ein Wal blieb nahe dem Pᴇ'ntlatc-See oben auf dem Berge liegen. Das Wasser gefror daselbst und er konnte nicht wieder fort. Derselbe ist noch heute daselbst zu sehen und deshalb heisst der Gletscher im Pᴇ'ntlatc-Thale K·onë'is.

2. Die acht Brüder.

Acht Brüder gingen aus, Bergziegen zu jagen. Als es Abend wurde, zündeten sie ein Feuer an und legten sich nieder, um zu schlafen. Am folgenden Morgen sahen sie einige Ziegen hoch oben auf dem Berge. Da wuschen sie sich, assen ihr Frühstück, nahmen Bogen und Pfeile und verfolgten die Ziegen. Der älteste der Brüder sprach: „Lasst mich die Ziegen schiessen. Wir wollen uns an jenem Platze am Fusse des Berges wieder treffen." Die Brüder waren einverstanden und der älteste stieg den Berg hinan. Unterwegs aber fand er Farnwurzeln, ass dieselben und dachte nicht weiter an die Bergziegen. Die Brüder gingen unterdess nach der verabredeten Stelle und freuten sich schon auf das Ziegenfett. Als jener aber nichts brachte, als die armseligen Farnwurzeln, wurden sie zornig und schämten sich ihres Bruders. Sie nahmen ihm seinen Mantel fort und banden ihn nackt an einen Baum, wo er verhungern sollte. Sie gingen fort, und als sie nach Hause kamen, sagten sie: „Unser ältester Bruder ist den Berg herabgestürzt und blieb todt liegen." Alle Thiere kamen aber herbei, dem Verlassenen zu helfen. Und eine alte Frau, welche wusste, was die Brüder gethan hatten, that etwas Fett in eine kleine Muschel und ging zu dem Platze hin, wo der junge Mann festgebunden war. Als sie ihn mit dem Fett beschmierte, lockerten sich die Seile und sie machte dieselben ganz los. Da ging er, fing viele Bergziegen und kehrte wohlbehalten zu seiner Frau zurück.

3. Der eifersüchtige Mann (siehe S. 89, Nr. 17).

Der Name des Mannes, welcher seine Frau tödtet, ist hier Quakqū'kolatc.

4. Der Donnervogel.

Zwei Brüder gingen in den Wald und blieben dort einen Monat lang verborgen. Jeden Tag badeten sie in einem See und wuschen sich dann mit Fichtenzweigen, bis sie ganz rein geworden waren und nichts mehr vom Geruche eines Menschen an sich hatten. Dann stiegen sie auf den Berg Kulē'nas (im Pᴇ'ntlatc-Thale) und fanden dort das Haus des Donnergottes Wā'lek·um. Sie traten in die Thür und sahen eine Frau im Hause sitzen. Diese lud sie ein, hereinzukommen, und erzählte ihnen, dass ihr Mann und dessen Bruder ausgeflogen seien. Ehe jene zurückkamen, versteckte sie die Ankömmlinge in einer Ecke des Hauses. Es währte nicht lange, da kamen jene angeflogen und liessen sich vor dem Hause

nieder. Das tönte, wie wenn ein Baum vom Sturme niedergeworfen wird. Als sie in's Haus traten, rochen sie sogleich die Besucher und fragten die Frau, wo sie jene versteckt habe. Diese rief sie herbei. Dann legten die Donnervögel ihre Gürtel ab, die wie Feuer glänzten und aus Aihōshaut gemacht waren, hingen ihre Federkleider auf und nahmen menschliche Gestalt an.

Gegen Ende des Sommers feierte der Stamm der Pᴇ'ntlatc ein Fest (an der Stelle, wo jetzt das Werft von Comox ist). Da kamen die Donnervögel geflogen und brachten die jungen Männer, denen sie die Namen Qū'mt'ik· und K·ā'penats gegeben hatten, zurück. Die Tänzer hörten, wie jene riefen: „hū, hū, hū, hū" (jedes Mal eine Quinte herunter gezogen). Da banden sie zwei Boote zusammen, legten Bretter darüber und fuhren hinaus, sie zu suchen. Sie konnten aber niemand erblicken, obwohl sie die Stelle erreichten, von der die Stimme herkam. Plötzlich hörten sie, wie etwas sich auf dem hohen Bootschnabel niederliess, konnten aber noch nichts sehen. Da kehrten sie zum Dorfe zurück, reinigten das Haus, und nun kam Qū'mt'ik· herein, tanzte mit der Maske des Donnervogels und sang. Er war der Stammvater des Geschlechtes Qū'mt'ik·. Seine Tochter hiess Siqsē'qawit. Seine Nachkommen können den Donnervogel sehen, und, wenn es stark gewittert, vermögen sie ihn zu bewegen, nach seinem Hause zurückzukehren. —

XIII. Sagen der Nutka[1]).

1. Kwē'kustEpsEp, die Verwandler.

Im Anfange wohnten nur die Ky'äimi'mit, Vögel und andere Thiere auf Erden. Sie wussten, dass sie einst in Menschen und wirkliche Thiere verwandelt werden würden. Als nun das Gerücht sich verbreitete, dass zwei Männer, Namens Kwē'-kustEpsEp (= die Verwandler), vom Himmel herunter gestiegen seien und sie verwandeln würden, beriefen sie einen Rath, um die Angelegenheit zu besprechen. Ā'tucmit (= des Hirsches Sohn), der Hirsch, sagte: „Wenn sie kommen und mich verwandeln wollen, werde ich sie tödten. Ich fürchte mich nicht.“ Er nahm ein Paar grosse Muschelschalen auf und schärfte sie am Meeresufer auf einem Steine. Er versuchte an seiner Zunge, ob sie scharf seien, und das abgeschabte Pulver lief aus dem Munde über sein Kinn. Während er noch so beschäftigt war, sah er zwei Leute herankommen, die gerade so aussahen, wie seine Nachbarn. Sie fragten: „Was thust Du da, A'tucmit?“ Er antwortete: „Ich mache mir Dolche, um sie zu tödten, sobald sie kommen.“ „Wen denn?“ fragten jene. „Die Verwandler, wenn sie wirklich kommen,“ erwiderte der Hirsch. „Da hast Du Dir schöne Muscheln ausgesucht, lass sie uns doch sehen,“ fuhren jene fort. Als Ā'tucmit sie ihnen gab, schlugen sie ihn mit denselben auf die Stirn und riefen: „Sie sollen immer auf Deiner Stirn sitzen; diese hier, jene dort! Nun schüttele Deinen Kopf!“ Er musste gehorchen. „Nun nochmals,“ riefen sie. Als er seinen Kopf zum zweiten Male geschüttelt hatte, wurden die Muscheln in Geweihe verwandelt. Dann befahlen sie ihm, die Hände auf die Erde zu stützen, und sie beschmierten sein Hintertheil mit dem Pulver, das er von den Muscheln abgerieben hatte. Dann hiessen sie ihn in den Wald laufen und er wurde ein Hirsch. Die Verwandler gingen nun in das Dorf und verwandelten alle Bewohner in Thiere und Vögel. Die Landotter hatte einen langen Speer, der Biber ein langes, breites Knochenmesser; daraus machten sie ihnen Schwänze.

Als so die Thiere entstanden waren, kamen die Menschen in die Welt, in jedem Dorfe ein Paar. Die Verwandler schufen sie und sprachen: „Die Menschen sollen verschiedene Sprachen reden. Einige Stämme sollen mächtig werden, andere schwach bleiben. Wir wollen den Menschen alles geben, was sie bedürfen: Beeren, Muscheln und Fische. Als diese geschaffen waren, lehrten sie die Menschen dieselben sammeln und fangen. Sie lehrten sie auch zum Himmel beten und gaben ihnen heilende Kräuter. Daher beten heute die Häuptlinge zu K·ā'otsē, der im Himmel wohnt, dass er sie reich mache, denn dies lehrten sie die Verwandler.

2. Kwo'tiath.

1. Kwo'tiath besass einen gewissen Küstenstrich, an dem immer todte Fische an's Ufer trieben, die er sammelte. Als er eines Tages zum Strande hinab ging, um Fische zu sammeln, fand er, dass alle verschwunden waren. Am folgenden Morgen stand er früher auf, aber wieder waren sie fortgeholt, und so früh er auch aufstand, die Diebe kamen ihm immer zuvor. Da wurde er zornig und be-

1) Wo nicht anders bemerkt, stammen die Sagen von den Ts'iciā'ath und Hopitcisā'ath.

schloss sich zu rächen. Er legte sich auf die Lauer und sah, dass ein Wolf seine Fische stahl. Da rief er ihm nach: „Nächstes Mal, wenn Du hierher kommst, musst Du zu meinem Hause kommen.“ Als der Wolf nun des Weges kam, lud Kwo'tiath ihn ein, in's Haus zu kommen. Der Wolf folgte der Einladung, und legte sich an's Feuer. Er liess seinen Kopf auf einer Nackenstütze ruhen. Kwo'tiath trat nun hinter ihn, als ob er etwas zu essen holen wolle, ergriff unbemerkt seinen Speer aus Eibenholz und tödtete den Wolf, indem er ihn erst in den Hals, dann in den Leib traf. Er begrub dann den Leichnam mitten im Hause. Nach einiger Zeit kamen zwei Wölfe, um nach ihrem verlorenen Genossen zu fragen. Kw'otiath lag am Feuer und stellte sich, als sei er krank. Die Wölfe fragten: „Hast Du unsern Häuptling nicht gesehen?“ Kwo'tiath erwiderte: „Nein, ich habe Niemand gesehen.“ Er sprach langsam, als koste es ihm grosse Anstrengung und Mühe. „Ich liege hier schon seit einigen Tagen und kann nicht aufstehen,“ fuhr er fort. Als die Wölfe fort waren, machte er sich einen Kamm und füllte eine Fischblase mit Oel. Nach einigen Tagen kamen andere Wölfe zu ihm, um nach ihrem Häuptling zu fragen. Sie fanden ihn wieder am Feuer, und er antwortete auch ihnen, er sei seit langer Zeit krank gewesen und unfähig aufzustehen. Nach einiger Zeit kamen abermals Wölfe zu ihm und sprachen: „Unsere Freunde sagen, dass unser Häuptling hier an Deinem Küstenstriche getödtet ist.“ Kwo'tiath erwiderte nun: „Ich will versuchen, es ausfindig zu machen.“ Er liess die Wölfe, die jetzt in grosser Zahl gekommen waren, einen Kreis bilden, verbarg den Kamm und die Blase mit Fischöl unter seinen Armen und fing an, in der Mitte des Kreises zu tanzen. Dazu sang er: „Aqnī's, aqnī's, m m m m m m“ (das letztere sehr schnell gesungen). Nach einiger Zeit aber begann er: „Aqnī's, aqnī's, ūq'uyēp'ā'tl, yak·-syek·stekmū't k·oāqk·oayetsē'k·“ (ich bin der Mörder des Häuptlings der Wölfe). Dann machte er einen grossen Satz und sprang aus dem Kreise. Die Wölfe verfolgten ihn. Da steckte er den Kamm hinter sich in die Erde und rief: „Werde ein Berg,“ und so geschah es. Als die Wölfe den Berg umgangen hatten und sich ihm wieder näherten, goss er etwas Oel hinter sich aus und verwandelte es in einen See. Vier Mal machte er so einen Berg und einen See hinter sich und entkam glücklich. Die Berge und Seen kann man noch heute zwischen Sproat Lake und dem mittleren Theile vom Alberni-Canal sehen.

2. Kwo'tiath fuhr einst in seinem Boote aus, Heilbutten und Schellfische zu fangen. Als er eben im Begriffe war seine Angeln zu legen, schwamm ein Haifisch um sein Boot herum und verjagte alle Fische. Darüber ward Kwo'tiath zornig. Er ging an's Ufer und machte sich eine Harpune aus Eibenholz, um den Hai zu fangen, wenn er wiederkommen sollte. Sobald Kwo'tiath wieder fischen ging, erschien der Hai, und er warf ihn mit seiner Harpune. Der Hai tauchte sogleich. Kwo'tiath kehrte nach Hause zurück und machte sich am nächsten Morgen auf, um den Hai zu suchen. Er ging das Ufer entlang und sah nach einiger Zeit ein Dorf, das er früher nie bemerkt hatte. Er setzte sich nahe demselben nieder und hörte nun die Krankenbeschwörer im Hause singen und tanzen. Als eine Pause in ihrem Sange eintrat, rief Kwo'tiath draussen, indem er sie nachahmte: „Hōooo hq hq hq hq.“ Nachdem er vier Mal so geschrieen hatte, hörte ihn eine Frau. Sie sandte einen Sklaven hinaus und liess ihn fragen, ob der Fremde ein Schamane sei. Der Bote ging hinaus und sprach zu Kwo'tiath: „Eine unserer Frauen ist krank. Bist Du ein Schamane und kannst Du sie heilen?“ Kwo'tiath sagte, er könne es, und der Sklave führte ihn ins Haus. Sogleich sah er seinen Speer in dem Rücken der Kranken und wusste nun, dass er im Dorfe der Haifische war. Die Haie konnten aber die Waffe nicht sehen, sondern glaubten, ein

grosser Wurm sei in die Kranke gefahren. Kwo'tiath sang nun: „Wā wā oōctak·iū' tc'anēmō' koakoaqsē'e wā wā" (Wā wā, der Schamane sieht nicht das stechende Gift. Wā wā). Da sagte einer der Verwandten der Kranken: „Wenn Du sie heilst, wird sie Dir eine ihrer Töchter zur Frau geben. Sieh nur, wie schönes, weisses Haar sie hat." Da sang Kwo'tiath: „Ēq ēq ēq āqaniū'sa mēнmitlitsa'tk·ōs māqmaa' ēq ēq ēq" (Ēq ēq ēq. Ich kann es thun, wenn Ihr mir beide Schwestern gebt; ēq ēq ēq). Da sprach die Kranke: „Ja, Du sollst beide Schwestern haben, wenn Du mich heilst. Da nahm er den Speer und zog daran, indem er fortfuhr zu singen. Er riss ihn aus der Wunde und warf ihn aus dem Hause. Die Kranke sagte nun: „Ich fühle, dass Du meine Krankheit herausgezogen hast," und sie ward rasch gesund. Er heirathete dann die Mädchen und nahm sie mit nach Hause. Sein Penis wurde aber ganz abgerieben an der rauhen Haut seiner Frauen und brach endlich ganz ab. Da warf er ihn an's Ufer und rief: „Dieser Platz soll künftig Ky'ēky'ēqsā'a (stachelige Küste) heissen." Er liegt etwas unterhalb Ikū.

3. Einst ging Kwo'tiath zu den Harzmädchen I'ctēpas, um mit ihnen zu schlafen. Er legte sich zwischen sie und sie umarmten ihn. Am Morgen weckten sie ihn und sagten: gehe fort! Als er sich erheben wollte, fand er, dass er festgeklebt war, und alle Menschen lachten ihn aus. Er musste sich mit grossen Keilen von dem Bette losmachen lassen.

4. Vor langer Zeit war es immer windig und es trat nie Ebbe ein. Daher konnten die Ky'äimi'mit keine Muscheln graben. Endlich berief ein Häuptling alle seine Leute zu einer Rathsversammlung. Es wurde beschlossen, dass man zum Hause der Winde gehen und sie tödten wolle. Die Boote wurden in's Wasser geschoben und, als die Krieger sich dem Hause der Winde näherten, landeten sie an einer Landspitze. Das Haus der Winde stand an einer Bucht jenseits dieser Landspitze. Der Häuptling trug der Lumme auf, um die Spitze herumzufahren und sich umzuschauen. An derselben wehte aber ein furchtbarer Sturm, und sie konnte dieselbe nicht umfahren. Dann schickte er den „Sägeschnabel" (Sawbill) aus; auch er musste unverrichteter Dinge umkehren. Dann schickte der Häuptling den „winter robin" (ī'tū) aus und rieth ihm, dicht am Ufer entlang zu fahren, da dort weniger Wind sei. Der Vogel umsegelte glücklich die Landspitze, ging an's Haus der Winde und sah sie durch einen Spalt um's Feuer sitzen und schlafen. Da ging er hinein und setzte sich zu ihnen an's Feuer, um sich zu wärmen. Dann wurde seine Brust voll rother Flecken. Er vergass ganz zu den Menschen, die auf ihn warteten, zurückzukehren. Da sandte der Häuptling den Kormoran aus, er konnte aber nicht die Landspitze umfliegen. Ebenso wenig konnten es der Adler (ts'ī'qōten) und der Fischadler. Dann sandte der Häuptling Kwo'tiath zur Sardine und befahl ihm, zu bestellen, sie solle einen Versuch machen und dicht an der Küste entlang fahren. Kwo'tiath ging zur Sardine, statt aber den Auftrag des Häuptlings auszurichten, sagte er: „Eure Augen sollen nicht nahe den Kiemen, sondern an Eurer Nase sitzen," und seither sind die Augen der Sardinen dicht zusammengerückt. Kwo'tiath ging zum Häuptling zurück und behauptete, er habe den Auftrag ausgerichtet. Während die Leute auf die Rückkehr der Sardine warteten, kochten sie auf den Rath der Strandschnepfe („Rocksnipe") ein Mahl. Sie sammelten „Barnacles" und rösteten dieselben. Während sie so beschäftigt waren, machten die Strandläufer, die auch mitgegangen waren, viel Lärm. Der Häuptling sandte Kwo'tiath aus, um ihnen zu befehlen, ruhig zu sein. Kwo'tiath ging, sagte ihnen aber, sie sollten fortfahren, Lärm zu machen. Seither schreien die Strandläufer immer. Als sie nun gegessen hatten und die Sardine noch nicht

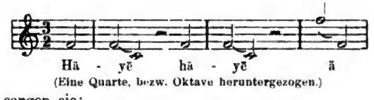
zurückgekommen war, sprach der Häuptling: „Ich fürchte, wir müssen umkehren, wir können die Landspitze nicht umfahren.“ Da rieth ein Mann: „Lass uns die Möwe senden.“ Die anderen lachten und sagten: „Was soll das nützen? Wie soll sie mit ihren schwachen Augen und gebrochenen Armen vollbringen, was sonst Niemand konnte?“ Sie spotteten dann über die Möwe, sandten sie aber schliesslich doch aus. Sie flog fort, schwebte bald aufwärts, bald abwärts und umflog endlich die Landspitze. Da waren alle erstaunt. Der Wind hatte sich gelegt, sobald sie um die Spitze herumgesegelt war, und nun konnten die übrigen Boote ihr folgen. Sie landeten dicht bei den Häusern und verbargen ihre Boote im Walde. Der Reiher und der Königsfischer, welche die besten Lanzenwerfer waren, wurden ausgesandt, um sich an der Hinterthür des Hauses der Winde aufzustellen und jeden, der versuchen sollte, dort zu entfliehen, niederzustossen. Die Heilbutte und der Rochen mussten sich vor die Hausthür legen. Dann stürzten sich alle bewaffnet in's Haus. Als die Winde sie kommen sahen, liefen einige hinten hinaus, wurden aber von dem Reiher und Königsfischer niedergestossen. Andere entflohen aus der Hausthür. Da traten sie auf die Heilbutte, glitten aus und spiessten sich auf dem Stachel des Rochen auf. Nur der Westwind setzte sich zur Wehre. Der Bär griff ihn an, konnte ihn aber nicht bezwingen. Als der Wind aber schliesslich sah, dass er unterliegen musste, rief er: „Lasst mich am Leben! Ich will gutes Wetter machen. Es sollen nur leichte Winde wehen und Ebbe und Fluth sollen einmal am Tage wechseln, so dass Ihr Muscheln graben könnt.“ Die Menschen waren damit noch nicht zufrieden und drohten ihn zu tödten, bis er versprach, zwei Mal täglich Ebbe und Fluth wechseln zu lassen. Da liessen sie ihn in Frieden und kehrten in ihre Heimath zurück.

5. In „Hellgate“ in Barclay Sound wohnte ein Riesenwal, Namens Cicĭ'tlunak· (= Verschlinger von zusammengebundenen Booten). Wenn einmal Jemand nicht vermeiden konnte, diesen Weg einzuschlagen, fuhr er vorsichtig am Ufer entlang, um die Aufmerksamkeit des Ungeheuers nicht auf sich zu ziehen. Eines Tages fuhr Kwo'tiath's Mutter in einem kleinen Boote dort vorbei. Das Boot trieb vom Ufer fort, und da kam der Wal sofort herbei und verschlang es. Als Kwo'tiath erfuhr, dass der Wal seine Mutter gefressen hatte, beschloss er, sich zu rächen. Er schnitt lange Stangen, spitzte dieselben an beiden Enden und legte sie über zwei Boote. Dann kochte er Wasser in einer grossen Kiste. Er rief seine drei Brüder Ka'pkimis (S. 109), T'ĕнtēiap'iнi'nᴇ und (?), und liess sie in das kochende Wasser springen. Sie kamen unverletzt wieder heraus und jeder sagte, als er herauskam: „Es soll mich wundern, ob des Wales Bauch so heiss ist, wie dieses Wasser.“ Dann sprang Kwo'tiath selbst hinein und kam unverletzt wieder heraus. Sie fuhren nun auf dem Flosse in's Meer hinaus und sangen: „hīnnŭsaā' hăqwa-ipcä'tl ōkwitl cayak·atla' watltck' aktlā'k ts'ē'yup haqaqts'ē'yup.“ Als sie dies zwei Mal gesungen hatten, sank das Wasser tief herab, der Wal tauchte auf und verschlang das Boot. Kwo'tiath rief seinen Brüdern zu, dasselbe gerade den Schlund hinab zu steuern. Sobald sie im Magen angelangt waren, zerschnitten sie die Eingeweide des Wales mit Muscheln und schnitten endlich sein Herz ab. Da starb er. Bald trieb er an's Ufer, und als die Ky'äimi'mit ihn fanden, wollten sie ihn aufschneiden. Sie machten sich rasch bereit. Nur Kui'tcak (ein kleiner, weisser Fisch) konnte gar nicht fertig werden. Er wollte sich sehr schön anziehen und sein Haar in einen Knoten binden, da er annahm, dass viele Leute dort zusammenkommen würden. Daher kam er zu spät. Die Leute fragten auch die Muschel Tl'ä'tckun, ob sie mitgehen wolle. Sie antwortete, sie sei lahm. Da boten sie ihr an, sie in einem Korbe zum Ufer zu tragen. „Nein,“ sagte sie, „ich

könnte durch die Maschen fallen und verloren gehen.“ Sie boten ihr an, sie auf einer Matte zu tragen. „Nein,“ sagte sie, „ich möchte herunterfallen.“ Da liessen sie Tl'ä'tekun zu Hause. Ehe sie zum Ufer hinabgingen, bat jene sie, ihr Sehnen mitzubringen, damit sie ihre Thür zubinden könne. Die Ky'äimi'mit erfüllten ihre Bitte und seither hält die Muschel ihre Schalen fest zusammen. Sie gingen nun zum Strande hinab, allen voran Päᴇ'mᴇ (ein Tintenfisch). Sie schnitten den Wal auf, heraus kamen Kwo'tiath und seine Brüder, und als sie nun einander sahen, lachten sie sich an. T'ēntēiap'ini'nᴇ hatte alle Haare in dem Bauche des Wales verloren, so heiss war es drinnen gewesen.
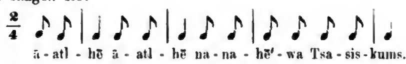
Bislang hatten die Ky'äimi'mit keine Eingeweide gehabt. Dieselben wurden aus den Därmen dieses Wales gemacht. (Nach einer anderen Version wurden sie aus Tang gemacht.)

6. Im Anfange besassen die Wölfe allein das Feuer. Die Ky'äimi'mit wünschten sehr, dasselbe zu erlangen. Nachdem sie schon viele vergebliche Versuche gemacht hatten, sprach der Häuptling Tlehmamit, der Specht, zu Ā'tucmit, dem Hirsche: „Geh Du zu des Wolfes Hause und tanze! Wir alle wollen für Dich singen. Binde Cederbast an Deinen Schwanz, und wenn Du Dich dann dem Feuer zuwendest, wird der Bast sich entzünden.“ Der Hirsch rief: „Patlitlka'na Tlehmamit!“ und lief fort in das Haus des Wolfes, wo er tanzte, bis der Bast an seinem Schwanze Feuer fing. Er wollte hinausspringen, aber die Wölfe fingen ihn, ehe er entfliehen konnte, und nahmen ihm das Feuer wieder fort. Dann schickte Tlehmamit den Vogel Tsatsī'skums aus und sagte: „Der ganze Stamm soll für Dich singen und Du wirst das Feuer bekommen.“ Dann gingen alle Ky'äimi'mit in das Haus der Wölfe, allen voran Tlehmamit und Kwo'tiath. Ehe sie eintraten sangen sie:



(Eine Quarte, bezw. Oktave heruntergezogen.)

Im Hause sangen sie:



Sie tanzten umher und die Wölfe lagen am Feuer und sahen ihnen zu. Einige Vögel tanzten auf die Dachbalken hinauf. Die Wölfe bemerkten es nicht, da sie dem Tanze unten beim Feuer zuschauten. Endlich kamen diese an das Reibe-Feuerzeug, das im Dackbalken aufbewahrt war. Sie nahmen es, tanzten zurück und gaben es Tlehmamit und Kwo'tiath, während die anderen drinnen weiter tanzten, bis jene glücklich nach Hause gelangt waren. Als Kwo'tiath nach Hause kam, rieb er das Feuerzeug, bis Funken herauskamen. Er steckte es auf seine Wange und verbrannte dieselbe. Seither hat er ein Loch in der Wange. Als die Tänzer wussten, dass Kwo'tiath zu Hause angekommen war, stiessen sie einen Schrei aus und flogen von dannen. So verloren die Wölfe das Feuer.

6b. Ein Häuptling in Tokoā'ath besass das Feuer und das ewige Leben. Tlehmamit, einer der Häuptlinge der Ky'äimi'mit, wünschte dieselben zu rauben. Daher gingen alle Thiere zu des Häuptlings Hause und begannen zu tanzen. Der Hirsch Ā'tucmit hatte etwas Cederbast an seine Wade gebunden. Beim Tanze stand er dicht bei der Otter. Diese farzte, der Furz entzündete sich und setzte den Cederbast an der Wade des Hirsches in Brand. Da lief dieser hinaus und die

Leute nahmen ihm das Feuer ab. Er war aber ein wenig verbrannt. Der Bär sprang auf den schweren Querbalken, der das Dach des Hauses trägt, so dass derselbe zerspaltete und die Ky'äimi'mit sehen konnten, was darinnen war. Sie fanden darin die Kiste mit dem ewigen Leben. Ehe sie dieselbe aber ergreifen konnten, riss der Häuptling sie ihnen fort und zog mit all seinen Habseligkeiten, dem ewigen Leben und den Lachsen, von dannen. Da die Ky'äimi'mit das ewige Leben nicht bekamen, müssen die Menschen sterben.

7. Der Donnervogel und Tlehmamit. Der Donnervogel wollte mit dem Spechte Reifen spielen. Er nahm seine drei Brüder als Mitspieler mit. Tlehmamit hatte Kwo'tiath, den Königsfischer und den Reiher als Mitspieler geladen. Auf der einen Seite war der Donnervogel, auf der anderen Tlehmamit Spielleiter. (Dieser trägt einen kleinen Speer.) Kwo'tiath war Tlehmamit's Ringwerfer. Der Königsfischer war der erste, der Reiher der zweite Fänger. Zuerst warf der Donnervogel den Reifen. Derselbe rollte so rasch wie ein Pfeil, der Königsfischer traf ihn aber doch. Dann warf Kwo'tiath. Sobald er den Reifen geworfen, klatschte er in die Hände und da wurde derselbe so klein, dass die Donnervögel ihn nicht treffen konnten. Als jene nun wieder warfen, rief Kwo'tiath: „Werde gross!“ und der Reifen wurde so gross, dass der Königsfischer und der Reiher ihn leicht treffen konnten. Da wurde der Donnervogel zornig. Er begann in die Hände zu schlagen und zu singen, und sogleich blitzte, donnerte und regnete es. Er glaubte, dass seine Gegner dann den Reifen nicht würden sehen können. Wenn aber der Königsfischer einmal nicht traf, so traf der Reiher doch sicher. Schliesslich gab der Donnervogel das Spiel auf, da er doch nicht gewinnen konnte, und Tlehmamit lud ihn zum Essen in sein Haus ein. Als sie sich gesetzt hatten, befahl er seiner Frau Awip'ä-i'k (dem Kolibri?), ein Mahl zu bereiten. Sie nahm eine kleine Schüssel und ging bescheiden und züchtig hinter dem Donnervogel her zu ihren Kisten und sang: „Beeren, Beeren.“ Da ward die Schüssel sogleich voll, obgleich es tiefster Winter war. Die Donnervögel waren sehr erstaunt, als sie sahen, dass jene ihnen frische Beeren vorsetzte. Ihr Häuptling glaubte, sie habe ihnen sehr wenig gegeben, und wollte die Schüssel rasch leer essen. So viel sie aber auch assen, sie konnten die Schüssel nicht leeren. Da sprach der zweite Bruder zum ältesten: „Das ist eine werthvolle Frau und sie ist so schön. Lass uns sie rauben. Wir sind die stärksten und können es.“ Einer der Donnervögel stand auf: da blitzte es und wurde dunkel. Sie nahmen die Frau und flogen von dannen, ohne dass Jemand etwas merkte. Als es wieder hell wurde und Tlehmamit sah, dass seine Frau verschwunden war, ward er sehr betrübt. Er berief eine Versammlung, in der besprochen wurde, wie sie wieder zu erlangen sei. Der Reiher sagte: „Lasst uns einen dichten Nebel machen, damit sie den Weg verlieren,“ aber sie hatten einen zu grossen Vorsprung. Der Nebel erreichte sie nicht. Dann wurde beschlossen, dass Tlehmamit und Kwo'tiath zusammen in einem kleinen Boote in das Land der Donnervögel fahren sollten, um auszukundschaften, ob sich keine Gelegenheit böte, die Frau wieder zu entführen. Als sie ankamen, sahen sie, dass sie beständig von Donnervogelmädchen bewacht wurde, und sahen sich genöthigt, dieselben zu überlisten. Der Specht sagte: „Ich will einen Lachsbeerenstrauch schaffen, werde Du eine Beere daran. Wenn dann meine Frau kommt, Dich zu pflücken, will ich sie forttragen. Er machte einen hübschen, ebenen Platz voller Lachsbeerensträucher. Kwo'tiath verwandelte sich in eine ungeheure Beere. Als nun die Mädchen mit der Frau kamen, ahnten sie gleich, dass die Riesenbeere gefährlich sei und gingen fort. Da rief Tlehmamit: „Das hast Du schlecht gemacht. Du hättest eine kleine Beere sein müssen. Nun verwandle Dich in einen

Lachsbeerenbusch, aber werde nicht zu gross." Kwo'tiath hörte nicht und verwandelte sich in einen dicken Stamm. Als die Mädchen ihn sahen, wussten sie gleich wieder, dass Gefahr im Verzuge war, und gingen nach Hause. Wieder rief Tlehmamit: „Das hast Du schlecht gemacht. Du hättest ein kleiner Busch werden sollen. Lass uns jetzt die Gestalt von Lachsen annehmen und in des Donnervogels Wehr gehen." Kwo'tiath verwandelte sich wieder in einen riesigen Lachs (sätsup), der Specht nahm die Gestalt einer hübschen, kleinen Lachsforelle an. Der Donnervogel fing sie und trug sie in's Haus. Dort bat Äwip'ä-i'k ihn um die Lachsforelle und er gab sie ihr. Die Forelle schlüpfte ihr aus den Händen zwischen ihre Beine und flüsterte ihr zu: „Behalte alle meine Gräten und meine Haut, und gieb Niemand ein Stück ab." Die Frau röstete die Forelle und ass sie ganz allein auf. Eine andere Frau schnitt den grossen Lachs auf und hing ihn über eine Stange. Diese brach aber unter dem Gewichte und sie musste eine neue, stärkere nehmen. Der Donnervogel befahl seiner Frau, als sie aufgegessen hatte, die Gräten der Forelle in den Fluss zu werfen. Als sie bis an die Knie in's Wasser gewatet war, rief er ihr zu, sie solle nicht weiter gehen, die Gräten aber sagten: „Gehe weiter!" und als sie bis an den Leib im Wasser stand, versank sie plötzlich. Die Gräten waren wieder lebendig geworden und der Fisch trug sie fort. Zu gleicher Zeit zerbrach Kwo'tiath die Stange, an der er hing, schlug alles im Hause entzwei und schwamm als Lachs fort.

Als sie glücklich in ihrer Heimath angekommen waren, berietheu sie, wie sie sich an den Donnervögeln rächen könnten. Kwo'tiath sprach zu Tlehmamit: „Leihe Dir das Boot des Wales." Jener that also. Alle bestiegen das Boot und fuhren in Gestalt eines Wales zum Hause der Donnervögel. Einer derselben sass gerade vor dem Hause, als sie ankamen, und sah den Wal auf und niedertauchen. Er klopfte an die Wand des Hauses und rief Nō'nup'itcmik (= der Fänger des Blasenden, des Wales). Dieser legte sein Federkleid an, stürzte sich auf den Wal und griff mit seinen Krallen durch die Haut hindurch. Da banden sie innen seine Füsse fest, so dass er nicht wieder loslassen konnte, und zerschnitten dieselben. Durch den Blutverlust wurde er ganz schwach. Kwo'tiath schlug nun auf einen Stein, der im Wale lag, und sprach zu ihm: „werde schwer! werde gross!" und der Wal zog den Donnervogel in die Tiefe. Als der Wächter sah, dass Nō'nup'itcmik den Wal nicht heben konnte, rief er Nō'pitatcitl (= der beim ersten Male auf dem Wasser fangende), ihm zu helfen. Dieser legte sein Federkleid an und stürzte sich auf den Wal. Sein Bruder rief ihm zu: Nimm Dich in Acht! Der Wal hat übernatürliche Kräfte. Ich werde festgehalten und etwas schneidet meine Füsse." Jener liess sich aber nicht warnen und ihn ereilte dasselbe Geschick, wie seinen Bruder. Der Wal zog sie in's Wasser herab, so dass ihre Flügel nass wurden und sie nicht mehr fliegen konnten. Da rief der Wächter den ältesten der Brüder und sprach: „Ich habe nie dergleichen gesehen. Gehe, und hilf Deinen Brüdern!" Diese warnten ihn, fortzubleiben, er aber hörte nicht, sondern griff den Wal und hob ihn ein wenig, aber schliesslich besiegte Kwo'tiath und seine Genossen ihn doch. Da legte der letzte der Donnervögel sein Federkleid an. Er kreiste über dem Wale, aber die drei Brüder baten ihn, fortzubleiben, damit er nicht ihr Schicksal theile. Er folgte ihnen und flog von dannen. Da machte Kwo'tiath den Stein im Wale sehr schwer. Der Wal tauchte und ertränkte die drei Donnervögel. Dann fuhren sie nach Hause zurück. Als sie in die Nähe von Tokoath Point kamen, landeten sie und Kwo'tiath verwandelte das Boot und die Vögel, die darin gegen den Donnervogel ausgezogen waren, in Felsen, die man noch heute dort sehen

kann. Er nannte den Platz Ēhtŏ'pk·oa (= Walfischspitze). Seither giebt es nur einen Donnervogel.

8. Es war einmal eine Häuptlingsfrau, die hatte kein Kind und sehnte sich sehr, eines zu bekommen. Eines Tages sprach Kwo'tiath zu ihr: „Wenn Du ein Kind haben willst, kannst Du es bekommen.“ „Wie soll ich es denn machen?“ fragte die Frau. Da füllte Kwo'tiath einen Eimer mit Wasser, stellte ihn neben die Frau und sagte: „Wenn Du heute Nacht durstig wirst, trinke hiervon.“ Als alle schliefen, verwandelte er sich in ein kleines Blättchen und liess sich in den Eimer fallen. Als die Frau nun Nachts durstig wurde, trank sie von dem Wasser und verschluckte das Blättchen. Sie versuchte es aus dem Halse zu bringen, konnte es aber nicht, sondern musste es verschlucken. Da rief Kwo'tiath in ihrem Bauche: „Werde dick, werde dick!“ und sie ward schwanger. Als die Zeit ihrer Niederkunft gekommen war, wollte Kwo'tiath nicht geboren werden, wie andere Kinder, sondern gerade durch ihren Bauch hindurch gehen, und er machte ihr grosse Schmerzen. Endlich ward er aber doch geboren, wie ein anderes Kind. Der ganze Stamm kam nun zusammen, um den jungen Häuptling zu sehen, und alle, die ihn sahen, sagten: „Der sieht ja gerade so aus, wie Kwo'tiath; er hat ein Loch in der Wange, gerade wie jener.“ Die Kinder spielten immer mit dem Sohne des Häuptlings und die Leute konnten sich gar nicht satt an ihm sehen. Das Kind wuchs wunderbar rasch heran und fing sehr bald an, zu lachen und zu spielen. Bislang hielt seine Mutter es immer in der Wiege. Eines Nachts machte es sich los und lief fort. Als die Häuptlingsfrau Morgens aufwachte, fand sie, dass das Kind verschwunden war, und weinte sehr. Sie wusste nun, dass sie damals Kwo'tiath verschluckt und wiedergeboren hatte, und schämte sich. Sie stellte die Wiege in eine Ecke des Hauses und sagte den Leuten, ihr Kind sei gestorben. Kwo'tiath aber ging nach Hause. Er band sein Haar auf, zerkratzte sein Gesicht etwas und sang: „H, h, h, ich wollte, ich könnte jetzt die Frau unseres Häuptlings sehen“ (Tokoā'ath).

9. Auf seinen Wanderungen über die Erde benannte Kwo'tiath alle Plätze.

3. Die Rabensage.

1. Der Rabe sprach einst zur Hindin A'tucᴇs: „Ich will ausgehen, und um meine todten Verwandten klagen. Willst Du nicht mit mir gehen?“ A'tucᴇs antwortete: „Ich habe keine Ursache zu weinen. Meine Verwandten sind alle gesund.“ Der Rabe versetzte: „Das thut nichts; wir können ja unsere Urgrosseltern beweinen.“ Die Hindin war endlich einverstanden. Sie gingen auf eine steile Klippe und setzten sich ganz nahe dem Rande des Abgrundes. Der Rabe sprach: „Wir wollen uns so setzen, dass unsere Thränen in die Tiefe fallen.“ Da rückten sie noch näher an den Rand. Er begann nun zu klagen: „O, mein Urgrossvater! Du bist gestorben lange, lange, ehe ich geboren bin.“ Dann fing A'tucᴇs an zu weinen, sagte aber nichts. Der Rabe sprach: „Du weinst ja gar nicht ordentlich. Schliesse Deine Augen und hebe Deinen Kopf auf, wie es sich gehört.“ Die Hindin folgte der Aufforderung und schloss die Augen. Da stiess der Rabe sie in den Abgrund, flog dann hinunter und frass sie auf.

2. Der Rabe und ein kleiner Vogel lebten in einem Dorfe. Als die Häringe im Frühjahr erschienen, gingen beide fischen. Der Rabe fing immer viele Fische, während der kleine Vogel gar nichts bekam und grosse Noth litt. Der Rabe half ihm aber nicht. Die Kinder des Vogels waren sehr hungrig. Sie gingen zum Hause des Raben und lugten durch die Astlöcher. Als der Rabe sie sah, zeigte er ihnen höhnend die Fische und stiess sie mit einem Stocke durch die Astlöcher

in die Augen. Da ward ihr Vater sehr zornig. Er nahm seinen Pfeil und Bogen und ging in den Wald, um zu versuchen, ob er kein Wild erlegen könne. Er traf ein Rudel Elche und erlegte zwei grosse Böcke. Als er sie abzog, kamen die Wölfe des Weges und fragten: „Wie hast Du die Elche getödtet?" Er antwortete: „Ich glaube, Ihr habt sie getödtet, ich fand sie todt." Dann fragten jene: „Wie willst Du sie denn nach Hause tragen?" „Ich trage sie so gut ich kann. Wollt Ihr mir helfen?" versetzte der Vogel. „Ja, wir wollen Dir armen Burschen helfen. Nimm das Fleisch auf den Rücken!" „Nein, ich kann es nicht, ich bin zu klein." „Versuche es nur! Du wirst es ganz leicht finden." Da versuchte er es. Er lud das Fett und Fleisch auf den Rücken; die Wölfe sagten: „leicht!" und er konnte es ohne Beschwerde nach Hause tragen. Dann verstopfte er alle Astlöcher und Fugen seines Hauses und briet das Fett. Der Rabe roch dasselbe, ging zu dem Hause des Vogels und fragte: „Was brätst Du da?" Der kleine Vogel antwortete ihm nicht. Da sandte der Rabe seine Frau Pä'c-hok mit Häringen hinüber. Sie legte die Fische in eine Schüssel, ging zum Hause des Vogels und sprach: „Hier ist Häring für Dich." Der Vogel antwortete gar nicht. Da ging Pä'c-hok zu ihrem Manne zurück und sagte: „Sie haben mir die Thür gar nicht geöffnet." Da ging der Rabe selbst mit den Häringen hinüber, der Vogel würdigte aber auch ihn keiner Antwort. Darüber ward er so ärgerlich, dass er die Häringe mit der Schüssel verschluckte. Er ging dann nach Hause und log seiner Frau vor, der Vogel habe die Schüssel und die Häringe genommen. Er war aber neidisch auf das Glück seines Nachbars und ging auch in den Wald, Elche zu schiessen. Bald traf er ein Rudel und tödtete zwei grosse Böcke. Als er dieselben abzog, kamen zwei Wölfe des Weges und fragten ihn: „Wie hast Du die Elche getödtet?" „Was denkt Ihr?" rief er zur Antwort: „Ich tödtete sie. Ich brauche Niemand, mir zu helfen!" und belegte die Wölfe mit den bösesten Schimpfnamen. „Gut," versetzten jene, „wie willst Du das Fleisch und Fett nach Hause tragen?" „Ich kann es leicht auf den Rücken nehmen," versetzte der Rabe, that es, und schleppte es mühsam nach Hause. Dort angekommen, warf er das Fleisch und Fett vor der Thür nieder. Als er in's Haus trat, fragten seine Kinder: „Vater, was hast Du gefangen?" „Ich habe zwei Elche," versetzte er. „Sie liegen vor der Thür." „Sollen wir nicht etwas Fett haben?" „Ja, geht und holt es Euch. Steckt es an einen Stock und röstet es am Feuer, wie die Nachbarn thaten." Sie rösteten es an einem Stocke und leckten dann das Fett ab. Die Kinder und Pä'c-hok gingen hinaus, um das Fett zu holen, fanden aber nichts. Er schickte sie nochmals hinaus, und als sie noch nichts fanden, ging er selbst. Da sah er, dass die Elche in vermodertes Holz verwandelt waren.

3. Der Bär lud den Raben zum Essen ein. Er machte ein grosses Feuer, setzte eine Schüssel dicht daran und hielt seine Hände darüber. Da troff Fett aus seinen Händen in die Schüssel. Er röstete sodann Lachse, die er dem Raben nebst dem Fett vorsetzte. Hierauf lud der Rabe den Bären ein. Als letzterer zu dem Hause des Raben ging, lachte er; denn er wusste, dass jener versuchen würde, ihm nachzuahmen. Der Rabe machte ein grosses Feuer, setzte eine Schüssel dicht daran und hielt seine Hände darüber. Er wartete darauf, dass Fett heraustropfen sollte, es kam aber nichts heraus. Er drehte sie um und schüttelte sie, aber kein Fett troff hervor. Seine Hände wurden nur schwarz gesengt. Daher hat der Rabe schwarze Flügel und Füsse.

4. Wosne'p (ein kleiner Vogel) gab einst ein Fest und bewirthete seine Gäste mit Lachseiern. Er hatte den Raben nicht eingeladen, da derselbe immer sehr

viel ass. Da war der Rabe sehr betrübt und fiel vor Zorn fast in Ohnmacht. Er zog seinen Mantel über den Kopf und sass still am Feuer seines Hauses. Als nun alle Ky'äimi'mit beim Essen versammelt waren, schlich der Rabe sich hinter Wosnē'p's Haus und rief: „Hēyidē', yidē, yidē', alle, die Lachseier essen, müssen sterben.“ Nachdem er zwei Mal diesen Spruch gesungen hatte, lief er nach Hause zurück. Er liess seine Frau Pā'c-hok rasch Asche auf seinen Mantel streuen, damit Niemand denken konnte, er habe das Haus verlassen. Wosnē'p schickte sogleich Jemand aus, um nachzusehen, ob der Rabe gerufen habe, denn man kannte seine Schliche. Der Bote ging zu Pā'c-hok und fragte sie: „Ist Dein Mann eben draussen gewesen?“ „Nein,“ antwortete sie, „siehst Du nicht die Asche auf seiner Decke?“ Als der Boote nun berichtete, der Rabe habe das Haus nicht verlassen, glaubten sie, ein Geist habe den Ruf ausgestossen. Sie schickten zum Raben, um seinen Rath einzuholen. Der Bote sprach: „Wir hörten eine Stimme hinter dem Hause rufen: Hēyidē', yidē', yidē', alle, die Lachseier essen, müssen sterben.“ Der Rabe sprach alsdann: „Wenn etwas derartiges geschieht, muss man zu einem anderen Dorfe ziehen. Komm, Pā'c-hok, packe unsere Sachen.“ Da lief der Bote eiligst zurück und sprach: „Der Rabe zieht fort. Lasst uns die Eier hier lassen und mitgehen.“ Mittlerweile zerbrach der Rabe die Ruderbänke seines Bootes, und als die anderen ihre Boote in's Wasser schoben, war er noch beschäftigt, das seine wieder zu flicken. Er sagte: „Geht nur, ich komme gleich nach.“ Als alle fort waren, assen er und seine Frau die Lachseier auf.

5. Zwei Frauen wollten einst eine Kiste Beeren einem Freunde in einem entfernten Dorfe bringen. Ihre Freunde wollten sie nicht allein reisen lassen, sondern baten den Raben, sie zu begleiten. Er willigte ein und sprach: „Es wird mir gut thun, etwas zu reisen.“ Sie setzten nun die Kiste mit Beeren in die Mitte des Bootes, und fuhren ab. Die Frauen ruderten und der Rabe steuerte. Unterwegs wurde er lüstern nach den Beeren und bat die Frauen, ihm einige zu geben. Sie weigerten sich dessen. Da erdachte er eine List. Als sie etwas weiter gefahren waren, rief er: „Ein Boot kommt dort. Ich sehe, es sind unsere Feinde, die uns tödten wollen. Dreht Euch nicht um, sondern rudert so stark Ihr könnt. Wir wollen uns verstecken. Sie sind schon dicht bei uns.“ Die Frauen fürchteten sich und ruderten fort, ohne sich umzusehen. Sie landeten und der Rabe liess sie sich verstecken. Sobald sie fort waren, frass er alle Beeren auf. Zwischendurch schrie er immer: „Oh, rettet mich, rettet mich!“ und frass weiter. Als er alles aufgefressen hatte, beschmierte er seinen ganzen Körper mit Saft, brach ein Stück vom Boote ab, zerbrach die Kiste und legte sich hin. Als die Frauen zurückkamen, wollten sie seine Wunden sehen. Er schrie aber: „Nein, dann werde ich nur mehr Schmerzen bekommen.“ Sie kehrten zurück und trugen den Raben in's Haus. Er war mehrere Tage krank in Folge der vielen Beeren, die er gegessen hatte.

6. Einst sandte der Rabe seine Frau zum Rochen und liess ihn zu einem Wettkampfe mit Speeren herausfordern. Er wünschte jenen zu tödten und seine Leber zu essen. Der Rochen bereitete sich zum Zweikampfe und kam. Die Kämpfer stellten sich einander gegenüber auf. Der Rabe liess den Rochen zuerst werfen. Als der Speer auf ihn lossauste, flog der Rabe in die Höhe und die Waffe flog zwischen seinen Beinen hindurch. Dann warf der Rabe, und sogleich drehte der Rochen ihm seine schmale Seite zu. Daher verfehlte der Rabe ihn. Er sagte: „Das darfst Du nicht thun.“ Nun warf der Rochen wieder, und der Rabe flog in die Höhe. Dann warf der Rabe, und der Rochen drehte ihm seine

schmale Seite zu. Dann aber traf der Rochen den Raben. Derselbe flog von dannen und schrie vor Schmerz: „k·äte, k·äte.“

7. Der Rabe hatte zwei schöne Töchter, und es verlangte ihn, die schönste derselben zu besitzen. Daher stellte er sich, als sei er todtkrank. Er sagte zu dem Mädchen: „Ich werde nun sterben und nicht mehr für Dich sorgen können. Wenn Du einmal krank werden solltest, so gehe in den Wald, da wirst Du einen kleinen, rothen Stock finden. Dann setze Dich darauf und Du wirst wieder gesund werden.“ Er that dann, als stürbe er, und liess sich begraben. Als aber die Leute fort waren, die ihn beigesetzt hatten, flog er in den Wald und begrub sich unter Laub. Nur seinen Penis liess er heraussteeken. Das Mädchen wurde bald einmal krank und folgte dem Rathe ihres Vaters. Als sie nun kam und sich auf ihn setzte, rief er: „Das ist recht, nur zu! nur zu! ich bin Dein Vater.“

8. In alten Zeiten hielten die Ky'äimi'mit einen Rath, an welcher Stelle die Genitalien sitzen sollten. Der Rabe wollte, dass sie auf der Stirn sitzen sollten. ein Häuptling aber rief: „Nein, sie sollen zwischen den Beinen sitzen, wo man sie nicht sehen kann.“

9. Im Anfange fand sich Wasser nur unter den Wurzeln der Bäume, und wenn man trinken wollte, musste man die Wurzeln ablecken. Für eine Muschelschale voll Wasser musste man einen hohen Preis bezahlen. Die Dohle wollte den Menschen das Wasser bringen, der Rabe wollte es aber nicht dulden. Die Dohle kümmerte sich aber nicht um ihn, sondern stahl das Wasser und schlug dann ihr Wasser ab, indem sie über die Erde flog. So entstanden die Flüsse und Seen.

4. Der Nerz.

1. K·ä'yaq (oder Tc'ästE'mitmit), der Nerz, wollte mit den zwei Schwestern Mâ'hentlis (= Sägeschnabel-Weibchen) schwimmen. Die Mädchen erlaubten ihm mitzugehen, und als sie zum Teiche kamen, warfen alle drei ihre Kleider ab und sprangen in's Wasser. Er tauchte in einiger Entfernung von den Mädchen, und schwamm auf und ab. Dann riefen die Mädchen ihn: „Komm! lass uns zusammen spielen!“ Er kam heran und tauchte gerade vor ihnen. Dann plötzlich schwamm er unter eine von ihnen und biss ihr die Clitoris ab. Das Mädchen sagte nichts, denn sie schämte sich, ging an's Land, legte ihre Kleider an und rief ihre Schwester. Nerz aber schnitt sich einen Busch vom Baume und steckte denselben auf den Kopf. Die abgebissene Clitoris steckte er oben daran. Sie wackelte an seinem Kopfschmuck hin und her, als er nach Hause ging. Die Leute waren alle auf der Strasse, als er in's Dorf kam. Sie fragten ihn: „was hast Du auf Deinem Kopfe?“ Er antwortete nicht, sondern ging nach Hause und steckte den Busch an die Wand.

2. Bald darauf wollte K·ä'yaq zwei hübsche Mädchen für sich haben. Als dieselben eines Tages gerade Matten machten, ging er dicht an ihnen vorüber. Er hielt ein Stück schönes, weisses Harz im Munde und kaute daran. Er liess ein Stückchen aus dem Munde hängen, um ihnen den Mund wässerig zu machen. Als sie das schöne Harz sahen, baten sie ihn um ein Stückchen. Er gab der ältesten, die zugleich die hübscheste war, ein wenig. Sie wurde schwanger und gebar nach wenigen Tagen ein Kind. Da Niemand wusste, wer der Vater des Kindes war, lud der Vater der jungen Frau alle Leute ein. Er liess sie in die Mitte des Hauses treten und das Kind auf dem Arme halten. Zugleich sangen seine Leute, die an den Wänden des Hauses entlang sassen. Die Männer mussten der Reihe nach vor die Frau treten. Zu keinem wollte das Kind gehen, als aber K·ä'yaq

kam, liess es sich gleich von ihm auf den Arm nehmen. Da wussten die Leute dass er der Vater sei.

3. K·ā'yaq ging einmal spazieren und fand ein Hornissennest. Er nahm dasselbe auf und wickelte es in seinen Mantel. Er ging weiter und traf eine Anzahl spielender Kinder. Sie fragten ihn: „K·ā'yaq, was hast Du da?“ Er antwortete: „Ich habe Sallal-Beeren.“ Die Kinder baten, er solle ihnen welche geben, er aber antwortete, sie seien für seine Mutter. Die Kinder aber baten ihn sehr und liefen hinter ihm her, als er weiter ging. Endlich liess er sich erweichen. Er sagte: „Kommt heran, setzt Euch im Kreise um mich. Sperrt Eure Beine auseinander und kommt recht dicht heran. So! Wenn ich meinen Mantel aufmache, so greift hinein, so rasch ihr könnt.“ Dann schüttelte er seinen Mantel aus. Die Kinder fielen darüber her und wurden jämmerlich zerstochen. Er hatte sie mit gespreizten Beinen niedersitzen lassen, damit ihr Gesäss und die Geschlechtstheile besonders zerstochen werden sollten. Er rief: „Da habt Ihr schöne Beeren! Esst doch! lasst sie Euch schmecken!“

5. Ka'pkimīs (ein Bruder Kwo'tiath's. Siehe S. 100).

Es war einmal eine Frau, die hatte einen Enkel Namens Ka'pkimīs. Eines Tages, als sie gerade eine Matte auf der Plattform des Hauses webte, bat sie den Knaben, ihr etwas Wasser zu holen, da sie durstig sei; er aber weigerte sich, da er gerade damit beschäftigt war, einen Pfeil zu machen. Sie bat ihn ein zweites und drittes Mal, er aber erfüllte ihre Bitte nicht. Da sagte sie: „wenn Du jetzt nicht gehst und mir Wasser holst, werde ich in einen Blauhäher verwandelt werden.“ Der Knabe antwortete nur: „meinetwegen;“ denn er glaubte ihr nicht. Sie sagte nun zum vierten Male: „Willst Du nicht gehen und mir Wasser holen?“ „Nein,“ sagte der Knabe, „ich mache Pfeile.“ Da rief sie: „qwēe, qwēe, sprang von der Plattform herab, zuerst auf eine Kiste, dann auf einen Dachbalken und flog endlich als Blauhäher von dannen. Sie flog von Baum zu Baum, und der Knabe lief ihr nach, um zu versuchen, sie wieder zu fangen, doch alle seine Versuche waren vergeblich. Da weinte er und sang, indem er zurückging: „Oh, Grossmutter, Du wirst alle Stämme zu Genossen haben“ (d. h. alle Menschen werden künftig sterben). Als er erwachsen war, lud er alle Stämme zu einem grossen Schenkfeste ein. Er hatte ein grosses Haus gebaut. Alle Vögel: die Gans, die Ente, die Möwe und alle die anderen kamen. Das Elch kam, der Bär und der Tintenfisch. Dann schloss er alle Spalten und Löcher des Hauses, ging zur Thür und zeigte ein grosses Messer. Die Gans sagte: „Gefahr, Gefahr!“ Aber Ente, Bär und Elch riefen: „Keine Gefahr für mich.“ Da rief die Gans auch: „Nein, keine Gefahr. Ich kann durch das Dach fliegen.“ Das Elch sagte: „ich kann über ihn fortspringen,“ und so flogen die Vögel von dannen, und Elch und Bär sprangen über ihn fort aus der Thür. Nur der Tintenfisch konnte nicht entfliehen. Ka'pkimis ergriff ihn an den Haaren und wollte ihn tödten. Er aber bat: „Tödte mich nicht hier, sonst werden die Leute sagen, Deine Thür ist blutig.“ Der junge Mann folgte dem Rathe und schleppte ihn hinaus. Als sie auf der Strasse ankamen, wollte er ihn tödten. Der Tintenfisch aber bat ihn: „Tödte mich nicht hier, sonst werden die Leute sagen, die Strasse vor Deinem Hause ist blutig.“ Der junge Mann schleppte ihn zum Strande, aber als er ihn dort tödten wollte, rief der Tintenfisch: „Tödte mich nicht hier, sonst werden alle sagen, der Strand vor Deinem Hause sei blutig. Tödte mich im Wasser.“ Ka'pkimīs schleppte ihn in's Wasser. Als er ihn nun tödten wollte, rief der Tintenfisch: „Nein, gehe weiter in's Wasser, sonst werden die Leute sagen, das Wasser vor Deinem Hause sei

blutig. Der junge Mann zog ihn weiter in's Wasser. Als ihm das Wasser bis an den Hals reichte, schlang der Tintenfisch seine Arme um ihn und ertränkte ihn.

6. Der Hirsch und die Wölfe.

Der Hirsch ging einst fischen. Während er so beschäftigt war, sah er die Boote der Wölfe schwer beladen vorüber kommen. Die Wölfe waren im Begriff, in ein anderes Dorf zu ziehen. Als sie nahe bei ihm waren, rief er ihnen zu: „Ihr reiset an einem schönen Tage, Ihr Knochennasen, Ihr Rohfleischfresser.“ Die Wölfe verstanden nicht, was er sagte und riefen: „Was sagst Du, Ā'tucmit?“ Er antwortete: „Ich sprach freundlich zu Euch. Ich sagte: Ihr reiset an einem schönen Tage, Ihr vornehmen Leute.“ Als sie etwas weiter fort waren, rief er wieder: „Ihr reist an einem schönen Tage, Ihr Knochennasen, Ihr Rohfleischfresser.“ Dieses Mal aber verstanden sie ihn, kehrten um und riefen: „Du schiltst uns ja.“ Sie schlugen ihn und machten ihn zum Sklaven. Sie fuhren dann zu ihrem Dorfe. Sie banden die Wandbretter an das Balkenwerk ihrer Häuser und legten die Dachbretter auf die Dachbalken. Sie nahmen A'tucmit's Boot Hŏpi'nuwuc (= kleines, rundes Boot) und warfen es oben auf das Haus. Das Boot war ganz kreisrund und hatte die Eigenschaft, von selbst zu fahren. Der Häuptling der Wölfe sprach zum Hirsche: „Wenn ich nun schlafen gehe, sollst Du mir immer etwas vorsingen.“ Der Hirsch hatte ein Muschelmesser unter seinem Mantel verborgen, und als der Häuptling sich nun niederlegte, sang er: „Waī'tc, waī'tc, yū'ī“ (schlafe, schlafe, Häuptling). Da schlief dieser ein. In der folgenden Nacht musste der Hirsch ihn wieder in Schlaf singen. Er sang: „Waī'tc, waī'tc, yū'ī,“ und als jener schlief, schnitt er ihm mit seinem Muschelmesser den Kopf ab. Er lief mit dem Kopfe hinaus, ohne dass irgend Jemand es merkte, nahm sein Boot vom Dache, schob es in's Wasser und rief: „Fahre!“ Da fuhr es von dannen. Er legte den Kopf in den Bug des Bootes und sang: „Hōpatsianā', hōpatsianā', hēiahsōkmā' t'oqts'ētakmū'tc hañītlukmū'tc k·oayatsēkmū't (das runde Ding vorn im Boote, das runde Ding vorn im Boote, hier im Boote ist der Kopf des Häuptlings der Wölfe). Als die Wölfe früh Morgens merkten, dass ihr Häuptling todt war, beriefen sie eine Rathsversammlung. Sie beschlossen, sich den Nebelzauber von A'nusmit, dem Reiher, zu leihen. Als sie denselben bekommen hatten, erzeugten sie einen dichten Nebel und A'tucmit verlor den Weg. Ohne es zu merken kehrte er in das Land der Wölfe zurück. Als das Boot an's Land stiess, glaubte er bei seinem eigenen Hause zu sein und rief seiner Frau Imā'aks zu: „Imā'aksā' hīahsōkō'its kōatsōk·oā'ts Imāaksā'“ (Imā'aksā', hier drinnen ist Dein Nachttopf, Imāaksā'). Dann sprang er aus dem Boote. Er ergriff eine Hand voll Sand und sagte verwundert: „Der Sand sieht ja gerade so aus, wie an dem Platze, wo ich gestern war.“ Als die Wölfe ihn kommen hörten, liefen sie zum Strande und zerrissen ihn. Da schrie er: „A anasōkoapisamā' k·ēnēk·ā'ts“ (oh, lasst den Magen in Frieden), und die Wölfe liessen deshalb seinen Magen liegen. Seither tödten die Wölfe die Hirsche, berühren aber den Magen nicht.

7. Tlōkoa'la-Sagen.

1. Es war einmal ein tapferer Häuptlingssohn, Namens Hasā'k·utl (= Krabbe im Gesicht). Er ging alltäglich im Sommer und Winter in den Wald, badete in einem See, rieb sich mit Cederzweigen und wälzte sich auf spitzigen Steinen bis auf's Blut, um sich stark und muthig zu machen. Nachdem er so durch lange Befolgung dieser Vorschriften grosse Kraft erlangt hatte, ging er eines Morgens aus, ohne dass irgend Jemand darum wusste. Er ging zum Strande und fand da-

selbst einen Seehund. Er schnitt denselben den Bauch entlang auf, zog ihm das Fell ab und kroch hinein. Dann blieb er am Ufer liegen und wartete, was geschehen würde. Am folgenden Morgen hörte er lautes Geheul von Wölfen. Er konnte nichts sehen, da er ganz von dem Fell umhüllt war, hörte aber alles, was um ihn her vorging. Er fühlte, dass die heulenden Thiere ihn stiessen, aufhoben und forttrugen. Die Wölfe fühlten, dass er noch athmete und riefen: „Der Seehund muss übernatürlich sein. Wir können ihn nicht tragen.“ Ein anderer sagte: „Ich glaube, er lebt noch, wir wollen ihn tödten.“ Sie waren mittlerweile zu dem Platze gekommen, an dem sie all ihre Beute zu tödten pflegten. Dort waren viele scharfe Nadeln neben dem Wege. Er hörte, wie ein Wolf dem andern zurief: „Wir wollen ihn hier auf die Nadeln werfen!“ Als der Wolf ihn nun abwarf, schwang er sich mit einem grossen Satze über die Nadeln hinüber. Vier Male versuchten sie ihn so zu tödten, aber es gelang ihnen nicht. Da sprachen sie unter einander: „Gewiss, der Seehund muss übernatürlich sein, sonst hätte er nicht den Nadeln entgehen können.“ Sie trugen ihn weiter. Als sie nach Hause kamen, liess einer der Wolfshäuptlinge ihn aufschneiden. Sie schnitten ihm zuerst die Hoden aus. Die Häuptlingstochter nahm dieselben und ass sie. Als sie dann seinen Bauch aufschnitten, sprang Hasā'k·utl heraus, setzte sich hin und sah sich um. Einige Wölfe fielen vor Schrecken in Ohnmacht, als sie ihn sahen. Das Mädchen aber rief: „Pfui! Ich habe eines Mannes Hoden gegessen,“ und erbrach sie wieder. Der Wolfshäuptling aber sandte seine Boten aus, alle Wölfe, Waschbären und Ottern einzuladen. Seine Boten waren die Wölfe Koaā'tlas (= knackender Zweig), K·ak·ā'tlqsit'as (= sich setzender Schmutz im Wasser), Astskwē'qapas (= von Axthieben auffliegende Spähne) und Ē'ik·atpas (= fallendes Wasser). Sie rannten über die ganze Erde und luden alle Wölfe, Waschbären und Ottern ein. Bald versammelten sie sich in dem Hause des Häuptlings. Sie setzten den jungen Mann in die Mitte des Hauses und setzten sich selbst rings umher. Sie fragten ihn: „Was willst Du hier? Willst Du diesen Kamm haben? Wenn eine Frau ihr Haar damit kämmt, wird es sogleich sehr lang.“ Hasā'k·utl antwortete nicht. Dann zeigten sie ihm Zauberkräuter und fragten ihn, ob er dieselben haben wolle. Er antwortete nicht. Dann zeigten sie ihm den Pfeil des Todes (tci'tu) und sagten, wenn er damit auf einen Menschen weise, müsse derselbe sogleich sterben. Um die Kraft des Pfeiles zu zeigen, wiesen sie damit auf die Wölfe, die wie todt niederfielen. Da sprach Hasā'k·utl: „Ja, ich kam, um dieses zu erwerben.“ Sie gaben ihm den Pfeil. Als er ihn berührte, fiel er in Ohnmacht und erst beim vierten Versuche konnte er ihn halten. Dann setzten sie ihn auf eine grosse Kiste und lehrten ihn den Tlōkoa'la. Die Waschbären und Ottern fingen an zu rasseln und den Tlōkoa'la-Sang zu singen. Dann hörte man Wölfe rings um das Haus heulen und drinnen tanzten sie alle die Tänze, welche heute von den Menschen getanzt werden. Hasā'k·utl gab dem Wolfshäuptling etwas rothgefärbten Cederbast. Dann nahmen sie ihn von der Kiste und setzten ihn neben den Häuptling. Die Wölfe schleppten nun einen Todten herein. Sie hüllten die Leiche in ein Wolfsfell, legten sie beim Feuer nieder und fingen an zu singen. Dazu schlugen sie auf ihren Flanken und Schenkeln Takt. Da stand der Todte auf und ging schwankend umher. Je länger sie aber sangen, um so sicherer ging er und lief endlich gerade so, wie ein Wolf. Einer der Wölfe gab ihm seinen Mantel und ein anderer unterwies ihn im Laufen. Da sprach der Häuptling zu Hasā'k·utl: „Nun siehst Du, was aus den Todten wird. Wir machen sie zu Wölfen.“ Und er fuhr fort: „Wisse, dies ist der Tlōkoa'la. Wenn Du nach Hause kommst, lehre die Menschen den

Tanz. Wenn Du künftig von einem Platze zum andern ziehst, lasse immer etwas rothgefärbten Cederbast zurück, damit wir ihn für den Tlōkoa'la holen können." Dann trugen sie ihn in seine Heimath zurück. Sie liefen um das Dorf herum und sangen Wolfslieder. Sie verboten dem jungen Mann, gleich in's Haus zu gehen, sondern befahlen ihm, seine Freunde vorzubereiten. Er rief sie und sagte ihnen: „Geht in eure Boote und singt. Alsdann werden viele Wölfe kommen. Wenn Ihr sie erblickt, fahrt weiter fort vom Ufer und kommt erst wieder, wenn sie fort sind. Alsdann nehmt ein Seil aus Cederbast und fangt mich ein. Ich werde Euch dann den Tlōkoa'la lehren." Und er gab ihnen die Pfeifen, die er von den Wölfen bekommen hatte. Alles geschah, wie er gesagt hatte. Seine Freunde gingen in ihre Boote, die Wölfe kamen, und als sie wieder fortgelaufen waren, fingen sie Hasā'k·utl ein und führten ihn in's Haus. Er schickte dann alle aus dem Hause und sagte: „Kommt zurück, wenn ich Euch rufe. Ich will Euch zeigen, was die Wölfe mir gegeben haben." Er bestreute sein Haar mit Federn und nahm den Pfeil des Todes. Dann rief er: „Lasst alle kommen und mich sehen!" Er zeigte ihnen den Pfeil, da fielen sie wie todt nieder. Dann legte er die Waffe nieder und sie erwachten wieder. Er sagte: „Alles dies gaben mir die Wölfe. Mein Tanz soll auf meine Töchter und deren Männer übergehen und alle ihre Nachkommen sollen ihn besitzen."

2. Ein junger Mann war immer erfolglos beim Walfischfang, während ein anderer immer mit vieler Beute heimkam. Endlich verlor er die Geduld und sprach zu seinem Vater: „Wenn ich jetzt wieder ohne Beute heimkomme, musst Du einen Tlōkoa'la für mich halten." Da er Abends wieder mit leeren Händen heimkam, sandte sein Vater Einladungen zu einem Tlōkoa'la aus. Er liess die Wölfe kommen und für den jungen Mann tanzen. Dann versuchte dieser, den Tanz nachzuahmen, machte aber viele Fehler. Endlich warf er den Kopfring aus rothgefärbtem Cederbast ab, that sein Bärenfell um und lief in den Wald. Dort kroch er unter einem umgefallenen Stamme hindurch und traf gerade da mit einem Wolfe zusammen. Er fiel in Ohnmacht. Als er wieder erwachte, hörte er die Wölfe singen. Er stand auf und bekam den Sang der Wölfe und ging nach Hause. Lange war er im Walde gewesen. Sein Sang war:

Hēyōyā' hāna yēā' tl'ēn'ēcinā'
Nayiyā' nä tl'ē'nēcinā' nāhayē'
Ōyesē'imā' k'atsāyayua'p yātsōnōkoakā'otc nä k·oāyatsā'a yēk'a wäi'

(d. h.: Wenn ich Morgens umher laufe, lasse ich es immer hageln). Er war lange im Walde gewesen. Von da an bekam er immer so viele Wale, wie er wollte.

8. Die zwei Schwestern.

Eine Frau pflegte ihre zwei Töchter viel zu schelten. Es wurde denselben endlich unerträglich zu Hause und sie entflohen. Sie liefen in den Wald und fanden daselbst zwei Häuser, die dicht bei einander standen. Die ältere Schwester ging in das eine Haus. Die jüngere Schwester lugte durch einen Spalt in das andere und sah darin eine Frau sitzen. Sie ging hinein und fand nun, dass die Frau eine aus vermodertem Holze geschnitzte Figur war. Nach kurzer Zeit kam Jemand in das Haus und fragte, wer sie sei. Sie erzählte, dass sie dem Schelten ihrer Mutter entlaufen sei. Da sprach jener: „Ich will Dich heirathen. Bist Du ganz allein hierher gekommen?" „Nein," erwiderte sie, „meine Schwester kam mit mir zusammen. Sie ist in das Nachbarhaus gegangen." Der Mann versetzte: „Ich fürchte, dann ist Deine Schwester todt. Dort wohnt der Panther und der

Waschbär, denn bislang ist noch jeder, der hineinging, erschlagen worden." Er hatte kaum ausgesprochen, da hörten sie jemand auf das Haus zulaufen. Es war die ältere Schwester, die glücklich entflohen war. Da nahm jener beide Schwestern zu Frauen. Seine Holzfrau warf er in's Feuer. Nach einiger Zeit ward die älteste Schwester schwanger, und als ihr Kind geboren wurde, war auch die jüngere schwanger. Das Kind der älteren war ein Mädchen. Als es etwas grösser geworden war, machte der Vater ihm Bogen und Pfeile und lehrte sie schiessen. Er sprach: „Komm her, mein Kind!" setzte sie auf sein Knie und lehrte sie sein Lied. Er war ein grosser Jäger. Wenn er zum Strande ging, brachte er jedesmal Elche mit nach Hause. Er sagte: „Wenn Du erwachsen bist, sollst Du ein grosser Jäger sein trotz irgend eines Mannes." Er ging mit ihr zu einem Baume, setzte sie auf einen Ast und sprach: „Du musst hier vier Mal Dein Lied singen, wenn Du viel Wild haben willst. Wenn Du weniger haben willst, singe nur zwei Mal." Er liess sie dort Als sie nun zwei Sänge gesungen hatte, kamen zwei Elche und fielen todt um. Als sie weiter sang, kamen vier Hirsche und fielen todt um. Ihr Vater trug dann die Beute nach Hause. Er kochte das Wild und die Schwestern sangen und tanzten im Hause.

Einstmals hörte der Waschbär sie auf dem Baume singen. Er ging zum Panther und sagte: „Ich höre eine Stimme dort auf dem Baume singen." Der Panther sprang aus dem Hause und hörte auch den Gesang. Er lief der Stimme nach; als er aber zu dem Platze kam, von dem die Stimme auszugehen schien, hatte dieselbe aufgehört, und nichts war zu sehen. Da lief er nach Hause zurück und schlug den Waschbären. Der Waschbär und der Panther hörten aber am folgenden Tage das Mädchen wieder singen. Sie rannten der Stimme nach. Als sie zu dem Baume kamen, hatte das Mädchen gerade aufgehört zu singen, sie sass aber noch auf dem Baume. Da kletterte der Panther auf einen gegenüber stehenden Baum und bat das Mädchen: „Lehre mich Deinen Sang." Sie erwiderte: „Nein, Vater hat mir verboten, öfter als vier Mal zu singen." Der Panther rief: „Singe, oder ich tödte Dich." Sie weigerte sich aber trotz der Drohung, musste aber endlich nachgeben. Sobald der Panther den Sang gelernt hatte, tödtete er sie, nahm ihr Herz aus der Leiche und begrub sie unter dem Baume. Der Vater vermisste bald seine Tochter. Am nächsten Morgen ging er aus, sie zu suchen. Er lenkte seine Schritte zu dem Baume, fand sie aber nicht. Er wusste sogleich, dass der Panther sie getödtet hatte. Am folgenden Morgen ging er wieder zu dem Baume und hörte Jemand singen. Er erkannte gleich die Stimme des Panthers, welcher den Sang, den er dem Mädchen geraubt hatte, sang. Das Wild folgte aber nicht seinem Rufe. Da trat der Mann unbemerkt gerade unter den Baum und schoss den Panther mitten durch's Herz. Er fand die Leiche seiner Tochter unter dem Baume begraben und sah, dass das Herz herausgerissen war. Da öffnete er den Panther und fand das Herz in ihm. Es war ganz unverletzt. Er wärmte es und legte es wieder an seinen Platz. Dann gab er seiner Tochter den Athem wieder, das Herz begann zu schlagen und sie erwachte zu neuem Leben. Dann zerschnitt er den Panther, zerriss sein Herz in kleine Stücke und warf es in die vier Winde. Die Schwestern waren aber böse geworden über alles, was geschehen war, und verliessen das Haus mit ihren Kindern, ehe jener zurückkam. Als sie aber zu ihrer früheren Heimath kamen, fanden sie Niemand. Ihre Verwandten und Stammesgenossen waren alle fortgezogen. Sie fanden eine kleine Forelle, machten einen Fluss und setzten dieselbe hinein. Da vermehrte sie sich rasch und von ihr stammen die Forellen in allen Flüssen.

9. Ei'scöitl (= innen ganz Harz).

Eine Schaar Kinder spielte einst am Meeresstrande, als seien sie erwachsene Leute. Sie theilten sich in mehrere Lager und gaben ein grosses Essen. Nur einem Mädchen gaben sie nichts ab. Da rief diese: „Warum gebt Ihr mir nichts? Wenn ich nichts bekomme, werde ich die Waldfrau Ei'scōitl rufen.“ Da die Kinder sich nicht um sie kümmerten, rief sie: „Hītaqt'as'ä' Eiscōitl hitlahā' wīkuap'ät.“ Sofort kam die böse Frau gelaufen. Sie trug einen grossen Korb auf dem Rücken, nahm die Kinder eines nach dem andern, verschmierte ihnen die Augen mit Harz, steckte sie in den Korb und trug sie nach Hause. Nur eines entfloh und erzählte zu Hause, was geschehen war. Da ging ein junger Mann in den Wald, die Kinder zu suchen. Er folgte Ei'scoitls Spuren und kam zu ihrem Hause. Er verbarg sich in den Zweigen eines Baumes, der bei ihrem Teiche stand. Bald kam sie aus dem Hause, um Wasser zu holen, und als sie sich bückte, sah sie das Spiegelbild des Mannes. Sie glaubte, es sei ihr eigenes Abbild, und sprach: „Bin ich nicht eine hübsche Frau?“ und streichelte ihre Wangen. Dann sah sie in die Höhe und sah nun einen Mann auf dem Baum sitzen. Sie rief ihn: „Komm herab, ich will mit Dir sprechen.“ Als er herunter kam, versuchte sie ihn in ihren Korb zu stecken, aber es gelang ihr nicht. So oft sie ihn auch hineinsteckte, so oft sprang er wieder heraus. Da fragte sie: „Wie bist Du so stark geworden?“ Er versetzte: „Ich legte meinen Kopf auf einen grossen Felsblock und schlug mit einem Steine auf meinen Kopf. Das machte mich so stark.“ „Kannst Du mich nicht ebenso stark machen?“ fragte sie. Zuerst weigerte er sich, gab aber endlich nach. Er sagte: „Wenn Du durchaus willst, so will ich es wohl thun. Suche Dir einen grossen flachen Stein, und lege Deinen Kopf darauf.“ Sie that also. Als er aber im Begriffe war zuzuschlagen, fragte sie: „Sagst Du aber auch die Wahrheit?“ „Ja, schliesse nur Deine Augen!“ antwortete jener, dann schlug er sie mit dem Steine todt. Er ging nun ins Haus und fand alle Kinder auf einem Seitenbrette aufgestapelt. Er goss Oel in ihre Augen, welches das Harz auflöste, so dass sie ihre Augen wieder öffnen konnten. Ein Mädchen hatte sie schon geröstet. Er nahm die Kinder mit nach Hause. Da freuten sich die Eltern, als sie sie wiedersahen.

10. Die Kinder des Hundes.

Die Tochter eines Häuptlings in Yē'kwis hatte einen schönen, weissen Hund, den sie sehr liebte. Eines Tages streichelte sie denselben und sagte: „Mein Hund, wie hübsch bist Du!“ Der Hund wedelte dazu mit dem Schwanze. Einst, um Mitternacht, fühlte das Mädchen jemand zu sich in's Bett kriechen und fragte: „Wer bist Du?“ Der Mann antwortete: „Ich bin der, zu dem du sagtest, er sei hübsch.“ Da liess sie ihn bei sich schlafen. Nach einiger Zeit gebar sie zehn Kinder, die alle Hundegestalt hatten. Da wusste sie, dass der weisse Hund bei ihr geschlafen hatte. Ihr Vater tödete den alten Hund. Er zog mit all seinen Leuten von dannen und liess das Mädchen allein zurück. Er liess alle Feuer auslöschen und die Häuser niederreissen, ehe sie abreisten. Die Grossmutter des Mädchens aber hatte Mitleid mit ihr und sagte ihr, dass sie einige glühende Kohlen in einer Muschel für sie versteckt habe. Neben der Muschel hatte sie etwas Zunder (gekaute Farnwurzeln) verborgen. Als nun alle fort waren, ging das Mädchen zu dem Verstecke, nahm die Kohlen heraus und machte sich ein Feuer. Sie grub eine Höhle, in der sie mit den jungen Hunden wohnte. Jeden Tag ging sie zum Strande hinab, um Muscheln zu graben. Eines Tages hörte sie bei der Höhle

singen: Tlah'ē', tlah'ē'; ēk·ishmâ' tcītakō'āmakō' tlah'ē', tlah'ē' (d. h. Weint nicht, weint nicht, Mutter ist noch dort und gräbt Muscheln. Weint nicht, weint nicht). Sie war erstaunt und ging zur Höhle, um zu sehen, wer da singe. Sie erblickte niemand, als die Hündchen, und wusste nicht, wer gesungen hatte. Am folgenden Tage ging sie wieder zum Strande hinab und hörte denselben Sang. Da nahm sie ihre Kleider ab und hing dieselben über ihren Grabstock, so dass es aussah, als grübe sie Muscheln, und schlich heimlich zum Hause zurück. Sie lugte in die Höhle und sah ihre Kinder nackt in Menschengestalt umherspielen. Die Hundefelle lagen alle auf einem Haufen. Da sprang sie hinein, nahm alle Kleider und warf sie in's Feuer. Die Kinder liefen schreiend umher, da sie nicht wieder Hunde werden konnten. Sie waren alle Knaben und hatten schneeweisses Haar. Sie wuchsen rasch heran. Als sie nun gross genug waren, um jagen zu können, machte die Mutter ihnen Bogen und Pfeile, und sie begannen, Eichhörnchen zu schiessen. Ihre Mutter nähte Mäntel aus den Fellen. Sodann schossen sie Vögel und ihre Mutter nähte Mäntel aus den Bälgen. Nun schossen sie einen Waschbären. Die Mutter zog ihm das Fell ab und behielt die Sehnen, um Angelschnüre daraus zu machen. Als sie viele Schnüre gemacht hatte, gingen die Knaben auf das Meer und fingen Heilbutten. Von nun an hatten sie vollauf zu essen. Die Mutter behielt die starken Sehnen aus den Rücken der Heilbutten und machte ein Seil daraus. Sie schnitt eine starke Angel und sandte ihre Söhne wieder aus zum Fischen. Da fingen sie einen Wal, zogen ihn aus Land und zerlegten ihn. Sie liess sich ein Stück Walfischhaut bringen und verwandelte dasselbe in eine Dohle. Dieser gab sie ein anderes Stück Haut und liess sie zu ihrer Grossmutter fliegen. Sie sagte: „Wenn Du eine alte Frau weinend findest, so gieb ihr die Haut und sprich: Die Söhne des Mädchens, das Ihr verlassen habt, tödteten dies.“ Die Dohle gehorchte und gab der Alten das Stück Haut. Da hörte sie auf zu weinen. Sie zeigte ihrem Sohne die Walfischhaut und erzählte, was die Dohle gesagt hatte. Der Häuptling schickte ein Boot aus, um nachzusehen, ob der Bericht wahr sei. Als seine Boten zurückkamen und berichteten, was sie gesehen hatten, beschloss der Häuptling, zu seiner Tochter zurückzukehren. Sie beluden ihre Boote und fuhren ab. Als die Knaben sie kommen sahen, gingen sie zum Wasser hinab und wuschen ihre Haare. Als sie die Haare durchs Wasser hin und her zogen, entstand ein heftiger Wind, die Boote schlugen um und alle ertranken. Boote und Menschen wurden in viele kleine Inseln verwandelt, die heute noch am Eingang zum Barclay Sunde zu sehen sind.

11. Cī'ciklē.

Es war einmal ein sehr strenger Winter. Es stürmte, regnete und schneite unaufhörlich, so dass die Leute keine Fische fangen konnten. Sie gruben nur Muscheln und kochten dieselben, konnten aber nicht genug finden, und viele starben Hungers. Ein Mann hatte im Sommer einen Korb voll Lachsrogen getrocknet und davon lebte er jetzt. Morgens und Abends ass er je einen Mund voll. Er selbst und seine Familie ausser einem kleinen Knaben gingen jeden Tag aus, Muscheln zu graben. Ehe sie fortgingen, verbot der Vater dem Knaben, den Lachsrogen zu berühren. Der Knabe gehorchte. Er lag den ganzen Tag über am Strande und wartete, bis seine Eltern zurückkamen. Als sie spät Abends nach Hause kamen, hatten sie nur wenige Muscheln gefunden. Eines Tages, als die Eltern wieder ausgegangen waren, wurde der Knabe so hungrig, dass er der Versuchung nicht widerstehen konnte und einen Mund voll Rogen aus der Kiste nahm. Als der Vater das merkte, schlug er ihn. Am folgenden Tage gingen die Eltern wieder

aus, und der Knabe weinte vor Hunger. Endlich schlief er ein und als er wieder erwachte, sah er einen Mann auf sich zukommen. Der Fremde trat zu ihm und fragte: „Warum bist Du so betrübt?“ Der Knabe antwortete: „Meine Eltern haben mich geschlagen, weil ich Lachsrogen angerührt habe. Das ist unsere einzige Nahrung.“ Der Fremde fragte: „Habt Ihr sonst gar nichts? Das glaube ich nicht, denn sonst könntet Ihr nicht leben“, und er befahl ihm alles aufzuessen. Er fuhr fort: „Ich werde Euch bald mehr geben.“ Der Knabe weigerte sich anfänglich zu essen, aber der Fremde zwang ihn dazu. Er sprach dann: „Wenn Dein Vater Dich schlägt, so tritt früh morgens an den Strand. Ich heisse Cı'ciklē. Rufe und strecke Deine Hände aus. Strecke sie in die Höhe und sage: Gieb was Du mir versprochen hast.“ Und so geschah es. Als der Vater nach Hause kam nnd fand, dass der Knabe den Rogen aufgegessen hatte, schlug er ihn halb todt. Der Knabe ging früh Morgens an den Strand. Er betete und sofort kamen viele Häringe ans Land getrieben. Er ging dann zu seinem Vater und sprach: „Kommt mit Euren Körben! Es sind viele Fische am Ufer!“

12. Anthtine (= aus Nasensekret gemacht).

Ein Häuptling hatte zwei Töchter und zehn Söhne. Die Mädchen gingen einst in den Wald zu baden. Die eine war gerade mannbar geworden und trug den Haarschmuck junger Mädchen. Die andere war noch ein Kind. Die ältere band ihren Zopf und Perlenschmuck in die Höhe und legte ihren Mantel ab. Dann stieg sie ins Wasser. Plötzlich sah sie, dass ein Mann sie aus den Büschen beobachtete. Sie warf rasch ihren Mantel um, da sprang aber jener auf sie los und trug sie fort. Der Räuber war der zweigesichtige Waldgeist K·ōk·oā'tspatla. Sie rief ihrer Schwester zu: „Laufe nach Hause und erzähle, was geschehen ist. Ich werde meinen Dentalienschmuck zerreissen und die Muscheln fallen lassen, damit Ihr wisst, wohin ich getragen bin.“ Der Mann rannte mit ihr fort, und alle zehn Schritte liess sie eine Muschel aus ihrem Haarschmuck fallen. Der Weg war aber lang und die Schalen waren zu Ende, ehe sie ankamen. Da zerriss sie ihren Mantel und liess die Fetzen fallen. Als sie auch damit zu Ende war, hatten sie K·ōk·oā'tspatlas Haus erreicht. Dort hielt er sie gefangen. Sie versuchte oft zu entfliehen, konnte es aber nicht, da K·ōk·oā'tspatla ein Gesicht vorne und eines hinten hatte und sie immer beobachtete. Nach einiger Zeit hatte sie ein Kind von ihm. Ihre Brüder machten sich auf, sie zu suchen. Zuerst ging der älteste. Er liess sich zu dem Teiche führen, in dem die Schwestern gebadet hatten, und folgte dann der Spur. Endlich, nach langem Suchen, erreichte er das Haus. Er traf seine Schwester und ihr Kind allein zu Hause, denn K·ōk·oā'tspatla war auf der Jagd. Die Schwester rief ihm zu: „Fliehe, so rasch Du kannst, denn wenn mein Mann Dich findet, wird er Dich tödten.“ Das Kind sah zu, sagte aber nichts. Der junge Mann gehorchte. Als K·ōk·oā'tspatla Abends nach Hause kam, rief er: „Ich wittre Menschen. Sind Deine Verwandten hier gewesen?“ Die Frau suchte es ihm auszureden, er aber glaubte ihr nicht, sondern ging der Witterung nach. Bald sah er den fliehenden Bruder. Er erreichte ihn, zerriss ihn und legte ihn auf das Seitenbrett im Hause. Nach einiger Zeit gingen der zweite und dritte Bruder mit Bogen und Pfeil aus, ihre Schwester zu suchen. Nach langem Wandern erreichten sie das Haus. Sie trafen ihre Schwester und das Kind allein zu Hause, denn K·ōk·oā'tspatla war auf Jagd. Die Schwester bat sie, so rasch wie möglich zu entfliehen, und zeigte ihnen die vertrocknete Leiche ihres Bruders. Da flohen sie. Als K·ōk·oā'tspatla Abends nach Hause kam, rief er: „Ich wittere Menschen. Sind Deine Verwandten hier gewesen?“ Wieder leugnete die Mutter, das Kind

aber erzählte, dass zwei ihrer Brüder da gewesen seien. Sofort warf jener das Wild, das er noch auf dem Rücken hatte, nieder, und setzte ihnen nach. Er holte sie ein, tödtete sie und legte sie neben die Leiche des Aeltesten. So tödtete er die zehn Brüder, die nach einander auszogen, ihre Schwester zu befreien. Nicht einer blieb übrig.

Die Mutter weinte Tag und Nacht über den Verlust ihr Kinder. Ihre Thränen und ihr Schnupfen flossen auf die Erde. Eines Tages, als sie niederblickte, sah sie, dass dieselben sich bewegten und menschliche Gestalt annahmen. Sie wickelte das kleine Wesen in Cederbast und es wurde ein Kind. Sie machte eine Wiege für dasselbe und nannte den Knaben Anthtine. Als derselbe älter wurde und seine Eltern immer weinen sah, fragte er: „Weshalb weint Ihr immer, meine Eltern? Weshalb schneidet Ihr Euer Haar ab?“ Da antwortete die Mutter: „O mein Kind, ich habe alle meine Söhne und eine Tochter verloren.“ Anthtine sprach: „So lass mich gehen und sehen, was aus meinen Brüdern geworden ist.“ Die Mutter bat ihn, zu bleiben, er aber bestand auf seinem Vorhaben. Er ging in den Wald und fand nach langem Suchen das Haus seiner Schwester. Da sah er die vertrockneten Leichen seiner Brüder auf dem Seitenbrette liegen. Die Frau fragte ihn: „Wer bist Du?“ „Ich bin Deiner Mutter Sohn“, versetzte er. „Ich will Deinen Mann tödten und Dich zurückbringen. Sage mir, wie ich ihm beikommen kann.“ Die Frau erwiderte: „Wenn er schläft, tritt sein Herz aus seiner Brust hervor, und wenn Du das triffst, muss er sterben. Komme heute Nacht zurück! Ich will die Thür offen lassen, damit Du unbemerkt herein kannst. Jetzt aber fliehe! Ich fürchte; er wird Dich vorher tödten, wie unsere Brüder.“ Der junge Mann ging. Abends, als K·ök·oä'tspatla nach Hause kam, rief sogleich sein Sohn: „Mutters Bruder war hier!“ Da warf der Alte den Hirsch, den er auf dem Rücken trug, nieder und verfolgte ihn. Schon kam er ihm nahe und streckte seine Hand aus, ihn zu ergreifen, da war Anthtine verschwunden. Enttäuscht kehrte K·ök·oä'tspatla um. Kaum hatte er sich umgewendet, da hörte er jenen wieder laufen, und als er sich umsah, erblickte er ihn. Er verfolgte ihn weiter. Jedesmal aber, wenn er ihn greifen wollte, verschwand er. So gelangte Anthtine glücklich nach Hause und K·öko·ä'tspatla kehrte heim. Als er zu seiner Frau kam, wunderte diese sich, dass er ihren Bruder nicht getödtet hatte. Anthtine aber sprach zu seiner Mutter: „Ich habe meine Schwester und ihren Mann gesehen. Ich werde ihn tödten.“ Er nahm zwei Bogen und viele Pfeile und ging wieder in den Wald. Er versteckte sich bis zum Abend, nachdem er seiner Schwester ein Zeichen seiner Anwesenheit gegeben hatte. Dann lugte er durch ein Astloch in der Wand des Hauses und sah das Herz des Alten hervorkommen. Da schlich er an die Thür, welche seine Schwester geöffnet hatte, und schoss ihn zwei Mal gerade durchs Herz. Die Schwester hiess ihn auch das Kind tödten und er erschoss es. Dann kehrten sie zusammen nach Hause zurück.

Damals war der Himmel noch nahe bei der Erde. Anthtine beschloss hinaufzugehen. Er machte sich viele Pfeile, Haufen auf Haufen, nahm einen starken Bogen, und schoss einen Pfeil nach dem andern in die Höhe. Allmählich wurde ihre Zahl geringer und er sah nun eine feine dunkle Linie am Himmel. Er fuhr fort zu schiessen und die Linie kam näher und näher, bis sie endlich die Erde erreichte. Dann nahm er ein Zaubermittel, bestrich sie damit, um sie fest zu machen, und am folgenden Tage begann er hinaufzuklettern, indem er das Zaubermittel immer vor sich her rieb. Endlich kam er oben an und fand ein schönes grosses flaches Land und einen Pfad. Diesem folgte er und sah nach einiger Zeit Rauch aufsteigen. Er ging demselben nach und fand ein Haus. Dort wohnten

Aini'mek·as, die Schneckenfrauen. Er hörte sie sprechen, ging hinein und sah, dass sie Kleewurzeln auf Steinen rösteten. Sie waren beide blind. Er nahm ihnen die Wurzeln fort, als sie essen wollten. Da fragten sie: „Ist Jemand hier?" „Ja", erwiderte er, „ich bin es, Anthtine?" „Was willst Du hier?" „Ich will die Tochter des Häuptlings heirathen." „Willst Du denn getödtet werden? Er mordet alle Freier seiner Tochter." Er antwortete nicht, sondern fragte: „Seid Ihr blind? Ich will Euch heilen." „Wenn Du das thust, wollen wir Dir auch behülflich sein, die Tochter des Häuptlings zu erringen." Er liess sie sich setzen und steckte seinen Penis in ihre Augen. Da wurden sie gleich sehend. Die Frauen sprachen nun: „Zuerst wirst Du an vielen Ratten, dann an vielen Schlangen vorbeikommen. Die Ratten werden Dich zerreissen wollen, die Schlangen werden Dich zu verschlingen drohen. Wenn Du glücklich an ihnen vorübergekommen bist, wird die Thür Dich beissen, und wenn Du hineingelangt, wird das Feuer Dich rösten; und auf dem Boden und auf den Matten sind scharfe Nadeln, die werden Dich durchbohren." Sie unterwiesen ihn zugleich, wie er all diese Schrecknisse überwinden könne, und gaben ihm flache Steine, Farnwurzeln, Muscheln und Schleim der Schnecken. Er dankte ihnen und wanderte fürbas. Der Pfad führte durch offenes Land. Endlich kam er zu einem Hügel, hinter dem das Haus des Häuptlings stand. Ein Wächter sass vor der Thür, und als dieser ihn kommen sah, rief er: „Dort kommt ein Fremder! Passt auf!" Anthtine rieb sich nun mit dem Schneckenschleim ein, und als die Ratten sich auf ihn stürzten, konnten sie ihm nichts anhaben. Viermal krochen sie über ihn fort, konnten ihm aber nicht beikommen. Ebenso kam er glücklich an den Schlangen vorüber. Da sprach der Häuptling, der hinausgetreten war: „Das muss ein starker Mann sein. Er ist glücklich an den Ratten und Schlangen vorübergekommen. Ob er wohl auch durch die Thür kommt?" Dann ging er hinein und setzte sich auf das Bett. Anthtine that, als wolle er hineingehen, als er aber gerade vor der Thür stand, sprang er zurück. Sie schlug zusammen, ohne ihn zu beschädigen. Dann, als sie sich eben wieder öffnete, sprang er in's Haus. Der Häuptling begrüsste ihn und fragte: „Willst Du meine Tochter heirathen?" „Ja", sagte Anthtine, „deshalb bin ich gekomen." Da liess der Häuptling ihn neben sich niedersetzen und machte ein grosses Feuer, um ihn zu verbrennen. Anthtine aber warf heimlich Muscheln hinein, welche das Feuer mit ihrem Wasser dämpften. Vier Mal versuchte der Häuptling, ihn zu verbrennen, aber es gelang ihm nicht. Da sagte er. „Du sollst meine Tochter haben. Setze Dich zu ihr." Sie sass aber auf einer Matte aus Stacheln und die Rückenlehne des Sessels war mit Stacheln bedeckt. Da legte Anthtine die Steine unter seine Füsse, sein Gesäss und seinen Rücken und drückte die Stacheln nieder, so dass er sich ungestraft setzen konnte, und er nahm sie zur Frau. Der alte Häuptling dachte darüber nach, wie er Anthtine tödten konnte. Vor seinem Hause hielt er viele Fische, die jeden tödteten, der in's Wasser ging. Er sandte ihn am folgenden Morgen aus, einen Stamm Treibholz zu holen. Als Anthtine denselben gebracht hatte, fing der Alte an, das Holz zu spalten, und liess dabei absichtlich seinen Steinhammer in's Wasser fliegen. Dann bat er Anthtine, danach zu tauchen, und erwartete, dass die Fische ihn fressen würden. Er tauchte aber unversehrt wieder auf und gab dem Häuptling den Hammer zurück. Da schämte dieser sich. Am folgenden Tage lud er seinen Schwiegersohn ein, ihm zu helfen, einen Baum zu spalten. Als der Baum aus einander gesprengt war, liess er absichtlich seinen Hammer hineinfallen, und bat Anthtine, ihn wieder zu holen. Als dieser in den Baum gekrochen war, schlug der Alte die Keile heraus; Anthtine aber entschlüpfte bei Zeiten und entkam unverletzt. Da sah der Alte, dass er ihm nichts anhaben

konnte. Er gab ihm seine Tochter und liess ihn zur Erde hinabziehen. Er befahl Anthtine, die Augen zu schliessen und erst nach einiger Zeit zu öffnen. Dieser that also und fand sich, als er die Augen öffnete, wieder in seiner Heimath.

13. Die T'ätnōs'ēth (= das Kindervolk).

Einst gingen viele Frauen aus, Muscheln zu graben, und trockneten dieselben. Während sie am Strande nach Muscheln gruben, assen ihre Kinder die Muscheln auf. Als die Mütter das sahen, schlugen und schalten sie die Kinder; einige andere thaten Exkremente an jedes Ende des Stockes, auf dem die Muscheln trockneten, damit die Knaben sie nicht abziehen sollten. Der Sohn eines Häuptlings, den seine Mutter geschlagen hatte, rief am nächsten Tage die Kinder zusammen, und sprach: „Schelten und schlagen Euch Eure Mütter auch immer? Lasst uns fortziehen.“ Alle ausser einem willigten ein. Die Knaben nahmen zwei grosse Boote und der Häuptlingssohn sagte: „Wir wollen dorthin gehen, wo viele Wale sind.“ Sie fuhren dicht bei ihren Müttern vorüber und sangen: Wīak·ītcamā′ wiak·ītcamā′ ĸä′ne ä′tcim'ak tat'atnᴇ ä′tcim'ak sesäwact ä′tcima'k tsuwä′tc hēhē′ hohó! Es waren an hundert Kinder in den Booten. Als die Frauen sie sahen und hörten, lachten sie, denn sie glaubten nicht, dass die Kinder wirklich fortziehen würden. Diese sangen weiter: Otsapētlanā′, ōtsapētlanā′ hē′yes hē′itc noa′hnaha′ktlis hēyatnp manä′n̈ hēhē′, hohō′! (Dorthin, wo viele Wale ans Ufer kommen, gehen wir, gehen wir. Dorthin wo die Wale die Schwänze schütteln). Sie fuhren fort und wurden nie wieder gesehen. Sie gingen nach Kwo′tiaths Land und wurden der Stamm der T'ätnōs'ēth.

14. Die vier Seehundsjäger.

Es waren einmal vier junge Männer, die gingen auf Seehundsjagd. Sie kamen an eine Schaar Seehunde und gerade, als der Harpunier einen dunklen Seehund werfen wollte, erblickte der Mann in der Mitte des Bootes einen gesprenkelten Seehund und rief: „Wirf jenen!“ Der Harpunier änderte rasch sein Ziel und that, wie ihm geheissen wurde. Er traf den Seehund und dieser begann sogleich das Boot fortzuziehen. Er schwamm immer in Zickzacklinien und führte so das Boot, ohne dass die Jäger es merkten, weiter und weiter vom Ufer fort. Endlich drehte einer derselben sich um und sah nur noch die Gipfel der höchsten Berge wie Inseln aus dem Meere hervorragen. Da rief er: „Lasst uns das Seil einziehen, wir gerathen zu weit von der Küste.“ Sie zogen am Seil, konnten es aber nicht einziehen. Der Seehund schwamm immer gleich rasch weiter. Sie versuchten das Seil zu durchschneiden, aber auch das erwies sich als unmöglich. Ebenso wenig konnten sie den Theil des Bootes, an welchem die Leine angebunden war, abschneiden. Da fingen sie an zu weinen und glaubten, sie müssten sterben. Sie sahen nichts mehr, als Himmel und Wasser. Nachdem sie lange Tage umhergetrieben waren, gelangten sie zu einer Stelle, wo das Meer mit Treibholz bedeckt war. Dasselbe öffnete sich vor ihnen und liess sie durch. Dann kamen sie an eine dunkle Stelle, die gerade wie Land aussah. Einer der jungen Männer sprang an's Ufer, versank aber im Wasser, da das, was sie für Land gehalten hatten, nur schwimmende Steine waren. Die Ueberlebenden fuhren weiter. Sie gelangten zu einer Stelle, wo das Meer voller schwarzer Kohlen war, die wie eine langgestreckte Küste aussahen. Nachdem sie hier vorbeigefahren waren, kamen sie zu einer Stelle, wo das Meer voll Schilf war. Als sie noch einige Tage weiter gefahren waren, erblickten sie ein Land, und der Seehund zog sie an's Ufer. Sobald er an's Land kam, schüttelte er sich, nahm dann die Gestalt eines vierfüssigen Thieres an und

lief auf ein nahes Haus zu. Er hatte die jungen Männer in Kwo'tiath's Land gezogen. Kwo'tiath kam zum Ufer herab und rief: „Ihr Männer vom Festlande! Kommt in unser Haus und besucht uns!“ Sie folgten der Einladung. In dem Hause sahen sie eine alte Frau, Namens Wēmōstcē'elak'sup, nahe der Thür sitzen. Diese lud sie ein, sich zu ihr zu setzen. Sie fragte: „Ihr kommt also vom Festlande? Die Menschen hier sind anders, als bei Euch. Sie leben von Schlangen und Fröschen. Ich habe hier meine eigene Nahrung und will Euch davon abgeben. Wenn Ihr Frösche oder Schlangen esst, müsst Ihr sterben.“ Dann gingen die drei zu Kwo'tiath, der hinten im Hause wohnte. Dieser lud sie ein, sich zu setzen. Bald kamen junge Mädchen herein, die zugedeckte Körbe trugen. Sie erhitzten Steine im Feuer, um die Nahrung, die in den Körben war, zu kochen. Kwo'tiath sagte zu den Mädchen: „Nun gebt uns zu essen!“ Da schütteten sie den Inhalt der Körbe aus und Frösche und Schlangen rollten heraus. Als dieselben umherhüpften und krochen, schob Kwo'tiath sie mit einem Stocke zusammen und kochte sie dann. Er gab sie dann den drei Freunden zu essen. Diese stellten sich, als ässen sie, steckten die Bissen aber in Wirklichkeit unter ihre Mäntel und assen Lachs. Kwo'tiath sagte dann: „Ich werde Euch jeden Tag gute süsse Nahrung geben.“ Dann kamen die Seehunde, die Kwo'tiath's Hunde waren, hereingelaufen. Sie waren verwundet und leckten sich. Da sagte Kwo'tiath zu ihnen: „Ah, ich sehe, Ihr seid am Festlande gewesen. Da holt Ihr Euch immer Eure Wunden und Krankheiten.“ Als die Fremden gegessen hatten, führte Kwo'tiath sie in's Freie. Sie sahen, dass es gar keine Bäume gab. Er führte sie zu einem kleinen Bache, der voller Lachse war, und da sahen sie Fischreusen aus Kupfer. Sie gingen wieder in's Haus und sprachen zu dem Kinderstamm, der hier wohnte (s. S. 119): „Wie viele Lachse sind in dem Bache!“ „Ja,“ versetzten diese, „wir können sie aber nicht fangen, da es uns an Cedernholz gebricht. Wenn Ihr uns eine gute Reuse macht, werden wir dankbar sein und Euch in Eure Heimath zurücksenden.“ Die jungen Leute bauten ein Lachswehr und fingen viele Lachse. Am folgenden Tage sprach Jemand zu Kwo'tiath: „Der Rabe hat etwas am Ufer gefunden, und als man nachsah, fand man einen menschlichen Leichnam.“ Er fragte dann die Fremden, ob sie einen aus ihrer Zahl auf der Reise verloren hätten. Da erzählten sie, was geschehen war. Sie weinten, als sie den Leichnam sahen. Der Rabe hatte ihm ein Auge ausgehackt. Kwo'tiath hiess sie aufhören zu weinen. Er nahm das Auge eines Seehundes und passte es in die Höhle. Es war aber zu klein. Da nahm er das Auge eines grösseren Seehundes, welches passte. Er blies in die Kehle des Todten und dieser erwachte. Er sprach dann: „Nun fahrt zurück, aber haltet Euch unterwegs nicht auf. Ihr werdet an der Lauseinsel vorbeikommen. Wenn Ihr dort landet, werden die Läuse Euch fressen. Ebenso fahrt am Hause des Regenbogens, des Se'tsup-Lachses, des „Dog Salmon“, und des „Cohoe Salmon“ vorbei, ohne Euch aufzuhalten.“ Sie befolgten Kwo'tiath's Rath. Als sie sich ihrer Heimath näherten, sprach einer: „Ich möchte wissen, ob meine Frau mir treu geblieben ist, oder ob sie einen anderen Mann genommen hat.“ Drei der Jäger sagten, ihre Frauen seien sehr anständig und würden noch trauern. Der vierte aber sprach: „Meine Frau ist thöricht. Sie hat gewiss längst wieder geheirathet.“ Als sie an's Land kamen, zeigte es sich, dass nur die letzte ihrem Manne treu geblieben war. Alle die anderen hatten wieder geheirathet.

15. Der Delphinjäger und der Seehundsjäger.

Es war einmal ein Delphinjäger und ein Seehundsjäger. Der erstere beneidete letzteren, weil er immer sehr viele Seehunde nach Hause brachte, und beschloss,

ihm aufzulauern und zu sehen, wie er jage. Er legte sich in ein Versteck und sah bald das Boot kommen, in dem der Jäger und seine Schwester sassen. Er sah sie landen und den Mann auf einen Felsen klettern. Die Schwester blieb bei dem Boote. Da folgte er heimlich, erschlug die Schwester und kletterte dem Bruder nach. Er kam zu dem flachen Gipfel des Felsens und sah ein Loch, in dem ein Seil herabhing. Der Seehundsjäger war daran herunter geklettert. Da freute sich der Verfolger. Er dachte: „Du wolltest mir nie sagen, wie Du Deine Seehunde fängst; jetzt will ich mich rächen. Nun bleibe Du bei Deinen Seehunden.“ Indem er so dachte, zog er das Seil in die Höhe. Als der Seehundsjäger zurückkehren wollte und fand, dass sein Seil verschwunden war, ward er sehr bekümmert und fing an zu weinen. Als Abends die Seehunde in die Höhle kamen, um zu schlafen, sprachen sie zu einander: „Das Geschrei stört unseren Schlaf, lass uns den Fremden zurücksenden.“ Dann ging einer derselben auf ihn zu und sprach: „Wir wollen Dich in Deine Heimath zurücktragen. Wir wollen Dir eines unserer Felle geben. Ziehe es an, und Du wirst ein Seehund werden.“ Sie gaben ihm ein Zaubermittel und lehrten ihn, wie er es gebrauchen solle, um sich an seinem Feinde zu rächen. Er zog dann das Fell an und tauchte. Da ward er ein junger Seehund und schwamm zum Dorfe. Dort hörte er alle Leute seinen Tod beweinen. Er spielte vor dem Dorfe im Wasser und lockte so seinen Feind und dessen Bruder heraus. Er liess sich treffen, strich dann das Zaubermittel, das er von den Seehunden bekommen hatte, auf das Seil, das nun nicht zerrissen und zerschnitten werden konnte, und zog sie in das Meer hinaus. Als sie das Land aus Sicht verloren hatten, tauchte er auf und sagte: „Weisst Du, wer ich bin? Ich bin der, dem Du das Seil fortgezogen hast. Jetzt räche ich mich an Dir.“ Er warf das Boot um und schwamm zur Höhle zurück. Die Seehunde fragten: „Hast Du Deinen Feind gesehen?“ „Ja,“ antwortete er, „ich habe ihn ertränkt.“ Sie sprachen: „Wir haben Dir geholfen; nun darfst Du nie wieder einen von uns tödten,“ und sie sandten ihn nach Hause. Dort erzählte er, was geschehen war und sang dann: „**Yûkoā′atlᴇmō kwīsātāciā′tl yaā′nᴇtk·es tcī′misanup p·a′tuk t′ā′pak·anutl hē′tsuatk·mēk.**“

16. Aitck·ik·mik und Ītcā′yaptcitl.

Es waren einmal zwei Häuptlinge, Namens Aitck·ik·mik (= Sohn des Spitzenwals [Finnwal]) und Ītcā′yaptcitl (= immer ītcā′yap hebend). Sie waren eifersüchtig auf einander. Ītcā′yaptcitl war ein grosser Walfischjäger und hatte eine grosse Familie. Eines Tages fand er einen grossen Wal todt auf dem Meere treibend. Da sandte er Boote aus, um ihn abzuspecken. Aitck·ik·mik lag gerade im Bette und schlief und wachte nicht auf, als Ītcā′yaptcitl zu ihm sandte. Da schickte der letztere nochmals zu ihm, hiess ihn aufstehen und er erhob sich. Er nahm sein Messer und seinen Mantel und ging in sein Boot. Keiner von seiner Familie begleitete ihn, während Ītcā′yaptcitl viele Vettern und Brüder bei sich hatte. Endlich kamen sie zum Wale. Sie machten die Boote an seiner Seite fest und Ītcā′yaptcitl sandte Aitck·ik·mik auf die andere Seite des Wales, um dort den Speck abzulösen, während er selbst und seine Verwandten auf der einen Seite abspeckten. Während Aitck·ik·mik den Speck abtrennte, machten sie ganz leise die Boote los und fuhren nach Hause. Als Aitck·ik·mik fertig war, rief er über den Wal fort: „Ich bin fertig. Hebt den Speck ab!“ Niemand antwortete ihm. Als er über den Wal wegsah, erblickte er die Boote in weiter Ferne. Er bat: „Kommt zurück und rettet mich!“ aber Niemand kümmerte sich um ihn und sie fuhren nach Hause. Dort sagten sie zu Aitck·ik·mik's Freunden: „Wir sind unglücklich ge-

wesen. Der Wal war lebendig. Wir harpunirten ihn, da tauchte er, und die Harpune fing sich um Aitck·ik·mik's Fuss. So kam er um's Leben.“ Da fingen seine Verwandten an zu weinen.

Als Aitck·ik·mik sich verlassen sah, schnitt er ein Loch in den Wal dicht am Rücken an der Leeseite des Fisches, und kroch hinein. Er war sehr betrübt. Es fing ein Westwind an zu wehen, und der Wal trieb gegen das Land. Die See schlug über Aitck·ik·mik fort, als er in seinem Loche sass. Plötzlich hörte er Stimmen im Wale, die ihn ermuthigten und einluden, einzutreten. Sie öffneten ein Loch für ihn und er ging hinein. Er fand nun, dass der Wal ein Boot war, in dem viele Leute sassen. Sie sprachen: „Wir gehen jetzt an's Ufer, wo ein flacher, sandiger Strand ist.“ Sie fingen an zu singen und der Wal trieb an's Land. Am Ufer hörten sie den wilden Waldmann Ya'aē singen. Dieser zog den Wal an's Ufer und band ihn an einer Eibe fest. Aitck·ik·mik bat dann die Leute im Wale, ihn stark zu machen. Sie erfüllten seinen Wunsch und er verbarg sich dann in der Nähe seines Heimathdorfes im Walde. Er sah, dass seine Verwandten ihre Haare abgeschnitten hatten, und dass sein Haus verbrannt war. Sie lebten in einer kleinen, elenden Hütte. Da ging er zu dem Bache, an dem sie immer Wasser schöpften, und setzte sich nieder. Bald sah er seinen jüngeren Bruder kommen. Er warf ihn mit Stöckchen, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Als jener sich umsah, rief er: „Komm her, mein Bruder! Oder nein! warte, ich will zu Dir kommen.“ Er ging zu ihm und trug ihm auf, ihrem Vater zu bestellen, dass er Aitck·ik·mik am Wasser getroffen habe. Jener ging nach Hause und erzählte seinem Vater, was er erlebt hatte. Der Vater antwortete: „Sage das nicht! Du hast ihn nicht gesehen. Er ist todt.“ Der Knabe wiederholte: „Nein, ich habe ihn gesehen.“ „Vielleicht war es sein Geist,“ sagte der Vater. „Nein, er selbst war es,“ versetzte der Sohn. Der Vater glaubte ihm aber nicht. Da ging der Knabe zum Bache zurück und erzählte seinem Bruder, dass sein Vater ihm nicht glauben wolle. Aitck·ik·mik sandte ihn wieder zurück und liess seinem Vater sagen, er solle eine Ecke seiner Hütte offen und sein Feuer ausgehen lassen, damit er unbemerkt heimkommen könne. Der Knabe ging nach Hause zurück und richtete die Bestellung aus. Da glaubten ihm seine Eltern und thaten, wie Aitck·ik·mik gewünscht hatte. Als Ītcā'yaptcitl sie Nachts nicht weinen hörte, wie sie sonst immer zu thun pflegten, sagte er höhnend: „Aitck·ik·mik muss wohl wieder lebendig geworden sein, denn seine Eltern beweinen ihn nicht mehr.“ Der Todtgeglaubte kehrte Abends zurück und sagte seinen Verwandten, wie er sich rächen wolle. Er bestrich Ītcā'yaptcitl's Boot mit einem Zaubermittel. Dann hiess er seine Verwandten ausfahren und nach dem todten Wale suchen, aus dem er glücklich entkommen war. Er beschrieb ihnen, wo sie ihn finden würden. Als sie nach Hause kamen und erzählten, dass sie einen gestrandeten Wal gefunden hätten, wollten Itcā'yaptcitl und seine Verwandten ausfahren, ihn zu holen. Sie wollten ihr Boot in's Wasser schieben. Als Ītcā'yaptcitl aber versuchte, es zu heben, schlief sein Bein ein, und er liess es wieder fallen. Das war die Wirkung des Zaubermittels, mit dem Aitck·ik·mik das Boot bestrichen hatte. So oft er auch versuchte, er konnte das Boot nicht heben. Da sprang Aitck·ik·mik aus seinem Versteck hervor und rief: „Seht mich an! Ihr kennt mich wohl. Ich bin Aitck·ik·mik, den Ihr zu tödten versuchtet. Wenn Ihr zum Leben zurückkehrt, wie ich, dürft Ihr Euch glücklich schätzen.“ Er ergriff zuerst Itcā'yaptcitl mit einer Hand an den Knieen, mit der andern an der Brust, und zerriss ihn so. Dann zerriss er seine Brüder und Vettern. Aitck·ik·mik wurde ein grosser Walfischfänger, dem Niemand es gleichthun konnte.

17. Die Rache der Brüder.

Es war einmal ein Mädchen, das hatte zwanzig Brüder. Einst bewarb sich ein junger Mann um sie. Obwohl ihre Brüder darauf bestanden, dass sie ihn heirathe, wies sie seine Werbung zurück. Endlich aber ward sie gezwungen, ihn zu nehmen. Nach der Heirath erlaubte sie ihrem Manne aber nicht, sie zu berühren. Einst forderten eine Anzahl Frauen sie auf, mit ihnen in den Wald zu gehen und Cederbast zu schälen. Ihr Mann begleitete sie, um ihnen zu helfen. Bald fanden sie eine schöne Ceder und schälten den Stamm fast bis zur Spitze ab. Dort blieb der Bast an einem Aste hängen. Die Frau, welche ihn gern haben wollte, kletterte an den Seitenästen der Ceder in die Höhe, um ihn abzuschneiden. Ihr Mann folgte ihr, ohne dass sie es merkte. Er hatte Seile aus Cederbast mitgenommen. Als sie nun oben im Wipfel des Baumes angelangt war, ergriff er sie und band sie fest. Der Stamm der Ceder theilte sich dort und er band je einen Arm und ein Bein an einen Ast, so dass ihre Arme und Beine weit auseinander gespreizt waren. Da fürchteten sich die Frauen und liefen nach Hause. Sie wagten aber nichts zu sagen. Der Mann stieg wieder herunter und schnitt hinter sich alle Aeste dicht am Stamme ab, so dass man nicht den Baum erklimmen konnte. Die Frau sang oben im Baume: „Haɴā', haɴā', qaqatcē'ᴍ sik·saᴍâ't haɴā' iātl ᴍāatsɴā' hēnaᴍā't atsɴā' qaqatcē'ᴍ sik·saᴍâ't hēē', hēē'! Wē iēᴍetā'sōn̂tc qāqayō'tsek·tcē' tlētlēᴍā'yatldē qaqatcē'ᴍ sik·saᴍâ't hēē', hēē'!"[1]) (Oh Brüder! Ja, hier bin ich oben im Baume. Brüder, immer, wenn Ihr ausginget, Vögel zu schiessen, hattet Ihr zehn Boote. Meine Brüder!) Die Brüder waren gerade in ihren zehn Booten ausgefahren, Vögel zu schiessen. Einer von ihnen hörte ein Geräusch und sagte: „Hört doch, was ist das? Jemand sang. Nein, es ist kein Singen, es ist Weinen." Sie lauschten. Ein anderer sprach: „Es kommt von jenem Berge." Dann fingen sie an, die Worte zu verstehen, und sprachen zu einander: „Das kann nur unsere Schwester sein." Sie ruderten der Stimme nach und fanden ihre Schwester oben auf dem Baume. Einer nach dem anderen versuchte, den Baum hinaufzuklettern, es gelang ihnen aber nicht. Als die Reihe an den jüngsten kam, hinaufzuklettern, starb die Frau. Schaum stand vor ihrem Munde und tropfte den Baum hinab. Der jüngste, an dem nun die Reihe war, leckte den Schaum ab und gelangte glücklich hinauf. Er band die Leiche los und trug sie herunter. Dann ordneten sie ihre Haare und setzten sie aufrecht hin. Der jüngste rief alle seine Brüder heran und liess sie sich neben die Leiche stellen, um zu sehen, wer ihr am meisten gliche. Er fand, dass der älteste, der Wo'tswin hiess, ihr am ähnlichsten war. Er hatte schönes, langes, weisses Haar. Sie flochten sein Haar und gaben ihm die Kleidung der Schwester. Dann ging er zu dem Dorfe. Der Mann, welcher seine Frau auf dem Baume festgebunden hatte, sass vor dem Hause, als der Verkleidete heranhumpelte. Dieser sagte: „Hier bin ich, Deine Frau. Aber ich werde Dich nun verlassen." Jener antwortete nicht, denn er war erstaunt, sie wiederzusehen. Als die Brüder nun zurückkamen, zwangen sie ihre Schwester, — den verkleideten Bruder, — zu ihrem Manne zurückzukehren. Wo'tswin hatte ein Muschelmesser unter seinem Mantel verborgen. Der Mann schöpfte keinen Verdacht, aber ein alter Mann, der nahe der Thür wohnte, betrachtete die Frau mit Misstrauen und dachte, sie werde sich rächen. Er wagte aber nicht, etwas zu sagen. Nachts, als Mann und Frau im Bette lagen,

---

1) ɴ und ᴍ sind *n* und *m* mit halbem Nasenschluss gesprochen, daher ɴ zwischen *n* und *d*; ᴍ zwischen *m* und *p* lautend.

fasste der Mann sie um und wollte sie umdrehen. Wo'tswin aber sagte: „Lass mich heute. Ich bin krank und kann meine Beine nicht spreizen. Warte, bis ich besser bin.“ Da schlief jener ein. Nach einiger Zeit stiess Wo'tswin ihn an, und als er fand, dass er fest schlief, schnitt er seine Kehle durch und lief fort. Jener röchelte noch ein paar Mal und verschied. Der Alte hörte ihn röcheln und rief: „Hört, wie er röchelt, wie seine Kehle peh macht. Ich wusste, es war nicht die Frau, sondern Wo'tswin und er hat ihren Tod gerächt.“ (Nitinath.)

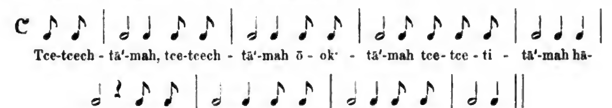
18. Das Mädchen und die Geister.

Es war einmal ein übellauniges Mädchen. Wenn Jemand ihr zu essen gab, so brummte sie, dass das Essen nicht gut genug sei, und Niemand konnte sie zufrieden stellen. Eines Abends gab Jemand ihren Eltern und ihr etwas zu essen. Sie schrie aber und wollte besseres haben. Als ihre Eltern aufgegessen hatten und in's Bett gehen wollten, schrie sie noch immer und wollte nicht in's Bett gehen. Ihre Mutter sprach: „Komm in's Bett, mein Kind! Ich kann Dir ja nicht geben, was Du verlangst.“ Da sie aber trotzig sitzen blieb, gingen die Eltern endlich allein in's Bett und schliefen ein. Nach einiger Zeit wurde die Frau wach. Sie rief ihre Tochter, erhielt aber keine Antwort. Sie stand auf und suchte das Mädchen, konnte es aber nicht finden. Da weckte sie ihren Mann und fragte ihn, ob er ihre Tochter gesehen habe. Auch er wusste nicht, wohin sie gekommen war, und all ihr Suchen war vergeblich. Da plötzlich hörten sie die Stimme des Mädchens tief unter der Erde rufen: „Oh, gebt mir mein gutes Essen. Nur ein ganz kleines Stückchen!“ Da berief der Vater den ganzen Stamm zusammen, und sie überlegten, was sie thun sollten, um das Mädchen wieder zu erlangen. Sie beschlossen, ihr nachzugraben. Man grub zehn tiefe Löcher, konnte sie aber nicht erreichen. Da gaben sie es auf. Als sie wieder im Rathe versammelt waren, sprach einer der Männer: „Sicher haben die Geister (Verstorbener) sie geholt. Ihr wisst, wenn ein Dorf verlassen ist, kommen die Geister immer und sehen die Häuser an. Lasst uns alle fortziehen! Zwei Männer sollen sich verstecken, und wenn die Geister mit dem Mädchen kommen, sollen sie es ihnen abnehmen.“ Die Leute beschlossen, dem Rathe zu folgen. Sie beluden ihre Boote und fuhren ab. Zwei Männer verbargen sich auf dem Dachbalken eines Hauses. Als es dunkel wurde, kamen die Geister. Sie machten ein Feuer und sangen und tanzten. Unter ihnen sass das Mädchen. Die Geister sangen Zaubersprüche, um sie auch zu einem Geiste zu machen, dieselben hatten aber nicht die gewünschte Wirkung. Ehe die Männer sich aber auf das Mädchen stürzen konnten, wurden sie von den Geistern gewittert, die mit dem Mädchen in der Erde verschwanden. Da gingen die beiden Männer zum Flusse hinab und wuschen sich vier Tage lang. Dann kehrten sie zu dem Hause zurück und verbargen sich wieder auf dem Dachbalken. Mit Dunkelwerden kamen die Geister wieder, um zu singen und zu tanzen. Dies Mal witterten sie die Männer nicht. Sie sprangen auf das Mädchen zu und ergriffen sie, ehe die Geister sie mit in die Tiefe hinabziehen konnten.

19. Die Frau, welche ihren Vetter heirathete.

Es waren einmal zwei Brüder. Der eine hatte eine Tochter, der andere hatte einen Sohn. Diese liebten einander sehr. Oft nahm der junge Mann das Mädchen mit in den Wald oder in sein Boot und sie schliefen zusammen. Als endlich die Leute hiervon erfuhren, schämten sich die beiden. Der junge Mann ging in den Wald und blieb lange Zeit dort. Er hatte seinen Pfeil und Bogen mit und schoss viele Enten und Taucher. Endlich schoss er auch einen Kormoran. Der Pfeil

zerschmetterte einen Flügel des Vogels, der nun nicht mehr recht fliegen konnte. Er lief und flog einen kleinen Fluss hinauf und der Jäger folgte ihm. Er schoss ihn wieder und wieder, konnte ihn aber nicht tödten. Endlich verschwand der Vogel in einer Höhle. Der junge Mann ging ihm nach. Bald öffnete sich die Höhle und er kam zu einer Wiese, auf der er vielerlei Wild fand. Er kehrte zurück und steckte einen Stock gerade vor den Eingang der Höhle, um sie wiederfinden zu können. Er ging nach Hause zu seiner Geliebten und lächelte sie an. Sie fragte: „Warum lächelst Du? Hast Du etwas Schönes gesehen?“ „Ja,“ versetzte er, „ich will Dich mitnehmen. Man schilt und verachtet uns hier, daher wollen wir eine Zeit lang fortgehen.“ Sie war einverstanden und rieth, dass sie Abends, wenn alles schliefe, gehen wollten. Sie legte zwei Mäntel an; er nahm zwei Bogen und viele Pfeile, zwei Ruder und ein leichtes Boot. So gingen sie fort. Sie fuhren den Fluss hinauf, bis sie zu der Stelle kamen, die der junge Mann als Eingang der Höhle bezeichnet hatte. Sie zogen das Boot hinein und häuften Steine vor den Eingang. Dann gingen sie voran und erblickten bald wieder das Tageslicht. Sie kamen zu der grasreichen Ebene, die der junge Mann früher geschaut hatte. Sie bauten sich eine kleine Hütte und der junge Mann erlegte Thiere von allen Arten: Hirsche, Elche, Biber und besonders Bären. Als sie reicher wurden, bauten sie ein Haus und behingen die Wände mit Bärenfellen. Im Laufe der Zeit hatten sie zwei Söhne. Als diese heranwuchsen, sprach ihr Vater zu ihnen: „Ich will Euch in meine Heimat senden, dorthin, woher ich kam. Ich wohne erst seit Kurzem in diesem Lande.“ Er beschrieb ihnen den Weg und sie machten sich auf. Der Vater hatte ihnen befohlen, nicht gleich in die Häuser zu gehen, sondern sich erst vor dem Dorfe sehen zu lassen und zu erzählen, woher sie kämen. Gegen Abend erreichten sie das Dorf. Sie setzten sich vor das Dorf, und jedesmal, wenn Jemand sie gesehen hatte, verbargen sie sich im Walde. Endlich gingen sie in ihres Grossvaters Haus und setzten sich dicht an die Thür. Der alte Mann verschloss dieselbe und fragte die beiden, wer sie seien und woher sie kämen. Da erzählten sie, dass sie die Söhne des entflohenen Paares seien. Ihr Grossvater rief alle Leute zusammen und sie erstaunten, als sie die Geschichte hörten. Zwei Tage lang blieben die jungen Leute dort, dann kehrten sie zurück. Sie reisten Nachts, damit Niemand ihren Heimweg ausfindig machen sollte. Als sie bei ihren Eltern ankamen, erzählten sie, dass sie freundlich aufgenommen seien. Da beschlossen diese, ebenfalls zurückzukehren. Sie beluden ihr Boot, gingen aus der Höhle und fuhren den Fluss hinab. Sie hatten ihr Boot mit vielen Bärenfellen beladen. Als sie nun in ihrem Heimathsdorfe ankamen, sprachen die Leute zu einander: „Da ist sie, die mit ihrem Bruder[1]) entflohen ist.“ Und eine Frau rief ihr zu: „Gehe nur rasch, ja gehe nur rasch, Du feine Frau, die ihren Bruder zum Manne genommen hat.“ Sie antwortete:



(d. h. Ja, ich habe rasche Füsse, meine Füsse sind lebhaft, da ich zweihundert Bärenfelle unter meinen Füssen habe).

---

1) Bruder und Vetter werden durch dasselbe Wort wiedergegeben

20. K·atiniā'ak.

Es herrschte einmal eine Hungersnoth, während deren viele Menschen starben. Endlich tödtete ein Häuptling, da es gar nichts mehr zu essen gab, alle seine Katzen (?) und lud seine Freunde ein, mit ihm Katzenfleisch zu essen. Zehn Häuptlinge folgten der Einladung. Als sie aber von dem Fest wieder nach Hause gingen, starben sie in Folge des Genusses des Katzenfleisches. In dem Dorfe lebte auch ein armer Sklave, Namens K·atiniā'ak, seine Schwester Yaq'iē'sak· und deren Mann. Sie sagte: „Lass uns hier fortziehen zu einem Flusse. Vielleicht können wir dort Fische fangen und unser Leben fristen.“ Sie zogen fort und liessen sich an einem Bache nieder. K·atiniā'ak ging fischen und fing mehrere Tage lang Lachse in grossen Mengen. Er sprach zu seiner Schwester: „Nun iss nicht zu viel. Du hast so lange gehungert, dass Du krank werden wirst, wenn Du jetzt zu viel auf einmal isst.“ Sie versprach sich in Acht zu nehmen, ass aber doch so viel, dass sie schliesslich platzte und starb. Die beiden Männer waren nun allein übrig geblieben. K·atiniā'ak ging wieder fischen und fing viele Lachse in einem tiefen Kolke im Flussbette. Er bekam so viele, dass er sie rechts und links neben sich warf. Er ass einige von den Lachsen. Plötzlich verwandelten sie sich in Ottern und liefen davon. Auch diejenigen, welche er gegessen hatte, verwandelten sich in Ottern. Sein Bauch schwoll dick an. Die Ottern rumorten in seinem Leibe herum und steckten ihre Schwänze zu seinem After hinaus. Da nahm sein Schwager eine zugespitzte Stange und knetete K·atiniā'aks Bauch damit, bis alle Ottern todt waren. Da wurde jener wieder gesund. Als er wieder an den Fluss ging, Lachse zu fangen, waren keine mehr da. Er blickte vom Wasser auf und sah am gegenüberliegenden Ufer eine lange Reihe von Menschen vorübergehen. Alle trugen Federn auf dem Kopfe, die nickten hin und her, als sie gingen. Allen voran ging ein sehr grosser Mann. Es war der Lachshäuptling. Ihm folgten grosse Lachse und die anderen Arten folgten ihnen der Grösse nach geordnet. Zuletzt kamen die kleinen Forellen. Dann folgten die Frauen und Mädchen in gleicher Ordnung. Als es Abend wurde, war der Zug vorbeigezogen. K·atiniā'ak folgte ihnen unbemerkt und sah endlich ein grosses Haus, in das sie hineingingen. Er schlich hinter das Haus und lugte durch ein Astloch. Da sah er, dass es drinnen ganz dunkel war. Nach kurzer Zeit hörte er jemand sagen: „Lasst uns das Dach öffnen und Licht in's Haus lassen.“ Als es nun hell wurde, sah er die Männer hinten im Hause auf der Plattform sitzen, die Frauen vor ihnen und die Kinder unten auf dem Flur. Zwei Mädchen sangen in einer Ecke des Hauses den Ts'ē'k·a und dann kamen zwei Männer hinter einem Bretterverschlage hervorgesprungen. Sie trugen die grosse Maske Hinkitsen auf dem Kopfe und bewegten ihre Arme in grossen Kreisen an beiden Seiten ihres Körpers. Nachdem er all dies gesehen hatte, schlich er zurück. Er ging zu seinem Schwager und sagte: „Lass uns jetzt in unsere Heimath zurückkehren. Es ist Zeit, dass die Häringe laichen.“ Er nahm viele Lachse mit. Als sie nun bei ihrem Heimathsdorfe ankamen, sahen sie, dass eine grosse Menge Häringslaich da war. Die Leichen derer, die Hungers gestorben, waren ganz damit bedeckt. K·atiniā'ak ging zu seinem Häuptlinge, brachte ihm die Lachse und sprach zu ihm: „Gieb allen Ueberlebenden ein Fest von diesen Lachsen.“ Der Häuptling that also. Als nun alle versammelt waren, fing K·atiniā'ak an, das Lied zu singen, das er den Lachsen abgelauscht hatte Seitdem hat die Familie des Häuptlings den Sang der Lachse.

21. Der erste Mohó'tl'ath.

Ein Vater hatte zwei Söhne. Eines Tages nahmen dieselben ihre Pfeile und Bogen und gingen in den Wald, Eichhörnchen zu schiessen. Gegen Abend hörten sie einen Fluss rauschen, den sie früher nie bemerkt hatten. Als sie sich demselben näherten, hörten sie Lärm, als ob viele Adler schrieen. Da sprach der ältere Bruder zum jüngeren: „Lass uns jetzt zurückkehren und morgen früh ausgehen, um den Fluss anzusehen.“ Sie kehrten nach Hause zurück und erzählten ihrem Vater, dass sie viele Adler an einem Flusse gehört hätten. Sie legten sich zu Bett, aber der älteste Bruder konnte vor Ungeduld nicht schlafen. Früh morgens weckte er seinen Bruder und sprach: „Komm! stehe auf und lass uns zu dem Flusse gehen.“ Sie kümmerten sich nicht um die Hirsche, Elche und Bären, die sie sahen, sondern gingen geraden Wegs zum Flusse hinab. Jetzt hörten sie die Adler und bald erblickten sie den Fluss. Da sahen sie, wie die Adler Lachse frassen. Sie gingen zum Ufer hinab und sahen zwei Mädchen, welche ein Lachswehr an einer starken Stromschnelle bauten, indem sie Pfähle in die Spalten und Löcher des felsigen Ufers trieben, um die Wehre dagegen zu stützen. Diese Löcher sind noch heute zu sehen. Als das Wehr fertig war, gingen die Mädchen fort. Die Brüder folgten ihnen in einiger Entfernung vorsichtig nach, so dass sie nicht gesehen werden konnten Bald sahen sie Rauch aufsteigen und erblickten an einer engen Stelle des Flusses am gegenüberliegenden Ufer ein Haus. Dort hinein gingen die Mädchen. Sie kamen bald wieder und begannen an einer Hundehaardecke zu arbeiten, die am Ufer über eine Querstange hing. Jede arbeitete an einer Seite der Decke. Die Brüder schlichen herab. Der ältere stiess den jüngeren an und flüsterte: „Ich glaube, dies hier ist die ältere. Die will ich nehmen. Nimm Du die jüngere.“ Dann schossen sie ihre Pfeile gegen die entsprechenden Enden der Decke. Sie gingen über den Fluss und setzten sich neben die Mädchen. Diese sahen einander an und wussten nicht, was sie sagen sollten. Sie gingen in's Haus. Die Brüder folgten ihnen und heiratheten sie. Dann sprach der ältere Bruder: „Ich will hier bleiben. Gehe Du nach Hause und nimm Deine Frau mit“ „Nein“, versetzte der jüngere. „Ich will bleiben. Kehre Du zurück.“ Und so geschah es. Sie hatten viele Kinder. Der ältere wurde der Ahne der Mōhō'tl'ath, der jüngere wurde der Ahne der Ts'oma'as'ath.

22. Stammessagen einiger Geschlechter der Ts'iciā'ath.

1. Ts'iciā'ath. Zwei Mädchen gingen aus, Cederbast zu holen, und fanden einen jungen Wolf, der noch blind war. Sie tödteten ihn, rissen ihn in zwei Hälften und nahmen die eine Hälfte mit nach Hause; sie wurde ein starkes Zaubermittel. Seither tanzen die Ts'iciā'ath, wie diese Mädchen, als sie den Wolf fanden.

2. Nᴇc'ā'ath. Ein junger Mann hörte einen Wal blasen, konnte ihn aber nicht finden, obwohl er sich sorgsam umschaute. Endlich ging er zum Strande hinab. Da fand er einen Wal, der nicht länger war, als ein Finger. Er fing ihn und er wurde sein Talisman. Seither tanzt sein Geschlecht mit der Walmaske.

3. Tla'semīesath. Ein junger Mann ging in den Wald und machte sich fern vom Dorfe am Strande ein grosses Feuer. Er schlief dort ein. Er erwachte davon, dass er jemand rufen hörte: ĕ, ē! Er hob seinen Mantel vom Gesicht und sah zwei Mädchen, die sich am Feuer wärmten, erst von vorne, dann von hinten. Sie trugen lange Federn auf dem Kopf und hiessen daher Aia'tlk·ē (= Feder auf Kopf). Daher tanzen die Tla'semīesath den Aia'tlk·ē im Tlokoala.

4. Ha'mēyisath. Ein Waisenknabe ging einst aus, Seeottern zu jagen. Er hatte keine Verwandte ausser einer kleinen Schwester. Endlich erblickte er eine Seeotter und schoss sie. Sein Pfeil traf sie gerade in den Bauch, tödtete sie aber nicht, sondern ging mitten durch sie hindurch. Nachdem er viele Pfeile vergeblich abgeschossen hatte, zielte er auf ihren Kopf und tödtete sie so. Als er sie nun in's Boot nahm, sah er, dass ein Loch mitten durch den Bauch des Thieres ging und dass alle seine Pfeile hindurch geflogen waren. Fortan gebrauchte er die Seeottermaske beim Tanze.

5. K·utsEmhaath. Ein Mann fand fern von allen Ansiedelungen, an einer Stelle, die nie von Menschen besucht wurde, einen kleinen Speer, der dem Waldgeiste Tc'ēnē'ath gehörte, welcher einen rothen Strich quer über seinen Körper laufen hat. Daher tanzte er und sein Geschlecht mit der Maske des Tc'ēnē'ath, an welche der Speer befestigt ist. Sie tragen auch einen rothen Strich quer über den Körper.

6. Kuai'ath. Ein Mann tödtete einen Wal und band ihn am Ufer fest. Er liess seine Tochter die Harpunleine halten, bis seine Freunde kamen, den Wal zu zerlegen. Als er fortgegangen war, sie zu rufen, ward der Wal wieder lebendig. Das Mädchen wusste nicht, was sie thun sollte. Sie hörte viele Leute im Innern des Wals sprechen und schreien. Der Wal schwamm aber nicht fort, sondern blieb nahe dem Ufer. Als ihr Vater zurückkam, erzählte sie ihm, was geschehen war. Daher gebraucht sein Geschlecht im Tanze die Maske eines Wales und eines Mannes.

23. Das Weibervolk.

Vor langer Zeit lebten in Alberni nur Frauen. Niemand wusste, woher sie kamen. Endlich wanderten sie nach Osten hin aus und nahmen alle Arten von Muscheln mit. Daher giebt es bis heute keine Muscheln mehr in Alberni. Die Ts'iciā'ath wanderten später von der Aussenküste aus den Alberni-Canal hinauf und trafen an dessen oberem Ende mit den Hōpitcisā'ath zusammen, welche die Nanaimo-Sprache redeten. Noch die vorige Generation gebrauchte die Nanaimo-Sprache ebenso viel, wie die Nutka-Sprache.

— Im Anfange ruderten die Menschen so, dass sie die Ruder die schmale Seite voran durchs Wasser zogen, bis jemand entdeckte, dass die Ruder wirkungsvoller waren, wenn man die flache Seite gegen das Wasser stemmte. Seitdem ruderte man so, wie es heute geschieht.

— Im Anfange gebrauchten die Menschen Harzboote. Sie gossen immer Wasser darüber, damit sie nicht schmolzen, und gingen nur vor Sonnenaufgang fischen.

— Der Donnervogel gebraucht eine Schlange, Hahē'k·tōyek·, als Gürtel. Ihre Knochen sind ein gewaltiges Zaubermittel.

— Bei Mondfinsternissen wird der Mond von der Thür des Hauses des Himmelshäuptlings gefasst, welche jeden verschlingt, der das Haus betritt. —

XIV. Sagen der Lē'kwiltok·.

1. Die Rache der Brüder.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die lebten in Tsā'wiloq. Der Mann sprach eines Tages zu seiner Frau: „Meine Liebe, lass uns in den Wald gehen und Harz holen." Die Frau folgte ihrem Manne und nach langer Wanderung gelangten sie an einen hohen Baum. Der Mann kletterte hinauf und fand an der obersten Spitze gutes Harz. Als er wieder herunter gekommen war, bat ihn die Frau, ihr etwas abzugeben. Er aber hiess sie selbst hinaufgehen. Nach längerem Widerstreben verstand sie sich dazu, und als sie ein wenig hinaufgeklettert war und noch kein Harz fand, rief sie ihrem Manne zu: „Wo hast Du es gefunden." „An der allerhöchsten Spitze des Baumes," antwortete jener. Als die Frau nun weiter den Baum hinaufstieg, kletterte der Mann ihr nach und hackte mit seiner Axt hoch oben beginnend alle Aeste dicht am Stamm ab, so dass die Frau nicht wieder herunterkommen konnte. Als er dann wieder unten angekommmen war, rief er seiner Frau zu: „Du bist mir ungetreu gewesen; zur Strafe musst Du nun auf diesem Baume sterben." Er sprach's und kehrte zu seinem Hause zurück.

Die Frau aber hatte vier Brüder. Diese waren gerade um diese Zeit ausgefahren, um Vögel zu schiessen und zu fischen. Ihre Schwester rief in ihrer Todesangst, auf dem Wipfel des Baumes sitzend: „O kommt, Brüder, errettet mich!" Dem jüngsten der Brüder däuchte, er höre die Stimme seiner Schwester. Er hörte auf zu rudern und lauschte. Nun höre er deutlich, wie jene rief: „O kommt, Brüder, errettet mich!" Er machte seine Brüder darauf aufmerksam, aber diese hörten nicht eher, als bis die Frau zum vierten Male gerufen hatte. Der Aelteste sprach: „Lasst uns rasch dorthin rudern und unsere Schwester suchen." Sie thaten also und fanden endlich nach langem Suchen den Baum. Der älteste der Brüder versuchte hinaufzuklettern, doch es gelang ihm nicht. Nicht besser erging es dem zweiten und dritten. Der jüngste endlich erstieg den Baum. Ihre Bemühungen aber hatten so lange gedauert, dass die Schwester mittlerweile verhungert war. Der junge Mann trug betrübt ihren Leichnam hinab und die Brüder redeten mit einander und überlegten, wie sie den Tod ihrer Schwester rächen sollten. Sie zweifelten nicht, dass ihr Schwager sie umgebracht hatte. Der Jüngste sprach: „Lasst uns die Haut von ihrem Kopf abziehen und dieselbe anziehen. Dann werden wir aussehen wie unsere Schwester." Sie thaten also. Zuerst legte der älteste Bruder die Haut an, band ihre Schürze und ihren Mantel um, setzte ihren Hut auf und legte ihre Arm- und Fussringe an. Er glich aber nicht ganz seiner Schwester. Ebenso wenig gelang es dem zweiten und dritten, ihre Gestalt anzunehmen; der jüngste aber glich ihr ganz und gar, als er ihre Haut und Kleidung angelegt hatte. Die Brüder sprachen untereinander: „Was sollen wir nun thun?" und der älteste schärfte sein Messer, gab es dem jüngsten, und hiess ihn, damit ihren Schwager zu tödten. Dieser machte sich auf den Weg. Als er zu seinem Schwager kam, sprach er: „Ich bin sehr müde, fast wäre ich auf dem Baume verhungert." Und der Mann erwiderte: „Ich war zornig auf Dich, aber da Du wieder zurückgekehrt bist, so soll Alles vergessen sein." Er bat seine Mutter um Wurzeln und hiess seine Frau dieselben zubereiten. Der verkleidete Bruder

röstete die Wurzeln und klopfte sie dann mit einem Steine. Der kleine Bruder des Mannes sah hierbei zu und lief dann zur Mutter und rief: „O Mutter, siehe nur! Meine Schwägerin klopft dort wie ein starker Mann, nicht wie eine schwache Frau.“ Seine Mutter aber verwies ihm solch' unnütze Reden.

Als es Nacht wurde, ging der Mann mit seiner vermeintlichen Frau ins Bett. Er wollte sie um den Leib fassen und zu sich drehen, sie aber sagte: „O bitte, lass mich! Ich fühle mich sehr krank.“ Der junge Mann wollte aber in Wahrheit nicht, dass jener sein Messer entdeckte. Um Mitternacht kniff er seinen Schwager, um zu fühlen, ob er fest schlafe Da jener sich nicht rührte, zog er sein Messer und schnitt ihm den Kopf ab. Er stand dann auf, ordnete die Decken wieder und ging mit dem Kopfe von dannen.

Früh Morgens rief die Mutter ihren Sohn: „Stehe auf! es ist schon lange Tag.“ Er antwortete nicht. Da schickte die Alte ihren jüngsten Sohn und hiess ihn, seinen Bruder wecken. Dieser stiess ihn an, aber er rührte sich nicht. Die Mutter sagte: „Hörst Du ihn athmen?“ „Nein, ich höre ihn nicht,“ antwortete der Kleine. „So nimm ihm die Decke ab“ rief die Mutter, die ungeduldig zu werden begann. Der Knabe gehorchte und sah nun, dass jener keinen Kopf hatte. Er war aber noch nicht verständig genug, um zu wissen, dass sein Bruder todt war. Er lief zur Mutter und rief: „O Mutter, mein Bruder hat keinen Kopf mehr.“ Die Alte sagte: „Sprich nicht so dummes Zeug.“ Da lief der Knabe hin, steckte seine Hand in das Blut und zeigte es seiner Mutter. Da erschrak diese. Sie ging hin und sah nun, dass ihr Sohn todt war. Da weinte sie sehr.

Die vier Brüder begruben ihre Schwester draussen im Walde.

2. Die vier Geschwister.

Es waren einmal drei Brüder und eine Schwester, die einen Mann Namens Nāntsuwikyemaē zum Manne hatte. Dieser pflegte mit den Brüdern zu einem See zu gehen und Biber zu fangen. Nachdem sie eine Anzahl gefangen hatten, kehrten sie nach Hause zurück und brachten die Felle ihren Frauen. Einst fing Nāntsuwikyemaē nur wenige Biber. Er dachte deshalb, dass seine Frau ihm untreu sei, und beschloss zurückzukehren und sich zu überzeugen, ob sein Verdacht begründet sei. Er langte unerwartet früh zu Hause an. Da fand Nāntsuwikyemāe seine Frau mit ihrem Liebhaber schlafen. Er nahm sein Messer und schnitt jenem den Kopf ab, den er zum See zurücktrug. Die Frau erwachte von dem strömenden Blute ihres Liebhabers. Sie fürchtete die Rache ihres Mannes und entfloh zu ihren Brüdern, nachdem sie die Leiche aus dem Hause geworfen hatte. Die Brüder wussten aber nicht, wer jenen Mann getödtet hatte. An den folgenden Abenden sang Nāntsuwikyemāe in seinem Hause, und einer der Brüder sandte seinen Sohn hinüber, um zu sehen, was jener trieb. Der Knabe ging hin und erblickte daselbst den Kopf des Liebhabers jener Frau. Da wussten alle Leute, dass Nāntsuwikyemaē jenen getödtet habe. Sie wollten ihn tödten, aber jener entfloh und versteckte sich im Walde. Endlich fanden ihn aber die Brüder. Er hiess sie in sein Haus kommen und gab ihnen daselbst zu essen. Dann erschlug er sie und legte ihre Leichen in eine Kiste, die er in seinem Boote an eine ebene Stelle trug und daselbst niedersetzte Er baute ihnen ein Todtenhaus und reinigte und schmückte den Platz rings um das Grab.

Bald entdeckte die Schwester, dass ihre Brüder todt waren, und setzte sich bei dem Grabe nieder und rief weinend: „O, wäre ich bei meinen Brüdern!“ Drei Tage lang blieb sie dort. Am vierten aber ward es plötzlich rings umher hell, jemand klopfte ihr auf die Schulter und fragte sie, warum sie weine. Sie

wandte sich nicht um. Zum zweiten und dritten Male fühlte sie, wie jemand ihr auf die Schulter klopfte, und hörte fragen, warum sie weine. Aber erst, als dasselbe zum vierten Male geschah, wandte sie sich um und sprach: „O, meine drei Brüder liegen hier begraben.“ Jener antwortete: „Weine nicht. Nimm dieses Zaubermittel, mit dem kannst Du Deine drei Brüder zum Leben erwecken. Und nimm dieses Giftkraut! mit seiner Hülfe kannst Du erfahren, wer Deine Brüder getödtet hat.“ Da wusste sie, dass der Fremdling, der so geheimnisvoll zu ihr getreten, K·ants'ō'ump war. Und sie ward eine Krankenbeschwörerin. Sie sang und warf das Zaubermittel auf das Grab: da erhoben sich die drei Brüder und kamen aus dem Grabe hervor.

Als sie ins Dorf zurükkehrten, gab ihr Mann ein grosses Fest. Er fegte sein Haus, machte ein grosses Feuer und Abends tanzte die Frau. Da warf sie das Giftkraut auf die Zuschauer und alle fielen todt nieder. Dann aber erweckte sie sie wieder mit dem heilenden Zaubermittel. Viermal that sie also, dann tödtete sie alle Anwesenden ganz und erweckte sie nicht wieder mit Ausnahme der Brüder.

(Die vorstehende Sage ist ziemlich unklar. Vor Allem bleibt das Verhältniss des Nāntsuwikyemaē zu der Frau und den Brüdern unsicher. Im Anfang der Geschichte scheint es, als sei der jüngste der Brüder der Liebhaber, dann wieder erscheint die Frau deutlich als seine Schwester. Der Erzähler hatte eine Zeit lang am Skeena Flusse gewohnt. Da zudem die Sage der Tsimshian der Sage G·auō sehr ähnlich ist, während sie von allen anderen Kwakiutl-Sagen erheblich abweicht, dürfte sie kaum als ächte Kwakiutl-Sage zu betrachten sein.)

3. Der Mondmann.

Einst herrschte in einem Dorfe eine Hungersnoth und alle Vorräthe waren aufgezehrt bis auf eine Kiste voll getrockneter Fischeier. Die Leute lebten von Farnwurzeln, die sie mühselig im Walde sammelten und von denen sie sich kümmerlich ernährten. Ein Mann und seine Frau hatten zwei Söhne, welche sie zu Hause liessen, wenn sie in den Wald gingen. Sie hatten ihnen aufs strengste verboten, die Fischeier zu berühren.

Eines Tages, als die Eltern ausgegangen waren, trat ein Mann ins Haus und sagte zu den Knaben: „Weshalb esst Ihr denn keine Fischeier, da steht ja eine ganze Kiste voll.“ Die Knaben antworteten: „Nein, wir dürfen nicht davon nehmen, unsere Eltern haben es verboten.“ „Ach was“, sagte der Mann, „nehmt Euch nur, so viel Ihr wollt.“ Der eine der Knaben war nun halb willens, zu thun, was der Fremde gesagt hatte, aber der andere warnte ihn und sprach: „Mutter wird uns schlagen, wenn sie zurückkommt und sieht, dass wir ihre Fischeier genommen haben.“ Da gab der Fremde sich ihnen als der Mondmann zu erkennen und sprach: „Wenn Ihr künftighin zu essen haben wollt, so bittet mich nur darum. Ich werde Euch hundertfach die Fischeier zurückerstatten, die Ihr jetzt Euren Eltern nehmt.“ Da assen die Knaben alle Fischeier auf und der Fremde ging von dannen.

Nach kurzer Zeit kamen die Eltern zurück, und als die Mutter entdeckte, dass die Fischeier fort waren, schlug sie ihre Kinder. Diese sagten nichts: aber um Mitternacht, als alle Leute schliefen, gingen sie hinaus, sahen zum Monde hinauf und sprachen: „O, mache uns glücklich, Du hast es uns versprochen.“ Als sie viermal so den Mondmann angerufen hatten, kamen zahllose Häringe geschwommen und alle Arten von Fischen. Sie fingen dieselben, füllten ihre Mäntel mit Fischen und trugen sie zum Hause ihrer Eltern. Dort warfen sie die Fische zu Füssen ihrer Mutter nieder und sprachen: „Siehe, Du zürntest uns und straftest uns, weil

wir Deine Fischeier gegessen hatten. So vergelten wir Dir!“ Da freute sich jene und liess sich erzählen, wo sie die Fische bekommen hätten, und bald wussten alle Leute, dass jene reich waren. Sie kamen von allen Seiten herbei und kauften Fische für Brot, Mäntel und Felle. So wurde der Vater der Knaben ein grosser Häuptling.

4. Die Kinder des Hundes.

In Tsikyä'les (= mit grossen Muscheln) lebte ein Häuptling, der hatte eine Tochter und einen grossen Hund. Eines Abends nahm das Mädchen den Hund mit in die Kammer. Um Mitternacht hörte der Vater jemand mit seiner Tochter sprechen, und er stand deshalb auf, ging an ihre Kammer und fragte: „Mit wem redest Du da?“ „O mit niemand,“ erwiderte die Tochter, „ich habe nur meinen Hund hier.“ In den zwei folgenden Nächten ereignete sich dasselbe. Da sprach der Mann zu seiner Frau: „Weisst Du, dass unsere Tochter Nachts immer ihren Hund bei sich hat?“ Diese versetzte: „Ich hörte eine Geschichte von einem Hunde, der Nachts mit einer Frau schlief, und dass diese dann Hunde gebar. Am Ende ist dieses derselbe Hund.“ Am folgenden Tage bestrich der Mann den Hund mit Harz, und als er Nachts wieder bei seiner Tochter reden hörte, öffnete er leise die Thür, sprang hinein und sah den Hund bei seiner Tochter liegen. Derselbe konnte nicht aufstehen, da er am Bette festklebte, und dort erschlug ihn der Vater.

Er zürnte aber seiner Tochter und Morgens liess er alle Leute ihre Sachen zusammenpacken und die Boote beladen. Nachdem alle Feuer verlöscht waren, fuhren sie ab und liessen das Mädchen allein zurück. Nur ihre Grossmutter hatte Erbarmen mit ihrem Schicksale. Sie verbarg eine glühende Kohle in einer Muschel, legte diese in ein Loch und sagte dem Mädchen, sie solle die Muschel erst hervornehmen, wenn alle fort seien. Diese that, wie ihre Grossmutter geheissen hatte. Sie blies die Kohle an und machte sich ein grosses Feuer. Sie baute sich ein kleines Haus aus Zweigen und nach kurzer Zeit gebar sie zehn junge Hunde. Um dieselben zu ernähren, sammelte sie Muscheln. Zu diesem Zwecke machte sie Abends am Strande ein grosses Feuer, um sehen zu können, und suchte Muscheln. Während sie so beschäftigt war, hörte sie bei ihrem Hause singen: „Tsi'kyala laia“ (suche Muscheln, Mutter!). Sie eilte hinauf, fand aber nur die jungen Hunde. Da kehrte sie zu ihrer Beschäftigung zurück, und wieder hörte sie singen und Takt schlagen. Da nahm sie einen Pfahl, stellte ihn am Ufer auf, hing ihre Kleider darauf, so dass es aussah, als sei ein Mensch am Strande. Sie schlich sich dann unbemerkt in den Wald und nahte von hinten dem Hause. Da sah sie, dass ihre Kinder die Hundekleider abgelegt hatten und sangen und tanzten. Ein Knabe stand als Wache vor der Thür und sah nach dem Pfahle, den er für die Mutter hielt. Diese sprang rasch ins Haus. Sie sah die Hundefelle dort hängen, riss sie herunter und rief: „Warum verkleidet Ihr Euch als Hunde, wenn Ihr wirkliche Menschen seid?“ Nur die Felle zweier der Kinder hingen gesondert von den übrigen. Sie konnte dieselben nicht schnell genug ergreifen und so verhindern, dass zwei der Knaben wieder hineinschlüpften. Diese wurden sogleich wieder Hunde.

Die Kinder blieben zuerst stumm, bald aber sagte der älteste: „Lasst uns zu laia (so nannte er seine Mutter) reden.“ Er sprach dann: „Ich werde für laia ein Haus bauen.“ Der zweite: „Ich werde ihr ein Boot machen.“ Der dritte: „Ich fange Wale für sie.“ Der vierte: „und ich Heilbutten.“ Der fünfte: „und ich Bergziegen.“ Jeder wollte für seine Mutter arbeiten. Die Frau ging

wieder zum Strande hinab, Muscheln zu suchen; und als sie zurückkam, stand ein grosses Haus da. Zwei ihrer Söhne waren ausgegangen, Wale zu fangen, und schleppten bald einen solchen hinter ihrem Boote heran. Sie hatten nun vollauf zu essen.

Der Vater der Frau aber litt Hunger, da die Fische nicht eingetroffen waren. Die Frau dachte nun an ihre Grossmutter, die sich einst ihrer erbarmt hatte. Sie sah einen Raben vorüberfliegen und rief ihm zu: „Ich wollte, Du wärest ein Mann!“ Sogleich verwandelte dieser sich in einen solchen. Sie lud ihn in ihr Haus ein und gab ihm reichlich zu essen. Als er satt war, sprach sie: „Ich möchte meiner Grossmutter etwas Speck schicken, willst Du es ihr hintragen?“ Der Rabe versprach es. Sie band ihm vier Stücke Walfischspeck auf den Rücken, er verwandelte sich wieder in einen Vogel und flog von dannen. Er kam zu der alten Frau, die gerade Muscheln am Strande suchte, und liess sich dicht vor ihren Füssen nieder. Dort sprang er umher. Die Alte nahm einen Stein, um ihn zu werfen; er aber rief: „Thue das nicht! Deine Enkelin hat mich gesandt, Dir diesen Speck zu bringen.“ Da sah die Alte die vier grossen Stücke Speck auf seinem Rücken und nahm sie ihm ab. Sie versteckte den Speck unter ihrem Mantel und ging ins Haus. Dort setzte sie sich an eine Matte, an der sie gerade arbeitete. Bei der Arbeit biss sie aber oft verstohlen von dem Specke ab. Ihr Enkel, welcher sie beobachtete, fragte: „Was isst Du da, Grossmutter?“ „Nichts“ erwiderte sie, „ich thue nur so, als ob ich kaue.“ Das Kind glaubte ihr nicht und achtete auf. Als sie sich nun unbemerkt glaubte und wieder abbiss, sagte das Kind: „Grossmutter, Du isst ja doch.“ Wieder leugnete die Alte. Der Kleine sah sie zum dritten Male abbeissen, und als er zum vierten Male dasselbe sah, ging er zu ihr, um zu sehen, was sie ässe. Darüber ward die Alte böse und schlug ihn mit dem Speck ins Gesicht, indem sie rief: „Das hat mir meine Enkelin geschickt, die jetzt viel zu essen hat.“ Als der Häuptling das hörte, beschloss er, mit all seinen Leuten zu seiner Tochter zurückzukehren. Als die Boote aber nahe kamen, schwenkten die Söhne der Frau und des Hundes den Todbringer Halaiu gegen dieselben. Da fingen sie an zu schwanken. Die Insassen der Boote zitterten vor Furcht und Schrecken und bald schlugen die Boote um, und Menschen und Boote wurden in Steine verwandelt. Die Grossmutter allein wurde gerettet.

5. Wē'k·aē. (Ahnensage des Wi'wēak·em).

Wē'k·aē stieg vom Himmel zur Erde herab und baute sich ein Haus in T'e'kya. Er hatte drei schöne Töchter, welche vor dem Hause zu sitzen pflegten, um dort Matten zu flechten. Ihre Gesichter waren mit rother Farbe bemalt. Eines Tages kamen vier junge Wölfe auf sie zugelaufen. Sie fingen dieselben und nahmen sie mit ins Haus, und sie gewannen sie so lieb, dass sie sie Abends mit ins Bett nahmen. Die Wölfe aber rasten im Hause umher und deshalb beschlossen die Schwestern, sie wieder laufen zu lassen. Nur den jüngsten, dessen Fell sehr schön gezeichnet war, behielten sie. Da träumte die jüngste der Mädchen von den Wölfen und sie sprach morgens zu ihrem Vater: „Ich will den jungen Wolf zu seinen Eltern zurückbringen. Aengstige Dich nicht und weine nicht um mich. Die Wölfe werden mir nichts anhaben.“ Sie nahm den jungen Wolf auf den Arm und trug ihn zum Hause der Wölfe. Da gaben ihr diese den Wolfskopfschmuck und eine Rassel, die so gross war, dass zwei Leute sie tragen mussten. Sie sagten zu ihr: „Dein Vater wird nun ein grosser Häuptling werden.“

Als das Mädchen zurückgekommen war, baute Wē'k·aē ein grosses Haus und beschloss, um Kunkunqulikya's, des Donnervogels, Tochter zu werben. Er wanderte zu dessen Hause und warb um das Mädchen. „Lass uns zuerst unsere Kräfte messen, damit ich sehe, ob Du stark und mächtig bist," sprach Kunkunqulikya. Er hiess jenen sich an der Mitte der Wand niedersetzen und liess dann das Wasser des Meeres höher und höher steigen, so dass es das ganze Haus füllte. Wē'k·aē nahm ein Stückchen Schiefer in die Hand, drückte dasselbe auf den Boden und dasselbe wuchs mit dem wachsenden Wasser, so dass er immer auf dem Trocknen sass. Da sah der Donnervogel, dass jener stark war, und gab ihm seine Tochter. Als Wē'k·aē zurückkam, malte er den Donnervogel an sein Haus.

Dann beschloss er, die Tochter des Häuptlings der Awik'ē'noq zur Frau zu nehmen. Durch diese Heirath gewann er den Tanz des Hā'mats'a. Der Häuptling hiess ihn, sein erstes Kind Ts'ᴇ'mk·oa nennen.

Dann ging Wē'k·aē zu den Bilqula, um sich daselbst eine Frau zu holen. Er fand alle Leute in einem Hause versammelt. Ihre Gesichter waren zerkratzt, und sie weinten, weil ihr Lachswehr zerstört war. Wē'k·aē lachte über ihren Kummer; er brach einen gewaltigen Baum mitten durch und baute ihnen ein Lachswehr. Da freuten sich jene und ihr Häuptling gab ihm zum Lohn seine Tochter, der er viele mit Haliotisschalen besetzte Mäntel mitgab. Wē'k·aē ward zornig, dass man ihr nicht mehr und nichts besseres gegeben hatte, und tödtete diese Frau.

Als er zurückkam, reinigte und malte er sein Haus und gab ein grosses Fest.

XV. Sagen der Nimkisch.

1. Ts'ētlwalak·amē (Ahnensage des Geschlechtes Ts'ēts'ētlwalak·amaē).

Nach der Fluth wurden die früheren Menschen in Thiere und Steine verwandelt. Als das Wasser abgelaufen war, stieg das Ungeheuer Nᴇmkyā'likyō (= das Einzige) aus der Tiefe des Meeres auf. Es sah aus, wie eine riesige Heilbutte, und trug einen Mann auf seiner schmalen Kante. Es setzte ihn in Qulkʜ ans Land und tauchte wieder in die Tiefe hinab. Der Mann schaute sich auf Erden um und erblickte niemand. Daher nannte er sich Nᴇmōkyustâlis (= als einziger aus der Erde gekommen). Er hatte einen Sohn, Namens Gyī'i (= Häuptling). Sie unterhielten ein Feuer am Ufer und sassen daneben. Da kam eines Tages K·'ā'nigyilak' in seinem Boote des Weges und landete in Qulkʜ. Er setzte sich zu ihnen an's Feuer, so dass Nᴇmōkyustâlis und Gyī'ī an einer Seite sassen, er selbst an der anderen. Und er wollte seine Kraft an ihnen versuchen. Deshalb legte er etwas Fisch, den er bei sich trug, an's Feuer und röstete ihn. Da wünschte Gyī'ī von dem Fisch zu essen. Sein Vater hielt seine Hand darunter und fing das herabträufelnde Fett auf, das er seinem Sohne gab. K·'ā'nigyilak' nahm den Fisch, zerbrach ihn und gab ihn jenen zu essen. Er glaubte, sie würden sterben, denn es war der Sī'siūtl (die doppelköpfige Schlange); es that ihnen aber keinen Schaden. Nᴇmōkyustâlis hatte aber selbst Sisiutl. Er röstete ihn und gab ihn K·'ā'nigyilak' zu essen. Da erstaunte jener sehr. Er versuchte dann, die beiden in Enten zu verwandeln. Es gelang ihm, aber nach kurzer Zeit wurden beide wieder Menschen. Sie setzten sich wieder ans Feuer und K·'ā'nigyilak' verwandelte sie nun in zwei grosse Berge. Auch diese gewannen bald wieder menschliche Gestalt. Dann verwandelte er sie in ein paar Eisvögel. Auch sie wurden bald wieder Menschen. Nᴇmōkyustâlis verwandelte ebenso K·'ā'nigyilak' dreimal, aber er konnte nicht verhindern, dass jener jedesmal seine natürliche Gestalt wieder

annahm. Als K·'ā'nigyilak' nun sah, dass er sie nicht besiegen konnte, schloss er Freundschaft mit ihnen und reiste weiter.

Nᴇmōkyustâlis nahm nun den Namen Guanā'lalis an. Er dachte darüber nach, was er thun solle, wenn K·'ā'nigyilak' wieder komme. Er beschloss, nicht wieder menschliche Form anzunehmen, wenn er ihn nochmals verwandeln sollte. Zuerst dachte er, er wolle ein Stein werden. Aber dann fiel ihm ein, dass Steine zerbersten. Er dachte, er wolle ein Baum werden, aber da fiel ihm ein, dass dieselben umfallen und faulen. Dann dachte er, er wolle ein Fluss werden. K·'ā'nigyilak' war weit entfernt, aber hörte alle Gedanken des Guanā'lalis. Er kehrte zurück und sagte kein Wort, sondern nahm jenen nur an der Stirn, stiess ihn auf die Erde und sprach dann: „Werde ein Fluss, wie Du wünschest, und sei voller Fische!" Er wurde der Fluss Guā'nē und daher sind immer alle Arten von Fischen in demselben. K·'ā'nigyilak' sammelte dann alle Muscheln auf, warf sie fort und sprach: „Hier sollen keine Muscheln sein. Die Bewohner der benachbarten Inseln sollen sie sammeln und hierher verkaufen." Dann ging er weiter.

Gyī'ī (nach anderer Version der Enkel des Guanā'lalis) wollte die Tochter von Tsawatā'lalis, eines der Ahnen der Tsāwatᴇēnoq, heirathen. Guanā'lalis warnte ihn, indem er sagte, dass jener alle Freier seiner Tochter tödte, Gyī'ī aber bestand auf dem Abenteuer. Da liess sein Vater ihn ziehen, rieth ihm aber, zuerst seine Tanten zu besuchen. Gyī'ī machte sich auf die Reise nach Tsawa'tē. Er war allein im Boote, in dem er viele Mövenflügel und -Federn mitführte. Er brauchte nicht zu rudern, denn sein Boot ging von selbst. Er gelangte nach Gu'mpaq an dem Eingang zu Tsawa'tē. Dort wohnte seine Tante. Er landete und ging zu ihr in's Haus. Nachdem sie ihn begrüsst hatte, fragte sie, wohin er gehe. Als er nun erzählte, dass er Tsawatā'lalis' Tochter heirathen wolle, warnte sie ihn, da jener alle Freier des Mädchens tödte. Sie gab ihm drei Steinplatten, zwei, um sie unter die Füsse zu binden, und eine, um sie an sein Gesäss zu befestigen, wenn er in Tsawatā'lalis' Haus komme; und sie gab ihm Muscheln und wies ihn, wie er die Steine und Muscheln gebrauchen sollte. Gyī'ī dankte ihr und reiste weiter. Unterwegs begegnete ihm ein Mann, der fragte ihn, wohin er gehe. Gyī'ī antwortete, er gehe, Tsawatā'lalis' Tochter zu heirathen. Da warnte ihn jener. Als Dank gab Gyī'ī ihm Muscheln. Da legte jener die Muscheln an den Strand und sagte: „Immer sollen Muscheln hier sein. Sie sollen sich vermehren und den Menschen zur Nahrung dienen." Gyī'ī ging weiter. In K·oā'qᴇm begegnete ihm wieder ein Mann, der fragte, wohin er gehe. Gyī'ī antwortete, er gehe, Tsawatā'lalis' Tochter zu heirathen. Da warnte ihn jener. Als Dank gab Gyī'ī ihm Muscheln. Da legte jener die Muscheln an den Strand und sagte: „Immer sollen Muscheln hier sein. Sie sollen sich vermehren und giftig sein, und niemand soll sie essen können." Gyī'ī reiste weiter. In Lālemaqā'es warf er ein Stück Walfischfleisch aus seinem Boote, das in Stein verwandelt wurde. Der Stein ist noch heute daselbst zu sehen. Als er in Ō'palis ankam, landete er, verbarg sein Boot im Walde und ging das Ufer entlang weiter. Bald sah er Rauch aufsteigen. Er ging darauf los und traf vier blinde Frauen, die Enten; diese kochten tlᴇqsᴇ'm-Wurzeln mit heissen Steinen. Als Gyī'ī sich näherte, witterte ihn eine der Frauen und sprach: „Gyī'ī muss in der Nähe sein, ich wittere ihn." Als die Wurzeln gekocht waren, nahm eine der Frauen sie aus dem Kessel und wollte sie unter ihre Genossinnen vertheilen. Gyī'ī nahm sie ihr aber fort. Da schalten sie einander und beschuldigten einander, die Wurzelbündel gestohlen zu haben. Als sie so mit einander stritten, trat Gyī'ī dicht heran und sprach: „Seid ihr blind, Grossmütter? Ich bin Gyī'ī." Eine versetzte: „So bist Du doch da? Ich witterte Dich." Er

fragte: „Wollt Ihr Euer Augenlicht wieder haben?“ „Ja, Gyī'ī, mache uns sehend!“ riefen sie da. Er spie ihnen auf die Augen, und sie wurden sehend. Dann fragten sie: „Wohin willst Du gehen?“ Er sagte, er wolle Tsawatā'lalis' Tochter heirathen. Da sagten die Frauen: „Sie kommt immer um diese Zeit zu diesem Platze.“ Als Gyī'ī das hörte, setzte er sich hin, und band den Tintenfisch vor sein Gesicht, so dass er wie ein alter Mann aussah. Als nun das Mädchen kam und ihn erblickte, rief sie: „Ei, das ist ein Sklave für unseren Vater! Er kann auf sein Boot achten!“ Ihr Bruder, der sie begleitete, rief: „O nein! Woher weisst Du, dass er ein Sklave ist? vielleicht hat er übernatürliche Kräfte.“ Sie aber kümmerte sich nicht um die Worte ihres Bruders, sondern rief den Alten: „Komm Sklave! Setze Dich zu mir!“ Er folgte ihr und sie liess sich den Rücken von ihm waschen. Dann befahl sie ihm, mit zu dem Platze zu gehen, wo sie tlᴇqsᴇm-Wurzeln zu graben pflegte. Ihr Bruder sagte: „Nimm ihn nicht mit! Vater wird es sicher nicht gerne sehen. Nur deshalb bekommst Du keinen Mann, weil Du mit jedem Fremden sprichst.“ Sie kehrte sich nicht an ihres Bruders Worte, sondern nahm den Alten mit. Dieser fragte unterwegs: „Was sagt Dein Vater? Wen sollst Du heirathen?“ Sie antwortete: „Gyī'ī heisst der Mann. Wir kennen ihn nicht, er wohnt fern von hier.“ Da nahm Gyī'ī die Tintenfischmaske ab und zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Das Mädchen fiel in Ohnmacht, so hell strahlte sein Gesicht. Als sie wieder zu sich kam, gab er ihr etwas Harz zu kauen. Dann liess er sie vorausgehen und versprach, bald zu folgen. Als er sah, dass sie in's Haus getreten war, ging auch er in's Dorf. Er wusste, dass die Thür von Tsāwatā'lalis' Hause jeden Fremden erschlug, der hineinzugehen versuchte. Gyī'ī ging darauf los, als wollte er gleich eintreten; als er gerade vor der Thür war, sprang er aber zurück, und lief in's Haus, als sie sich wieder öffnete. Als Tsāwata'lalis den Fremden sah, fragte er ihn, was er wolle. Er sprach: „Ich will Deine Tochter heirathen.“ Da lud ihn der Alte ein, sich zu ihm zu setzen. Auf dem Boden und der Lehne des Sitzes waren aber spitze Steine, die jeden tödteten, der sich hinsetzte. Gyī'ī band die platten Steine, welche er von seiner Tante bekommen hatte, unter seine Füsse, auf sein Gesäss und auf den Rücken und zerdrückte damit die spitzigen Steine, so dass sie ihm nichts anhaben konnten. Vor dem Sitze war ein grosses Feuer. Tsāwatā'lalis legte noch mehr Holz darauf, um Gyī'ī zu rösten. Da warf dieser die Muscheln, die er von seiner Tante erhalten hatte, der Reihe nach in's Feuer, und sie dämpften dasselbe. Da erstaunte Tsāwatā'lalis und sprach: „Wir wissen nun, dass Du übernatürliche Kräfte hast,“ und er setzte ihm Essen vor. Er nahm Fleisch aus dem Vorrathsraume, röstete es und gab es Gyī'ī in einer Schüssel. Es sah aus wie Lachs, war aber Sī'siutl. Gyī'ī that, als ässe er, verbarg aber in Wahrheit das Fleisch unter seinem Mantel. Tsāwatā'lalis wartete darauf, dass er sterben solle; da aber nichts geschah, setzte er ihm eine Speise vor, die wie Beeren aussah, in Wirklichkeit aber Sī'siutl-Rogen war. Gyī'ī that, als ässe er es, verbarg es aber ebenfalls unter seinem Mantel. Da sagte Tsāwatā'lalis nochmals: „Du bist mehr als ein Mann (ein „āu'mps“, mit übernatürlichen Kräften ausgestattetes Wesen) und sollst meine Tochter haben.“ Eine Nacht war Gyī'ī bei ihr, da gebar sie Morgens einen Sohn. Sie war schon von dem Harz, das er ihr gegeben hatte, schwanger geworden. Tsāwatā'lalis sprach zu Gyī'ī: „Lass uns gehen und Holz für die Wiege des Kindes schlagen!“ Sie fuhren nach Mā'gyitānē, fällten eine Ceder und gingen daran, Bretter daraus zu spalten. Als Tsāwatā'lalis die Keile in den Baum trieb, liess er seinen Hammer in den Spalt fallen und bat dann Gyī'ī, ihn wieder zu holen. Dieser kroch in den zersprengten Baum. Kaum war er drinnen, da schlug der Alte die Keile heraus, so

dass der Baum zusammenschlug. Er glaubte, er habe Gyī'ī getödtet, da er Blut aus dem Spalte herausquellen sah, und rief: „Du sollst nicht meine Tochter heirathen. Ich habe auch übernatürliche Kraft und bin stärker, als Du.“ Gyī'ī war rechtzeitig aus dem Baume geschlüpft und unbemerkt zum Boote gegangen. Der Alte ging hinab und sah zu seinem Erstaunen jenen im Schnabel des Bootes liegen. Da sagte er: „So bist Du denn heil aus dem Baume entkommen? Wie froh bin ich darüber! Siehe nur die Thränen, die ich um Dich geweint habe.“ Gyī'ī antwortete kaum. Er liess seinen Schwiegervater rudern und warf, als sie weiter vom Land waren, Cedernadeln ins Wasser. Dieselben wurden in Häringe verwandelt, die dem Alten ins Gesicht sprangen, und es entstanden Wirbel, die das Boot zu verschlingen drohten. Da bat ihn Tsāwatā'lalis: „O mein Sohn, höre auf!“ Und Gyī'ī willfahrte seiner Bitte. Nach einiger Zeit nahm Gyī'ī etwas faules Holz und warf es ins Wasser. Es wurde in vier Delphine verwandelt. Zwei schwammen an jeder Seite des Bootes. Sie fingen an, über Tsāwatā'lalis fortzuspringen, und endlich sprang einer gerade gegen seine Brust und tödtete ihn. Als sie ans Ufer kammen, rief Gyī'ī aber seinem Schwiegervater zu: „Stehe auf!“ und dieser erhob sich, rieb seine Augen und sprach: „Ich habe lange geschlafen.“ Da er sah, dass Gyī'ī stärker war, als er, liess er ihn in Frieden. Gyī'ī kehrte dann nach Qulkn zurück.

Nachdem Guanā'lalis in den Fluss Guā'nē verwandelt war, lebte Gyī'ī daselbst. Er hatte einen Sohn, Namens Ts'ētlwalak·amē. Derselbe war riesig gross; seine Brust war vier Faden breit. Wenn er im Boote fuhr, so stellte er sich aufrecht in die Mitte und trieb dann das Boot voran wie ein Segel. Er hatte zwei Frauen. Die eine Namens Wāwanᴇmgyilaō'k·oa war die Tochter der Sonne, die andere Namens Wilkuilatl war die Tochter von Hawilkōlatl, dem Ahnen der Tsawatᴇᴇnoq. Er hatte ein grosses Haus in Qulkn und viele Sklaven. Ihre Namen waren Tlā'sōtlᴇlāla, Mā'muqsila, Qē'uta, Sikylā'litso, O'tsuqumtsis. Eines Tages gingen die Männer alle zusammen in sieben Booten aus, Lachse zu fangen. Als die Boote voll waren, kehrten sie zurück. Da sprachen die Sklaven zu einander: „Wir wollen vier Bootladungen an Wilkuilatl geben, da sie uns immer zu essen giebt, und drei Bootladungen der Tochter der Sonne.“ Ts'ētlwalak·amē hörte, was sie sagten, aber erwiderte nichts. Wāwanᴇmgyilaō'k·oa hörte alles, was vorging, obwohl sie weit entfernt war. Als nun Ts'ētlwalak·amē nach Hause kam, sah er, dass es dunkel war, wo Wāwanᴇmgyilaō'k·oa sass, während es sonst immer hell bei ihr war. Er setzte sich zu ihr und lehnte seinen Kopf an ihren Busen. Da fühlte er ihre Thränen auf sein Gesicht fallen und sah, dass sie Blut weinte. Daher verliess er sie und ging zu seiner anderen Frau. Sie weinte nun noch mehr, und das Haus wurde voll Wasser, das ihren Augen entströmte. Sie verwandelte dann Ts'ētlwalak·amē und Wilkuilatl in Enten, die auf dem Wasser umherschwammen. Bald wurden sie wieder Menschen und Wilkuilatl verwandelte dann ihrerseits Wāwanᴇmgyilaō'k·oa in eine Ente. Nachdem sie wieder ihre ursprüngliche Gestalt angenommen hatte, verwandelte sie ihren Mann und Wilkuilatl in Eisvögel und dann that Wilkuilatl ihrerseits dasselbe. Wāwanᴇmgyilaō'k·oa beschloss nun zu ihrem Vater zurückzukehren. Sie war schwanger und sprach zu ihrem Manne: „Hättest Du und Deine Sklaven mich behandelt, wie Ihr solltet, so wäre ich hier geblieben. Ich hätte Dir ein Kind geboren und es wäre unsterblich gewesen.“ Dann ging sie zum Strande und ins Meer, über das sie fortschritt wie wenn es Land wäre. Sie ging gen Sonnenaufgang. Als sie nach Salmon River kam, gebar sie ein Kind. Sie warf es bei Seymor Narrows ins Meer, wo es noch heute die gefährliche Stromschnelle Nō'maskyas verursacht.

Ts'ētlwalak·amē hatte einen Sohn von Wilkuilatl, der den Namen Lalā'gyinis erhielt. Dessen Sohn war K·'ōmnilā'gyilis.

Die Pfosten von Ts'ētlwalak·amēs Haus stellen zwei Tsōnō'k·oa dar, die er von Wilkuilatls Vater erhalten hatte. Er hatte ebenfalls eine Tsōnō'k·oa Maske. Im Wintertanze gebrauchte er die Wolfsmaske und sang: „Ihr Häuptlinge anderer Stämme lügt. Ihr sagt, Ihr tanzt wie Wölfe. Ich bin aber der Einzige, der diesen Tanz hat."

Ts'ētlwalak·amē häufte einen grossen Erdhügel auf in Qulku und baute ein Haus darauf. Dann nahm er Tlatlak·oaiyuk·oa, die Tochter Tlālā'min's (siehe S. 145) zur Frau. Dessen Haus stand in Otsâ'lis und hies Ku'nuelalitl Es hatte vorne und hinten eine Thüre und Tlalā'min machte jeden, der hindurch ging zum Sklaven. Tlalā'min's ältester Sohn hiess Ma'qolagyilis. Dieser baute ein Haus auf einer Insel mitten im Flusse und nannte es Kyā'kyaqtla. Einst stieg der Fluss und zerstörte Ma'qolagyilis' Haus und Boot. Darüber ward er sehr betrübt. Er ging zu seinem Vater und Abends versank er plötzlich neben dem Feuer in die Erde. Sein Vater grub ihm nach, aber er fand ihn nicht. Ma'qolagyilis stieg vor dem Hause wieder aus der Erde auf. Dort fingen ihn die Leute, aber er versank abermals. Da weinten die Leute. Sie konnten ihn nicht wiederfinden und glaubten er sei todt. Plötzlich hörten sie in der Ecke des Hauses sich etwas bewegen und schreien. Sie liessen das Feuer hoch aufflammen, damit sie sehen konnten, und erblickten nun einen menschlichen Schädel. Dieser weinte und schrie: „Qiā', qiā', qiā'! Ich habe im Boote im Wasser gelegen, und mein Fleisch und meine Augen sind verwest. Wo einst meine Augen waren, sind jetzt tiefe Höhlen."

K·oā'k·oaqsānok·.

Einer der Nachkommen von K·'ōmnilā'gyilis war Hamā'lakyauaē. Dieser lebte mit seiner Frau Omak·asemā'ē an der Mündung des Nimkisch-Flusses. Einst kam T'ē'sumgyilak' von K·oai'astEms herüber gefahren, überfiel Hamā'lakyauaē und raubte seine Frauen (s. S. 154). Die Nimkisch wollten sich zur Wehre setzen, konnten aber T'ē'sumgyilak' nichts anhaben, da er von Stein war. Er tödtete viele Leute und führte ihre Frauen von dannen. Omak·asemā'ē und eine andere der geraubten Frauen waren schwanger und T'ē'sumgyilak' befahl, ihre Kinder, wenn sie männlichen Geschlechtes sein sollten, zu tödten. Zuerst kam die zweite Frau nieder und gebar einen Sohn. Um ihn zu retten, band sie seinen Penis hinten in die Höhe, und als T'ē'sumgyilak' kam, um das Kind zu sehen, glaubte er, es sei ein Mädchen und liess es am Leben. Er sagte: „Tödte sie nicht, denn wenn Deine Tochter erwachsen ist, wird sie mir Muscheln suchen." Die beiden Frauen dachten nun daran, wie sie von T'ē'sumgyilak' unbemerkt entfliehen könnten.

Eines Nachts gelang es ihnen, zu entkommen. Sie gingen, so lange sie ihre Füsse tragen konnten. Dann hielten sie an einem kleinen Flusse und machten ein Feuer, an dem sie sich wärmten. Den Knaben wuschen sie in kaltem Wasser, damit er stark werden sollte und nannten ihn Mōqsk·â'o (= mit aufgebundenem Penis). Nachdem sie zwei Tage gegangen waren, gebar Omak·asemā'ē einen Sohn, den sie K·oā'k·oaqsānok· nannte. Sie wusch ihn täglich in kaltem Wasser, und daher ward er rasch stark und gross. Mittlerweile waren sie nach TEtEk·'ā'niq am K·a'matsin-See gelangt und bauten sich daselbst ein Haus.

K·oā'k·oaqsānok· war zu einem kräftigen Knaben herangewachsen und spielte eines Tages am Flusse. Da hörte er auf dem Berge eine schreckliche Stimme rufen: „O, o, hu, hu, hop." Da lief er zu seiner Mutter und fragte, was das für eine schreckliche Stimme sei. Jene antwortete: „Das ist die grosse Tsōnō'k·oa,

welche in dem See oben auf dem Berge wohnt. Sie tödtet jeden, der in ihre Nähe kommt.“ Da sprach K·oā'k·oaqsānok·: „Ich will hinaufgehen auf die Berge und sie sehen.“ Seine Mutter bat ihn inständig zu bleiben und sagte: „O, gehe nicht, sonst werden meine Augen Dich nie wieder erblicken.“ K·oā'k·oaqsānok· aber liess sich nicht abhalten, denn er glaubte, das Abenteuer bestehen zu können. Er ging in die Wälder, die Tsōnō'k·oa zu suchen. Da ward das Herz seiner Mutter traurig.

Als er eine Zeit lang gegangen war, hörte er jemand rufen: „M! m!“ und sah einen Mann an einem Baume stehen und versuchen, denselben abzubrechen. Sein Name war Aq'a'lkos K·oā'k·oaqsānok· schlich heran und ergriff jenen von hinten und hielt ihn fest. Da rief Aq'a'lkos: „Wehe! wer hat mich von hinten ergriffen und alle meine Stärke und Kraft von mir genommen?“ K·oā'k·oaqsānok· gab sich zu erkennen und erzählte, dass er ausgehe, die Tsōnō'k·oa zu bestehen. Da fragte Aq'a'lkos: „Bist Du denn stark?“ „Ich bin so stark, wie Du,“ erwiderte jener. „So versuche, jene Eibe auszureissen.“ K·oā'k·oaqsānok· versuchte es, es gelang ihm aber nicht. Da sprach Aq'a'lkos: „Wenn Du den Baum nicht ausreissen kannst, so hast Du auch noch nicht all meine Stärke bekommen.“ Er besprengte ihn dann mit ein wenig Wasser und liess ihn nochmals versuchen. Da K·oā'k·oaqsānok· noch nicht im Stande war, den Baum auszureissen, blies Aq'a'lkos ihm in den Mund, und nun riss jener die Eibe mit seiner linken Hand aus. (Nach einer anderen Version tauchte Aq'a'lkos ihn viermal in einen Fluss.)

Er ging nun weiter den Fluss aufwärts. Als er ein wenig gegangen war, sah er eine Kupferplatte im Flusse liegen. Er nahm dieselbe heraus und versteckte sie in einer hohlen Ceder, denn er dachte, wenn er sie mitnähme und nach Hause zurückbrächte, würden die Leute ihn verspotten. Er ging weiter den Fluss hinauf und kam nun an ein Haus, dessen Dach von gewaltigen Pfosten getragen wurde. Er ging nicht hinein und nahm es nicht in Besitz, da er glaubte, sonst würden ihn die Leute verspotten. Er ging weiter und traf nun zwei Leute, welche einander ihre Heldenthaten priesen. Der eine sprach: „Ich habe dreissig Männer im Kampfe erschlagen.“ K·oā'k·oaqsānok· ward begierig zu hören, was sie sprachen, und schlich leise herbei. Er hörte, wie der andere erwiderte: „Ich habe nur einen Mann erschlagen, aber er war ein grosser Häuptling.“ Da sprang K·oā'k·oaqsānok· hervor und rief: „Wovon sprecht ihr?“ Da wurden beide in Steine verwandelt, die er mitnahm.

Er ging weiter und gelangte endlich auf den Gipfel des Berges. Dort fand er einen grossen tiefen See, an dessen Ufer er sich niedersetzte. Er warf die beiden Steine in den See und rief: „Tsōnō'k·oa, komm hervor aus Deinem Hause!“ Da lief der See plötzlich ganz ab und füllte sich dann wieder. Nun erschienen viele Seelöwen an der Oberfläche und verschwanden wieder. Dann tauchten viele Seeottern auf und verschwanden wieder. Nun erschien ein Boot, in dem drei Leute sassen. Er sah in dem Boote einen Knochenpfeil liegen, den er zu haben wünschte. Er wusste aber nicht, wie er ihn bekommen sollte. Endlich schnitt er sich in die Zunge und spie das hervorströmende Blut auf seine Hand. Dann ging er an eine Landspitze, watete in den See, so dass nur sein Kopf hervorsah und nahm den Pfeil aus dem Boote, als dasselbe vorbeifuhr. Niemand bemerkte ihn. Hätte er sich aber nicht in die Zunge geschnitten, so wäre er unfehlbar bei dem Versuche gestorben. Als das Boot vorüber war, erblickte ihn der Steuermann, und sah, dass er den Pfeil in der Hand hielt. Da sprach er: „Achte gut auf den Pfeil, wenn Du damit auf einen Menschen weist, so verliert er den Verstand, und schiesst du ihn auf eine Menge Menschen ab, so sterben alle sogleich.“

Da dankte ihm K·oā'k·oaqsānok· und kehrte nach Hause zurück. (Nach anderer Version sah er zuerst ein Boot, in dem eine Harpune lag; diese nahm er nicht, da er fürchtete, die Leute würden ihn verspotten und glauben, er sei nur ein Jäger und könne keine Menschen tödten. Dann kam ein zweites Boot, in dem sassen zwei Männer. Einer derselben hielt einen Pfeil in der Hand, und sie verfolgten einen Bären. K·oā'k·oaqsānok· fragte: „Wie wollt Ihr den Bären tödten? Ihr habt ja keinen Bogen." Jene hiessen ihn Acht geben, und der Mann mit dem Pfeile richtete denselben gegen den Bären, der sogleich todt niederfiel. Sie schenkten ihm dann den Pfeil und lehrten ihn seine wunderbaren Eigenschaften kennen.) K·oā'k·oaqsānok· kehrte nun nach Hause zurück. Als er den Fluss hinabging, bemerkte er, dass es beständig finstere Nacht war. Er übernachtete nun in dem grossen Hause und zerschlug einige der Dachlatten, mit denen er Feuer machte, um das Haus zu erleuchten. Er ging weiter, aber immer noch blieb es dunkel. Er kam nun an die hohle Ceder, in der er die Kupferplatte versteckt hatte. Er nahm sie aus dem Baume heraus, und sofort wurde es wieder Tag. Deshalb liess er das Kupfer liegen, wo er es gefunden hatte.

Endlich gelangte er zu seiner Heimath zurück. Eines Tages fragte er seine Mutter, ob sie keine Verwandte habe, und sie erzählte ihm nun, wie T'ē'sumgyilak' sie geraubt und ihre Verwandten getödtet habe. Da verlangte K·oā'k·oaqsānok· danach, seine Halbbrüder und seinen Vater zu sehen. Die Mutter hiess ihn ein kleines Boot machen, und als dasselbe vollendet war, begannen sie den Fluss hinabzufahren. Die Mutter warnte ihn aber vor den Ia'kuim, die im Flusse wohnten und jeden umbrachten, der an ihnen vorbei wollte. Zur Zeit der grossen Fluth waren dieselben in den Fluss getrieben worden, und als das Wasser ablief, dort zurückgelassen. Sie hiess ihn, einen grossen Baumstamm vor dem Boote den Fluss hinabtreiben zu lassen. K·oā'k·oaqsānok· folgte ihrem Rathe. Als der Baumstamm an einem Ia'kuim vorübertrieb, kam dieser aus dem Wasser hervor in der Gestalt eines gewaltigen Seelöwen. Da zeigte K·oā'k·oaqsānok· mit dem Pfeile auf denselben, und sofort war er in Stein verwandelt. Dann fuhren Mutter und Sohn ungefährdet weiter. Nach einiger Zeit sahen sie einen Zwerg am Ufer sitzen, der sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt und, indem er sich schüttelte, schrie: „tsi-tsi-tsi-tsi!" K·oā'k·oaqsānok· ging auf ihn zu und fragte nach seinem Namen, aber jener konnte nicht sprechen.

Sie fuhren weiter den Fluss hinab und kamen endlich nach T'ᴇ'tᴇk·'an am See. Dort sahen sie ein Haus, aus dem Rauch aufstieg. Sie landeten und gingen hinein. Drinnen wohnte Tlē'semaē. Diesen luden sie ein, mitzufahren. Er stieg in ihr Boot und alle drei fuhren weiter. Nach einiger Zeit kamen sie wieder an ein Haus und nahmen von dort Aiuâk·alak·ᴇ'ma mit.

Nun sah K·oā'k·oaqsānok· jenseits des Sees einen Mann einen Bären verfolgen. Er ruderte eiligst auf jenen zu, um ihm zu helfen. Dieser aber rief: „Halt ein, ich will den Bären tödten." K·oā'k·oaqsānok· war damit einverstanden und sah der Jagd zu. Da jener aber den Bären nicht einholen konnte, nahm er endlich seinen Pfeil hervor, deutete damit auf den Bären, der sogleich niederfiel und in Stein verwandelt wurde. Dann fuhr er an's Ufer und fragte den Fremden, wer er sei. Jener antwortete: „Ich bin von K·'ō'kyes, mein Vater heisst Hamā'lakyauaē." Da wusste K·oā'k·oaqsānok·, dass jener sein Bruder Mōqsk·â'o war. Er gab sich ihm zu erkennen, und alle fuhren zusammen weiter.

Bald gelangten sie nach Guā'mēla am Flusse K·'anis. Dort fand K·oā'k·oaqsānok· seinen Bruder T'ē'sumustsāna, dessen rechte Hand Stein war. Dieser zerschlug K·oā'k·oaqsānok·'s Boot mit einem Schlage und gab ihm ein neues, grösseres.

Sie fuhren nun alle den Fluss hinunter und K·oā'k·oaqsānok· tödtete alle Ia'kuim mit seinem Pfeile. Noch heute sieht man die kleinen Inseln Nā'nis im Flusse, welche Bären waren, die von K·oā'k·oaqsānok· in Steine verwandelt wurden.

Endlich gelangten sie nach K·'ō'kyes und fanden daselbst einen alten Mann an einem der Häuser beschäftigt, die Thür in Ordnung zu bringen. Das war Hamā'lakyauaē. Er aber erkannte seine Frau und seine Söhne nicht, die an's Land stiegen und auf ihn zukamen. Er fragte Omak·asemā'e: „Wer bist Du und wer sind jene Jünglinge?“ Sie versetzte: „Erkennst Du mich denn nicht, Deine Frau?“ Er erkannte sie und fragte: „Und hast Du den jungen Mann im Boote dort geheirathet?“ „Nein, das ist mein Sohn. Weisst du nicht mehr, dass ich schwanger war, als Tlā'tlaqoas mich raubte?“ Da fiel dem Alten alles wieder ein und sein Herz ward froh.

Die jungen Leute bauten sich nun ein Haus und ein Lachswehr. Eines Tages sprach K·oā'k·oaqsānok· zu seinem Vater: „Sage mir, wo wohnt unser Feind T'ē'sumgyilak'? Ich will ihn tödten.“ Hamā'lakyauaē aber erwiderte: „Du kannst ihn nicht tödten. Er ist von Stein. Nur seine Stirn, seine Nase und seine Kehle sind von Fleisch.“ Einst hörte K·oā'k·oaqsānok·, dass T'ē'sumgyilak' zu dem Berge Ts'ī'lkyimpaē gehen werde, um daselbst Gänsedaunen für seine Maske Qoē'qoē zu holen, die er im Wintertanze trug. Um dorthin zu gelangen, musste jener bei Tlō'k·oē (Duvin Point) vorbeikommen, und er beschloss, ihm daselbst aufzulauern. Er rüstete sein Boot, und seine Brüder Mōqsk·ā'o und T'ē'sumnstsāna, sowie Mamā'lakyus, Má'maqsila, Qē'oten, Tlasōtletlelala und der alte Mann Tlᴇ'mkyēq fuhren mit ihm aus. Sie landeten auf Tlō'k·oē und erwarteten die Rückkunft T'ē'sumgyilak''s. Schon hörten sie seine Begleiter singen, und nun sahen sie jene, die Haare mit Daunen bestreut. Da deutete K·oā'k·oaqsānok· mit seinem Pfeile auf die Vorübergehenden, und siehe! alle verloren den Verstand und T'ē'sumgyilak' fiel um, so dass sein Boot kenterte, als er fiel. Da fuhr T'ē'sumnstsāna zu dem Boote hinaus und erschlug alle mit seiner steinernen Hand. Sie schnitten ihnen die Köpfe ab und legten dieselben in ihr Boot, das bis zum Rande voll wurde. Nur T'ē'sumgyilak' war noch am Leben, denn er war untergegangen und sie fanden seinen Körper nicht. Deshalb liessen sie den alten Mann Tlᴇ'mkyēq zurück und thaten, als ob sie von dannen führen. Sie hatten jenem aber gesagt, aufzuachten und sie zu rufen, sobald er T'ē'sumgyilak' wieder erblicke. Nach kurzer Zeit rief dieser: „Helft mir, kommt! Ich habe ihn gefangen!“ Sofort drehten sie um, sie sahen aber nur den Alten mit seiner Steinaxt auf etwas loshauen, das sie nicht erkennen konnten. T'ē'sumgyilak' war an einer Felsenspalte aus dem Wasser gekrochen. Dort hatte der Alte ihn erblickt und schlug nun auf seinen Hals los, da er nur dort verwundbar war, bis er den Kopf abgehauen hatte. T'ē'sumgyilak' wehrte sich, und gewaltige Wellen erhoben sich durch die Bewegung seines Körpers. Als jene ankamen, hielt der Alte seinen Kopf in die Höhe und warf ihn zu den anderen in's Boot. Dann luden sie den steinernen Körper ebenfalls auf, und alle die Federn, welche jener auf Ts'ī'lkyimpaē gesammelt hatte. Als sie nach Qulku kamen, luden sie ihr Boot aus und gingen zum Flusse Mā'tsē, um junge Bäume zu fällen. Mit diesen steckten sie einen viereckigen Raum ab und steckten T'ē'sumgyilak''s Kopf darinnen an der höchsten Stange auf. Die anderen Köpfe häuften sie rings umher auf, und streuten die Federn in den Fluss.

K·oā'k·oaqsānok·'s Schwester K·'ē'noak·anak hatte Nᴇ'lpē vom Stamme der K·uē'qsōt'ēnoq geheirathet. Ihre Tochter spielte am Flusse und sah die Federn denselben herabschwimmen. Da rief sie ihre Mutter und beide gingen, um zu

sehen, woher die Federn kämen. So kamen sie dorthin, wo die Köpfe ihrer Verwandten waren. Vor Schrecken schrieen sie laut auf und entflohen. Sie schoben ihr Boot in's Wasser und fuhren zu ihrem Stamme zurück. In Paqulkн hielten sie ein wenig und K·'ē'нoak·anak tödtete Seehunde und Lachse, mit denen sie ihr Boot füllte. Dann wuschen sie sich und bemalten ihr Gesicht mit rother Farbe, damit man nicht die Spuren ihrer Thränen sehen sollte. Dann fuhren sie weiter und gelangten endlich nach K·oai'astEms. Die Leute sahen aber trotz der Farbe, dass jene geweint hatten, und fragten: „Weshalb habt ihr geweint?" Sie antworteten: „Wir haben nicht geweint, wir haben nur gelacht, aus Freude, Euch wiederzusehen." K·'ē'нoak·anak lud dann ihr Boot aus, liess die Seehunde in's Haus tragen und schenkte jederman einen derselben. Alle sassen nun dort und assen. Mutter und Tochter sassen bei einander und plötzlich sagte die Tochter: „Viele Federn kamen bei Guā'nē den Fluss herabgeschwommen." Die Mutter verwies es ihr, denn sie wollte nicht, dass ihr Vater es hören solle. Sie stiess das Mädchen an und sagte: „Quäle meinen Vater nicht." Dieser aber sass da und hörte nur den Reden seiner Freunde zu. Bald sagte das Mädchen wieder: „Viele Federn kamen bei Guā'nē den Fluss herabgeschwommen." Wieder verwies ihre Mutter ihr die Rede; als sie es aber zum dritten und vierten Male wiederholte, ward der Alte aufmerksam und fragte, was die Kleine sage. Da sprach K·'ē'нoak·anak: „O, ich vergass zu sagen, dass K·oā'k·oaqsānok· den T'ē'sumgyilak' getödtet hat." Die Kuē'qsōt'ēnoq wollten dies nicht glauben, bis einige Sklaven, die zugegen gewesen waren und mit entflohen waren, die Nachricht bestätigten. Da starben viele vor Schrecken, deren Väter und Brüder mit T'ē'sumgyilak' fortgefahren waren.

Sie glaubten aber noch nicht ganz fest, dass K·oā'k·oaqsānok· ihn wirklich getödtet habe, und fuhren über das Meer, um sich zu überzeugen. K·oā'k·oaqsānok· sah sie herankommen und hiess seine Brüder Pfeile aus Cedernholz auf die Ankömmlinge abschiessen. Die Pfeile zerbrachen an ihren Körpern. Da lachten die Kuē'qsōt'ēnoq und sprachen: „Er kann T'ē'sumgyilak' nicht getödtet haben." Sie ruderten weiter, um K·oā'k·oaqsānok· zu tödten. Als sie aber nahe dem Ufer waren, wies dieser nur mit seinem Pfeile auf sie, da verloren alle den Verstand und T'ē'sumнstsāna erschlug sie mit seiner Steinhand. Sie banden dann die Todten und Verwundeten auf Bretter und stellten diese in eine Reihe. Diese reichte von Qulkн bis Ōtsâ'lis, so viele hatten sie getödtet und gefangen. Sie hiessen dann einen Sklaven alle Bretter auf einen Haufen werfen. Dieser aber flüsterte dem Stärksten der Gefangenen zu: „Versuche das Seil zu zerreissen, mit dem Du gebunden bist." Dieser fing an, sich zu bewegen und zerbrach das Brett, auf dem er lag. Dann streifte er die Seile ab und fing an, seine Freunde loszumachen. Ehe er aber alle befreien konnte, hörte K·oā'k·oaqsānok·, was geschah. Er eilte mit seinen Brüdern herbei und sie erschlugen alle, die nicht entflohen. Sie zerschnitten dann die Leichen und warfen die Eingeweide bei Tsa-imē'qotl in's Wasser.

Einst wollte ein Kuē'qsōt'ēnoq eine Frau aus dem Stamme der Lēkwiltok· heirathen, und sie brachten eine gewaltige Kiste voll Kupferplatten als Geschenk für die Eltern der Frau. Da versprachen die Lēkwiltok· demjenigen die ganze Kiste, der sie heben könne. Als K·oā'k·oaqsānok· das hörte, kam er zum Meere hinab, lud die Kiste auf seine Schultern und trug sie fort. Unterwegs stiess er an die Ecke eines Hauses und stolperte. Sogleich sprang sein jüngster Bruder herbei und unterstützte ihn, sonst wäre er gefallen. Die Brüder gingen nun den Fluss hinauf und bauten sich daselbst aus Stangen ein grosses Haus. Dann luden sie

alle die Nachbarstämme zu einem grossen Feste ein. K·oä'k·oaqsânok· stand am Ufer und sah die Fremden ankommen. Als er nun ein grosses, starkes Boot sah, welches ihm wohl gefiel, ergriff er dasselbe und warf es auf sein Dach. Er liess nun alle in sein Haus kommen und bewirthete sie. Dann begann er zu tanzen, während jene dazu sangen und den Takt schlugen. Plötzlich zog er seinen Pfeil hervor, den er versteckt gehalten hatte und zeigte damit rings umher auf die Gäste. Da verloren sie den Verstand und drängten sich zur Thür hinaus. Neben derselben hatte aber T'ē'sumustsāna Platz genommen, der sich nun erhob und alle erschlug. Nur ein alter Mann und dessen Sohn entkamen durch eine List. Der Alte rief T'ē'sumustsāna zu: „Ich will meinen Sohn selbst tödten, erschlage ihn nicht." Er ergriff den jungen Mann, der eben zur Thür hinaus wollte, an den Haaren und riss ihn zurück in einen finsteren Winkel des Hauses. Von dort aus entflohen beide. Dann schnitt K·oä'k·oaqsânok· den Gefallenen die Köpfe ab und pflanzte sie auf dem Giebel seines Hauses auf.

K·oä'k·oaqsânok· (zweite Version).

Einer der Nachkommen von K·'ōmuilä'gyilis war Hamā'lakyauaē. Dieser hatte eine Tochter Namens D'ātok·iū'nēk·a, welche T'ē'sumgyilak', den Häuptling der Kuē'qsōt'ēnoq, heirathete. Sie besuchte häufig ihren Vater und brachte ihren Sohn mit. Hamā'lakyauaē gab ihr jedesmal viele Lachse, die sie dann mit nach Hause nahm. Die jungen Männer der Nimkisch verspotteten den Knaben, weil er halb Kuē'qsōt'ēnoq war, und sprachen zu D'ātok·iū'nēk·a: „Siehe doch Deinen Sohn an! Grünes hängt ihm ja aus dem Munde!" Das sollte heissen, er esse immer Muscheln, während die Nimkisch so viel Fische haben, dass sie Muscheln verschmähen, besonders da es keine an der Mündung des Nimkisch-Flusses giebt. D'atok·iū'nēk·a aber ward zornig und beklagte sich ihrem Manne gegenüber, dass die jungen Leute ihren Sohn verspotteten. Da rief T'ē'sumgyilak' alle seine Leute zusammen, die Kuē'qsōt'ēnoq, die Ts'ā'watᴇēnoq, die Qaquā'mis, die Lē'kwiltok· und die Guauaē'noq. Sie zogen nach Qulku und bekämpften die Nimkisch. Sie besiegten dieselben und zerstörten ihre Häuser. Hamā'lakyauaē floh nach Tawī'sē. Er hatte zwei Frauen: O'mak·asᴇmē und Mā'qulaok·. Die letztere, welche vom Geschlechte der Nē'nelky'ēnoq stammte, floh flussaufwärts zu ihren Verwandten. O'mak·asᴇmē aber wurde von Wē'k·aē (s. S. 133), einem Häuptlinge der Lē'kwiltok·, zur Sklavin gemacht. Beide Frauen waren schwanger. Ehe O'mak·asᴇmē niederkam, hatte Wē'k·aē befohlen, ihr Kind zu tödten, falls es ein Sohn sei. Als das Kind nun geboren war, und O'mak·asᴇmē fand, dass es ein Knabe war, band sie seinen Penis mit Cederbast hinten in die Höhe. Da glaubte Wē'k·aē, das Kind sei ein Mädchen, und liess es am Leben. O'mak·asᴇmē wohnte allein in einem kleinen Häuschen hinter der Strasse und Niemand kümmerte sich um sie. Da beschloss sie, die Gelegenheit zu benutzen und zu fliehen. Sie gelangte glücklich unbemerkt nach K·'ōkye (Beaver Cove?) und baute sich dort ein Haus aus Zweigen. Sie wusch ihren Knaben täglich in kaltem Wasser, und er wuchs deshalb rasch heran. Als er grösser wurde, machte er ein Feuerzeug für seine Mutter und zündete Feuer an. Dann bat er sie, ihm Pfeile zu machen. Als er dieselben erhalten hatte, schoss er Waschbären und Nerze und seine Mutter machte Mäntel aus deren Fellen. Sie nannte ihn nun Māqsk·â'o. Später fing er an Bären und Elche zu schiessen, und er begann Lachse im Flusse zu fangen. O'mak·asᴇmē sammelte immer Farnwurzeln und eines Tages fand sie ein Stück Sisiutlfell. Sie legte es auf die Spitzen der Pfeile ihres Sohnes und seither konnte er alles Wild tödten, sei es so gross wie es mochte.

Mā'qulaok·, die zu ihren Verwandten entflohen war, gebar ebenfalls einen Sohn. Sie lebte ganz oben an der Quelle des Flusses in TlaE'ns. Sie wusch ihn im Flusse, der dort so kalt ist, dass die Lachse sterben, wenn sie hinauf kommen. Daher ward er stärker, als irgend jemand unter seinem Volke. Er ging zu einem Orte, wo Eiben wuchsen, und versuchte, sie abzubrechen. Beim ersten Versuche konnte er sie nicht gerade an der Wurzel abbrechen. Daher badete er weiter im Flusse, um stärker zu werden und brach endlich die Eiben ganz unten an der Wurzel ab. Dann ging er aus, zu kämpfen. Im Kampfe fasste er seine Gegner am Kopfe und spaltete sie in zwei Theile. Daher nannte man ihn K·oā'k·oaqsanok·, den Spalter[1]).

Seine Mutter und seine Schwestern weinten und wehklagten jeden Morgen. Eines Tages fragte er nach der Ursache und hörte nun, wie sie hierher gekommen seien. Da ward er betrübt. Er wünschte, sich zu rächen, und wusste nicht, wie er seinen Wunsch zur Ausführung bringen konnte. Er legte sich ins Bett und blieb vier Tage liegen, ohne zu essen und zu trinken. Dann stand er auf, ging zu einem kleinen See mit ebenen Ufern und setzte sich dort nieder. Nach kurzer Zeit sah er das Wasser steigen. Es reichte bis an seine Füsse heran. Er aber blieb ruhig sitzen und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Da flog ein Schmetterling aus dem Wasser hervor, der einen rothgefärbten Cederbastring auf dem Kopfe trug. Es war der Lâ'lēnoq (das Gespenst, der Geist Verstorbener). Er fragte: „Willst Du den Lolo'tlalatl (= den Tanz der Lâ'lēnoq) haben?“ und bot ihm seinen Kopfschmuck an. K·oā'k·oaqsānok· lehnte das Anerbieten ab. Da verschwand der Schmetterling wieder im Wasser. Nach kurzer Zeit fing es wieder an zu steigen. Da kam ein Boot an die Oberfläche, in dem lag ein Speer mit zwei Spitzen. Das Boot fragte: „Willst Du ein Jäger werden, dann gebe ich Dir den Speer, und Du wirst alles erlegen können.“ K·oā'k·oaqsānok· lehnte auch dieses Anerbieten ab, und das Boot ging wieder unter. Das Wasser stieg abermals und ein Schenkfestpfahl kam heraus, an den viele Mäntel gebunden waren. Er versprach ihm, dass er der reichste Mann werden solle, aber er nahm auch dieses Anerbieten nicht an. Der Pfahl ging wieder unter. Das Wasser stieg abermals und Kupfer kam in die Höhe. K·oā'k·oaqsānok· nahm es und versteckte es. Er legte die verzierte Seite nach unten. Das Wasser stieg abermals und vier Pfeile kamen heraus, die Halaiu (Todesmittel) waren. Sie sagten: „Nimm uns! Dann kannst Du alle tödten, selbst Menschen, die mit übernatürlichen Kräften ausgestattet sind.“ Er nahm sie und verbarg sie ebenfalls. Als K·oā'k·oaqsānok· das Kupfer hingelegt hatte, war es plötzlich dunkel geworden. Zehn Tage lang war es dunkel auf Erden und niemand wusste die Ursache der Erscheinung. Als K·oā'k·oaqsānok· nach TlaE'ns zurückgekehrt war, liefen die Einwohner des Dorfes, das aus sechs Häusern bestand, zu ihm, um ihn zu fragen, ob er wisse, weshalb es dunkel sei. K·oā'k·oaqsānok· hatte sich ins Bett gelegt und seine Mutter ging zu ihm, ihn zu fragen. Er antwortete: „Ich habe etwas gefunden. Vielleicht ist das die Ursache. Lass Deine Brüder Holz spalten und Fackeln machen, dann wollen wir hingehen und sehen, ob das die Ursache ist.“ Die Brüder der Frau machten zehn grosse Fackeln und sie gingen zu dem Teiche. Er liess sie in einiger Entfernung folgen. Dann nahm er die Kupferplatte und versuchte, sie wieder umzudrehen. Sie war aber so schwer, dass sie ihm viermal entglitt. Erst beim fünften Male gelang es ihm, sie umzudrehen, so dass ihre (mit einem Gesicht) bemalte Seite nach oben lag. Da wurde es wieder Tag.

1) Ableitung vielleicht unrichtig.

Dann kehrten sie wieder zurück. Fünf Fackeln hatten sie auf dem Wege verbrannt.

K·oā'k·oaqsānok· fragte nun seine Mutter, ob es kein Meer in der Nähe gebe. Sie wies ihn den Fluss hinab, sagte aber, der Weg sei weit und gefährlich, da viele Tsōnō'k·oa auf den Bergen und Ia'kHim im Flusse seien. K·oā'k·oaqsānok· aber liess sich nicht warnen, sondern ging den Fluss hinab. Er liess einen Stamm vor seinem Boote hertreiben, und jedesmal, wenn ein Ungeheuer sich auf denselben losstürzte, in der Meinung es sei ein Boot, tödtete er es mit seinem Halaiu und verwandelte es in Stein.

So kam er glücklich zum See. In Tl'ē'sEmē, das ihm gerade gegenüber lag, sah er Rauch aufsteigen. Dort traf er einen alten Mann. Er fragte: „Wie heisst Du und zu welchem Stamme gehörst Du?" Da setzte jener sich hin, hob Hände und Füsse in die Höhe und rief tsī-tsī-tsī-tsī! K·oā'k·oaqsānok· ging weiter. Er kam nach Gyi'lbāla, und traf dort einen andern alten Mann, der auf seine Frage ebenso antwortete. Er fuhr weiter und kam zu dem Flusse Wa'tsō, der in den See mündet. Als er am Ufer entlang ruderte, sah er einen grossen Bären ins Wasser springen. Als er auf ihn zuruderte, um ihn zu tödten, rief ihm ein Mann vom Ufer zu: „Lass ihn! Er gehört mir; ich will ihn tödten" Er sah dann, wie jener mit seinem Pfeil auf den Bären zeigte, und derselbe todt niederfiel und in Stein verwandelt wurde. Da erstaunte K·oā'k·oaqsānok·, denn er glaubte, nur er selbst habe Halaiu. Er fragte ihn, wer er sei und zu welchem Stamme er gehöre. Da erzählte jener, dass er Moqsk·â'o heisse, dass sein Vater Hamā'lakyauaē heisse, und seine Mutter in K·'ōkye wohne. So erkannte K·oā'k·oaqsānok· seinen Bruder. Er erzählte, dass seine Mutter nach TlaE'ns geflohen sei. Er nahm ihn in sein Boot und fuhr mit ihm den Fluss weiter hinab. In Tl'ē'sEmē hatte er schon zwei Männer in sein Boot genommen, so dass sie nun zu vier waren. Sie gelangten an das untere Ende des Sees und sahen Rauch aus einem Hause in K·'aui's aufsteigen. Sie landeten und gingen ins Haus. Drinnen fanden sie einen alten Mann, Namens Guā'milāla. Derselbe fragte nach ihrem Namen und ihrer Herkunft und bewirthete sie mit geröstetem Lachse. Er hatte ein schönes Boot. Am Vorder- und Hintertheil war je ein Wolf geschnitzt. Die Brüder sprachen untereinander: „Lasst uns fragen, ob er uns sein Boot leihen will!" Sie fragten den Alten, und er lieh ihnen sein Boot und begleitete sie selbst. Sie liessen, wie vorher, einen Stamm vor dem Boote hertreiben, und wenn ein Ia'kHim sich darauf losstürzte, deuteten K·oā'k·oaqsānok· und Moqsk·â'o mit ihren Pfeilen auf denselben, und er wurde in Stein verwandelt.

So gelangten sie glücklich nach Tawī'sē, wo Hamā'lakyauaē wohnte. Sie fanden ihn damit beschäftigt, Stangen für sein Lachswehr zu schneiden. Er hatte ein Ohrgehänge aus Haliotisschalen und Federn auf dem Kopfe. Er schien sie nicht zu sehen ...... (Fortsetzung, wie die erste Version.)

2. Tlā'lamin.

(Ahnensage der Tlā'tlElāmin, eines Geschlechtes der Nimkisch.)

Ueber der Sonne und dem Himmel lebte ein Mann, Namens Tlā'lamin. Er stieg mit seinem Hause zur Erde herab und liess sich nieder in NEk·ala' oberhalb des Nimkisch-Sees. Das Dach seines Hauses waren Wolken und die Sonne war über demselben. Sein Mantel waren Sonnenstrahlen und er trug einen grossen Hut. Daher nannte man ihn T'ā'tEntsēt. Nach einiger Zeit zog er nach Gy'ā'-gyaqtlāla. Sein Haus schwamm auf dem Flusse abwärts, und er legte es dort vor Anker. Dann zog er nach Otsâ'lis. Sein Haus stand auf Pfählen im Wasser und

sein Boot lag unter dem Hause, wenn er es nicht gebrauchte. Das Haus hiess Ku'mkumnalitl. Er hatte vier Sklaven: Wā'watitla, Tlē'k·oatē, Nā'lanuk' (der Besitzer des Tages) und Pɛqpɛwā'igyila. Diese raubten allen Vorüberreisenden ihre Boote. Als später die Sintfluth kam, und alle Menschen tödtete, kehrte Tlā'lamin zum Himmel zurück und kam dann in Gestalt des Adlers K·ō'los zurück. Daher hat sein Geschlecht den K·ō'los als Wappen, und gebraucht bei Schenkfesten die Sonnenmaske. Er liess sich wieder in Otsâ'lis nieder, nahm Menschengestalt an und hatte einen Sohn Namens K·'ā'kyīwē. Er zog nach Qulku hinab, zur Mündung des Flusses. Als K·'ā'kyīwē heranwuchs, sandte sein Vater ihn aus, übernatürliche Kräfte zu erlangen („tlōkoa'la" zu werden). Nachdem er gefastet und gebadet hatte, traf er den Meergeist K·ōmō'k·oa, der ihn mit hinunter nahm auf den Boden des Meeres. Er bewirthete ihn und gab ihm sein Haus. Möwen sitzen auf dem Dache; eine grosse Tsōnō'k·oa steht vor dem Hause und geschnitzte Männer tragen die Dachbalken, welche Seelöwen darstellen. Neben der Thür, im Hause, stehen zwei graue Bären. Als Tlā'lamin nun tanzen wollte, hatte er Niemand, um zum Tanze zu singen. Daher lud er zuerst seinen Freund nimgyī'ū ein. Dann fing er viele Möwen in Fallen und verwandelte dieselben in Menschen. Von ihnen stammt das Geschlecht der Tlā'tlɛlāmin. K·'ā'kyīwē hatte eine Tochter Namens T'ā'kuisilaōk·oa.

Tlā'lamin hatte einen Freund, der zum Lachsvolke gehörte. Von Zeit zu Zeit besuchten sie einander. Tlā'lamin war aber unsichtbar für alle Lachse, ausser für seinen Freund. Einst baten die Lachse letzteren, ein Lied der Menschen zu singen. Da begleitete ihn Tlā'lamin. Die Lachse hörten ihn, konnten ihn aber nicht sehen.

Ts'ētlwā'lak·amē heirathete Tlatlak·oai'ōk·oa, eine von Tlā'lamin's Töchtern. Tlā'lamin hatte einen Sohn Namens Mā'qolagyilis. Dieser baute ein Haus auf einer Insel mitten im Flusse und nannte es Kyā'kyaqtla. Einst stieg der Fluss und zerstörte das Haus. Da weinte Mā'qolagyilis, weil er sein Haus und sein Boot verloren hatte. Er ging zu seinem Vater und Abends versank er plötzlich neben dem Feuer in der Erde. Sein Vater grub ihm nach, konnte ihn aber nicht finden. Mā'qolagyilis erschien vor dem Hause wieder. Dort wollten ihn die Leute einfangen, als sie sich aber nahten, versank er abermals und war nicht wiederzufinden. Da weinten die Leute, denn sie glaubten, er sei todt. Plötzlich hörten sie etwas in der Ecke des Hauses sich bewegen und schreien. Sie liessen das Feuer hoch aufflammen, damit sie sehen konnten und erblickten nun einen menschlichen Schädel. Dieser weinte und schrie: „Qiā', qiā', qiā'! Ich habe im Boote im Wasser gelegen, und meine Augen und mein Fleisch sind verwest. Wo einst meine Augen waren, sind nun tiefe Höhlen."

3. Stammsage der Nē'nelky'ēnoq, eines Geschlechtes der Nimkisch.

Der Ahne der Nē'nelky'ēnoq hiess Ō'meatlɛmē. Er wohnte weit oberhalb des Nimkisch-Sees in Nē'nelkyas. Einst gingen seine vier Sklaven aus Elche zu jagen. Sie sahen einen ungewöhnlich grossen Elch, und als sie denselben verfolgten, sahen sie plötzlich im Westen das Meer zu ihren Füssen. Es war das erste Mal, dass sie den Ocean erblickten. Da gaben sie die Jagd auf und gingen nach Hause zurück, um ihrem Herrn zu berichten, was sie gesehen hatten. Als dieser ihren Bericht hörte, machte er sich selbst bereit, dorthin zu gehen. Er wollte sehen, ob am Ocean auch Menschen wohnten. Er bestreute sein Haar mit Federn und legte seine Ringe aus rothgefärbtem Cedernbast an. Er erklomm vom See Was aus den Gipfel der Berge und gelangte zum Flusse T'ā'sis, der westwärts läuft.

Dort setzte er sich nieder. Nach kurzer Zeit sah er einen Mann von Westen her kommen. Es war Qoi'nkulatl, einer der Ahnen der Mâ'tsatq. Sobald dieser ihn erblickte, kehrte er um und erzählte seinen Freunden, er habe an der Quelle des Flusses T'â'sis einen Schamanen gesehen. Da gingen jene zusammen aus, ihn zu holen. Sie führten ihn an's Meer und brachten ihn in ihren Booten zum Dorfe. Dort fragten sie ihn, ob er ihnen nicht seine Cedernbastringe verkaufen wolle. Er liess sich bereit finden, schnitt sie in kleine Stücke und verkaufte dieselben für kostbare Felle. Dann kehrte er mit all' seinen Schätzen nach Nē'nelkyas zurück. Er verbarg dieselben in Hä'k·olis am See Was. Dann gab er allen Nachbarstämmen ein grosses Fest und nahm den Namen Mā'qolagyilis an.

4. Quā'quas.

(Ahnensage des Geschlechts Gyī'gyilk·am der Nimkisch) [1]).

Zur Zeit, als Ts'ētlwā'lak·amē in Otsâ'lis wohnte, lebte daselbst auch Quā'quas. Dieser fällte grosse Cedern und schleppte sie ans Ufer, um ein Haus zu bauen. Ts'ētlwā'lak·amē dachte: „Wie wird er die Stämme wohl aufrichten?" Nach kurzer Zeit kam Kunkunqulikya herbei und setzte sich an den Strand. Da sprach Quā'quas: „Ich wollte, Du wärest ein Mann und hülfest mir das Haus bauen." Da nahm jener seinen Vogelkopf ab, der nur eine Maske war, ward ein Mensch und baute Quā'quas' Haus. Er wurde selbst ein Mensch und baute sich ein Haus neben dem von Quā'quas. Von ihm und von Quā'quas stammen die Gyī'gyilk·am.

5. Ya'qstatl. (Erste Version, von einem Tlatlasik·oala erzählt.)

Eine Frau Namens Naualakusamā'k·a lebte an einem See. Eines Tages hörte sie vielen Lärm vor ihrem Hause und sah bald einen Schwarm von Gänsen sich auf dem See niederlassen. Da rief sie: „O, kommt herein in mein Haus. Ihr sollt meine Kinder sein." Zwei der Gänse folgten ihrer Einladung, nahmen ihre Federkleider ab und verwandelten sich in Menschen. Sie nannte die beiden Ya'qstatl und Nau'alak·. Einst, als Ya'qstatl mit offenem Munde schlief, sprangen viele Frösche in seinen Mund hinein und lärmten nun beständig in seinem Bauche. Wenn er tanzte, kamen die Frösche aus dem Munde hervor und sprangen wieder hinein, sobald er denselben öffnete. Wenn Naualakusamā'k·a nun Fische kochte, so kamen sogleich die Frösche und frassen alles auf. Da verliess die Mutter ihren Sohn. Nau'alak· aber blieb bei ihm und baute ihm ein kleines Haus. Er fing ihm Lachse und kochte sie ihm, aber wieder sprangen die Frösche aus Ya'qstatl's Munde hervor und frassen alles auf. Sie überlegten nun zusammen, wie sie sich der Frösche entledigen könnten und beschlossen, dass Ya'qstatl entfliehen sollte, wenn sie wieder hervorkämen. Nau'alak· kochte ein grosses Gericht Lachse und sobald es fertig war, kamen die Frösche hervor und fingen an, die Fische zu fressen. Da lief Ya'qstatl davon, über Thäler und Berge, so dass die Frösche ihn nicht wieder erreichen konnten. Endlich kam er an einen Teich und badete daselbst einen Tag lang. Da wurde er wieder in eine Gans verwandelt und flog hinauf zu K·ants'ō'ump. Dieser gab ihm seine Tochter Na'qnaikyem (= grosses Licht) zur Frau. Nach einiger Zeit wünschte Ya'qstatl in seine Heimath zurückzukehren, und er theilte dies seiner Frau mit. Diese bat ihren Vater, Ya'qstatl

1) Die Gyī'gyilk·am bestehen aus zwei Theilen. Der eine leitet seinen Ursprung von Kunkunqulikya, der andere von Quā'quas ab.

zurückzusenden. K·ants'ō'ump willigte ein. Er gab Ya'qstatl eine Pfeife, und dieser kehrte in seine Heimath zurück. Er baute sich ein Haus und bemalte es. Wenn er schöne Farbe nimmt, so ist es gutes Wetter; nimmt er hässliche, so regnet es. K·ants'ō'ump hatte ihn die Hā'mats'a-Mysterien gelehrt und er war der erste Hā'mats'a seines Geschlechts.

Nau'alak· aber fing sich viele Wölfe, die er in Menschen verwandelte. Er wanderte vom See aus den Nimkisch-Fluss hinab und traf einen Biber mit menschlichem Gesicht. Da sprach er zu ihm: „Wie siehst Du aus? Das ist nicht recht.“ Er schüttelte ihn und verwandelte ihn so in einen Menschen. Er schnitt seinen Schwanz ab und machte eine Schüssel daraus. Er fuhr in seinem Boote weiter den Fluss hinab und gelangte an eine Insel, die aber sogleich versank, als sein Boot daselbst landete. Da schnitt er sich in die Zunge, spie das Blut in seine Hand und griff ins Wasser, wo er vier Muscheln fand. In einer derselben fand er Kupfer. Er sprach dann zum Biber: „Nun bemale das Kupfer und mache mir eine Tanzdecke und einen Tanzstab.“ Du sollst fortan Tlā'k·oagyila (= Kupfermacher) heissen. Er gab die Tanzdecke, welche der Biber gemacht hatte, Ya'qstatl, der sie fortan beim Hā'mats'a-Tanz trug. Nau'alak· und Ya'qstatl zogen nun zusammen zum Meere hinab. Unterwegs begegneten ihnen zwei Enten mit menschlichen Gesichtern. Diese ergriff Nau'alak·, schüttelte sie und verwandelte sie so in Menschen. Er befahl ihnen, dort wohnen zu bleiben, wo er sie getroffen hatte. Endlich gelangten sie an die Mündung des Flusses und bauten sich daselbst ein Haus. Eines Tages hörte Nau'alak· Lärm im Walde und ging hinaus, um zu sehen, was die Ursache desselben wäre. Er traf dort einen Mann, welcher mit einem Halsringe und der Maske Ts'ā'ek·umtl tanzte. Dieser gab ihm Maske und Ring und seitdem tanzte Nau'alak· mit der Maske Ts'ā'ek·umtl (= Maske des Ts'ā'ĕk·a oder der Geheimnisse).

5a. Ya'qstatl. (Zweite Version; von einem Nimkisch erzählt.)

Ein Knabe Namens Ya'qstatl ass eine Ente, welche sich in seinem Magen in einen Frosch verwandelte. Sobald seine Mutter etwas kochte, sprangen Frösche aus seinem Munde heraus und frassen alles auf. Deshalb beschlossen seine Eltern, ihn zu verlassen. Sie bereiteten alles zur Abreise und eines Morgens beluden sie ihr Boot, schoben es ins Wasser und fuhren fort. Ihr jüngster Sohn aber sprang im Augenblicke, als sie abfahren wollten, ans Land zurück, da er seinen Bruder nicht verlassen wollte. Das Boot entfernte sich und die beiden Brüder waren nun ganz allein. Ya'qstatl konnte sich nicht bewegen, da sein Magen voller Frösche war, und er sprach zu seinem kleinen Bruder: „Kannst Du zum Flusse gehen und einige Lachse für uns fangen?“ Dieser antwortete: „Krieche Du lieber selbst hinunter, ich fürchte, ich bin noch nicht verständig genug.“ Der ältere Bruder kroch deshalb mühselig den Abhang hinab und der Kleine begleitete ihn. Ya'qstatl nahm Bogen und Pfeile und schoss einige Lachse. Als sein kleiner Bruder dieselben aufschnitt und briet, fingen die Frösche an zu quaken. Ya'qstatl sagte: „Nun koche die Fische rasch und lege sie in jene Kiste.“ Er wickelte sich fest in seine Decke, bis der Kleine fertig war. Dann ging er zur Kiste und sogleich sprangen die Frösche aus seinem Munde heraus, um die Fische zu fressen. Als ein grosser Frosch aus seinem Magen hervorkam, wäre er fast erstickt. Kaum waren alle Frösche aber draussen, so liefen beide Brüder, so eilig sie konnten, fort. Die Frösche aber waren bald mit der Kiste voll Fischen fertig und verfolgten die Brüder. Da hing Ya'qstatl seinen aus Bast gewebten Mantel auf einen Baumstumpf und sie liefen weiter. Als die Frösche

den Mantel sahen, glaubten sie, es sei Ya'qstatl, und sprangen auf ihn zu. So entkamen die Brüder. Endlich gelangten sie zu der Insel Asī'wē. Dort bauten sie sich ein Haus und ein Lachswehr.

Ya'qstatl ging dann zum Flusse hinab und fing Lachse, welche sein Bruder auf einem Gerüste über dem Feuer trocknete. Abends ging er wieder zum Lachswehr hinab, während er seinem Bruder auftrug, auf die Lachse zu achten. Wie erstaunte er, als er Morgens zurückkehrte und fand, dass alle Lachse verschwunden waren. Er ward böse auf seinen Bruder, weil er glaubte, jener habe alle Lachse gegessen. Dieser versicherte, nicht einen gegessen zu haben, und wusste nicht, auf welche Weise sie verschwunden waren. Er versprach aber, die folgende Nacht wach zu bleiben und aufzuachten, ob der Dieb wiederkäme. Aber er konnte seine Müdigkeit nicht bezwingen, und als er am nächsten Morgen erwachte, fand er wieder alle Lachse verschwunden. Da es ihm in der dritten Nacht nicht besser erging, beschloss Ya'qstatl selbst zu wachen. Er versteckte sich hinten im Hause und hielt seinen Pfeil und Bogen in der Hand, bereit den frechen Eindringling zu erschiessen. Als der Tag dämmerte, hörte er jemand herankommen. Zwei grosse Hände schoben den Vorhang, welcher die Thür bedeckte, aus einander, und ein riesenlanger Arm streckte sich aus, nahm die Lachse vom Trockengerüste und führte sie in einen Korb, den der Dieb auf dem Rücken trug. Es war eine Tsōnō'k·oa. Ya'qstatl legte seinen Pfeil auf den Bogen, schoss und traf sie gerade in die Brust. Da entfloh jene, vor Schmerz laut schreiend, und warf die gewaltigsten Bäume vor sich nieder.

Ya'qstatl sprach zu seinem Bruder: „Ich will der Tsōnō'k·oa nachgehen und meinen Pfeil wieder holen.“ Er fing viele Lachse für seinen Bruder, damit er nicht Noth leide, so lange er fort sei, hing seinen Halsring um und machte sich dann auf, die Tsōnō'k·oa zu verfolgen. Er ging den umgefallenen Bäumen nach und kam endlich zu einem kleinen See. Er badete in dem See und setzte sich dann am Ufer nieder. Nach einiger Zeit kam ein junges Mädchen aus dem nahegelegenen Hause, um Wasser zu schöpfen. Sie war die Tochter Tsōnō'k·oa's, die nun krank im Hause lag. Niemand wusste, was ihr fehlte, denn der Pfeil, mit dem Ya'qstatl sie getroffen hatte, war allen Augen unsichtbar, ausser seinen eigenen. Als das Mädchen den fremden Mann am Teiche erblickte und seinen Halsring aus Cedernbast sah, wusste sie, dass er ein Schamane war. Sie ging auf ihn zu und bat ihn flehentlich, ins Haus zu kommen und ihre Mutter zu heilen. Er folgte ihr und sah sogleich seinen Pfeil in der Brust Tsōnō'k·oa's stecken. Er fragte, was man ihm als Bezahlung geben wolle, wenn er die Frau heile, und war erst zufrieden, als sie ihm das junge Mädchen zur Frau gaben und ihm das Wasser des Lebens schenkten. Vier Tage blieb er dort und kehrte dann mit seiner jungen Frau nach Asī'wē zurück. Dort fand er seinen Bruder todt. Seine gebleichten Gebeine lagen neben der Feuerstelle im Hause. Er sammelte die Knochen seines Bruders und fand, dass sie vollständig beisammen waren mit Ausnahme des Schlüsselbeines. Dieses schnitzte er aus Holz und besprengte dann die Knochen mit dem Wasser des Lebens. Da stand sein Bruder wieder auf und rieb sich die Augen, als habe er geschlafen.

6. Die Ātlâ'lēnoq (= die Waldbewohner).

Im Anfange bewohnten die Ātlâ'lēnoq, die Wölfe, die Erde, und es gab keine rechte Menschen. Später verwandelte K·'ā'nigyilak' die Wölfe in rechte Menschen. Sie hatten ein Dorf in Hā'tsatsēlis auf K·ā'lōkuis und in Mē'mkumlis. Einst wollten die Ātlâ'lēnoq in Mē'mkumlis einen grossen Tanz halten. Vier junge Leute hatten sich

im Walde verborgen, um sich für diesen Tanz vorzubereiten. Da kam Tlē'selagyila (= der Sonnenmacher), der Nerz, nach Mē'mkumlis und tödtete die vier im Walde verborgenen Jünglinge. Er schnitt ihnen die Köpfe ab, trug sie nach Hause und legte sie auf das Trockengestell über dem Feuer. Nach einiger Zeit ging eine Frau der Atlâ'lēnoq zu Tlē'selagyila, um sich etwas Feuer zu holen. Da sah sie die Köpfe ihrer Verwandten über dem Feuer trocknen. Sie lief zurück und erzählte, was sie gesehen hatte. Da wurden die Atlâ'lēnoq sehr betrübt und sie beschlossen Tlē'selagyila zu tödten. Während sie einen Rath hielten, um einen Kriegsplan zu entwerfen, baute sich Tlē'selagyila ein Lachswehr, in dem er einen Si'siutl fing. Die Wölfe thaten, als wüssten sie nichts von der Ermordung der jungen Leute, und bereiteten alles zu dem Tanze vor, zu dem sie auch Tlē'selagyila einluden, um ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Jener ging mit seiner Mutter zum Tanze und sie nahmen Kolibribälge mit. Dann trat Tlē'selagyila in die Thür, fing an zu tanzen und sang: „K·ap'amā'luq Kʜēʜ aqō nᴇk·amā'eaqs Atlâ'lēnoq" (d. h. Kʜēʜ [= Nerz] nahm die Mitte des Gesichtes des Atlâ'lēnoq als Hut). Sogleich stürzten alle auf ihn los, um ihn zu tödten. Da verwandelten Tlē'selagyila und seine Mutter sich in Kolibris und flogen von dannen. Als sie glücklich im Freien angekommen waren, nahmen sie wieder ihre natürliche Gestalt an. Tlē'selagyila setzte den Si'siutl als Kopfschmuck auf und alle, die ihn sahen, wurden in Schaum des Meeres verwandelt. Dann entfloh Tlē'selagyila in seinem Boote. Die Atlâ'lēnoq verfolgten ihn. Als sie ihm nahe kamen, hob er den Si'siutl in die Höhe und die Boote wurden in Felsen verwandelt. Daher stammen die vielen Klippen westlich von Mē'mkumlis (dem Dorfe der Mamalēlēk·ala).

7. Ō'qsᴇm und Nūtlnutlili'kya.

Nūtlnutlili'kya wohnte in Gua'tsē nahe bei Qulkʜ. Tlā'k·oagyila war ein Häuptling in Otsâ'lis. Diesen lud Nūtlnutlili'kya zu einem Feste ein, bei dem er ihn tödten wollte. Tlā'k·oagyila fuhr mit seinen Brüdern und seinem Sohne O'qsᴇm den Fluss hinab. Sie landeten in Gua'tsē, und die Männer gingen zum Feste, während O'qsᴇm im Boote blieb, das sie mit einem dicken Seile ans Land banden. Als sie ins Haus gegangen waren, kam ein kleines Mädchen zu Ō'qsᴇm herab. Sie that, als verrichte sie ihre Nothdurft, und sprach zu O'qsᴇm: „Nūtlnutlili'kya will Deinen Vater und Deine Onkel tödten und wird auch Dich nicht schonen. Sobald Du Lärm im Hause hörst, entfliehe." Indem sie so sprach, schnitt sie das Seil, mit dem das Boot ans Land gebunden war, mit einem Muschelmesser durch. Bald hörte O'qsᴇm Lärm im Hause und entfloh, so rasch er konnte. Er gelangte glücklich nach Otsâ'lis und rief seiner Mutter und der zweiten Frau Tlā'k·oagyila's zu: „Nūtlnutlili'kya hat meinen Vater und meine Oheime getödtet. Lasst uns entfliehen!" Sie wanderten den Fluss hinauf. Einst, als O'qsᴇm ausgegangen war, Forellen zu fangen, kam das Boot seiner Feinde. Sie fanden niemand, als den unmündigen Bruder O'qsem's, Wi'sekyē (= Säugling). Sie warfen ihn ins Wasser und zerstörten das Haus. Als O'qsᴇm und die Frauen nun nach Hause kamen, nahmen sie den Leichnam und wanderten durch den Wald nach Beaver Cove. O'qsᴇm hatte den Leichnam über die Schulter geworfen und hielt ihn an den Füssen. So lief das Wasser aus Wi'sekyē's Mund, und er wurde wieder lebendig. Als sie in Beaver Cove ankamen, warf O'qsᴇm, der kein Boot hatte, einen Baumstamm ins Wasser, um damit zu den Verwandten seiner Mutter, den Tena'qtaq, zu fahren. Unterwegs begegneten ihnen ihre Feinde in zwei grossen Booten. Einige derselben glaubten, sie sähen Menschen auf dem

Baumstamme, während andere sie für Seelöwen hielten. Als sie darauf losruderten, liess O'qsEm die Frauen ins Wasser springen und schwamm selbst wie ein Seelöwe umher. So täuschte er seine Feinde, die nun weiter ruderten. In Wo'qtsat gingen sie ans Land und machten ein Feuer. Dort fand O'qsEm ein Chinook-Boot mit Rudern, Seil und allem Zubehör. Da freute er sich. Sie fuhren weiter und gelangten nun bald nach Tena'qtaq. Dort wohnten seine Oheime K·ō'tlk·oqstō und Gy'ē'gyelaqstâ'la. Der erstere sass immer vor dem Hause, wenn gutes Wetter war. Er erblickte O'qsEm und sandte seine Sklaven aus, zu fragen, wer der Fremde sei. Als er hörte, dass seine Schwester mit ihrem Sohne gekommen sei, liess er Gy'ē'gyelaqstâ'la's Haus reinigen und gab ihnen zu essen und zu trinken und wollte ihm Mäntel und Sklaven schenken. O'qsEm aber sprach: „Gieb mir nichts Gutes! Gieb mir Waffen, meine Feinde zu erschlagen." Zuerst bot ihm sein Onkel dann eine Keule aus Walfischknochen an, gab ihm aber schliesslich eine grosse Steinaxt. Um die Waffe zu versuchen, luden sie eine Reihe von Leuten ein, bewirtheten sie und beim Feste schlug zuerst Gy'ē'gyelaqstâ'la seinen Nachbar todt. Dann nahm K·ō'tlk·oqstō die Keule, ergriff einen Mann am Schopfe und schlug ihm die Augen aus.
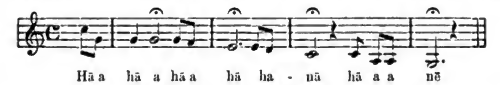
Als es Frühling wurde, versammelten sich alle Stämme in Tsâwa'tē, um Olachen zu fischen. Unter den Ankömmlingen war auch Wē'k·aē, der Häuptling der Wī'wēk·aē. Dieser hatte eine schöne Tochter. Keiner war ihm gut genug als Schwiegersohn, obwohl viele Häuptlinge um sie geworben hatten. Einst ging Ō'qsEm zu der Stelle, wo die Frauen Wurzeln zu graben pflegten. Er hatte sein Haar über der Stirn zusammengebunden und mit Federn bestreut, so dass er ganz unkenntlich war. Er setzte sich zu Wē'k·aē's Tochter und sagte: „Ich weiss, viele wollen Dich heirathen. Nimm mich zum Manne!" Da antwortete das Mädchen, dass niemand ihrem Vater gut genug sei. Jener fragte nun, für wen ihr Vater sie denn aufspare. Da antwortete sie: „Für Ō'qsEm." Als sie das gesagt hatte, gab er sich zu erkennen, und sie schämte sich nun sehr. Er heirathete sie dann und sie hatten einen Sohn.

Dann ging Ō'qsEm mit zehn Sklaven, seiner Frau und seinem Kinde nach Otsâ'lis zurück. Die Sklaven ruderten und er stand in der Mitte des Bootes, die Axt in der Hand. So fuhr er an Nūtlnutlili'kya's Hause vorüber, als dieser gerade ein Fest gab. Gerade um jene Zeit war ein Sklave des Nūtlnutlili'kya entflohen. Er flüchtete sich zu O'qsEm und sprach: „Mein Herr hat mich immer geschlagen; deshalb bin ich entflohen. Lass mich bei Dir bleiben!" O'qsEm erwiderte: „Nein. Gehe zurück! wir wollen Nūtlnutlili'kya tödten. Ich verstecke mich bei dem Hause und Du musst mich rufen, wenn er gerade ganz wehrlos ist." Der Sklave war einverstanden. Ō'qsEm versteckte sich. Gegen Mittag ging Nūtlnutlili'kya an den Fluss und wusch sich zuerst mit Urin, dann badete er, und trocknete sich dann am Feuer. Als er dort sass und seine zwei Frauen sein Haar kämmten, rief der Sklave O'qsEm. Dieser kam und schlug Nūtlnutlili'kya nieder. Dieser sprang wieder auf, aber O'qsEm brach ihm mit einem zweiten Hiebe das Genick. Dann schlug er alle seine Verwandten todt und führte seine Frauen von dannen.

8. Mā'tEm.

In Pā'pēkyHin, oberhalb des Nimkisch-Sees, lebte ein junger Mann Namens Mā'tEm. Er spielte immer mit seinen Altersgenossen. Eines Abends, als er sehr hungrig geworden war, nahm er sich Lachseier aus einer Kiste und briet sie. Als dieselben platzten, sprangen sie seinem Vater, der den Rücken am Feuer wärmte, gegen den Rücken und verbrannten ihn. Da wurde er zornig und schlug Mā'tEm

mit einem Stocke. Dieser wurde sehr betrübt und ging in den Wald. Nachdem er lange gewandert war, kam er zu einer Stelle, an der Treibholz sich im Flusse aufgestaut hatte. Er wollte sterben und sprang oberhalb der Stauung ins Wasser, kam aber wohlbehalten unterhalb derselben wieder zum Vorschein. Er kam zu einer zweiten Stauung und sprang oberhalb derselben ins Wasser, kam aber wohlbehalten wieder an die Oberfläche. Dann kam er an einen steilen Fels. Er kletterte hinauf und stürzte sich hinab, verletzte sich aber nicht. Dann erstieg er einen hohen Berg und stürzte sich hinab, blieb aber ganz unversehrt. Er ging weiter und bald sah er einen Berg vor sich, der wie ein Licht glänzte. Es war der Fels Nā'oalakoa. Dort regnete es beständig Bergkrystall. Er nahm vier fingerlange Stücke auf und steckte sie in einer Reihe von vorn nach hinten in seine Haare. Er kletterte den Berg hinauf und wurde ganz mit Bergkrystall bedeckt. Bald merkte er, dass er durch den Bergkrystall die Fähigkeit zu fliegen erworben hatte. Darauf durchflog er die ganze Welt. Er glaubte vier Tage abwesend gewesen zu sein. Es waren aber vier Jahre. Endlich flog er nach seiner Heimath zurück. Seine Verwandten waren gerade in Nē'nelkyas und arbeiteten bei Fackellicht am Seeufer. Da erschien er in Gestalt eines schneeweissen Adlers und liess Bergkrystall hinunter regnen. Er setzte sich auf einen Baum und sang:



Da wussten die Menschen, dass er zurückgekehrt war und dass er übernatürliche Kräfte erlangt hatte. Sie badeten und gingen ans Ufer hinab. Jeder trug einen Stock, an den er Krystall steckte. Mā'tᴇm aber witterte sie und liess sich nicht fangen. Als es dunkel wurde, kreiste der Adler über den Häusern. Die Leute versuchten, ihn zu fangen, aber es gelang ihnen nicht. Ein junger Mann, der früher immer mit Mā'tᴇm gespielt hatte, wünschte sehr, ihn zu fangen. Es gelang ihm, dem Vogel ein Seil über den Kopf zu werfen. Der Vogel flog weiter umher, und der junge Mann, der nun den Namen Mā'taanoē erhielt, folgte ihm. Er hiess die Leute das Haus reinigen und eine Planke auf dem Dache aufrichten. Als sie das gethan hatten, liess Mā'tᴇm sich auf der Planke nieder. Dreimal flog er wieder auf, beim vierten Male aber kam er ins Haus. Mā'taanoē blieb sein Begleiter. An den vier folgenden Abenden wurde nun Tsētsā'ēk·a getanzt.

Mā'tᴇm ging später mit seinen Sklaven aus, Holz zu schlagen. Unterwegs kenterte das Boot und er ging hinunter nach Bēbenak·au'a (= der Tiefste). Dort sah er viele Tänze und Bēbenak·au'a gab ihm den Lōlō'tlalatl, den Tanz der Lâ'lēnoq (Geister Verstorbener), und den Namen Lō'tlemāē.

9. Baqbakuālanusī'uaē (= der zuerst an der Flussmündung Menschenfleisch frass).

Es waren einmal zwei Freunde. Der eine war in den Wald gegangen, um sich für den Tsētsā'ēk·a vorzubereiten, während der andere noch uneingeweiht war. Trotzdem suchte er nach seinem Freunde und fand ihn nach vier Tagen. Als er zurückkam, fragte ihn sein Vater, wo er gewesen sei, und er erzählte, dass er seinen Freund, der sich in der Einsamkeit zum Tsētsā'ēk·a vorbereite, gefunden habe. Da schlug ihn sein Vater und rief: „Weisst Du nicht, dass das verboten ist? Ich werde noch Deinethalben getödtet werden!“ Der junge Mann ward sehr betrübt. Nachts legte er seinen Schmuck aus Haliotisschalen an und ging in den Wald. Er ging den Fluss hinauf und wusch sich mit Hemlockzweigen. Am

folgenden Morgen ging er weiter und Abends wusch er sich wieder. Da hörte er die Pfeifen Baqbakuālanusī'uaē's. Am Ende des vierten Tages kam er zu einem steilen Felsen und legte sich an dessen Fuss schlafen. Früh Morgens sah er, wie der Fels sich öffnete und Baqbakuālanusī'uaē herauskam. Er versteckte sich und jener flog über ihn fort. Er war ganz mit rothgefärbtem Cedernbaste bedeckt. Vier Nächte blieb er dort. Am fünften Morgen folgte er Baqbakuālanusī'uaē und sah, wie derselbe an einem Teiche seine Cedernbastringe ablegte und in demselben schwamm. Als jener tauchte, sprang er hervor und legte selbst Baqbakuālanusī'uaē's Ringe an. Als dieser auftauchte, sah er den jungen Mann an und sprach: „Du hast recht gethan, die Ringe anzulegen. Ich kann Dich nun nicht tödten," und er nahm ihn mit zu seinem Hause in der Felswand. Dort fragte er ihn, was er von ihm haben wolle, und der junge Mann bat um die Hä'mats'a-Pfeifen, den Todbringer, das Wasser des Lebens und eine Seehunds-Harpune. Baqbakuālanusī'uaē behielt ihn vier Tage lang. Da konnte der junge Mann gleichfalls fliegen. Er hiess ihn nun zu der Stelle fliegen, wo sein Vater immer Wasser schöpfen liess. Bald kam sein jüngerer Bruder einher und da sah er, dass er vier Jahre, nicht vier Tage, fort gewesen war. Er fragte ihn: „Sage, mein Bruder, wie geht es Vater?" Jener aber erkannte ihn nicht und fragte, wer er sei. Da fuhr er fort: „Ich bin Dein älterer Bruder. Gehe und heisse Vater das Haus reinigen." Der Kleine ging zurück; als er aber die Bestellung ausrichtete, schlug ihn sein Vater und sprach: „Mein Sohn ist lange todt. Sprich nicht von ihm." Der Knabe lief zum Bache zurück und klagte seinem Bruder, dass sein Vater ihm nicht glaube. Da sandte er ihn nochmals mit der gleichen Botschaft zurück. Nun ging der Vater selbst hinaus, um sich zu überzeugen. Als der junge Mann ihn sah, ward er wild. Er flog über den Fluss, riss Leichen aus den Gräbern und frass sie. Baqbakuālanusī'uaē kam und half ihm. Dann ging er in seines Vaters Haus und biss alle, denen er begegnete.

XVI. Sagen der Kuē'qsōt'ēnoq.

1. Ahnensage des Geschlechtes Nē'nelpaē.

Ts'ē'k'amē hatte eine Frau Namens K·oā'k·wispālayūk·oa. Ihre Söhne waren Nᴇ'lpē, G·ōlsᴇlas und Pō'tlētē. Ts'ē'k'amē hatte ein Lachswehr in Kwa'qulawat. Einst, als K·oā'k·wispālayūk·oa schwanger ging, fuhr Ts'ē'k'amē in seinem Boote zum Wehr, um zu sehen, ob er Fische gefangen hätte. Er fand es ganz voll von Lachsen und unter ihnen war auch der Si'siutl. Er trug die Fische ans Land und da kam ihm Pō'tlētē entgegen gelaufen mit der Nachricht, dass seine Mutter ein Kind geboren habe. Ts'ēk'amē fragte: „Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?" Als er hörte, dass es ein Knabe sei, erschlug er den Si'siutl, liess sich den Knaben bringen und wusch ihn in dem Blut. Da ward seine Haut Stein. Nur unter dem Kinn vergass sein Vater ihn zu bestreichen und dort blieb seine Haut weich. Er erhielt den Namen Tlätlaqoas oder T'ē'sumgyilak' (= der zu Stein gemachte), und wurde ganz unüberwindlich im Kriege. Tlä'tlaqoas zog mit hundert Leuten aus und besiegte die Tsäwatᴇē'noq. Unterwegs sah er den Donnervogel Ts'ō'nᴇ. Er fing ihn und trug ihn ins Boot. Da begann es zu regnen und zu hageln, und es hörte nicht auf, bis er den Donnervogel wieder befreit hatte. Als Tlä'tlaqoas nach seiner Heimat K·oai'astᴇms zurückkehrte, fand er, dass Kuē'qagyla, ein Häuptling der Guau'aēnoq, alle Frauen der Kuē'qsōt'ēnoq geraubt hatte. Er setzte ihm nach, und als sein Boot in Sicht kam, versuchte Kuē'qagyila, zu entfliehen. Er ruderte so stark, dass seine Ruder zerbrachen. So holte Tlä'tlaqoas ihn leicht ein

und nahm ihm all' die geraubten Frauen wieder ab. Darüber ergrimmte Kuē'qagyila. Er nahm eines seiner zerbrochenen Ruder und schlug damit so stark gegen eine Insel, dass sie in zwei Theile zerbrach. Daher heisst er Kuē'qagyila, der Spalter[1]). Und Tlā'tlaqoas bekriegte die Nimkisch. Ihr Häuptling Hamā'lakyauaē (siehe S. 138) gab ihm seine Tochter K·'ē'HOak·anak, um Frieden mit ihm zu schliessen. Tlā'tlaqoas gab sie seinem Bruder NE'lpē zur Frau. Er selbst ging zu den Tlatlasik·oala und nahm eine Frau von diesem Stamme. Ihr Vater sprach zu ihm: „Wenn Ihr einen Sohn habt, so nenne ihn WēkyElā'lisEmēk·."

NE'lpē und K·'ēHoak·anak hatten einen Sohn. Als sie einst nach Qulkn hinüber fuhren, um Hamā'lakyauaē zu besuchen, lachten die jungen Leute der Nimkisch diesen Knaben aus, weil er Muscheln zu essen pflegte, während sie nur Lachse assen. Sie sagten: „Grünes wächst aus Deinem Bauche hervor." Der Kleine weinte. Da ward seine Mutter zornig, ging nach K·oai'astEms zurück und erzählte, was geschehen war. Da überzogen die Kuēqsōt'ēnoq die Nimkisch mit Krieg. —

Einst ging T'ē'sumgyilak' (wie Tlā'tlaqoas von hier an immer genannt wird) nach dem Lande Ts'E'ltsElkH, um Federn auf dem Berge Ts'Elkyimpaē zu sammeln. Unterwegs hielten sie an einem grossen Flusse an. Dort wohnte NEmō'kois, ein alter Mann. Dieser empfing sie freundlich. Er hatte viele Vorräthe und setzte seinen Gästen kleine Schüsseln voll Fleisch und Fett vor. So viel sie auch daraus assen, dieselben wurden nie leer. Da nahm T'ē'sumgyilak' dem Alten die Schüsseln fort und that sie in sein Boot. NEmō'kois sass ganz stille da und kümmerte sich nicht darum, was jene thaten. Als die Ebbe einsetzte, wollten die Fremden fortfahren, aber ihr Boot sass ganz unbeweglich fest. Da merkten sie, dass NEmō'kois sie fest hielt. Sie brachten ihm die Schüsseln zurück, und da liess jener sie weiter ziehen. Sie gingen dann zum Berge Ts'E'lkyimpaē und holten sich Federn, die T'ēs'umgyilak' für den Tanz Qoē'qoē gebrauchen wollte.

K·oā'k·oaqsānok· (s. S. 138) wusste, dass T'ē'sumgyilak' nach Ts'Elkyimpaē gefahren war, und beschloss ihn zu tödten. Er fragte seinen Vater Hamā'lakyauaē, wie er ihn am besten angreifen könne. Dieser warnte ihn vor seinem Unternehmen, da aber K·oā'k·oaqsānok· darauf bestand, sagte er ihm, dass T'ē'sumgyilak' nur an der Kehle verwundbar sei, und dass er auf dem Rückwege bei Tlō'k·ōē (Duvin Point) vorüber kommen werde. K·oā'k·oasānok· machte sich nun mit T'ē'tEsumHstsāna zusammen auf und nahm viele Sklaven mit. Sie verbargen ihr Boot hinter der Insel, und als T'ē'sumgyilak's Boot herankam, schoss er das Hala'iu gegen ihn ab. Seine eigenen Leute zitterten vor Furcht, als sie T'ē'sumgyilak' herankommen sahen. Als K·oā'k·oaqsānok· aber das Halaiu abschoss, wurden die Feinde verrückt. Er traf T'ē'sumgyilak's Kehle, derselbe fiel über Bord und warf im Fallen das Boot um. Dann erschlug T'ē'tEsumHstsāna alle mit seinen Steinhänden. Obwohl sie glaubten, T'ē'sumgyilak' sei todt, liessen sie einen alten Mann Namens Qē'ūta als Wächter auf der Insel. Sie schnitten dann ihren Feinden die Köpfe ab. Plötzlich hörten sie den Alten rufen: „Hahā! Ich habe T'ē'sumgyilak'", und sie sahen ihn auf etwas losschlagen. T'ē'sumgyilak' war an der Insel aufgetaucht, und der Alte hatte seine Kehle durchgehauen. Dann thaten sie auch seinen Kopf ins Boot und fuhren zurück. Sie zogen die Köpfe auf Seile, die sie durch Mund und Kehle führten, bestreuten sie mit Federn und hingen sie in Mā'smEts'a auf. Einst kam K·'ēHoak·anak hinüber, um K·oā'k·oaqsānok· zu be-

---

1) Kuē'qagyila ist angeblich von kuē'q'it, spalten, abgeleitet. Wahrscheinlicher bedeutet es „Mörder".

suchen. Als sie zum Flusse kamen, sah ihr Kind Federn darauf herumschwimmen. Es machte sie darauf aufmerksam, und da sahen sie die Köpfe der Erschlagenen. Sie fuhren zurück und weinten sehr. Unterwegs aber beluden sie ihr Boot mit Seehunden und Lachsen, als ob sie dieselben von den Nimkisch erhalten hätten. Als sie in K·oai'astEms ankamen, fragte sie ein jeder, weshalb sie geweint hätten. Sie antworteten: „Wir haben nicht geweint, wir haben gelacht." Als sie nun beim Essen sassen, sagte ihr Kind: „Hä'umats'a' (so nannte es seinen Grossvater), was bedeuteten die Federn auf dem Flusse?" Die Mutter verwies ihm seine Rede, bald aber wiederholte das Kind seine Frage. Da musste K·'ēHoak·anak sagen, dass alle K·uē'qsōt'ēnoq erschlagen seien. Da überzogen die K·uē'qsot'ēnoq und Guau'aēnoq die Nimkisch mit Krieg. Als sie sich dem Lande näherten, bewegte K·oā'k·oaqsanok· das Halaiu gegen sie und sie verloren den Verstand. Dann fing er sie und band alle auf Bretter, die er in eine lange Reihe stellte. Die Raben kamen, ihnen die Augen auszuhacken, und sie konnten sie nur anblasen, um sie fortzujagen. Endlich aber zerbrachen zwei starke Männer, Quī'lisagyila, ein Guau'aēnoq, und Ts'â'kulis, ein K·uē'qsōt'ēnoq, ihre Stricke, aber ehe sie alle befreien konnten, kam T'e'tEsmustsāna herbei und erschlug sie mit seinen Steinhänden. —

K·'eHtlala, der Sohn NElpē's, lebte in Qā'wakyis. Eines Tages fuhr er in seinem Boote aus, Seehunde zu schiessen. Vergeblich wartete NE'lpē auf seine Rückkunft, und endlich bestieg er sein Boot, um seinen verlorenen Sohn zu suchen. Nach langem Suchen sah er ein Ruder auf dem Wasser umhertreiben, und er fand K·'e'ntlala's Kiste und Speer; aber er fand seinen Sohn nicht. Fünf, zehn Tage lang suchte er vergeblich und alle Leute begleiteten ihn. Da glaubten sie, K·'ē'ntlala sei todt.

Dieser aber war in seinem Boote auf den Boden des Meeres hinabgestiegen. Dort besuchte er K·ōmō'k·oa und von ihm erhielt er übernatürliche Kräfte. Sie tauschten ihre Boote aus und K·ōmō'k·oa schenkte ihm einen Speer, um Seehunde, Seeottern, Seelöwen und Wale zu fangen. Er sprach zu ihm: „Du wirst viele Reichthümer erlangen und ein mächtiger Häuptling werden. Wenn Du in Deiner Heimath anlangst, so gieb ein grosses Fest und nimm die Namen Mā'qolagyilis und Tlâ'k·oalitl (= Kupfer im Hause) an. Er gab ihm viele Kupfer und die Tanzmaske Tsōnō'k·oa. Ferner gab er ihm drei Holzkessel, welche die Tsōnō'k·oa, den Ak·e'tl (= offener Mund im Hause) und das Ungeheuer Ts'ē'kic darstellten. Er gab ihm ein vielstufiges Haus und trug ihm auf, allen Leuten Felle zu schenken und im Wintertanze den T'ä'ēk·āmē zu tanzen. Als er zurückkam, glaubte er, er sei nur zwei Tage fortgewesen. Es waren aber in Wahrheit zwei Jahre. Er kam zurück nach Kumkumleqa'tē und gab ein grosses Fest.

1a. Tlā'tlaqoas.

Tlâ'tlaqoas baute sich ein Lachswehr in Sikyamā's. Am ersten Tage fing sich ein Silberlachs darin. Ueber Nacht kam der Rabe und eine Tsōnō'k·oa, um denselben zu stehlen, und beide fingen sich in der Falle. Am folgenden Tage war der K·'ōma (ein sagenhaftes Ungeheuer, ähnlich dem Hai) im Wehr gefangen. Tlā'tlaqoas versuchte, ihn zu tödten, indem er ihn auf den Kopf schlug, aber ehe es ihm gelang, tödtete jener viele seiner Gefährten. Als er todt war, zog Tlā'tlaqoas ihn ans Land und schnitt ihm den Bauch auf. Da sah er, dass seine Eingeweide wie Feuer waren. Er zerschnitt und trocknete dieselben. Von nun an bekam er alles leicht, was er haben wollte.

Eines Tages ging er aus, Lachse mit der Harpune zu fangen. Da sah er

einen kleinen weissen Fisch im Wasser schwimmen, den er harpunirte. Er wollte denselben ans Land ziehen, fand ihn aber zu schwer. Der kleine Fisch wuchs und wuchs und wurde endlich so gross, wie ein Walfisch. Da wusste Tā'tlaqoas, dass er den Si'siutl gefangen hatte. Er schnitt sich in die Zunge, so dass sie blutete, und spie auf den Fisch. Sogleich nahm dieser seine wahre Gestalt an und Tlā'tlaqoas fiel wie todt nieder, als er ihn erblickte. Der Si'siutl tauchte wieder in tieferes Wasser, indem er wie mit Rudern schwamm. Da fing das Wasser an zu steigen. Es erreichte Tlā'tloqoas und stieg weiter bis an seinen Leib, und endlich verschlang es ihn ganz. Auf dem Boden des Meeres erwachte er zu neuem Leben und sah sich dort von vielen Leuten umgeben, den Si'siutl. Diese brachten ihn zu ihrem Häuptlinge, der Bē'benak·aua (= der Tiefste) oder Sē'iten hiess, und in einem gewaltigen vierstufigen Hause wohnte. Dort gab ihm Sē'iten das kleine Boot Aitᴇ'mk·aēk·, dessen Vordertheil und Hintertheil die Gestalt eines Si'siutlkopfes hatten. Er liess Tlā'tlaqoas ganz mit Fett salben; da wurde dieser hart wie Stein. Nur seine Stirn, seine Nase und seine Kehle blieben weich. Dann gab er ihm den Namen T'ē'sumgyilak' (= der zu Stein gemachte) und K·a'k·asuista'listā. Er gab ihm den Todbringer und sandte ihn dann zurück nach Sikyamā's. T'ēsumgyilak' glaubte, einen Tag drunten im Meere gewesen zu sein; er war aber in Wahrheit ein Jahr fortgewesen. Als er oben ankam, wuchs das Boot Aitᴇ'mk·aēk· zu gewaltiger Grösse und die Flossen der Si'siutlköpfe machten, dass es von selbst ging. —

XVII. Sagen der Kwā'kiūtl.

1. Die Mink-Sage.

1. Einst verspotteten die Leute den Mink, indem sie ihm vorwarfen, er habe keinen Vater und keine Mutter. Da weinte er und sagte: „Die Sonne ist mein Vater. Zu ihm will ich hinaufgehen." Die Leute aber lachten ihn aus und sagten: „Wie willst Du denn dort hinkommen? Der Weg zum Himmel ist ja viel zu weit." Mink lief zu seinem Onkel Yalamnomī'k·ē und bat ihn um seinen Bogen und um seine Pfeile. Als er diese erhalten hatte, schoss er den ersten Pfeil ab. Derselbe traf den Himmel, das Haus der Sonne. Dann schoss er den zweiten Pfeil, und dieser traf die Kerbe des ersten und blieb darin sitzen. So fuhr er fort zu schiessen, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel bis zur Erde herabreichte. Er kletterte daran hinauf und gelangte an das Haus der Sonne. Er setzte sich vor der Thür nieder. Bald trat der Sklave der Sonne vor die Thür, und als er den Knaben dort sitzen sah, eilte er zu seinem Herrn zurück und sprach: „Herr, draussen sitzt Dein Kind." Da freute dieser sich, und hiess seinen Sklaven Mink hereinrufen. Als dieser kam und sich am Feuer niedergelassen hatte, sprach der Alte: „Mein Herz ist froh, dass Du gekommen bist, mein Sohn. Es wird mir schwer, jeden Tag die Sonne zu tragen, denn ich bin alt und schwach. Fortan sollst Du sie tragen." Er hiess Mink baden und gab ihm seinen Ohrenschmuck und seinen Nasenpflock aus glänzenden Haliotisschalen. Der Vater prägte ihm ein, nicht zu rasch zu gehen, damit er die Welt nicht verbrenne. Am folgenden Tage sandte er Mink aus, die Sonne zu tragen. Der Vater sass vor dem Hause und sah seinem Sohne nach, der seinem Befehle folgte und langsam am Himmel emporstieg. Gegen Mittag sammelten sich viele Wolken und versperrten Mink's Weg. Er ward ungeduldig, stiess die Wolken aus dem Wege und fing an rasch zu laufen. Da schien sein Nasenpflock so hell und heiss auf die Erde hinab, dass die Steine zerbarsten und das Wasser anfing zu kochen. Als sein Vater das sah, eilte er herbei, riss ihm den Nasenpflock und Ohrenschmuck ab und schleuderte ihn in's Meer. Eine Frau, welche in ihrem Boote ausgefahren war, fand Mink auf dem Meere umherschwimmend. Sie nahm den kleinen Körper in's Boot und sprach: „Der Arme, er muss schon lange todt sein." Da sprang Mink auf, rieb seine Augen und sagte: „O, ich glaube, ich habe lange geschlafen."

2. Mink zog aus, um mit den Lâ'lēnoq (Gespenstern) zu kämpfen. Er schlich sich heimlich in das Haus ihres Häuptlings und raubte dessen Kind aus der Wiege. Als der Häuptling der Lâ'lēnoq seinen Verlust bemerkte, verfolgte er Mink, erreichte ihn aber erst, als er schon in seinem Hause angekommen war und dasselbe verschlossen hatte. Er bat nun Mink: „O, gieb mir mein Kind zurück!" Mink weigerte sich aber, bis der Häuptling ihm als Ersatz das Feuer gab. So bekamen die Menschen das Feuer.

3. Der Wolf hielt Ebbe und Fluth in seinem Besitze und liess das Wasser stets auf gleicher Höhe bleiben. Deshalb zog Tlē'selagyila[1]) aus, um mit ihm zu kämpfen. Nach hartem Strausse besiegte er ihn, schnitt seinen Schwanz ab und nahm ihn mit nach Hause. Dort hing er ihn über der Thür auf. Wenn er ihn herunter liess, so fiel das Wasser und er konnte Muscheln sammeln. Zog er ihn wieder in die Höhe, so stieg das Wasser. So entstand Ebbe und Fluth.

4. Einst sprach Mink zu seiner Mutter: „Ich will nun heirathen. Ich werde den Frosch zur Frau nehmen." Seine Mutter warnte ihn: „Thue das nicht, sonst wird Deine Frau Nachts Lärm im Hause machen." Mink aber hörte nicht. Er ging zu den Fröschen und nahm sich einen zur Frau. Tags über war sie ganz still, und obwohl er sie oft bat, zu sprechen, konnte er sie doch nicht zum Reden bewegen. Als es aber dunkel wurde, fing sie an zu rufen und zu schreien. Mink hielt sich Ohren und Augen zu und starb endlich von dem Lärm, den seine Frau und ihre Verwandten machten. Dann warfen ihn die Frösche zum Hause hinaus.

5. Nach einiger Zeit erwachte er wieder. Er lief zu seiner Mutter und sagte: „Mutter, ich will heirathen." „Wen willst Du denn heirathen?" fragte jene. „Ich will den Tang zur Frau nehmen," erwiderte Mink. Die Mutter warnte ihn vor dem Tang, der bei jeder Fluth untertauchte, aber Mink sagte: er könne den Athem lange anhalten und könne mittauchen. Er ging zum Tang, schenkte ihm seinen Nasenpflock und nahm ihn zur Frau. Er sagte zu seiner Frau: „Nun lass uns niederliegen." Mink umarmte sie und der Fluthstrom fing an stärker zu laufen. Da sagte Mink: „Wenn Du nun tauchst, so achte auf, wenn ich Dich kneife. Mein Athem geht mir dann aus und Du musst mich loslassen." Tang versprach es. Der Fluthstrom lief nun mit voller Kraft, und Tang ging unter. Als Mink sie kniff, liess sie aber nicht los, bis sie glaubte, er sei todt. Dann liess sie ihn los und sein Leichnam trieb auf den Wellen umher. Dort fanden ihn die Menschen und er erwachte zu neuem Leben. (Die langen Blätter des Tangs werden als Frauenhaare gedeutet. Nach einer anderen Version rief Mink den Tang, der seine Frau geworden war, zu sich heran. Da er nur langsam kam, ward er böse und warf ihn in's Meer. Seitdem liegt er dort mit seinem langen Haare.)

6. Mink war aber noch nicht zufrieden und wollte den Stein (wahrscheinlich Obsidian) heirathen, da dieser nicht viel rede. Eines Tages fragte er seine Frau: „Was machst Du da?" Sie antwortete nicht. „Antworte doch, wenn ich Dich frage," fuhr Mink fort, der nun ärgerlich wurde. Der Stein aber schwieg. Da schlug Mink ihn so, dass seine Hand blutig wurde. „Siehst Du," sprach er, „so muss es Dir ergehen. Nun blutet Dein Gesicht." In Wirklichkeit hatte er aber nur seine Hand verletzt.

7. Mink sprach einst zum Otter: „Ich bin böse auf Hōstā'lakīmō (oder Hō'stamitl) und Lâ'lēnoq. Lass uns gehen, und mit ihnen kämpfen." Der Otter

1) In Mythen heisst der Mink Tlē'selagyila = die Sonne machend.

war einverstanden, und sie fuhren in ihrem Boote hinaus. Unterwegs sah Mink See-Igel auf dem Grunde des Meeres. Er sprang in's Wasser und holte einige herauf in's Boot. Als Mink sich daran machte, sie allein aufzuessen, sprach der Otter: „Gieb mir doch auch einige ab, ich bin doch Dein Freund.“ Mink erwiderte: „Nein, Du weisst, wenn man jemandem zürnt, so giebt man niemand etwas zu essen. Du musst selbst nach See-Igeln tauchen, wenn Du welche haben willst.“ Der Otter sprang in's Wasser. Während er unten war, nahm Mink seinen Speer und als er wieder auftauchte, stiess er denselben in seinen Nacken, so dass er an der Brust wieder herauskam. — Er kehrte dann an's Ufer zurück, verrichtete seine Nothdurft und verwandelte seine Excremente in einen jungen Mann. Er befahl ihm, allen Leuten zu sagen, er sei Hōstamitl's Kind und Mink habe ihn geraubt. Um zu versuchen, ob jener ihn verstanden habe, fragte er: „Wer bist Du?“ Jener erwiderte: „Ich bin aus Mink's Excrementen gemacht.“ „Ach, so musst Du nicht reden,“ sprach Mink, „Du sollst sagen, Du seiest Hōstamitl's Sohn.“ Als sie nun an's Dorf kamen, fing Mink an zu schreien und zu weinen und rief: „Mein Freund hat Hō'stamitl's Haus angezündet, und da hat jener ihn getödtet.“ Er ging mit dem jungen Mann an's Ufer und erzählte, jener sei Hō'stamitl's Sohn, den er zum Sklaven gemacht habe. Die Leute fragten denselben, wer er sei. Jener antwortete die Wahrheit. Da wurden alle zornig auf Mink und riefen: „Wie lügst Du, jener ist ja nicht Dein Sklave, sondern Du hast ihn aus Deinen Excrementen gemacht.“

Der Otter hatte aber eine schöne Frau, Namens K·'ōk·ōtsäsemā'lak·a (Merganser serrator). Diese ging zum Ufer herab und dort sah sie Mink. Sie sprach zu ihm: „Sage mir doch offen, wie kam mein Mann um's Leben?“ Mink erwiderte: „Lass uns in Dein Haus gehen, dort will ich es Dir sagen.“ Als sie nun in's Haus gekommen waren, sagte er: „Lass alle anderen hinausgehen, ich muss es Dir ganz allein sagen.“ Als sie nun allein waren, liess Mink sie hinter eine Matte treten und dort sprach er: „einer stiess ihn in den Kopf, einer in die Brust, einer in den Bauch,“ und dabei stiess er sie immer mit dem Finger an die entsprechende Stelle. Plötzlich aber umschlang er sie und rief: „Nein, ich habe ihn todt gemacht, denn ich wollte Dich zur Frau haben.“ K·'ōk·ōtsäsemā'lak·a nahm ihn dann zum Mann.

8. Einst ging Mink's Schwiegervater zum Strande hinab und sammelte viele See-Igel, während Mink und seine Frau noch schliefen. Dann weckte er ihn und sagte, dass die See-Igel bereit seien. Mink aber behauptete, er möge keine See-Igel essen. Da lud der Schwiegervater alle seine Nachbarn ein, mit ihm die See-Igel zu essen. Alle schmückten sich zu dem bevorstehenden Feste und auch Mink legte seinen Feder-Kopfschmuck an. Dann sprach er zu seiner Frau: „Sieh doch, wie Dein Vater hier die See-Igel im Schmutze hat liegen lassen! Trage sie vor die Thür, dort ist es reinlich.“ Die Frau gehorchte; ehe man es sich aber versah, lief Mink zur Thür hinaus, und frass alle See-Igel auf. Dabei wühlte er mit seinem schönen Feder-Kopfschmuck im Schmutze umher. Sein Schwiegervater ward zornig und warf ihn mit einem Stein, denn er schämte sich seines Schwiegersohnes.

9. Mink ging weiter, eine Frau zu suchen. Da begegnete ihm ein Lachs und er fragte: „Willst Du meine Frau werden?“ Der Lachs willigte ein und verwandelte sich in eine Frau. Einst herrschte grosse Noth im Dorfe, denn die Lachse waren ausgeblieben. Frau Lachs sass am Feuer und stocherte in ihren Zähnen. Sie liess dann ihren Mann Wasser holen, und warf, was sie zwischen den Zähnen gefunden hatte, hinein. Siehe! es verwandelte sich in einen Lachs.

Sie sagte zu Mink: „Koche Du ihn! ich mag es nicht, denn es ist gerade, wie wenn ich mein eigen Fleisch kochte.“ Als der Lachs gar war, liess sie ihren Mann denselben essen, hiess ihn aber, die Knochen in's Feuer werfen (wie die Indianer noch heute thun). Mink folgte dem Gebote seiner Frau. Er fragte sie dann: „Wie machst Du denn die Lachse?“ Anfänglich wollte sie nicht antworten, als er aber weiter in sie drang, sagte sie: „Weisst Du nicht, dass ich vom Lachsstamme bin?“ Da bat er sie, Lachse in dem Flusse, an welchem der Ort lag, zu erschaffen. Sie weigerte sich zuerst, auf die dringenden Bitten Mink's ging sie aber zum Flusse hinab und zog ihr Haar viermal gegen den Strom durch das Wasser. Da wimmelte dieser von Lachsen. Mink ward nun ein grosser Häuptling. Sein Herz aber wurde überstolz, und eines Tages vergass er sich so weit, seine Frau zu schlagen. Da sprach sie: „Thue das nicht wieder, Du weisst ich bin von fremdem Stamme und will es nicht dulden.“ Mink wollte nun vor die Thür gehen, aber einige Lachse, die auf dem Trockengerüste lagen, blieben in seinen Haaren hängen. Er zerrte ungeduldig daran, so dass sie zu Boden fielen. Da ward die Frau zornig, weil er ihr Geschlecht so misshandelte. Sie ging aus dem Hause und liess die Lachse ihr folgen. Sie sprang allen voran in den Fluss und verwandelte sich wieder in einen Lachs. Nun hatte Mink keine Lachse und keine Frau mehr.

10. Die Sage, wie Mink das schöne Mädchen gewann, ist identisch mit der weiter unten vom Raben erzählten (siehe Sagen der Awiky'ē'noq).

2. Der Sisiutl.

Einst gingen einige Frauen aus, Fische zu fangen. Unter anderen fingen sie einen kleinen Fisch mit schönen, glänzenden Schuppen, und da sie sehr hungrig waren, kochten sie denselben. Nur eine wollte nicht davon essen, da sie den Fisch nicht kannte. Als die Frauen den Fisch gegessen hatten, platzte ihre Haut und sie starben. Nur die eine kehrte zurück und erzählte, was geschehen war. Kaum aber hatte sie ausgeredet, da fiel auch sie todt nieder. Sie hatten den Sisiutl gefangen und gegessen.

3. Tlema'ē (siehe unten unter den Sagen der Tlakasikoala).

Die Tochter eines Häuptlings war über und über mit Geschwüren bedeckt und verlor endlich ihren Verstand. Da verliessen sie alle ihre Verwandten, und als sie wieder zur Besinnung kam, fand sie sich mit einem Hunde allein. Da weinte sie und kratzte ihre Geschwüre, so dass das Blut zur Erde floss. Plötzlich bemerkte sie, dass eine kleine Hand aus ihrer Brust hervorwuchs. Als sie hinabsah, verschwand dieselbe sogleich wieder. Sie schloss die Augen, und nach einer kleinen Weile erschien die Hand wieder, um wieder zu verschwinden, sobald sie hinabsah. So geschah es dreimal. Da dachte sie: „Ich will meine Augen geschlossen halten und sehen, was geschieht.“ Da fühlte sie, dass die Hand weiter und weiter herauswuchs und endlich ein ganzer Mensch herauskam. Als dieser ganz herausgekommen war, fühlte sie sich wieder ganz gesund. Sie nannte ihn Tlema'ē. Dieser wurde rasch gross und sprach zu seiner Mutter: „Komm, lass uns zum Flusse hinabgehen und ein Haus aus Zweigen bauen.“ Dann liess er sich von seiner Mutter eine Harpune machen. Als sie ihm dieselbe gab, wollte er zum Flusse hinabgehen, um Lachse zu fangen. Es war aber nicht ein Fisch im Flusse. Da nahm Tlema'ē vier Fichtennadeln. Er warf die erste in den Fluss und sprach

zu ihr: „Werde ein Silberlachs.“ Zur zweiten sagte er: „Werde ein dogsalmon.“ Aus der dritten machte er eine Forelle und aus der vierten einen „Humpbacksalmon.“ So wurde der Fluss voller Fische, die er dann fing (u. s. w.; siehe unter den Sagen der Tlatlasikoala. Er geht dann zur Tsonō'k·oa, die ihm ausser dem Todbringer und dem Wasser des Lebens noch alle ihre Tanzsachen giebt und kehrt zurück). Tlema'ē glaubte vier Tage bei Tsonō'k·oa gewesen zu sein, es waren aber in Wahrheit vier Jahre. Er ging zurück zu seiner Mutter, fand aber nur noch ihre Gebeine, denn sie war längst gestorben. Da besprengte er sie mit dem Wasser des Lebens. Sie rieb sich die Augen und stand auf, als habe sie lange geschlafen.

Nach einiger Zeit beschloss Tlema'ē, die Welt zu durchreisen. Er sah Möven auf dem Meere schwimmen und rief ihnen zu: „Wohin geht Ihr?“ Sie erwiderten: „Wir gehen in die weite Ferne.“ „So lasst mich mit Euch gehen!“ „Nein, unser Boot ist nicht gut, sein Bug geht zu tief.“ Da rief Tlema'ē die Gänse an und fragte sie, wohin sie gingen. „Wir wollen Wurzeln graben,“ erwiderten die Gänse. „So lasst mich mit Euch gehen.“ „Nein, unser Boot ist zu schwer beladen.“ Dann rief Tlema'ē den Taucher Kormoran, der auf seine Frage antwortete, er gehe in die weite Ferne. „So lass mich mit Dir gehen.“ „Nein, mein Boot geht zu tief,“ erwiderte jener. Auch die Ente, welche ging, Wurzeln zu graben, und die kleine Ente (Charitonetta albeola, Weibchen), welche weit fortzog, konnten ihn nicht mitnehmen. Er fragte dann den grossen Taucher, welcher auch in die weite Ferne reiste. Dieser fragte Tlema'ē, wohin er wolle. Er antwortete: „Ich will Gyī'k·amē besuchen.“ „Was willst Du dort?“ fragte der Vogel. „Ich will mir eine Frau holen.“ „Gut, so gehe mit mir.“ Sie fuhren eine Strecke lang, da sprach der Taucher: „Wir werden nun gleich ins Meer hinabtauchen. Wenn Du fühlst, dass Du ersticken musst, so kneife mich, damit ich Dich Luft schöpfen lasse.“ Tlema'ē that, wie der Vogel ihn geheissen hatte, und als sie viermal getaucht hatten, gelangten sie in Gyī'k·amē's Land. Dort sahen sie einen Teich, und der Vogel hiess Tlema'ē sich in einem hohlen Stamme verbergen. Dann flog er fort.

Bald kam Gyī'k·amē's Sklave und holte den Stamm, in welchem Tlema'ē verborgen war, als Brennholz, und warf ihn neben dem Feuer nieder. Gyī'k·amē hatte vier Töchter, und Tlema'ē hörte nun, wie er die jüngste schalt, weil sie noch keinen Mann hatte. Er sprach zu ihr: „Ich wollte, Tlema'ē käme und holte Dich.“ Da schlich er heimlich in ihre Kammer. Als das Mädchen hereinkam, gab er sich ihr zu erkennen und sie erzählte ihm, dass Gyī'k·amē ihr schon oft erzählt habe, er werde kommen. Am nächsten Morgen ging sie hinunter und erzählte ihrem Vater, Tlema'ē sei gekommen und habe sie geheirathet. Dieser wollte es zuerst nicht glauben, bis Tlema'ē selbst herunter zum Feuer kam. Vier Tage lang blieb er oben, dann liess er Gyī'k·amē durch seine Frau bitten, ihn wieder hinabzusenden. Dieser willfahrte seiner Bitte; er schenkte ihm das Wasser des Lebens und schickte ihn nach der Erde zurück. Wieder fand er seine Mutter todt, und erweckte sie mit dem Wasser des Lebens. Tlema'ē aber liebte seine zweite Frau mehr als die erste, deshalb war Tsonō'k·oas Tochter eifersüchtig und wollte ihre Kräfte mit der zweiten Frau messen. Sie verwandelte dieselbe zuerst in den Vogel Colaptes caper saturator. Darauf verwandelte jene sie in einen Raben. Und sie maassen nochmals ihre Kräfte. Die Tochter Tsonō'k·oa's verwandelte die Tochter Gyī'k·amē's in einen Specht. Da frass diese die Hauspfosten auf, so dass das Dach einstürzte. Diese verwandelte dann die erstere in eine Dohle, und beide kehrten in ihre Heimath zurück.

4. Wa'walis.

(Eine vollständigere Form der Sage siehe unter den Sagen der Heiltsuk· und der Bilqula. Hier sind nur die eigenthümlichen Wendungen der Sage wiedergegeben).

Wa'walis glaubte, seine Frau sei ihm untreu. Er wollte sich vergewissern, ob sein Verdacht begründet sei, und sagte deshalb, er werde für längere Zeit auf Jagd gehen. Er kam aber schon nach zwei Tagen wieder und schlich Abends heimlich an sein Haus heran. Er kratzte ein wenig an der Wand, wo sein Bett stand, und hörte nun, wie seine Frau zu ihrem Buhlen sprach: „Horch, das ist eine Maus. Ich wollte, sie nagte an meines Mannes Maske." Da wusste Wa'walis, dass seine Frau ihm untreu war. Gegen Mitternacht kratzte er wieder an der Wand; es rührte sich nichts. Da schlich er hinein und schnitt dem Buhlen den Kopf ab. Er nahm den abgeschnittenen Kopf und entfloh.

Nach einiger Zeit fühlte Wa'walis' kleiner Sohn, welcher mit im Bette schlief, das Blut und fing an zu schreien. Die Mutter der Frau erwachte davon und rief ihr zu: „Dein Sohn weint." Diese fühlte das Blut ihres Buhlen und sagte noch halb schlaftrunken: „O, er hat das Bett nass gemacht." Sie stiess ihren Buhlen an und sprach: „Steh auf und nimm den Jungen aus dem Bette." Er rührte sich aber nicht. Nach kurzer Zeit schrie das Kind nochmals und ihre Mutter rief sie wieder. Da stand sie auf, und sah, dass ihr Buhle geköpft war. Sie wickelte die Leiche in ein Bärenfell und trug sie vor das Haus, in dem seine Eltern wohnten.

Wa'walis kam nach einigen Tagen zurück und er selbst sowohl, wie seine Frau, thaten, als sei nichts geschehen. Er ging zu Hause hinauf und trug ihr auf, einen Korb voll Seehundsfleisch, der im Boote stand, zu holen und zu kochen. Sie gehorchte. Als sie aber das Fleisch herausnahm, fand sie den Kopf ihres Buhlen, und schrie. Da schlug Wa'walis sie mit demselben auf den Kopf und rief: „Deshalb schreist Du, weil Du den Schädel siehst." Da wussten alle, dass er den jungen Mann erschlagen hatte; man wollte ihn fangen, aber er entfloh. Die Dorfbewohner aber fürchteten sich nun vor ihm und zogen einen Graben quer über die Landspitze, auf der sie wohnten. Dann stiessen sie dieselbe vom Lande ab und seitdem liegt der Ort auf einer Insel mitten im Meere. Wa'walis aber steckte den Kopf seines Feindes und den seiner Frau vor seinem Hause auf.

5. Ōmeatlᴇma'ē.

Omeatlᴇma'ē war von seinem Vater ausgeschickt worden, Eier zu sammeln. Als er seinen Korb gefüllt hatte und zurückkehrte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, davon zu essen. Sein Vater bemerkte es und schlug ihn zur Strafe, als er nach Hause zurückkam. Da lief Omeatlᴇma'ē in den Wald. In jedem Flusse, an den er kam, badete er und wusch seinen Mantel. Endlich gelangte er an einen Berg und setzte sich auf dessen Gipfel nieder. Vier Tage sass er daselbst, da hörte er ein sausendes Geräusch und ein Stück Bergkrystall (der von dem Schamanen gebraucht wird) flog gegen seinen Kopf. So erlangte er die Fähigkeit zu fliegen. Er war aber in Wahrheit vier Jahre auf dem Berge gewesen. Er flog in seine Heimath zurück und setzte sich auf die Dorfstrasse. Dort versuchten die Leute ihn mit grossen Körben zu fangen, aber es gelang ihnen nicht. Endlich stellten sie ein Brett auf seinem Hause auf. Er liess sich darauf nieder und verwandelte sich wieder in einen Menschen.

Am folgenden Tage ging er mit einigen Frauen aus, Wurzeln zu sammeln. Er steuerte das Boot und als sie Abends zurückkehrten, machte er dasselbe umschlagen. Er versank im Meere und sank noch tiefer in den Meeresboden hinein. Dort traf er viele Leute, von denen viele keine Köpfe hatten. Sie tanzten den Tsētsā'ēk·a und versprachen ihm einen der Cederbastringe und eine der Bemalungen, die sie gebrauchten. Zuerst sah er den Hámats'a tanzen. Sie fragten ihn: „willst Du diesen haben?" Er verneinte. Dann sah er den Nūtlematl tanzen. Auch diesen nahm er nicht, sondern bat um den Lolō'tlalatl, den Tanz der Lâlenoq. Die Geister gaben ihm denselben. Er stieg dann wieder zur Oberwelt auf, und als er anlangte, sassen die Leute in seinem Hause und schlugen Takt. Da tanzte er den Lolō'tlalatl.

6. Qa'nalk·.

In Kwakiū'tis (bei Ft. Rupert) lebte Qa'nalk·, welcher von den Nak·o'mgyilisala und K·osk·ī'mō abstammte. Seine Frau hiess Nā'lagilikya, sein Sohn Nā'lak·anuk. Der letztere ging eines Tages zu dem kleinen Flusse, welcher nahe beim Hause vorbeirauschte, und spielte daselbst. Als er dort umhersprang, kamen plötzlich viele Wölfe aus dem Walde hervor, und fingen an mit ihm zu spielen. Dabei aber zerrissen sie sein Hemd und seinen Mantel. Als er nach Hause zurückkam, fragte die Mutter, wer sein Zeug zerrissen habe. Jener antwortete: „Adler kamen und zerrissen mir Hemd und Mantel." In tiefer Nacht, als alle schliefen, kamen die Wölfe. Sie drangen ins Haus, nahmen den Knaben, der zwischen seinen Eltern lag, auf ihren Rücken und liefen davon ins Land der Wölfe. Die Eltern wussten am nächsten Morgen nicht, was aus ihrem Sohne geworden war, und hielten ihn für todt. Die Wölfe aber gaben ihm die Tochter des Häuptlings ihres Stammes zur Frau und zwei Jahre lang blieb er bei ihnen. Da begannen auf seinem Rücken Haare zu wachsen, gerade dort, wo seine Frau ihn immer umschlungen hielt.

Er begann sich nach seinen Eltern zurückzusehnen. Seine Frau merkte seine Gedanken und bat ihren Vater, den Wolfshäuptling, den jungen Mann in seine Heimath zurückkehren zu lassen. Sie selbst aber wollte unter den Wölfen bleiben. Der Häuptling willigte ein und sandte seinen Sklaven Nᴇ'mtsaqtsis, der nur aus einer Körperhälfte bestand, aus, alle Wölfe zusammen zu rufen. Dieser war so rasch, dass er seinen Auftrag ausgeführt hatte, ehe ein Stein, welchen der Häuptling schleuderte, zu Boden fallen konnte. Als alle Wölfe versammelt waren, trug er ihnen auf, den jungen Mann, dem er den Namen Nūn gab, nach Hause zu tragen. Sie gehorchten. Der junge Mann stand auf dem Rücken des grössten der Wölfe und während sie in eiligem Laufe ihn fortbrachten, sangen sie: „Wir laufen und springen und tragen unseren Bruder, den jungen Mann. Und Nūn ist der Name, den wir ihm gaben."

Nachdem er zu seinem Vater zurückgekehrt war, beschloss dieser, nach Qō'yalis zu wandern. Unterwegs begegneten ihnen viele Feinde, und der Vater wusste nicht, was er thun sollte, um jenen zu entgehen. Nūn aber rieb nur seine Augen und bewegte seine Hände in der Richtung, wo jene waren, da schliefen sie ein, und sie tödteten alle. Die Töchter ihrer Feinde aber luden sie in ihr Boot und nahmen sie mit nach Qō'yalis. Nūn's Sohn hiess K·ak·ā'qoatᴇla. Als er diesem seinen Namen gab, lud er alle Nachbarn zu einem grossen Feste ein und schenkte ihnen alle seine Sklaven. Dann kehrte er in seine Heimath zurück.

7. Kwu'lekum (= der Taube).

Kwu'lekum war ein Häuptling in K·ā'lōkuis. Er war geizig und wenn man ihn aufforderte, Decken zu verschenken, that er, als höre er nicht, oder sagte:

„Nein, erst müsst Ihr ein Schenkfest geben, dann werde ich es auch thun.“ Die übrigen Häuptlinge gaben nun der Reihe nach Feste, als aber an Kwu'lekum die Reihe kam, weigerte er sich; er gab kein Fest und verschenkte keine Decke. Darüber wurden alle zornig und der Häuptling K·ē'nustâla (der Hirsch) nahm eine Kupferplatte, zerschlug sie auf Kwu'lekum's Kopfe und tödtete ihn so. Bei einem Tanze wird eine Maske gebraucht, die diesen Häuptling darstellt. Die Maske heisst Kwu'lekumqumtl.

8. Baqbakuā'latlē (= der zuerst Menschen auf dem Wasser frass).

Es war einmal eine Frau, die heirathete den Wassergeist Baqbakuā'latlē, mit dem sie in einem See wohnte. Sie hatten einen Sohn, welcher den Namen seines Vaters erhielt. Als er heranwuchs, erschlug er alle Leute, die ihm begegneten, riss ihnen die Augen aus und briet dieselben in Asche. Wenn sie dann platzten, freute er sich und rief: „Ha! ha! wie die Augen platzen!“ Dann warf er sie in seinen Korb. Und er schnitt den Gemordeten die Finger, Zehen und Ohren ab, die er je in einem Korbe sammelte. So tödtete er alle Leute mit Ausnahme seines Onkels und dessen Sohns. Aber auch nach dem Blute verlangte ihn. Eines Abends ergriff er seinen Speer und schleuderte ihn gegen seinen Onkel, der in einer dunkeln Ecke des Hauses stand. Er fehlte, und da nahm der Onkel seine Lanze und stiess sie Baqbakuā'latlē in die linke Brust. Er entfloh schwer verletzt. Der Onkel sprach zu seiner Frau: „Bleibe Du hier, ich will meinen Neffen verfolgen und ihn vollends tödten.“ Er ging der Blutspur nach und gelangte endlich an einen See. Dort fand er den Jüngling sterbend. Der Taucher stand bei ihm und versuchte ihn zu heilen. Der Onkel trat an ihn heran und sprach: „Siehe, Du wolltest mich tödten, aber nun musst Du selbst sterben.“ Als er schon mit der Lanze ausholte, ihm den Todesstreich zu versetzen, bat der Jüngling um einen kurzen Aufschub. Er sprach: „Tödte mich noch nicht, ich will Dir erst alle meine Schätze geben.“ Er sagte ihm, wo er sie verborgen halte, und dann tödtete ihn sein Onkel und verbrannte die Leiche. Als er auf die Asche blies, wurde dieselbe in Moskitos verwandelt. Aus der feinsten Asche entstanden die kleinsten Fliegen („Sunflies“ und schwarze Fliegen).

9. Baqbakuālanuqsī'uaē (= der zuerst an der Flussmündung Menschen frass).

Einst ging Nā'noak·aua (= der Erzweise) in's Gebirge, Bergziegen zu jagen. Plötzlich kam er an ein Haus, welches er früher noch nie gesehen hatte. Eine Frau, Namens K·ōminâ'k·a, stand vor der Thüre und rief ihm zu hereinzukommen. Sie war die Tochter des Berggeistes K·ō'mō'k·oē und ihr Mann war der Menschenfresser Baqbakuālanuqsī'uaē. Er fürchtete sich näher zu treten, aber als sie sagte: „Komm her, ich will Dich lausen“, trat er heran und liess sie seinen Kopf in die Hände nehmen. Da drückte sie ihn aber zu Boden und rief: „Baqbakuālanuqsī'uaē komm und friss ihn!“ Er bemühte sich vergeblich aufzustehen. Als er aber den Menschenfresser laut brüllend heranstürmen hörte, riss er sich los, musste aber alle Haare in den Händen der Frau lassen. Er lief dann, so rasch seine Füsse ihn tragen wollten. Baqbakuālanuqsī'uaē verfolgte ihn bald über, bald unter der Erde. Da schuf Nā'noak·aua einen grossen Wald hinter sich, so dass jener ihm nur langsam folgen konnte, und gelangte glücklich nach Hause. Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, da kam Baqbakuālanuqsī'uaē an. Nā'noak·aua rief ihm zu: „Gehe und hole Deine Frau! Ich habe vier Kinder, die will ich Euch zu fressen geben.“ Jener ging, seine Frau zu holen, und mittlerweile grub

Nā'noak·aua ein tiefes Loch, machte ein Feuer darin und warf Steine darauf. Dann tödtete er einen Sklaven und zerschnitt ihn. Seine Kinder liess er sich vor dem Hause verstecken und bedeckte die Grube mit Brettern, die man von aussen fortziehen konnte. Als Baqbakuālanuqsī'uaē und K·ōminā'k·a kamen, liess Nā'noak·aua sie auf den Brettern Platz nehmen und setzte ihnen den zerschnittenen Sklaven vor. Ehe das Mahl begann, tanzte Baqbakuālanuqsī'uaē, und seine Frau schlug Takt dazu. Er tanzte in hockender Stellung, seine Hände zitterten und er streckte die Arme abwechselnd nach rechts und links aus. Er ward nun begierig, den Sklaven zu fressen. Da, auf ein gegebenes Zeichen, zogen die Kinder die Bretter fort und Mann und Frau fielen ins Feuer und verbrannten. Das Feuer in der Grube flammte hoch auf und ihr Fett spratzelte. Nā'noak·aua blies auf die Asche, dieselbe wurde in Moskitos verwandelt.

10. Mātᴇ'm.

Ein junger Mann pflegte seine Zeit bei seiner Geliebten zu vertändeln und trotz des Drängens seiner Mutter verstand er sich nicht dazu, zu heirathen. Deshalb zürnte ihm seine Mutter. Eines Abends kam er von seiner Geliebten nach Hause und bat seine Mutter, ihm zu essen zu geben. Sie aber sprach: „Gehe doch hin, wo Du her gekommen bist, und lass Dir dort Essen geben. Von mir erhältst Du nichts.“ Da wurde der junge Mann traurig. Er legte sich in's Bett und blieb vier Tage liegen, ohne zu essen oder zu trinken. Seine Mutter wurde ängstlich und bat ihn, aufzustehen, er aber hörte nicht auf sie. Da rief sie die Geliebte ihres Sohnes und bat sie, ihren Einfluss auf den jungen Mann geltend zu machen, dass er aufstehe. Aber er hörte nicht auf die Bitten seiner Geliebten. Endlich am vierten Tage erhob er sich und ging in den Wald, ohne zu wissen, wohin er wanderte. Er hatte seinen Verstand verloren. Endlich kam er an einen See. Er warf seine Kleider ab, schwamm in dem See und tauchte. Lange blieb er drunten. Als er wieder zur Oberfläche kam, tauchte ein Wappenpfahl mit ihm auf. Da sprach er: „Dich will ich nicht.“ Und er dachte: „Ich will nun weiter wandern.“ Er that also und nach einiger Zeit kam er wieder an einen See. Er schwamm und tauchte abermals. Aus diesem See brachte er eine Seehunds-Harpune herauf, doch auch diese nahm er nicht. Er wusste, dass der Mātᴇ'm, ein schöner Vogel, im Walde wohnte und diesen wollte er finden. Er kam zu einem dritten Teiche und als er auch darin gebadet und getaucht hatte, wusste er, dass er das Haus des Vogels finden würde. Als er seinen Mantel wieder angelegt hatte, erblickte er den Vogel, der nun immer vor ihm her flog. Der Mann warf seinen Mantel ab, um ihm rascher folgen zu können, und endlich fragte ihn der Vogel: „Was willst Du von mir?“ Der junge Mann antwortete: „Ich habe Dich gesucht. Meine Mutter hat mich misshandelt, deshalb suche ich Deine Hülfe.“ Da versetzte der Vogel: „Siehst Du jenen Berg? Dort steht mein Haus. Lass uns hinaufsteigen.“ Er flog weiter voraus und der junge Mann folgte ihm. Auf dem Berge gab der Vogel Mātᴇ'm ihm den Bergkrystall und viele schöne Sachen. Den Stein steckte er dem jungen Mann in die Gelenke und so erlangte derselbe die Fähigkeit zu fliegen. Er sandte ihn weiter zum Berge Ts'ᴇ'lkyimpaē, wo er sich Vogelfedern holen sollte. Es regnete, schneite und hagelte, als der Jüngling dorthin gelangte, aber unbekümmert ging er weiter. Die Leute, welche dort wohnten, unterhielten ein grosses Feuer, um jeden Fremden zu erblicken und ihn gleich zu fangen. Es gelang ihm aber mit Hülfe des Steines ungesehen vorüber zu fliegen und die Federn zu bekommen. Nun hatte er die Fähigkeit erlangt, sich in einen Vogel zu verwandeln. Er flog dann nach seinem Heimathdorfe zurück.

Als sein kleiner Bruder den schönen Vogel sah, legte er eine Schlinge aus, um denselben zu fangen. Der Vogel warf sie sich selbst über, denn er wollte sich fangen lassen. Er nahm wieder menschliche Gestalt an. Nun war er ein mächtiger Schamane geworden. Sein Vater liess sein Haus fegen und Abends tanzte der junge Mann. Da kam der Vogel MātE'm herbeigeflogen und warf einen Wappenpfahl hinab, der vor dem Hause stecken blieb.

11. WalasnEmō'k·ois (= der grosse Einzige).

WalasnEmō'k·ois kam von der Sonne zur Erde herab und baute sich ein Haus in Tsā'qis (Fort Rupert). Sein Sohn war Ōm'aqtā'latlē. Dieser sah viele Seehunde und Seeottern auf K·'ä'msiqtlē (Shell Island). Er nahm einen Stamm Treibholz, den er als Boot benutzte, fuhr hinüber und fing dieselben. Dann gab er ein grosses Fest und schenkte jedermann Otternfelle und Seehundsthran. Dann fuhr er nach GyōkH und ging den dort mündenden Fluss hinauf. Daselbst traf er den Waldgeist Mā'kakyū, welcher ihm ein Boot schenkte. Alsdann fuhr Ōm'aqtā'latlē gen Osten und traf im Lande der Mamalēlēk·a'la mit K·a'watilek·ala zusammen. Dieser lud ihn ein, mit in seine Heimath, in's Land der TsāwatEē'noq, zu gehen. Ōm'aqtā'latlē folgte ihm und bekam dort K·a'watilek·ala's Tochter, Häaqk·olā'tlemak·a, zur Frau. Sein Schwiegervater gab ihm ein grosses Haus, dessen Dachbalken doppelköpfige Schlangen (Sī'siutl) waren. Er zog nun mit seiner Frau nach Gy'ā'k·a (nahe Fort Rupert) und baute daselbst ein Haus. Die beiden Pfosten vorn in seinem Hause sind zwei Männer: Yē'k·'ent'Ek·a (etwas, das drinnen spricht) und Wawēqēmitl (der Redner). Die hinteren Pfosten sind ebenfalls Männer: Lēqē'laqsta (der Prahler) und Hasak·awā'sui (versucht, lauter zu sein, als alle übrigen). Die beiden vorderen Pfosten tragen unmittelbar die Längsbalken, welche Sī'siutl darstellen, während die hinteren Pfosten mit einem Querbalken bedeckt sind, der einen Sī'siutl (oder Wolf?) darstellt. Die Thür des Hauses hängt oben in Angeln, und wer nicht schnell herausläuft, wird von ihr erschlagen. Seine Tanzmaske ist ein Wolf, welcher auf dem Kopfe getragen wird, und Ō'likyen heisst. Der Tanz, welchen K·a'watilek·ala ihm gab, heisst Walas'aqā' (etwas Grosses, von oben Gegebenes). Als er das Haus vollendet hatte, gab er ein grosses Fest und alle Pfosten und Balken wurden lebendig. Die Sī'siutl fingen an, ihre Zunge zu bewegen, und die Männer, welche hinten im Hause stehen, sagten ihnen, wann ein böser Mann hereinkam. Dieser wurde sogleich von den Sī'siutl getödtet.

12. SE'ntlaē.

SE'ntlaē, die Sonne, stieg in Gestalt eines Vogels zur Erde herab, verwandelte sich in einen Menschen und baute ein Haus in Yik·'āmen. Von dort wanderte er nach K·ō'moks, besuchte dann die Tlau'itsis, die NE'mkic, die Nā'k·oartok·, und kam endlich nach Tliksī'uaē[1]) im Lande der Kwā'kiūtl, wo er sich in K·'ai'oq niederliess. In jedem Stamme nahm er eine Frau, und sein Geschlecht führt den Namen Sī'sintlē. In Tliksī'uaē beschloss er zu bleiben und nahm eine Frau aus dem Stamme der Kwā'kiūtl. Von ihr hatte er einen Sohn, Namens Tsqtsqâ'lis. Auf jeder Seite seines Hauses ist eine grosse Sonne gemalt. Die Hauspfosten sind Männer, welche Sonnen tragen. Ihr Name ist Lōlō'qt'otpes, und sie waren Sklaven SE'ntlaē's. Die Querbalken über den Pfosten stellen ebenfalls Männer

---

1) Tliksī'uaē Kleewurzeln an einer Flussmündung.

dar, die Längsbalken Seelöwen. Die Stufen zum Hause sind drei Männer, Namens Tlē'nonis. Im Wintertanze gebrauchen die Sī'sintlē die Sonnenmaske, Tlē'sela-k'umtl, beim Tanze Yā'wiqa die Maske des Hundes, Kuloqsā', der mit Sᴇ'ntlaē vom Himmel herabgekommen sein soll (der Name soll bedeuten, die roth durch die Wolken scheinende Sonne). Der Wappenpfahl der Si'sintlē stellt eine Reihe übereinander stehender Kupfer dar. Darüber ist ein Mann, Namens Lā'qt'otpes (Sing. von Lōlō'qt'otpes; der Name soll bedeuten: der nur Fremden etwas Schenkende), welcher den Arm zur Rede erhoben hält; zu oberst ist die Sonnenmaske, von einem Strahlenkranz umgeben.

13. Haialikyā'wē.

Haialikyā'wē stand auf einem Hügel in Tliksī'uaē, wo sein Haus stand. Er war ein mächtiger Schamane und wusste alles, was in Zukunft geschehen würde. Er sprach zu seinen Leuten: „Lasst uns unser Haus bedecken, denn es wird eine grosse Fluth kommen und alles überschwemmen.“ Die Männer folgten seinem Rath und bedeckten das Haus. Kaum waren sie damit fertig geworden, da fing das Meer an zu steigen und bedeckte alle Lande. Sie aber sassen unversehrt in ihrem Hause. Sie machten ein Feuer und der Rauch stieg durch das Wasser in die Höhe. Ein Jahr lang bedeckte die Fluth die Erde. Da sandte Haialikyā'wē seinen Talisman zu Kuēkuaqā'oē (s. Sagen der Awiky'ē'noq), welcher die Fluth verursacht hatte, und bat ihn, das Wasser wieder fallen zu lassen. Zum Lohne versprach er ihm seine Tochter zur Frau. Kuēkuaqā'oē liess das Wasser wieder fallen und reiste in seinem Sī'siutl-Boote zu Haialikyā'wē. Als er nun ankam und das Mädchen zur Frau haben wollte, gab Haialikyā'wē ihm einen Schädel, der solle seine Frau sein. Kuēkuaqā'oē aber bestand darauf, das Mädchen zu haben, und verlangte ausserdem den Kopfring aus rothgefärbtem Cederbaste, den Haialikyā'wē im Tanze trug. Haialikyā'wē musste ihm endlich seine Tochter geben, und er schenkte ihm eine Hälfte seines Kopfringes. Als Kuēkuaqā'oē auch noch sein Boot verlangte, willigte jener ein, es ihm zu geben, wenn er das Sī'siutl-Boot als Ersatz haben solle. So tauschten sie ihre Boote aus. Kuēkuaqā'oē sprach: „Nimm Dich in Acht und gebrauche mein Boot richtig, sonst wird es Dich verwandeln.“ Damit reiste er ab. Das Si'siutl-Boot bestand aus Kupfer. Es ging von selbst, ohne gerudert zu werden, durch's Wasser und über Land und liess sich zusammenfalten. Haialikyā'wē dachte: „Ich werde es zerschneiden und Kupferplatten daraus machen. Erst aber will ich versuchen, wie es geht.“ Er sprang hinein und rief: „Ich will zum Berge Ts'ī'lkyimpaē (= Federn oben auf) fahren.“ Derselbe liegt im fernen Norden, und Federn und Quarz, die die Schamanen brauchen, finden sich dort. Vier Tage lang fuhr das Boot gen Norden. Dann erreichte es den Berg Ts'ī'lkyimpaē. Haialikyā'wē sammelte Federn und Steine und kehrte nach Hause zurück.

Unterwegs sah er viele Seehunde. Da sprach er zu dem Boote: „Wie kann ich die Seehunde tödten?“ Es antwortete: „Nimm Federn und wirf sie gegen sie!“ Haialikyā'wē glaubte, er könne sie so nicht tödten, folgte aber schliesslich dem Rathe des Bootes. Die Federn flogen gerade auf die Seehunde los und tödteten sie, genug um das Boot zu füllen. Er belud dasselbe und rief ihm dann zu: „Gehe voran!“ Das Boot rührte sich aber nicht von der Stelle. Da sah Haialikyā'wē zu ihm hinab und fragte: „Warum gehst Du nicht voran, wenn ich es Dir sage?“ Es antwortete: „Für wen hast Du die Seehunde getödtet?“ Er versetzte: „Für mich. Ich will sie nach Hause nehmen.“ „Nicht doch! Du musst sie mir

geben. Mein Vater tödtete immer Seehunde für mich und fütterte mich." „Wie soll ich Dich denn füttern?" „Wirf sie nur über Bord!" Haialikyā'wē gehorchte und das Boot frass alle Seehunde auf. Dann fuhren sie nach Ts'äwa'tē (Olachen-Ort). Er wurde dort nicht freundlich aufgenommen und fragte deshalb sein Boot: „Kannst Du noch einmal eine Fluth machen?" Es versetzte: „Ja, denn ich bin die Kraft Kuēkuaqā'oē's, meines Vaters." Und es entstand eine neue Fluth, in der alle Menschen umkamen, ausser einem, der auf den Berg Nō'lē kletterte.

Haialikyā'wē reiste weiter und kam nach Gyiō'kH (= Haus, Winterdorf, 4 *km* östlich von Fort Rupert). Dort fand er einen Mann am Strande, der fragte nach seinem Namen. Als er denselben erfahren hatte, sagte er: „Haialikyā'wē ist ein Schamanenname." „Ja, ich bin ein Schamane," versetzte Haialikyā'wē. „Dann zeige Deine Kunst," versetzte jener, „und verwandle diesen Stein in einen Lachs." Haialikyā'wē warf den Stein in's Wasser und sofort ward derselbe ein Lachs. Er fragte den Fremden dann: „Wer bist Du? Bist Du ein Schamane?" „Ja," versetzte jener, „ich heisse Haialikyumgyilis" und um seine Kraft zu zeigen, verwandelte er Haialikyā'wē in einen Taucher. Viermal verwandelten beide einander gegenseitig in Vögel. Dann sprach Haialikyumgyilis zu Haialikyā'wē: „Mein Lieber, ich sehe, Du bist ein Schamane. Komm in mein Haus, ich will Dich bewirthen." Sie gingen hinein. Er nahm etwas Fisch aus der Kiste und briet ihn am Feuer. Er war sehr fett und sah schön aus. Haialikyā'wē fing nun an zu singen und sang über alles, was geschehen würde. Haialikyumgyilis legte den gerösteten Fisch in eine Schüssel und setzte ihn seinem Gaste vor. Sobald dieser ihn berührte, wurden alle seine Glieder verrenkt und er starb. Da ging sein Boot zu Kuēkuaqā'oē zurück. Haialikyā'wē hatte all' dieses vorher gewusst.

14. Der Hirsch und der Bär.

Einst heirathete BEtya', der Hirsch, Nē'nEnk'as, die Bärin. Sie hatten einen Sohn, Namens D'ā'pis, und mehrere Töchter. Einst gingen BEtya' und sein Sohn D'ā'pis aus, Seehunde zu fangen. Sie brachten die Beute nach Hause und kochten das Seehundsblut in einem grossen Holzkessel. Dann gab BEtya' seinen Töchtern das gekochte Blut zu essen und alle starben daran. Als Nē'nEnk'as nach Hause kam und ihre Kinder todt fand, ward sie zornig; sie verfolgte BEtya' und D'ā'pis, die entflohen, und zerschlug vor Wuth, was ihr im Wege stand. Endlich entflohen jene aus dem Hause und die Bärin warf nun alle Häuser des Dorfes um. BEtya' und D'ā'pis flohen in den Wald und fragten alle Bäume: „Reichen Eure Wurzeln tief in den Boden hinab?" Alle antworteten: „Gehe nach Norden, dort wirst Du die Eibe finden. Ihre Wurzel dringt tief in den Boden ein." Da liefen die beiden weiter gen Norden. Sie gelangten endlich nach Ts'ōtlnaqsī'uaē, wo sie die Eibe fanden, und kletterten hinauf. Nē'nEnk'as verfolgte die Flüchtlinge und fragte alle Bäume, wohin sie gegangen seien. Diese aber antworteten nicht auf ihre Frage und verspotteten die Bärin. Darüber ward sie zornig und warf sie um. Endlich kam sie zur Eibe, und als auch diese sie verspottete, wollte sie sie umwerfen. Es gelang ihr aber nicht, denn der Baum wurzelte zu tief im Grunde. Da fing sie an zu graben, um sie so umzuwerfen, und als sie tiefer grub, füllte sich das Loch mit Wasser. Da erblickte sie das Spiegelbild von BEtya' und D'ā'pis und sprang in's Wasser, um sie zu tödten. Da rief BEtya' den kalten Wind Yu'yalanuk herbei; sogleich gefror das Wasser und die Bärin war gefangen. Da stiegen BEtya' und D'ā'pis vom Baume herab, häuften Holz auf die Bärin, zündeten es an und so kam sie um's Leben.

Eine Sage der Tlauitsis.

Nōmas (= der Alte), Ōmeatl's Bruder, lud diesen und alle Nachbarstämme zu einem grossen Feste ein (s. Sagen der Tlatlasik·oala). Er gab ihnen Beeren aus einem grossen geschnitzten Löffel zu essen und tanzte dazu mit angedrückten Ellenbogen und erhobenen Fingern. Da das Feuer nicht hell brannte, hiess er Ōmeatl Oel hineingiessen, und nun flammte das Feuer so hoch auf, dass es das Dach ergriff. Nōmas liess seine Gäste hinaufklettern und das Feuer löschen. Dann liess er seinen Bruder zwei Sklaven in's Feuer werfen. Als diese verbrannt waren, warf er zwei grosse Boote, zwei Kupfer, zehn Marderfelle, zehn Otterfelle und hundert Bergziegenfelle in's Feuer. So ward er ein grosser Häuptling. Dann liess er Omeatl einen Schlauch Fischöl in's Feuer giessen. Da bedeckte dieses den ganzen Boden des Hauses. Es schwoll mächtig an, so dass die Menschen darin schwimmen mussten. Das Feuer ergriff das Dach und viele Leute kamen um. Nachdem das Haus verbrannt war, setzte Nomas sich nieder und verhüllte seine Augen, um nachzudenken. Da sprach Ōmeatl zu ihm: „Baue Dir ein neues Haus und schnitze Dir neue Pfosten aus Cedernholz. Lass vier Bären die Dachbalken tragen.“ Nomas that, wie Ōmeatl ihm gerathen hatte. Seine Söhne hiessen Tcimн, I'mk·oas, Ē'wak·itq, K·'ē'k·yena und K·'omena'kula. (Der letzte Satz erscheint zweifelhaft.)

Zwei Sagen der Ma'malelek·ala.

Wawikyustâ'lagyilitsuk (der kaum aufstehen könnende).

Wawikyustâ'lagyilitsuk, der Sohn des Häuptlings K·'ōmgyila'gyilis und seiner Frau Tlatlak·oasilaō'k·oa, lebte in Qē'kuikyen (Thompson Sound). Einst ging er aus, Bergziegen zu jagen. Hoch droben im Gebirge sah er eine junge Bergziege und begann sie zu verfolgen. Nachdem er lange ihrer Spur gefolgt war, ohne sie einzuholen, hörte er plötzlich singen und fand sich am Hause der Bergziegen. Diese sangen im Chor und die junge Ziege, welche ihm entflohen war, hatte ihren Kopf mit Federn geschmückt und tanzte. Plötzlich sprang der Mann hervor und rief: „Ich bin Wawikyustâ'lagyilitsuk,“ und nahm ihr die Federn fort. So erhielt er übernatürliche Kräfte. Die Ziegen lehrten ihn nun ihren Tanz, der sich in fünftheiligem Takte bewegte. Dreimal versuchte er den Tanz vergeblich, aber beim vierten Male tanzte er richtig. Die Bergziegen erzählten ihm nun, dass sie eigentlich Menschen seien, und dass sie die Felle als Kleider trügen. Sie gaben ihm ein Fell und sprachen: „Wenn Du dieses Fell am Fusse des Berges K·ak·ō'-lema (= Quarzit) halb umwendest, wirst Du so viele Ziegen erhalten, wie Du haben willst.“ Dreimal ging er später zum Berge, drehte das Fell halb um, und erhielt dann viele Ziegen. Er war aber nicht damit zufrieden, und beim vierten Male wendete er das Fell ganz um. Da fiel der Berg nieder und erschlug ihn.

K·ō'stitses.

K·ō'stitses lebte ebenfalls in Qē'kuikyen. Einst ging er zu einem See, in welchem viele Biber waren. Dort hörte er Lärmen und Singen; er versteckte sich und sah nun, dass die Biber ein Haus bauten. Plötzlich sprang er aus seinem Verstecke hervor, gerade auf den Häuptling der Biber zu und nahm demselben sein Fell fort. So erlangte er übernatürliche Kräfte. Er baute ein Haus, das war 30 Klafter lang. Die Pfosten stellten Tsōno'k·oa dar. Vorn war keine Thür, sondern dieselben waren an beiden Seiten angebracht. Die Längsbalken stellten graue Bären dar. Dann lud er alle Nachbarstämme ein: die Nā'k·oartok·, Quaquā'mic, Tsāwatке'noq, Tlatlasik·oa'la und Nе'mkic, und verschenkte Biberfelle an alle.

XVIII. Sagen der Tlatlasik·oala.

1. Die Raben- und Minksage.

1. In Ts'ē'k·ot lebte ein mächtiger Häuptling. Seine Frau war ihm untreu und trug ein Kind von ihrem Buhlen. Als der Häuptling dieses entdeckte, ward er sehr zornig und sprach: „Warum betrügst Du mich so und entehrst mich? Weisst Du nicht, dass ich ein gewaltiger Häuptling bin? Ich werde meine Ehre zu retten wissen.“ Da fürchtete sich die Frau, und wagte nicht mehr, mit ihrem Buhlen, wie früher, zusammenzukommen. Aber sie erdachte sich eine List und sagte ihm: „Ich werde mich stellen, als sei ich todt, dann wird man mich in ein Todtenhäuschen beisetzen, und dort kannst Du wieder zu mir kommen.“ Und sie stellte sich todt. Da brachte sie ihr Mann in ein Todtenhäuschen, das auf dem Begräbnissplatz der Häuptlinge errichtet wurde. Als es dunkel wurde, kam der Buhle dorhin, und die Frau öffnete ihm das Haus. Erst Mittags verliess sie der Mann und die Leute sahen ihn, als er aus dem Todtenhäuschen herauskam. Da gingen sie zum Häuptlinge und theilten ihm mit, was sie gesehen hatten. Dieser glaubte ihnen zuerst nicht, schickte aber einen Sklaven zu dem Todtenhäuschen, um nach der Leiche zu sehen. Als dieser zurückkam, berichtete er, dass das Haus erbrochen und die Frau lebendig sei. Da ward der Häuptling sehr zornig und beschloss seine Frau zu tödten. Er ging hin und erstach sie mit seinem Messer. Dann nahm er ihr das Kind, das sie von ihrem Buhlen trug, und legte es neben seine Mutter in's Grab, damit es umkommen sollte.

Das Kind aber starb nicht, sondern wuchs wunderbar schnell heran. Einst spielten viele Kinder aus dem Dorfe nahe dem Begräbnissplatze mit Bogen und Pfeilen. Plötzlich kam das Kind jener Frau aus dem Todtenhäuschen heraus und nahm einem der Kleinen seinen Bogen und Pfeil fort. Dann kehrte es dorthin zurück, woher es gekommen war. Die Kinder aber fürchteten sich, liefen zum Häuptling und erzählten ihm, was sie gesehen hatten. Dieser sandte wieder einen Sklaven, um nachzusehen, ob die Kinder Wahres berichtet hatten. Als dieser die Nachricht bestätigte, befahl er, den Knaben zu bringen, und er nahm ihn als seinen Sohn an.

Der Knabe schloss Freundschaft mit einem der Dorfkinder und sie waren Tag und Nacht beisammen. Eines Tages sprach des Häuptlings Sohn zu seinem Spielkameraden: „Willst Du mit mir zu K·ants'ō'ump gehen?“ Da jener einwilligte, verabredeten sie früh Morgens in den Wald zu gehen. Dort schoss des Häuptlings Sohn zuerst einen (Vogel) Tlā'tsem, und dann einen Specht. Er zog beiden den Balg ab und gab den einen seinem Freunde, während er den anderen für sich behielt. Sie legten sie an und flogen in die Höhe.

Endlich kamen sie in Aikyatsaiensnā'laq, dem Himmel, an. Dort fanden sie einen kleinen Teich, der nahe an K·ants'ō'ump's Hause lag und setzten sich an dessen Ufer nieder. Bald kam K·ants'ō'ump's Tochter aus dem Hause, um Wasser zu holen. Als diese die Vögel sah, warf sie Steine nach ihnen, um sie zu verjagen; sie waren aber zutraulich und blieben ruhig sitzen. Da fing das Mädchen die Vögel, verbarg sie unter ihrem Mantel und nahm sie heimlich mit in's Haus. Sie brachte ihrem Vater das Wasser, behielt aber die Vögel für sich und nahm sie mit in ihr Zimmer. Kaum waren sie drinnen, so warfen die beiden den Vogelbalg ab, und sie sah nun, dass sie junge Männer waren. Der Häuptlingssohn aber nahm sie zur Frau.

K·ants'ō'ump hörte sie drinnen im Zimmer sprechen, und fragte seine Tochter, wer bei ihr sei. Sie antwortete: „Hier ist ein junger Mann, der mich zur Frau

haben will;“ K'ants'ō'ump hiess sie nun mit ihrem Manne herunter zum Feuer kommen. Sie aber warnte ihn: „Nimm Dich in Acht. Der Boden unseres Hauses ist voller scharfer Nadeln, wenn dieselben Deine Füsse verletzen, musst Du gleich sterben. Ich habe schon viele Männer gehabt, und alle sind auf solche Weise um's Leben gekommen.“ Der junge Mann verlangte, dass seine Frau vor ihm hinuntersteigen solle; da sie sich aber weigerte, fasste er sich endlich ein Herz, sprang hinab und rutschte so auf das Feuer zu, dass er die scharfen Nadeln mit seinen Füssen niederdrückte. Dann kamen auch die junge Frau und sein Freund herunter und die Frau umarmte ihren Mann voll Freude, dass er glücklich entkommen war. Und die Frau gebar einen Knaben. Dieser aber entglitt ihren Händen und fiel geradeswegs in's Meer hinab.

Um diese Zeit schickte der alte Häuptling, der Vater des jungen Mannes, gerade einen Sklaven aus, um Treibholz zu holen. Dieser sah die Händchen des Kindes im Meere, nahm es in's Boot, und wickelte es in seine Decke. So brachte er es nach Haus und gab es dem Häuptling, der natürlich nicht wusste, dass das Kind sein Enkel war. Er liess seine Schwester kommen und bat sie, das Kleine zu säugen. Es nahm aber die Milch nicht und war schon nach einem Tage gross. Der Häuptling wollte ihm zu essen geben, aber alle Nahrung, die ihm geboten wurde, wies es zurück. Der Alte wurde unruhig darüber und liess alle Leute zusammenberufen, um zu versuchen, ob sie das Kind nicht zum Essen bewegen könnten. Unter anderen kam auch ein alter Mann und rieth dem Häuptling, Seefische fangen zu lassen. Sogleich sandte jener einen Sklaven aus, der bald mit einigen Fischen nach Hause kam. Diesen schnitt der alte Mann die Magen aus und gab sie dem Jungen. Mit Begierde ass dieser sie und schrie gleich nach mehr. Der Häuptling gab ihm eine Kiste Beeren, die ass er auf und schrie nach mehr, und es dauerte nicht lange, da hatte er das ganze Haus leer gefressen. Er rief nun: „Kennt Ihr mich nicht? Ich bin Ō'meatl[1]), der Rabe!“ Und er ging hinaus und frass das ganze Dorf leer. Da fürchteten sich alle Leute. Sie zogen fort und liessen ihn allein zurück. Als Ō'meatl nichts mehr zu essen fand, ging er in den Wald, um Leute zu suchen.

2. Einst begegnete er einer Frau, die auf einem Baume sass und Früchte pflückte. Diese fragte er: „Was hast Du in Deinem Hause zu essen?“ Sie antwortete: „sie habe alles Mögliche“. Da rief er sie herunter und sagte: „er wolle sie zu seiner Mutter haben.“ Die Frau aber war das Eichhörnchen. Als sie zum Hause kamen, frass der Rabe alles auf und verliess sie. Ebenso machte er es mit dem Adler.

3. Nach einiger Zeit traf der Rabe den Mink Tlē'selagyila. Beide schlossen Freundschaft und beschlossen mit einander durch die Welt zu wandern. Einst begegneten sie einem Wale. Der Rabe rief ihn an: „He, wir wollen über das Wasser fahren, willst Du uns nicht hinüber nehmen?“ Der Wal war bereit, öffnete sein Maul und beide krochen hinein. Nach kurzer Zeit kniff der Rabe Tlē'selagyila und dieser schrie. Da fragte der Wal: „Warum schreit der Kleine?“ „O“, erwiderte Ō'meatl, „er ist hungrig.“ „Ich habe viel Fleisch,“ sagte der Wal, „schneide ihm ein wenig ab.“ Ō'meatl schnitt ein Stück ab und beide assen es auf. Nach kurzer Zeit kniff er Tlē'selagyila wieder, so dass er schrie. Als der Wal fragte, was es nun gebe, und Ō'meatl wieder sagte, der Kleine sei hungrig, erlaubte er ihnen mehr abzuschneiden. Er sagte: „Nehmt nur, so viel Ihr wollt, nur schneidet meine Kehle nicht durch, denn sonst muss ich sterben.“ Kaum hatte

1) Von Ōma, Häuptlingsfrau (??).

er das gesagt, so schnitt Ō'meatl seine Kehle durch; der Wal machte noch ein Paar krampfhafte Bewegungen, dann verendete er und der Leichnam trieb ans Ufer. Ō'meatl und Tlē'selagyila waren nun in grosser Noth, denn sie wussten nicht, wie sie wieder herauskommen sollten. Bald aber fand ein Mann den Wal, rief seine Freunde, und alle machten sich daran, ihn aufzuschneiden. Als sie sahen, dass überall Fleisch abgeschnitten war, wunderten sie sich sehr; als sie endlich den Magen öffneten, flog der Rabe und sprang der Mink hervor. Da wussten sie, dass jene von dem Walfische gefressen hatten. Sie brachten das Fleisch und den Speck ans Land und kochten es.

4. Ō'meatl aber wollte den Speck für sich haben und ersann eine List, denselben zu erlangen. Er verwandelte sich in eine alte einäugige Frau; diese verrichtete ihre Nothdurft und sprach dann zu ihren Excrementen: „Ich gehe jetzt in das Dorf. Rufet gleich Hu! Hu!“ Dann humpelte sie fort. Als sie in's Dorf kam, rief sie, so laut sie konnte: „Feinde kommen, Feinde! Feinde! Sie werden uns alle tödten!“ Und dann hörte man einen Ruf, „Hu! Hu!“, wie von vielen Menschen, und alle fürchteten sich und liefen davon. Das war, was O'meatl gewollt hatte, und er frass nun den ganzen Wal auf.

5. Einst kam Ō'meatl zu Fischern, welche damit beschäftigt waren, Heilbutten zu fangen. Ohne Zögern sprang er ins Wasser und frass den Köder von allen Angeln. Die Fischer glaubten, sie hätten etwas gefangen, als sie ihre Angeln sich bewegen sahen. Als sie aber alle ihren Köder abgefressen fanden, glaubten sie, der Hai habe es gethan. Ihr Häuptling wollte diesen fangen und nahm zu dem Zwecke eine besonders lange und starke Leine, an die er eine Federspule band. Als die Leute wieder ausgingen, Fische zu fangen, sprang Ō'meatl wieder ins Meer und frass das Fleisch von allen Angeln ab. Die Federspule konnte er aber nicht durchbeissen. Als der Häuptling merkte, dass etwas an seiner Angel war, zog er sie rasch auf. Ō'meatl konnte sich aber nicht losmachen, und obwohl er mit den Flügeln schlug und sich wehrte, kam er doch näher der Oberfläche. Als er beinahe schon oben war, stemmte er sich mit den Füssen gegen den Boden des Bootes. Als der Häuptling stark zog, riss seine Nase ab. Er floh in den nahen Wald und verwandelte sich wieder in eine alte Frau. Er setzte sich eine künstliche Nase aus Holz an, humpelte in's Dorf und sagte zu dem ersten Manne, der ihm begegnete: „Ich höre, der Häuptling hat heute eine Nase gefangen. Die möchte ich sehen.“ „Da musst Du in des Häuptlings Haus gehen, da ist sie,“ versetzte jener. Die Frau humpelte in des Häuptlings Haus und bat jenen, ihr die Nase zu zeigen, die auf den Trockenstangen über dem Feuer hing. Sie that, als sei sie sehr erstaunt und verwundert; als der Häuptling sich aber gerade einmal umdrehte, nahm sie die Nase, setzte sie sich an und flog als Rabe durch den Rauchfang davon. Fast hätte man ihn da noch gefangen, denn das Loch war so klein, dass er sich kaum hindurchquetschen konnte.

6. Einst suchten mehrere Frauen am Strande Muscheln. Da versteckte sich Tlē'selagyila und sang: „O schlüge doch Euer Boot um!“ Kaum hatte er ausgesungen, da kenterte das Boot und die Frauen fielen ins Wasser. Gleich sprang er ihnen nach, nahm etwas Tannenharz in die Hand und verklebte ihnen unter Wasser die Genitalien. Dann ging er nach Hause zurück. Die Frauen kamen glücklich wieder an's Land und merkten nun, dass ihre Genitalien verklebt waren. Da weinten sie. Als M'hā'yus (der Waschbär) die Ursache ihrer Klage vernahm, ging er zu Tlē'selagyila, erzählte ihm, was geschehen war, und fragte, ob er ihnen nicht helfen könne. „O ja!“ antwortete Tlē'selagyila, „dass kann ich“. Er nahm sie in sein Haus und entfernte einer nach der andern das Harz wieder. Nach

kurzer Zeit wurden alle diese Frauen schwanger. Eine derselben gebar ihm einen Sohn.

7. Mit diesem wollte er in ein fremdes Land ziehen. Er verband zwei Boote mit Brettern und auf diesem Fahrzeuge machte er sich auf die Reise. Plötzlich sagte Tlē'selagyila: „O, ich habe meinen Nasenpflock verloren, ich sehe ihn drunten im Wasser.“ Er sprang ins Wasser. Seine Frau sah ihm nach, und als sie bemerkte, dass er gelogen hatte, und nicht seinen Nasenpflock suchte, sondern Seehunde frass, ward sie zornig und fuhr mit den Booten von dannen Als Tlē'selagyila wieder auftauchte, sah er das Boot in weiter, weiter Ferne schwimmen. Da rief er seiner fliehenden Frau zu: „Wirf mir meinen Bogen und meine Pfeile zu!“ Sie gehorchte. Tlē'selagyila nahm dieselben und schoss einen Pfeil gen Himmel. Derselbe blieb dort stecken. Dann nahm er einen zweiten Pfeil, der den ersten traf und darin haftete. So fuhr er fort, bis er eine Kette aus den Pfeilen gebildet hatte, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Er schüttelte die Kette und fand, dass sie stark genug war, ihn zu tragen. Dann kletterte er hinauf und kam endlich im Himmel an. Dort fand er seinen Vater Amiaē'qet (die Sonne), der vor dem Feuer sass und sich wärmte. Er war alt und schwach und freute sich sehr, seinen Sohn zu sehen Er sprach: „Es ist gut, dass Du kommst. Du sollst nun an meiner Statt die Sonne tragen.“ Morgens gab er ihm seinen Nasenpflock (die Sonne) und prägte ihm ein, nicht zu hoch und nicht zu tief zu gehen, da es sonst auf der Erde zu kalt oder zu heiss werden würde. Tlē'selagyila versprach zu gehorchen. Gegen Mittag beugte er sich nieder, herabzusehen. Da wurde es heiss auf Erden: das Meer fing an zu kochen, die Steine zersplitterten und die Wälder verbrannten. Als Amiaē'qet sah, was sein Sohn anrichtete, verfolgte er ihn, ergriff ihn und zerriss ihn in Stücke. Dann schleuderte er ihn auf die Erde hinab, und dort ward er als Mink wiedergefunden.

8. Alle Wälder waren aber verbrannt, und nur nackte Felsen bildeten die Oberfläche der Erde. Da beschloss O'meatl, Erde und Gestrüpp zu erschaffen. Er ging in sein Boot Tā'tatlta (= es wird gross) und sandte die Lumme in's Meer hinab, dieselben zu holen. Dieser fand aber nichts und ertrank im Meere. Dann schickte er den Podiceps und die Harlekin-Ente aus. Beide ertranken. Endlich sandte er die Oidemia Deglandi aus. Diese tauchte bis auf den Grund des Meeres. Lange blieb sie unten und kam endlich mit einem Tannenzweige wieder herauf. Diesen nahm O'meatl und machte Berge, Erde und Bäume daraus. Er erschuf die Ceder und sprach zu ihr: „Du sollst den Menschen zum Hausbau dienen,“ und er erschuf die Tanne und die Hemlocktanne und alle anderen Arten von Bäumen und machte den Sand am Meere.

9. Damals war es noch auf Erden dunkel. Da beschloss Ō'meatl, die Sonne zu rauben. Zu diesem Zwecke versteckte er sich in ein Stück Treibholz und liess sich zu dem Lande des Nā'lanuk (= Tagbesitzer) treiben, der das Tageslicht bewahrte. Als dieser das Holz an's Land treiben sah, sprach er zu seiner Tochter: „Hole doch das Holz zum Hause herauf.“ Sie gehorchte. O'meatl aber, der darin verborgen war, griff sie um den Leib. Darob erschrak sie und warf das Holz weit fort. Er aber schlüpfte in sie hinein und ward nach zwei Tagen als Kind wiedergeboren. Dieses trug die Frau auf ihren Armen herum, und schon Abends konnte es sprechen. Der Junge wollte gern mit der Sonnenkiste spielen und dieselbe im Boote umherfahren und schrie, bis es ihm der Grossvater endlich erlaubte. Da war er froh. Das Boot war aber an dem Pflocke festgebunden. Er machte es nun schaukeln, bis das Wasser hineinlief, schnitt das Seil durch, das es an's Land befestigte, und senkte sein Ruder dreimal in's Wasser: da fuhr das Boot

weit davon und er rief: „Kennt Ihr mich nicht? Ich bin Ō'meatl." Da warnte ihn Nā'lanuk: „Oeffne den Kasten nicht. Du weisst, das Tageslicht ist darin." Aber kaum war O'meatl zu Hause angekommen, da öffnete er die Kiste und befreite das Tageslicht. Aber er verstand nicht, die Nacht zu machen und daher war es immer hell. Deshalb besuchte Nā'lanuk O'meatl und fragte: „Warum machst Du nicht, dass es auch Nacht wird?" O'meatl gestand zu, dass er es nicht verstehe, und Nā'lanuk machte nun den Tag und die Nacht.

10. Ō'meatl wünschte nun das Süsswasser zu holen, das eine seiner Schwestern sorgsam bewachte. Er nahm etwas Asche und streute dieselbe auf seine Zunge, so dass sein Mund ganz trocken ward. Dann ging er zu seiner Schwester und sprach: „O, Schwester, lasse mich Wasser trinken, ich verdurste sonst." Die Schwester gab ihm ein wenig; da streute er sich wieder Asche auf die Zunge und sagte: „Siehe, ich habe gar nichts bekommen, mein Mund ist noch trocken." Die Schwester gab ihm nochmals ein wenig, rief aber gleich: „Halt, Du hast jetzt genug!" O'meatl gebrauchte aber immer wieder dieselbe List, bis der Eimer ganz leer war. Dann lief er hinaus, und sein Bauch war ganz voll Wasser. Da dachte er: „Nun will ich den Menschen das Wasser bringen," und er flog über alle Länder, schlug überall sein Wasser ab, und so enstanden die Seen und Flüsse.

11. O'meatl wünschte nun Lachse zu haben, und beschloss, sich dieselben zu verschaffen. Tage lang ass er nichts, sondern sass da, den Kopf in seinen Mantel aus Bärenfell gehüllt und dachte nach. Dann hatte er einen Entschluss gefasst. Er schnitzte einen Fisch aus Holz, warf ihn in's Wasser und befahl ihm, den Fluss hinaufzuschwimmen. Der Fisch ward lebendig, ging aber nicht den Fluss hinauf, wie er ihm geheissen, sondern drehte gleich wieder um und ward eine Heilbutte. Dann nahm er eine Blüthe der Salmonbeeren, um einen Lachs daraus zu machen. Auch diese ward ein Fisch, dem er befahl, den Fluss hinaufzuschwimmen. Aber auch er drehte bald um und ward ein rother Schellfisch. Da ging Ō'meatl zu den Gräbern und fragte die Todten: „Sind keine Zwillinge unter Euch?" Er fand ein Zwillingspaar, nahm die Frau aus dem Grabe, flösste ihr Leben ein und heirathete sie. Und sie gingen zusammen nach Hause. Am Morgen sprach die Frau: „Hole mir etwas Meerwasser, damit ich mich wasche." Er brachte ihr eine Muschel voll Wasser. Nachdem sie sich darin gewaschen hatte, lag ein Lachs darin, den sie ihn in den Fluss werfen hiess. Er gab den Fisch seinem Bruder Mē'mkyulᴇ'mpis, der ihn in den Fluss trug. Den nächsten Morgen liess die Frau ihren Mann wieder Meerwasser, holen. Er brachte ihr eine Muschel voll und nachdem sie sich gewaschen hatte, lagen vier Lachse darin. Auch diese musste er wieder in den Fluss werfen lassen. So wurde der Fluss voller Lachse. Als O'meatl die zahllosen Fische sah, trug er seinen Sklaven auf, ein Lachswehr zu bauen, und fing viele Fische. Nur der Hirsch K'ē'nustäel baute nicht das Wehr so, wie O'meatl angegeben hatte, sondern machte einen winkeligen Steindamm. Daher fing er nur einen Fisch. O'meatl trug die gefangenen Lachse in's Haus und legte sie auf das Gerüst über dem Feuer, um sie zu trocknen. Als er am Abend einmal hinausgehen wollte, blieben die Lachse in seinen Haaren hängen. Darüber ward er ungeduldig, und zerrte so, dass alle herunterfielen, und rief: „Wie sind doch die Körper der Todten (Lachse) so schwer!" Da fühlte sich seine Frau tief beleidigt und ging sogleich zu dem Grabe zurück. Mit ihr verschwanden alle Lachse. O'meatl bereute nun seine Heftigkeit. Er verhüllte sein Haupt in sein Bärenfell und war sehr betrübt, denn er hatte keine Frau und keine Lachse mehr.

12. Und O'meatl dachte nach, wie er wieder Lachse bekommen könne. Endlich entschloss er sich, die Tochter des Mä (des Lachses), Mä'isila zu stehlen. Diese war aber an Halqsēoa'lis (Delphinus Orca) verheirathet. Ō'meatl stieg in sein Boot und senkte zweimal sein Ruder in's Wasser. Da fuhr das Boot von selbst in Mä's Land. Er stieg aus und sah den Sklaven Mä's damit beschäftigt, einen Baum zu fällen. Ō'meatl schlüpfte ungesehen in den Baum und biss die Spitze des Keiles ab, welchen der Sklave in den Baum getrieben hatte. Der Sklave ward ärgerlich und nahm einen neuen Keil. Auch diesen biss Ō'meatl ab, ebenso den dritten und vierten. Da ward der Sklave traurig und weinte, und rief: „O, mein Herr wird mich schlagen, weil ich seine Keile zerbrochen habe!" Ō'meatl kam nun aus dem Baume hervor, trat zu dem Sklaven, als sei er eben angekommen, und sagte: „Weine nur nicht, ich will Dir helfen." Er nahm die Keile, hielt sie an den Mund und setzte so die abgebissenen Spitzen wieder an. Dann schlug er nur einmal gegen den Baum und derselbe fiel um, und zersplitterte im Fallen in Scheite. Er sprach dann zum Sklaven: „Wohnt hier nicht Mä'isila? Ich möchte sie zur Frau haben. Du sollst mir helfen, sie zu erlangen." Der Sklave versprach, ihn heimlich in's Haus zu bringen, während Halqsēoa'lis auf der Jagd sei. Er liess ihn sich im Boote unter den Scheiten verstecken, und fuhr nach Hause. Abends trugen der Sklave und Mä'isila das Holz in's Haus. Ō'meatl schlüpfte in ein Scheit, das die Frau trug, und unterwegs schlang er seine Arme um ihren Leib. Da erschrak sie und warf entsetzt das Scheit fort. Da sie aber niemand sah, glaubte sie, sie habe sich getäuscht, und nahm es wieder auf. Bald aber umschlang Ō'meatl sie wieder und sie warf wieder das Stück Holz fort. Viermal geschah dies, dann ging sie in's Haus und Ō'meatl folgte ihr unbemerkt in ihre Kammer. Als aber am frühen Morgen Halqsēoa'lis von der Jagd nach Hause zurückkehrte, fürchtete er sich, zog sein Rabenkleid an, und flog auf den Wappenpfahl vor dem Hause.

Dort erblickte ihn Halqsēoa'lis und lud ihn ein, herunterzukommen. Ō'meatl folgte seiner Einladung. Als er am Feuer sass, fragte ihn Halqsēoa'lis, wo er herkomme. Er aber beantwortete diese Frage gar nicht, sondern sagte nur: „Was hast Du für einen dicken Bauch, komm her, lass Dich schlank und schön machen." Halqsēoa'lis fürchtete sich und wollte anfänglich nicht zu ihm gehen, aber Ō'meatl wusste so überzeugend zu sprechen, dass er schliesslich einwilligte. Da schnitt O'meatl ihm den Bauch auf und nahm den Magen heraus, so dass er starb. Ebenso machte er es mit seinen drei Brüdern, die mit ihm von der Jagd zurückgekehrt waren.

Dann nahm er die junge Frau, setzte sie in sein Boot und fuhr nach seiner Heimath zurück. Mä aber sandte alle seine Boote aus, den Räuber zu verfolgen, sie erreichten ihn aber nicht. Als er nahe seiner Heimath war, verwandelte O'meatl alle in Lachse und wies jedem einen Fluss an. So kommt es, dass man heute in allen Gewässern Lachse findet. Und O'meatl lehrte die Menschen Lachse fangen und trocknen. Ein kleiner Fisch, Namens hanuq, schwamm, als Ō'meatl entfloh, dicht hinter seinem Boote her. Seine Augen wurden von Ō'meatl ganz dicht zusammengerückt.

13. Zu jener Zeit gab es keine Ebbe und Fluth, und die Menschen konnten keine Muscheln am Strande sammeln. Da beschloss Ō'meatl, die Gezeiten zu erschaffen. Er ging in den Wald, legte sich nieder und stellte sich, als sei er todt. Da kam der Wolf und wollte ihn fressen. O'meatl bekam aber seinen Schwanz (in dieser Verbindung Nūn genannt) zu fassen und biss ihn ab. Voll Freude, dass seine List gelungen war, flog er mit dem Schwanze nach Hause. Dort hing

er ihn über das Feuer, um ihn zu trocknen. Da schrie der Wolf: „Bring' meinen Schwanz nicht an's Feuer, bring' meinen Schwanz nicht an's Feuer!" Als derselbe etwas zu trocknen begann, trat das Meer vier Klafter weit zurück. Ō'meatl war aber noch nicht zufrieden und befahl seinen Sklaven, den Schwanz noch weiter herunter zu lassen. Je niedriger sie ihn hinab liessen, um so tiefer fiel das Wasser, und weit hinaus ward das Meer trocken. Da gingen die Menschen hinaus, und holten, was sie bedurften, Muscheln und Fische. Dann machte Ō'meatl alle Arten von Beeren und gab sie den Menschen. Diese trockneten sie, assen sie und ihr Herz war froh.

14. Einst kämpften der Tintenfisch und der Rabe mit einander. Der Rabe versuchte, den Tintenfisch aus dem Wasser zu heben; aber es gelang ihm nicht, sondern jener zog ihn in's Wasser hinab. Der Rabe schrie, doch der Tintenfisch liess ihn nicht los, bis er fast todt war; dann warf er ihn an's Land. Alle Thiere sahen ihn dort liegen, und sein Bauch bewegte sich nur ein klein wenig, sonst lag er da, wie todt. Der Tintenfisch sprach: „Siehst Du, ich bin stärker als Du," und der Rabe bat ihn: „Lass mich in Frieden, ich will auch Dein Sklave sein." Und er gab dem Tintenfisch sein Boot und sein Haus. Der Rabe aber wurde von allen ausgelacht.

15. Eines Morgens sass Ō'meatl am Strande, und sah dicht vor sich den Lachs sich im Wasser tummeln. Da rief er: „O, Freund! Komm zu mir und heile mich, mein Rücken schmerzt mich; ich bin sehr krank!" Der Lachs kam herangeschwommen und fragte, wie er ihm helfen könne. O'meatl antwortete: „Wenn Du einmal nach rechts und einmal nach links über mich fortspringst, werde ich gesund sein." Der Lachs that, wie Ō'meatl ihn gebeten hatte. Dieser trug aber eine Keule in der Hand und erschlug ihn. Dann trug er ihn nach Hause, zerschnitt ihn und lud alle Thiere ein. Er legte den Lachs in seinen grossen Holzkessel, schüttete Wasser darauf und warf glühende Steine hinein, um ihn zu kochen. Die Thiere aber sassen alle herum und freuten sich auf das kommende Mahl. Endlich war der Fisch gar. Ō'meatl nahm ein Stück aus dem Kessel, reichte es dem Eichhörnchen und sagte: „Siehe her! ist das nicht gut?" Als dieses eben zugreifen wollte, zog O'meatl ihm das Fleisch fort. Da weinte das Eichhörnchen und rieb sich die Augen. „So, das ist recht!" sprach der Rabe, „reibe noch ein bischen mehr." Und da das Eichhörnchen weiter weinte und seine Augen rieb, sprach Ō'meatl: „So, jetzt bist Du hübsch. So sollst Du immer bleiben." Es hatte sich die Augenbrauen und die Haare unter den Augen ganz abgerieben. O'meatl wandte sich dann zur Drossel (Hesperocichla naevia), die ungeduldig zu werden anfing. Er sagte: „Sitze doch nicht so weit fort; komm näher an's Feuer, ich will Dir Lachs geben." Diese gehorchte und kam so nahe an's Feuer heran, dass ihr Bauch ganz schwarz wurde. Dann reichte er dem Blauhäher ein Stück Fisch und wollte es wieder fortziehen. Dieser war aber zu flink und erhaschte es. Darüber ward Ō'meatl so böse, dass er ihn am Schopfe ergriff und zum Hause hinauswarf. Seitdem hat der Blauhäher seine Haube.

16. Nachdem er so alle Thiere zum Besten gehabt hatte, lud er den Kormoran und den Bären ein, mit ihm fischen zu gehen. Er schnitt ein Stück vom Schwanze des Lachses ab, brauchte dieses als Köder und fing viele Heilbutten, während der Kormoran nur zwei, der Bär aber gar keine fing. Da fragte der letztere: „Was für Köder gebrauchst Du denn?" „O," sagte O'meatl, „ich habe meine Hoden abgeschnitten." Der Bär versetzte: „Das glaube ich Dir nicht, dann müsstest Du ja sterben." „Sieh nur her!" rief O'meatl und hielt sich etwas Lachsfleisch vor, so dass es aussah, als habe er sich wirklich geschnitten. Der

Bär bat nun den Kormoran, ihm seine Hoden auch abzuschneiden, damit er sie als Köder benutzen könne. Der Kormoran willfahrte ihm und so kam der Bär um's Leben. Dann ruderten O'meatl und der Kormoran zur Küste und liessen sein Fett aus.

17. Ein anderes Mal luden die Thiere der Reihe nach ihre Freunde zum Gastmahle ein. Nur Ō'meatl wurde nicht eingeladen. Zuerst ging der Eisvogel zum Flusse, fing einen Lachs mit der Harpune und lud dann jedermann ein, zu ihm zu kommen, um mit ihm Lachs zu essen. Als nun die Steine heiss gemacht waren, die Lachse darauf brieten und alle auf das Essen warteten, kam plötzlich Ō'meatl unter der Erde hervorgekrochen und wollte die Lachse fortnehmen. Die Thiere aber entdeckten ihn, warfen die Steine zur Seite und kamen gerade noch rechtzeitig, um ihn zu verhindern, den Lachs aufzuessen. Sie zogen ihn aus der Erde hervor, schlugen ihn, trampelten auf seinem Leibe herum und warfen ihn zum Hause hinaus. Er aber rief: „K·äq, k·äq, ich will Euer Sklave sein. Lasst mich, lasst mich! Ihr seid die Häuptlinge, nicht ich!"

Dann trat Waqwaqō'li in's Haus und lud die versammelten Thiere zum Essen ein. Als alle versammelt waren, schlug er sich viermal hinten vor, setzte sich auf den Kessel und siehe, er ward voller Beeren. Diese gab er seinen Freunden zu essen. Da sagte O'meatl: „Das kann ich auch." Er lud alle Thiere zum Essen ein. Er setzte sich an den Kessel und schlug sich viermal hinten vor. Der Kessel ward aber nicht voller Beeren, sondern voll von Excrementen. Da traten alle Anwesenden ihn mit Füssen und hätten ihn beinahe getödtet. Er aber rief: „Hä, hä, hä! Verschont mich, lasst mich. Ich will auch Euer Sklave sein. Ihr sollt Häuptlinge sein."

Darauf lud das Eichhörnchen alle Thiere zum Essen ein und sandte seinen Freund Waschbär zu O'meatl, um ihn einzuladen. Er wollte zuerst nicht kommen; als aber jener erzählte, dass das Eichhörnchen viel Gutes zu essen habe, kam Ō'meatl und lugte durch ein Loch in der Wand, um zu sehen, was es gäbe. Dort sah ihn eines der Thiere, das gerade an der Thür stand und rief: „Seht Euren Häuptling O'meatl draussen stehen." Da versteckte dieser sich, lief um das Haus herum und lugte an einer anderen Seite hinein. Dort erblickte ihn einer der Gäste, nahm eine glühende Kohle, wickelte sie in Fett und warf sie Ō'meatl gerade in den Hals. Da schrie dieser: „A! a! a!" und lief davon.

Nun lud Kilē'qoitsa (ein Flussvogel) alle Thiere ein. Als sie versammelt waren, schnitt er sich in den Fuss, und siehe, es kamen Lachse heraus, die er in eine Schüssel fallen liess. Diese gab er seinen Gästen zu essen. Ō'meatl glaubte, das auch zu können, lud alle Leute ein und als sie erwartungsvoll vor ihren Schüsseln sassen, schnitt er sich mit einem Stein in den Fuss. Es tropfte aber nur Blut hervor und er schrie vor Schmerz. Die Thiere aber traten ihn mit Füssen und warfen ihn zum Hause hinaus. Er aber schrie: „Hä, hä! Lasst mich! Ich will auch Euer Sklave sein. Ihr sollt Häuptlinge sein."

Endlich lud der Seehund die Leute zum Essen ein. Als alle versammelt waren, hielt er seine Hände an's Feuer und liess Fett daraus in die Schüsseln tropfen. Dieses gab er seinen Gästen zu essen. Wieder glaubte O'meatl, er könne das ebenso gut, verbrannte aber nur seine Finger und wurde von den Thieren misshandelt.

18. Eines Tages ging O'meatl mit seinen vier Schwestern aus, Beeren zu suchen. Sie fuhren in seinem Boote den Fluss hinauf, und es dauerte nicht sehr lange, da hatten sie ihre Kiste gefüllt. Da ging Ō'meatl an's Ufer, um seine Nothdurft zu verrichten, und sprach dann zu seinen Excrementen: „Wenn ich mich

ein wenig entfernt habe, so schreit!“ Er fuhr dann mit seinen Schwestern weiter. Nach kurzer Zeit hörte man lautes Schreien. Da sagte O'meatl: „O, wehe! hört Ihr das Schreien? Das sind unsere Feinde, die mit vielen Booten kommen, uns zu tödten. Geht Ihr in den Wald und versteckt Euch, ich will hier bleiben und auf das Boot achten.“ Kaum waren seine Schwestern ausser Sehweite, da frass er alle Beeren auf. Nach einiger Zeit kamen die Mädchen zurück. Sie sahen O'meatl auf dem Rücken im Boote liegen und ihre Kiste leer. Da fragten sie, was geschehen sei. O'meatl antwortete: „O, die Leute haben mich geschlagen und alle unsere Beeren aufgegessen.“ Bald aber sahen die Schwestern, dass seine Zunge ganz schwarz war. Sie sagten: „Woher ist denn Deine Zunge schwarz, und auch Dein Kopf? Du hast unsere Beeren gefressen,“ und sie traten ihn mit Füssen. Da rief er: „K·äk·, k·äk·! Lasst mich, lasst mich! Ich will Euer Sklave sein!“ Und er flog in den Wald und reinigte seine Zunge und seinen Kopf mit Sand. Dann flog er zurück und sprach: „Seht, wie ungerecht ihr mich beschuldigt habt. Ich habe keine Beeren gefressen.“ Aber sie fanden noch einige Kerne zwischen seinen Zähnen. Und wieder traten sie ihn mit Füssen, bis er sich kaum noch bewegen konnte.

19. Einst that O'meatl, als sei er krank. Seine Schwester, die Dohle, war ein grosser Heilkünstler, konnte aber nicht ausfindig machen, was ihm fehle. Er aber schrie: „O, ich bin krank, mein Leib thut mir sehr weh.“ Die Schwester schalt ihn und warf ihm vor, dass er sich verstelle. Er aber sprang auf, that, als müsse er eiligst hinauslaufen, und beschmutzte dann die Schwelle des Hauses. Da musste jene das Haus wieder reinigen, und während sie so beschäftigt war, frass O'meatl alle ihre Muscheln auf. Als die Schwester wieder zurückkam, rief sie erzürnt aus: „O'meatl hat alle meine Muscheln aufgefressen!“ und tanzte ihren Zaubertanz. Sie schalt ihn und sagte: „Schämst Du Dich nicht, so gierig zu sein und alles zu fressen?“ Er aber schrie nur: „K·äk·, k·äk·!“

20. Einst sass O'meatl am Feuer, und ihm gegenüber ein wunderschönes Mädchen, Namens K·ök·ötsaqsmä'lek·a (Merganser serrator). Ihre Haut war so weiss wie Schnee. Diese hätte er gern zur Frau gehabt, sie aber wollte nichts von ihm wissen. Da ersann er eine List. Er sagte zu ihr: „Du hast so lange nicht gebadet, nimm doch ein Bad!“ „Gut,“ erwiderte jene, „dann mache Du ein Feuer für mich.“ Sie ging nun in ihr Zimmer und wusch ihren ganzen Körper. O'meatl aber flog in den Wald. Er ging zur Ceder und fragte diese: „Was thust Du, wenn die Leute Dich in's Feuer werfen?“ Die Ceder antwortete: „Dann schreie ich. Die Leute nennen es knistern.“ Der Rabe erwiderte: „Dann kann ich Dich nicht gebrauchen.“ Er flog zur gelben Ceder und fragte diese, was sie thue, wenn man sie in's Feuer werfe? Sie antwortete: „Ich schreie und springe hoch in die Höhe!“ Da sagte der Rabe: „Das ist recht. Ich werde Dich in's Feuer werfen und dicht bei Dir wird ein schönes Mädchen sitzen. Dann springe ihr gerade in den Schooss und verbrenne sie.“ Der Rabe trug das Holz nach Hause, machte ein Feuer und K·ök·ötsaqsmä'lek·a setzte sich daran, sich zu trocknen. Da sprang das Holz in die Höhe und verbrannte ihren Schooss. Der Rabe bedauerte sie sehr und sagte: „Ich weiss ein gutes Heilmittel. Gehe in den Wald, und wenn Du draussen eine Pflanze siehst, einen Stengel ohne Blätter, der sich auf und abbewegt, so setze Dich gerade darauf, dann wirst Du gleich gesund werden.“ Das Mädchen folgte seinem Rathe. Kaum war sie aus dem Hause getreten, so flog der Rabe in den Wald, versteckte sich unter Laub und liess nur seinen Penis hervorstehen. Das Mädchen kam und that, wie ihr der Rabe geheissen hatte. Da er-

blickte sie aber Ōmeatl's funkelnde Augen und merkte, wie er sie betrogen hatte. Sie ergriff ihn und prügelte ihn, bis er wie todt liegen blieb.

21. Einst nahm Ōmeatl einen kleinen Holzsplitter und legte ihn im Walde zwischen zwei Stückchen Cederrinde unter einen Baum. Dann kehrte er nach Hause zurück. Als er am nächsten Morgen wieder in den Wald ging, um zu sehen, was aus dem Holze geworden war, fand er ein kleines Kind zwischen den Rindenstückchen liegen. Er wusch es mit eiskaltem Wasser, damit es rasch wachsen solle, und nahm nun zwei grössere Stücke Rinde, in welche er es einwickelte. Dann legte er es wieder unter den Baum. Als er am nächsten Morgen wieder nach dem Kinde sah, fand er dasselbe bedeutend gewachsen. Er wusch es wieder mit kaltem Wasser. Dann sagte er zu ihm: „Nun springe einmal, damit ich sehe, wie stark Du bist.“ Das Kind sprang so hoch, wie die höchste Fichte. Da freute sich Ōmeatl und gab ihm die Namen K·ē'qenitl und Tlatlanäitl. Am dritten Tage wusch er es noch einmal und am vierten warf er es in's Wasser. Da wurde es sehr stark. Er hiess es einen grossen Baum aus der Erde drehen, und K·ē'qenitl gelang es, sobald er es versuchte. Da lud Ōmeatl alle Thiere ein, sich mit dem jungen Manne zu messen. Unter diesen war auch Kunkunquli'kya, der Donnervogel. Dieser sprach zu Ōmeatl: „lass doch sehen, wie hoch K·ē'qenitl springen kann.“ Er sprang halb so hoch wie eine Ceder. Da lachte Kunkunquli'kya und sagte: „er ist nicht stark.“ Ōmeatl ermahnte den Jungen, all seine Kraft zusammen zu nehmen. Da sprang er über die Ceder weg. Und als er eben über der Ceder schwebte, ergriff ihn Kunkunquli'kya und flog mit ihm von dannen. Da ward Ōmeatl traurig. Er legte sich in's Bett und wollte nicht wieder aufstehen. Endlich aber beschloss er, sich zu rächen. Er nahm eine mächtige Ceder und schnitzte einen Wal daraus.

22. Er ging dann zum Harze und sagte: „Komm, lass uns gehen und Heilbutten fangen.“ Harz hatte keine Lust zu gehen und sagte, es habe keine Angel. Ōmeatl versprach, ihm seine zu leihen. Dann sagte es, es habe keine Fischleine. Auch diese versprach ihm Ōmeatl. Harz hatte noch keine Lust zu gehen und sagte, es habe keine Fischkeule und keinen Mantel. Da gab ihm Ōmeatl seine Keule und sein Bärenfell, und Harz ging nun endlich mit. Es war aber warmer Sonnenschein. Nach einiger Zeit rief Ōmeatl es an und sagte: „Freund Harz, was machst Du?“ „Hu!“ antwortete jenes. Nach kurzer Zeit fragte Ōmeatl wieder: „Freund Harz, was machst Du?“ Jetzt tönte es leiser: „Hu!“ und als Ōmeatl zum vierten Male frug, erhielt er gar keine Antwort mehr. Da fuhr er zum Boote des Harzes und fand es ganz geschmolzen. Er schleppte dann das Boot nach Hause und bestrich den hölzernen Walfisch mit dem Harze. Dann hiess er alle Thiere in den hohlen Körper desselben gehen. Dem schwarzen Bären befahl er, sich in den Kopf zu setzen, der graue Bär sass in dem Rücken und der Wolf im Schwanze. Nun befahl er ihnen, in dem Wale fortzuschwimmen. Das geschnitzte Thier bewegte sich aber nicht ganz so wie ein Walfisch, und deshalb rief Ōmeatl sie zurück und zeigte ihnen, wie sie sich bewegen sollten. Dann ging er selbst hinein und der Wal schwamm zu der Küste, an welcher Kunkunquli'kya's Haus stand. Dieser sass gerade vor der Thür, als der Wal ankam. Da schickte er seinen jüngsten Sohn aus, der einen Wal heben konnte, denselben zu fangen. Dieser warf sein Federkleid über und flog donnernden Fluges hinaus. Er stürzte sich auf den Wal, konnte ihn aber nicht heben und auch nicht wieder loslassen, denn er klebte an dem Harze fest. Mit seinen Krallen verletzte er Tlē'selgyila (den Mink) und dieser schrie. Da nahm die Ente einen Stock und zerschlug seine Flügel, und der braune Bär frass seine Füsse. Da lag er auf dem Meere mit aus-

gebreiteten Schwingen. Und der alte Vogel schickte den nächstjüngsten Sohn aus, seinem Bruder zu helfen. Dieser konnte zwei Wale tragen. Er stürzte sich auf den Wal und hob ihn auf, so dass er senkrecht stand. Aber auch ihm zerschlug die Ente die Flügel und der Bär frass seine Füsse. Da schickte Kunkunquli'kya seinen zweitältesten Sohn aus, welcher drei Wale tragen konnte. Dieser hob ihn ganz aus dem Wasser und O'meatl schrie vor Angst. Aber die Ente zerschlug auch seine Flügel und der Bär frass seine Füsse. Dem ältesten Sohne und dem Alten selbst erging es nicht besser, obwohl sie fast den Wal an's Land getragen hätten. Nur der allerjüngste Donnervogel, welcher noch in der Wiege lag, war übrig geblieben. Da waren alle Thiere und besonders O'meatl froh, dass sie die Donnervögel getödtet hatten. Sie gingen in's Haus, holten Tlatlanäitl und kehrten mit ihm in dem Wale heim.

23. O'meatl hatte eine Tochter, Namens Hä'tak·a (Ā'tak·a[?] = Liebling). Eines Tages trug er seiner Schwester, der Dohle, und Hä'tak·a auf, Seeigel zu suchen. Beide gingen zur Ebbezeit zum Strande hinunter und hatten bald einen Korb voll Seeigel gefunden. Die Dohle trug dieselben in den Wald, zerbrach sie und machte sie zum Essen fertig. Dann fragte sie Hä'tak·a, ob sie nicht einige nehmen wolle. Jene antwortete, sie wage es nicht, aus Furcht vor ihrem Vater; als aber die Dohle versprach, nichts wieder zu sagen, ass Hä'tak·a einen Seeigel. Kaum hatte sie begonnen zu essen, da flog die Dohle auf einen Stamm Treibholz und schrie: „K·äq, k·äq, k·äq, k·äq! Hä'tak·a stiehlt Seeigel, Hä'tak·a stiehlt Seeigel!“ Hä'tak·a sagte: „O bitte, schweige! Ich will Dir auch meinen Mantel schenken.“ Die Dohle aber liess sich nicht stören, sondern schrie weiter, um allen Leuten zu sagen, dass Hä'tak·a Seeigel ässe. Wieder bat jene sie, stille zu sein, und versprach ihr als Entgelt ihre Armbänder aus Haliotisschalen. Ein Mann hatte aber schon gehört, was die Dohle gesagt hatte, und es O'meatl hinterbracht. Da wurde dieser sehr zornig. Er befahl allen Leuten, ihre Sachen zu packen, hiess sie die Feuer auslöschen und liess Hä'tak·a mutterseelenallein im Dorfe zurück. Nur ihre Grossmutter hatte Mitleid mit ihr und hatte ihr heimlich eine glühende Kohle gegeben, die sie in einer Muschel verborgen hatte. Nur ein Hund und eine Hündin waren im Dorfe zurückgeblieben. Als die Boote ausser Sicht waren, zündete Hä'tak·a ein Feuer an und baute sich eine Hütte aus Cederzweigen. Darin wohnte sie mit den beiden Hunden. Am folgenden Morgen sandte sie dieselben in den Wald und hiess sie biegsame Cederzweige holen. Nachdem sie dieselben gebracht hatten, flocht Hä'tak·a sich vier runde Fischkörbe. Diese legte sie auf den Ebbestrand und als nach dem nächsten Hochwasser das Wasser wieder zurücklief, fand sie viele Fische in den Körben. Als sie aber genauer zusah, erblickte sie in einem derselben einen Mann. Dieser war K·omō'k·oa's Sohn, Aikyai'älisänō. Dieser kam aus dem Korbe, eine kleine Kiste in der Hand tragend, und sagte: „Nimm Du meine kleine Kiste und bringe sie zum Hause hinauf. Ich will Dich heirathen.“ Hä'tak·a konnte die Kiste aber nicht heben, so dass er sie selbst tragen musste. Vor dem Hause öffnete er sie und siehe, ein Wal lag darin! Dann baute Aikyai'älisänō ein grosses Haus mit vielen Stufen und beirathete Hä'tak·a. Er sandte die Hunde aus, um Leute herbeizurufen, die ihm helfen sollten, den Wal zu zerlegen. Die Leute kamen, sie zerschnitten den Wal und liessen den Speck aus, den er in Kisten aufbewahrte. Als nun einige Möwen über das Haus hinflogen, rief Hä'tak·a eine derselben herbei, band ihr ein Stück Speck auf den Rücken und trug ihr auf, zu ihrer Grossmutter zu gehen, die ihr einst Mitleid erwiesen hatte. Die Möwe flog fort und kam zu der Grossmutter, welche gerade Muscheln am Strande suchte. Damals herrschte in O'meatl's

Dorf grosse Noth und es gab nichts zu essen, als Muscheln. Der Vogel gab ihr das Fleisch und sagte ihr: „Hā'tak·a sendet Dir dieses, aber sie will nicht, dass Ō'meatl etwas davon erfährt; deshalb iss es gleich hier auf." Die Alte ass ein Stück und verbarg den Rest unter ihrem Mantel. Dann ging sie nach Hause und setzte sich an ihre Arbeit. Sie war gerade daran, eine Matte zu flechten. Das Stück Walfischspeck hatte sie vor sich liegen und biss zuweilen heimlich davon ab. Ō'meatl aber merkte es, ging zu ihr hin und fragte sie, was sie esse. Sie leugnete, etwas zu haben, aber bald sah Ō'meatl sie wieder abbeissen. Er sprang auf und rief: „Ich sehe Dich ja essen." Da wurde sie böse und schlug ihn mit mit dem Speck in's Gesicht, indem sie sagte: „Hā'tak·a hat mir dies geschickt. Sie ist jetzt verheirathet und sehr reich!" Da beschloss Ō'meatl sogleich, zu ihr zurückzukehren. Aber er wagte nicht, ohne Geschenk zurückzukommen. Er ging mit seinen Brüdern Mē'mkyulEmpis und HaiE'mkyētliqs zu der Insel Yā'k·olua, wo sie Muscheln sammelten. Diese brachten sie Hā'tak·a. Sie wollte zuerst ihren Vater nicht in ihr Haus einlassen, aber ihr Mann befahl ihr, die Thür zu öffnen. Ō'meatl und seine Brüder setzten sich an's Feuer und Hā'tak·a gab ihnen einen Becher Thran. O'meatl wies denselben zurück, indem er sagte: „Ich bin ein grosser Häuptling; mir musst Du mehr geben." Aikyai'ālisānō sprach nun zu dem Becher: „Wenn Ō'meatl aus Dir trinkt, sollst Du nie leer werden." Ō'meatl tauchte nun Lachs in den Thran und liess es sich gut schmecken. Der Becher aber blieb immer voll. Der gierige O'meatl frass immer weiter, so dass endlich der Thran einfach durch ihn hindurch lief. Seine Winde machten argen Lärm, aber er entschuldigte sich, indem er sagte, er habe einen neuen Bärenfellmantel um, der knattere. Als er aber gar nicht aufhörte und das Haus und seine Kleider beschmutzte, warfen ihn Hā'tak·a und Aikyai'alisānō zum Hause hinaus.

24. O'meatl weinte, legte sich in's Bett und stand vier Tage lang nicht auf. Dann legte er Heilbutten und Seeotterfelle in sein Boot und brachte diese nebst zwei Sklaven Hā'tak·a als Geschenk. Dafür gab sie ihm zwei Kisten voll Thran. Ō'meatl war nun froh, nahm den Thran mit nach Hause und machte dort aus den zwei Kisten sehr viele. Diese lud er in sein Boot und wollte nach einem anderen Platze ziehen. Unterwegs wurde er plötzlich von einem schweren Sturme überfallen, in dem sein Boot umschlug, so dass er allen Thran verlor. Da nahm er eine Schüssel, und schöpfte von dem Oel, das auf dem Meere umher schwamm, so viel auf, als er bekommen konnte. Es war aber nicht mehr als eine halbe Schüssel voll. Hieraus machte er aber wieder ebenso viel, wie er zuvor gehabt hatte.

25. Er baute sich nun ein grosses Haus. Dann rief er zwei braune Bären und hiess sie zu beiden Seiten der Thür stehen und das Haus stützen, und er rief den Tintenfisch, der mit seinen langen Armen die Dachbalken zusammenhalten musste. Und er rief den Wolf, der die Wände unterstützen musste. Er wollte nehmlich Metlā'lanuk, den Herrn der Winde, und alle Thiere einladen; deshalb mussten jene das Haus stützen, damit die Winde es nicht umbliesen. Zuerst kam Metlā'lanuk und mit ihm alle Winde. Als der Westwind eintrat, ward es warmes, schönes Wetter, aber der Nordwind brachte Eis mit sich. Das Haus zitterte und bebte, als die Winde eintraten, aber die Thiere stützten es wohl. Metlā'lanuk und die Winde setzten sich dann an's Feuer; sie hatten alle rothe Augen. Dann kam NEmkyā'likyō, der Iā'kuim von der Gestalt einer riesigen Heilbutte (s. Sagen der Nimkish). Er war zu gross, um in's Haus zu gehen und blieb vor der Schwelle liegen, steckte aber sein Maul hinein, das er weit aufriss. Und das Seeungeheuer Ts'ē'kis kam. Auch dieses musste vor der Thür stehen bleiben, da es zu gross war. Und

Beku's kam, der Wassermann mit langen, fliegenden Haaren, und Pā'ē, der Meermann mit Heilbuttenaugen; der Kabeljau, der Stör und der Geist des Ts'ētsā'ēk·a, der im Wasser wohnt und einen Kopfring aus rothem Cederbast trägt. Dann kam der Wal, ein riesiger Mann mit dickem Bauche, der ebenfalls nicht zur Thür hinein konnte, und Kyōkēkōnutlemā'la, der Wal mit seitwärts stehendem Maule, Atsēk·ē', der Walfisch mit langen Flossen und mit Füssen, sowie T'oto'sk·amis, ein dritter Wal. Kunkunquli'kya kam auf das Haus herabgeflogen und Feuer sprühte aus seinen Augen. Er zog sein Federkleid aus und ging hinein. Der Kranich kam, der Adler, ein grosser Häuptling, und die Eule, welche wie ein Verrückter ist. Alle Vögel kamen und zuletzt von allen die Wachtel. Sie sagte: „Nun ist es genug, das Haus ist voll!“ Da schloss Ō'meatl die Thür, setzte den Thran auf's Feuer und machte ihn heiss. Dann that er denselben in einen grossen Löffel und fragte Metlā'lanuk, ob er den heissen Thran trinken könne. Dieser konnte es nicht. Aber Ō'meatl leerte den Löffel mit einem Zuge. Hinten lief aber alles ebenso schnell wieder aus ihm heraus, wie er trank. Dann bewirthete er alle seine Gäste mit Oel und Fischen.

26. Ausser Hā'tak·a hatte O'meatl noch drei Kinder, einen Sohn Maqmalakyō'te, und zwei Töchter Mamqemā'loq und Maqmalakyutai'oq. Die letztere hatte einen Sohn Namens Wok·'ā's (Kröte). Einst begann das Meer in seinen Tiefen aufgeregt zu werden; das Wasser stieg höher und höher und bedeckte endlich O'meatl's Haus, so dass nur der Rauch noch aus dem Dache entweichen konnte. Und auf den Fluthen trieb ein gewaltiger Baumstamm, auf dem viele Leute standen. Ō'meatl holte ihn an's Land und lud die Leute in sein Haus ein. Dieselben redeten aber eine fremde Sprache. Und der Mond Gyā'loyak·amē stieg vom Himmel herab und kam zu O'meatl, den er um Wasser bat; denn er selbst hatte keines. Als Gegengeschenk gab er ihn den Schnee.

27. Dann zog O'meatl sein Rabenkleid an und flog nach Tlā'laspaa (einer kleinen Bucht auf Hope Island, unmittelbar nördlich von Qumta'spē). Von dort aus besuchte er Haialikyā'wē, der am Flusse Tlalā'tē (in Hardy Bay) wohnte. Er ging in sein Haus und Haialikyā'wē fragte ihn: „Bist Du K·'ōmk·'ōmkī'likya?“ (der zweite Name Ō'meatl's). „Ja, ich bin es,“ erwiderte jener. Haialikyā'wē fuhr fort: „Bist Du stark und mächtig?“ „Ja, ich bin stark,“ erwiderte K·'ōmk·'ōmkī'likya. Um seine Stärke zu beweisen, zeigte K·'ōmk·'ōmkī'likya mit seinem Zeigefinger auf Haialikyā'wē. Der Finger durchbohrte dessen Kopf. Dann wies jener mit seinem Zeigefinger auf K·'ōmk·'ōmkī'likya und durchbohrte so dessen Brust. Jetzt liess dieser das Meer über Haialikyā'wē's Haus steigen, so dass es ganz bedeckt war. Dann hiess er es wieder sinken und Muscheln blieben auf dem Dache liegen. Da nahm Haialikyā'wē eine derselben und warf sie gerade durch den Bauch seines Gegners hindurch, der seinerseits dasselbe zu thun versuchte. Aber es gelang ihm nicht, die Muschel durch Haialikyā'wē hindurchzuwerfen. Sie blieb mitten in dessen Bauche stecken. Er liess dann den Fluss Tlalā'te steigen, bis er Haialikyā'wē's Haus ganz bedeckte. Dieser machte dann, dass der Rauch seines Feuers durch das Wasser gerade in die Höhe stieg. Dann nahm er den Sī'siutl, das Wappen seines Hauses, und warf denselben auf K·'ōmk·'ōmkī'likya. Dieser ward nun zornig und warf Bäume auf Haialikyā'wē's Haus. Da sprach dieser: „Lass es genug sein. Einst wirst Du ebenso stark werden, wie ich, jetzt aber bin ich noch ein wenig mächtiger als Du.“ Sie wurden Brüder und Haialikyā'wē gab ihm seine Tochter Tsā'ēk·is zur Frau. Ō'meatl baute sich dann ein vielstufiges Haus.

2. Hā'tak·a.

Es wurde weiter oben erzählt wie Hā'tak·a, Ō'meatl's Tochter, von ihrem Vater verlassen wurde. Die Sage erzählt, dass einst Ō'meatl für Hā'tak·a, als ihre Menses nahten, ein Tanzgerüst bauen liess, das von vier Bären getragen wurde. Auf dem Boden desselben war eine riesige Heilbutte gemalt, auf deren Rücken ein Feuer brannte. Darauf stand Hā'tak·a im Hermelin-Kopfschmuck und tanzte den Tanz Nō'ntlem. Plötzlich versank sie in die Erde, der Kopfschmuck aber blieb oben liegen. Sie war von ihrem Vater in einen Wal (Delphinus Orca) verwandelt und während alle Dorfbewohner schliefen, besuchte sie K·ōmō'k·oa am Grunde des Meeres und holte sich von ihm ein Haus. Als am Morgen die Leute erwachten, stand dasselbe vor der Häuserreihe des Dorfes. Zwei Adler sassen darauf und Hā'tak·a stand tanzend vor der Thür, den Hermelinschmuck auf dem Kopfe, und zum Tanze rief sie: „Hm! hm!"

Dann verschwand sie im Walde und besuchte Baqbakuālanuqsī'uaē, und sie kehrte zurück mit dem Kopfe eines Mannes. Sie tanzte den Hā'mats'a-Tanz und ass den Menschenkopf. Mit Mühe brachten die Leute sie in's Haus zurück. Ihr Vater tödtete dann einen Mann und gab ihn Hā'tak·a zu essen. Dann ging sie in ihr Zimmer und bald kam sie wieder heraus, mit einem kleinen Stabe in der Hand und tanzte. Sie warf denselben auf die Zuschauer, und diese kratzten sich am Kopfe, denn der Stab flog um sie herum, wie eine Fliege. Dann warfen sie ihrerseits den Stab auf Hā'tak·a und diese kratzte sich. Endlich fing sie den Stab und warf ihn nun so hoch in die Luft, dass er nicht wieder zurückkehrte. Sie nahm zwei Rasseln, schüttelte dieselben und versank sogleich in die Erde. Unter allen Häusern hörte man sie umhergehen und die Rasseln schütteln. Die Leute gruben nach ihr, um sie zu finden, aber vergebens. Endlich kam sie in ihrem eigenen Hause wieder zum Vorschein und ging in ihr Zimmer zurück.

TsEntsE'nk·atlaqs (Ō'meatl's Bruder) und eine Frau schliefen vier Nächte zusammen auf einem Baume, während in Hā'tak·a's Hause getanzt wurde. Jeden Morgen schrien sie auf dem Baume: „Hā!" und die Leute wussten nicht, wer so schrie. Am vierten Morgen fasste TsEntsE'nk·atlaqs mit seinem Finger in die Scheide der Frau. Darüber ward diese zornig und warf ihn vom Baume herunter, so dass er todt liegen blieb. Die Dorfbewohner fanden ihn, legten ihn in eine Kiste und setzten ihn bei. Dann gingen sie, die Frau zu suchen, und als sie deren nackten Bauch auf dem Baume erblickten, schämten sie sich. Der Todte war inzwischen wieder auferstanden. Er dachte aber nichts als Mord und Raub. Als die Leute aus dem Walde zurückkamen, tödtete er ihrer zwanzig. Als Abends die Jäger heimkamen und die erlegten Hirsche mühsam auf den Schultern trugen, raubte er sie ihnen, und nahm ihnen ihre Boote fort. Da beschlossen die Leute, ihn zu tödten. Er wurde zu einem Feste eingeladen und dort umgebracht, die Leiche aber in Stücke geschnitten. Diese warfen sie in eine Kiste, die sie dann zu dem Begräbnissplatze trugen. Der Todte aber verwandelte sich in einen Walfisch und legte sich auf das Wasser. Als die Leute diesen erblickten, zogen sie ihn an's Land, zerlegten ihn und assen sein Fleisch. Da starben alle, unter ihnen auch Hā'tak·a, und als sie gestorben war, blieb es vier Tage lang dunkel. Nur sieben Menschen hatten nicht an dem Mahle Theil genommen und blieben gesund. Sie wanderten aus von dem Schreckensorte und gingen nach Wā'k·ama. Dort bauten sie sich ein Haus. Einst kam eine Tsōnō'k·oa dorthin und warf alle in ihren grossen Korb, den sie auf dem Rücken trug. Tlā'lawitsē, einer jener sieben Leute, nahm aber einen Keil und zerschlug ihr Bein. Da fiel Tsōnō'k·oa nieder.

Sie krochen aus dem Sack, tödteten sie und bauten an derselben Stelle ein Haus. Sie schnitten ihr den Kopf und die Brüste ab und nagelten dieselben an das Haus.

2. Nahe bei Hā'tak·a's Hause stand eine hohle Ceder. Vor derselben war ein kleiner Teich, aus dem sie Wasser zu schöpfen pflegte. Eines Tages trank sie daraus und schluckte eine Cedernadel mit herunter, welche in das Wasser gefallen war, und die sie nicht aus ihrem Becher entfernen konnte. Davon gebar sie ein Kind, das den Namen Kuē'qagyila (= der Mörder) erhielt. Der Grossvater, O'meatl, machte für diesen ein Boot, das sich ohne Ruder bewegte. Eines Tages fuhr Kuē'qagyila mit seinen Spielgefährten in dem Kahne nach Hauqsāā'o, wo sie einen Lachs am Ufer sahen, der von einem Raben halb aufgefressen war. Nur der Kopf war übrig geblieben und dieser bewegte sich noch. Kuē'quagyila nahm ihn in's Boot und sah nun, dass jener ein Sī'siutl war. Dieser streckte seine Flossen aus und bewegte so das Boot voran. Kuē'qagyila fuhr weiter und fing einen Bären und einen Wolf, die er beide in's Boot nahm. Als er nach dem Lande der Guau'aēnoq ankam, warf er den Bären an's Land. Daher giebt es dort viele Bären. Bei den Tlask·ē'noq (= Volk des Oceans) liess er den Wolf, welcher der Stammvater der zahllosen Wölfe jener Gegend wurde. In Tsēk·tlisatl (Nutka Sund) endlich liess er den Sī'siutl. Daher tanzt jener Stamm häufig den Sī'siutl-Tanz.

3. Kuē'qagyila kehrte dann nach Hause zurück und ging nach Yū'tlē (Cox Island), um sich eine Frau zu nehmen. Dort wohnte Wa'qalala und dessen Tochter Hā'nēus. Wa'qalala hatte einen Wappenpfahl, der voller Läuse sass. Die grösste sass oben darauf. Diese gab er Kuē'qagyila, der nun ganz lausig wurde. Er kehrte zurück und baute ein Haus auf dem Berge Qusēla, wo K·'ā'nigyilak' (s. Sagen der Nak·o'mgyilisala) ihn später traf. Er lebte aber mit all seinen Nachbarn im Streite. Einst tödtete er vier Leute und schnitt ihnen die Köpfe ab, welche er im Flusse Ts'ōqumtā'as wusch. Ein anderes Mal ruderte er ganz allein in seinem Sī'siutl-Boote aus, um seinen Feind Halqalo'ē zu tödten. Dieser hatte aber so viele Freunde, dass Kuē'qagyila vor ihnen entfliehen musste. Er entzog sich ihrer Verfolgung, indem er in dem Innern des Berges Qusēla verschwand und erst am Gipfel wieder zum Vorschein kam. Dort erblickten seine Feinde ihn, konnten ihn aber nicht erreichen.

4. Einst stieg Kuē'qagyila in's Meer hinab, um K·ōmō'k·oa um einen Wappenpfahl zu bitten. Vier Tage blieb er bei jenem, der ihn gut bewirthete und ihn dann mit dem Wappenpfahle wieder zur Oberwelt sandte. Er stellte dann den Pfahl vor seinem Hause auf. Derselbe zeigte zu unterst den Tsōnō'k·oa, dann zwei Bɛku's, deren einer einen gespaltenen Schädel hat und auf dem Kopfe steht. Darüber sieht man den Wolf, dann den Biber und ganz oben die Heilbutte. Als es Tag wurde, sahen die Leute den Pfahl und Kuē'qagyila gab ein grosses Fest, bei dem er, als Bär verkleidet, Nō'ntlem tanzte. Er hatte viele Kinder, fünf Töchter und drei Söhne. Die Namen der Töchter waren: Hōyakitlanuk, Pā'ogyilak' (= die zur Heilbutte gemachte), die als Hamats'a tanzte, Wawanɛmgyīlaō'k·a, Kēlpusla'yok· und Hōtlukuī'lak·a. Die Namen der Söhne waren: A'listalis, Tsō'nok·oatsi und Nank·omā'lis. Der erste und dritte tanzten, wie ihr Vater, als Bären verkleidet, Tsō'nok·oatsi aber trug die Tsonō'k·oa-Maske. Hōtlukuī'lak·a hatte einen Sohn, Namens Nai'nakus, welcher einen neuen Wappenpfahl unter grossen Festlichkeiten, zu denen alle Nachbarstämme eingeladen waren, errichtete. Wawanɛmgyīlaō'k·oa hatte einen Sohn, Namens K·ayū'ya. Dieser baute ein zehnstufiges Haus und machte einen neuen Wappenpfahl. Er schnitzte sich eine Holzfigur, welche er Hō'qk·oa (Fettspeier) nannte. Er stellte dieselbe in seinem Hause dicht

beim Feuer auf und liess sie bei Festen Fett in das Feuer speien, so dass es hell brannte. Von ihm stammt die Häuptlingsfamilie der Tlatlasik·oala ab. Sein Sohn war Tlē'nemitenutl.

5. Einst ging dieser in seinem Boote aus, Seeottern zu jagen. Er sah bald eine grosse Heilbutte, die Feuer auf dem Rücken trug, und warf sie mit der Harpune. Die Harpune haftete und der Fisch zog ihn mit in's Meer hinaus. Endlich, nachdem er ihn vier Jahr lang durch alle Welt geführt hatte, brachte er ihn an's Land. Ein Sklave sah das Boot kommen und ging zu Tä'ltam, seinem Häuptlinge, dem er mittheilte, was er gesehen. Jener liess den Ankömmling einladen, hiess ihn beim Feuer niedersitzen und gab ihm zu essen. Tä'ltam gab ihm seine Tochter Tsōmk·ala'k·s zur Frau. Ein Jahr lang blieb Tlē'nemitenutl bei ihnen, dann aber sehnte er sich nach seiner Heimath. Er nahm Abschied von Tä'ltam, mit dem er seinen Namen austauschte, und kehrte zu seiner Heimath zurück. Dort lud ihn einst der Finnwal ein, mit ihm ihm hinauszufahren und Seehunde zu jagen. Tlē'nemitenutl nahm vier Boote mit und alle wurden voll. Der Wal aber schenkte ihm alle Seehunde, die er selbst gefangen hatte.

6. Tlē'nemitenutl's Sohn war K·ätsq (= Seestern), welcher einen Sohn Namens Nūtlustâ'lē hatte. Dieser zeugte Nutsnutlēli'kya, welcher einen neuen Wappenpfahl errichtete. Sein Sohn hiess Nenâ'lēus. Dieser hatte eine Tochter, Namens Hē'kyenitsenk·a, welche wieder einen Wappenpfahl errichtete. Auch deren Sohn Nutlustâ'lē errichtete einen Wappenpfahl. Dessen Sohn Ya'k·atenä'la lebt noch heute. Dieser hatte einen Sohn Namens Nenâ'lēus. Diesem hatte er den Pfahl geschenkt. Als Nenâ'lēus aber starb, erbte ihn seine älteste Tochter, deren Wittwer Ama'qulas er jetzt gehört[1]).

(Ha'inakyalnsō war der Sohn Kuē'qagyila's. Er baute sich ein Haus auf der Insel Tsē'kuot [= Vogelhaus] und fing dort Heilbutten und Seehunde. Sein Sohn hiess Nai'nakuas. Dieser zeugte K·ayū'ya. Zu seiner Zeit gab es eine gewaltige Fluth, welche Thäler und Berge bedeckte. K·ayū'ya band sein Boot am Gipfel des höchsten Berges fest, und während alle umliegenden Höhen vom Wasser bedeckt wurden, blieb dieser trocken. So entkam er der Fluth. Sein Sohn hiess Tlē'nemitenutl [siehe oben]. Dieser war der Vater K·oaqi'la's. Dessen Sohn war P'äts's.)

3. K·oaqi'la.

[Die folgende Sage über K·oaqi'la hörte ich in Qumta'spē von zwei Häuptlingen. Es ist zweifelhaft, ob der Held K·oaqi'la derselbe ist, wie der oben erwähnte.]

K·oaqi'la war ein Häuptling in Qumta'spē. Er wanderte von dort aus und zog nach Tsūtsä'tsē, wo er ein grosses Haus baute, in welchem er mit zwei Sklaven wohnte. Er schnitzte sich einen gewaltigen Löffel aus Cedernholz und lud alle Nachbarstämme zu einem grossen Feste ein. Einst sah er viele Leute vom Gebirge herabsteigen und liess sie zu sich in's Haus einladen. Unter ihnen war auch eine Frau, welche kurz nach ihrer Ankunft einem Knaben das Leben gab, der den Namen Nikya'qa erhielt. K·oaqi'la nahm sie zur Frau und sie hatten eine

1) Die Genealogie dieses Stammes erscheint durchaus unsicher. Vor Allem ist es zweifelhaft, ob die 8 Kinder Kuē'qagyila's nicht vielmehr eine Reihe von 8 Generationen darstellen. Ich verstand manchmal das eine, manchmal das andere. Die nachfolgende Genealogie erhielt ich gleichfalls in Qumta'spē, dem Dorfe der Tlatlasik·oa'la, von dem Häuptlinge K·'ōmenak·o'lua, doch ist zu bemerken, dass es mein erster Versuch war, Sagen zu sammeln, und die Verständigung ausserordentlich mangelhaft war.

Tochter, welche sie Tlalisilaō'k·oa nannten. K·oaqi'la wanderte nun nach Qumta'spē zurück. Er war der Häuptling all' jener Männer geworden und liess sie nun ein grosses Haus bauen. Die Pfosten waren in der Gestalt von Seelöwen geschnitzt. Er liess eine grosse Ceder fällen und schnitzte einen Wappenpfahl. Er liess vier Männer ein tiefes Loch vor seinem Hause graben, tödtete dann zwei Sklaven und liess sie in die Grube werfen. Auf ihren Leichen errichtete er den Pfahl.

Als nun Tlalisilaō'k·oa zur Jungfrau heranreifte, und (nach ihren ersten Menses) zuerst wieder aus ihrem Zimmer hervortrat, lud er alle Nachbarn zu einem grossen Feste ein. Er schenkte ihnen fünftausend Otterfelle und zerbrach ein Kupfer. Endlich starb er. Nach seinem Tode gab seine Tochter ein grosses Fest. Sie gab den Leuten aus dem grossen Löffel K·oaqi'la's zu essen und ward nun Häuptling. In Qumta'spē wohnte aber ein anderer Häuptling Namens K·ē'tsis, der wollte Tlalisilaō'k·oa zur Frau haben. Als er kam und um sie werben wollte, erschoss sie ihn mit ihren Pfeilen. Dann verliess sie Qumta'spē, denn sie fürchtete die Rache seiner Freunde und baute sich ein Lachswehr an einem Flusse. Dort besuchte sie ein Wolf, der ihr den Todbringer Halai'ū gab. Da fasste sie wieder Muth. Sie kehrte zurück nach Qumta'spē, schleuderte den Halai'ū auf das Dorf und verbrannte es so. Als alle ihre Feinde so getödtet waren, ging sie an's Land und baute sich ein Haus, dessen Thür immer auf und zu schlug. Sie liess ihre Sklaven viele Seehunde fangen, schüttete den Thran in den grossen Löffel ihres Vaters und lud alle Menschen zu einem grossen Feste ein.

Endlich starb sie. Da legte man sie in eine Kiste, die mit Steinen beschwert wurde und warf sie nahe der Insel Muqtsâ'lis in's Meer. Dort fand sie K·ōmō'k·oa. Er machte sie wieder lebendig, nahm sie zur Frau und schickte sie auf einem Stamme Treibholz wieder an's Land. Nach einiger Zeit gebar sie einen Sohn, welchem sie den Namen Nā'nakyimgyi'la gab. Dieser erschuf viele Leute aus Steinen. Sobald er seinen Zauberspruch gesungen, erhoben sich die Steine paarweise, jedesmal ein Mann und eine Frau. Er tödtete zwei Sklaven und verzehrte sie. Er liess seine Sklaven vier Hirsche schiessen und verzehrte sie. Aber er ward nicht satt. Er schnitt einem Manne beide Hände ab, aber er ward auch nicht satt, als er diese ass. Und er verschlang zehn Heilbutten und vier Bären. Er bedeckte sein Gesicht mit einer Maske und begann zu tanzen und am Ende des Tanzes ging er zurück zu seinem Vater K·ōmō'k·oa. Am nächsten Morgen aber sandte er den Dorfbewohnern einen Wal, der todt an's Ufer trieb.

Als sie eben beginnen wollten, denselben zu zerlegen, kam Kunkunquli'kya geflogen und raubte ihn. Da sandte Tlalisilaō'k·oa Kutē'na (Glaucionetla langula Americana) aus, den Wal wiederzuholen. Kutē'na reiste in Begleitung vieler Leute aus, und kam nach langer Wanderung zu Kunkunquli'kya's Haus. Er stellte sich vor die Thür und rief: „O Kunkunquli'kya, komme heraus.“ Dieser fragte: „Was willst Du hier?“ „Mein Häuptling sandte mich zu Dir.“ Endlich liess Kunkunquli'kya sich bewegen herauszukommen, und sogleich fielen alle über ihn her, erschlugen ihn und zerschnitten seine Leiche. Den Wal aber nahmen sie wieder mit nach Hause. Auf dem Rückwege sah Kutē'na viele Lachse im Wasser umherschwimmen. Diese fing er und brachte sie Tlalisilaō'k·oa.

4. Kutē'na.

1. Damals war es beständig windig und Kutē'na beschloss daher, zu Metlā'lanuk zu gehen und gutes Wetter zu erlangen. Er kam zu seinem Hause und bemerkte, dass die Thür weit offen stand und der Wind mit grosser Gewalt daraus hervorblies. Metlā'lanuk sass nehmlich an der Thür und seine Winde fuhren daselbst

hinaus. Kutē'na sandte zuerst den Mink, um die Thür zu schliessen. Als dieser aber eben über die Schwelle blickte, fiel er wie todt nieder; solchen Gestank machte Metlā'lanuk. Dann sandte er den Waschbären, dem es nicht besser erging. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem Marder und der Grasmücke. Der Adler griff mit seinen scharfen Klauen in das Gesäss Metlā'lanuk's, aber dann fiel auch er um. Da befahl Kutē'na der Heilbutte, sich vor die Thür zu legen und er rief Metlā'lanuk. Als dieser daraufhin aus dem Hause kam, trat er auf den glatten Fisch und fiel zu Boden. Sogleich ergriffen ihn die Thiere und trugen ihn zum Boote. Da Kutē'na dort drohte, ihm den Kopf abschneiden zu lassen, versprach Metlā'lanuk, lange Zeit gutes Wetter werden zu lassen. Daraufhin liess ihn Kutē'na wieder frei.

2. Zu jener Zeit gab es kein Feuer. Deshalb sandte Kutē'na Lē'lek'oista aus, das Feuer zu holen, welches Natlibikā'q versteckt hielt. Dieser nahm eine glühende Kohle in den Mund und wollte davon laufen. Natlibikā'q aber merkte es und fragte: „Was hast Du denn da im Munde?" Da jener nun nicht antworten konnte, schlug er ihn auf den Mund, so dass das Feuer herausfiel. Da sandte Kutē'na den Hirsch aus. Dieser steckte sich trockenes Holz in's Haar, lief zum Hause Natlibikā'q's und sang vor der Thür stehend:. „Ich komme, das Feuer zu holen, ich komme, das Feuer zu holen." Dann ging er hinein, tanzte zuerst um das Feuer herum und steckte endlich seinen Kopf hinein, so dass das Holz Feuer fing. Dann lief er davon, aber Natlibikā'q verfolgte ihn, um ihn das Feuer wieder fortzunehmen. Der Hirsch hatte sich für diesen Fall vorgesehen; als Natlibikā'q ihn beinahe eingeholt hatte, nahm er etwas Fett und warf es hinter sich auf den Boden. Sogleich verwandelte sich dasselbe in einen grossen See, der den Verfolger zwang, einen weiten Umweg zu machen. Nichtsdestoweniger setzte Natlibikā'q die Verfolgung fort. Als er den Hirsch beinahe eingeholt hatte, warf derselbe einige Haare hinter sich auf die Erde. Diese verwandelten sich sogleich in einen dichten Wald junger Bäume, in den Natlibikā'q nicht eindringen konnte. Er musste rund herum gehen und so gewann der Hirsch einen Vorsprung. Aber wieder hätte sein Verfolger ihn beinahe erreicht, wenn er jetzt nicht vier Steine hinter sich geworfen hätte, die sich in vier hohe Berge verwandelten. Ehe Natlibikā'q diese übersteigen konnte, hatte der Hirsch Kutē'na's Haus erreicht. Natlibikā'q stand nun vor der Thür und bat: „O, gebt mir wenigstens die Hälfte meines Feuers wieder," aber Kutē'na hörte nicht auf ihn und er musste unverrichteter Dinge zurückkehren. Dann gab Kutē'na den Menschen das Feuer.

5. Hē'likiligyala und Lōtlemā'k'a.

Hē'likiligyala stieg vom Himmel herab zur Erde, einen Halsring aus rothgefärbtem Cederbast tragend. Er baute sich ein Haus und zündete ein Feuer darin an. Als das Haus vollendet war, stieg eine Frau aus der Erde empor, Namens Lōtlemā'k'a. Er sprach zu ihr: „Du sollst hier bei mir bleiben und meine Schwester sein." Beide wohnten fortan an zwei entgegengesetzten Ecken des Hauses. Eines Tages forderte Hē'likiligyala seine Schwester auf, mit ihm in's Freie zu gehen. Dort wollte er seine Kräfte zeigen. Sie setzten sich dort auf zwei grosse Steine, und er hiess Lōtlemā'k'a, ihm einen grossen Stein bringen. Hē'likiligyala ergriff ihn und schleuderte ihn weit fort in einen See. Der Stein aber tauchte bald wieder auf und schwamm auf dem Wasser. Am Abend desselben Tages lud er viele Leute zum Feste ein. Als alle versammelt waren, tanzte er selbst und Lōtlemā'k'a. Zuerst tanzte Hē'likiligyala, und Lōtlemā'k'a schlug Takt dazu. Er trug einen kurzen Stab, den er bald in die Luft schleuderte. Da

traf er zehn Leute, die alle von dem Stabe erschlagen wurden. Die Guats'ē'noq hatten aber von Hē'likiligyala's Halsring gehört und wünschten denselben zu besitzen. Deshalb fuhren sie heimlich zu seinem Hause und kamen an, als jener schlief. Ein junger Mann versuchte, sich in's Haus zu schleichen und den Halsring zu rauben, als er aber eben die Thür öffnete, fiel er nieder, und eine fremde Gewalt zwang ihn, unaufhörlich um das Haus zu laufen und zu schreien. Da erhob sich Hē'likiligyala, trat vor die Thür und sprach: „Warum wollt Ihr meinen Halsring rauben? Bittet mich doch darum, dann gebe ich ihn Euch.“ Und sie baten ihn: „O, heile jenen jungen Mann, lass ihn nicht sterben. Wir sandten ihn, den Ring zu rauben.“ Da ging Hē'likiligyala in's Haus zurück, holte den Ring und gab ihn dem jungen Mann. Nun ward dieser gesund; sein Herz war froh, und die Guats'ē'noq reisten nach Hause zurück. Seitdem tanzen sie den Wintertanz Tsetsā'ek·a, bei dem die Ringe aus rothgefärbtem Cederbast gebraucht werden. Nun begann Lōtlemā'k·a zu tanzen, und Hē'likiligyala schlug den Takt dazu. Sie trug einen ausgestopften Minkkopf auf der Stirn, und plötzlich im Tanze rief sie: „mamamamamā'!“ Da fiel Hē'likiligyala todt nieder. Das hatte Lōtlemā'k·a gethan. Aber bald erstand er auf, und nun wechselten sie die Rollen: Hē'likiligyala tanzte und Lōtlemā'k·a schlug den Takt. Da schleuderte er seinen Stab auf sie. Blut strömte sogleich aus ihrem Munde hervor, und sie fiel todt nieder. Hē'likiligyala aber heilte sie wieder. Dann warf er den Stock in die Luft, so hoch, dass er nicht wieder zurückkam.

Hē'likiligyala nahm sich eine Frau Namens Ts'ē'k·amē (Tsaēk·amē). Von dieser hatte er zwei Töchter, Naualakoā'alis und Ts'ē'k·amē. Die letztere ward die Frau von Nᴇmō'k·ois, K·'ā'nigyilak·'s Bruder. Sie hatten einen Sohn Namens Nᴇmōk·otsâ'lis.

6. Nōmasᴇ'nqilis.

Nōmasᴇ'nqilis stieg vom Himmel herab und baute ein Haus. Auf seinem Wappenpfahle sassen zwei Adler, welche dasselbe bewachten. Er hatte drei Kinder. Das älteste war ein Mädchen, welches den Namen Aikyā'oēk·a (= die Glänzende) erhielt. Sie war blind. Dann folgte ein Sohn Namens Tlēqyā'ligyila und endlich eine Tochter Namens Naqnaisilaō'k·oa.

Einst wollte Aikyā'oēk·a nach Yak·amā'lis (Hope Island) fahren, um Beeren zu sammeln. Sie fuhr mit einem ihrer Sklaven im Boote fort, und da sie lange unterwegs zu sein schienen, fragte sie ihn: „Wo sind wir? Wir sollten doch bald in Yak·amā'lis sein!“ Da sprach dieser: „Ich weiss nicht, wo wir sind, ich sehe nicht mehr Yak·amā'lis und ich sehe nicht mehr die Adler auf Deinem Wappenpfahle.“ Lange fuhren sie umher, ohne Land zu sehen. Endlich tauchte in weiter Ferne eine Insel auf und als sie näher kamen, erblickte der Sklave ein Haus. Dort wohnte Tlā'k·oagyila (= der Kupfermacher). Als dieser das Boot sah, lud er beide ein in sein Haus zu kommen. Und er nahm Aikyā'oēk·a zur Frau. Nōmasᴇ'nqilis aber betrauerte seine Tochter, als sei sie todt. Sein Herz war betrübt und er liess seine Leute den Wappenpfahl umstürzen und in's Meer werfen. Da trug ihn die Fluth nach Yak·amā'lis und Nōmasᴇ'nqilis baute sich daselbst ein neues Haus.

Aikya'o k·a aber gebar zwei Kinder, Tlā'k·oagyila und Tlāsutewa'lis. Eines Tages legte sie dieselben an's Feuer nieder und ging zum Strande, Muscheln zu suchen. Die Kinder spielten am Feuer umher und fielen dabei zum öfteren auf die Füsse ihrer Grossmutter. Endlich ward diese ungeduldig und sagte: „Nun lasst das! Stört mich nicht immer! Ich weiss ja nicht einmal, woher Eure Mutter

stammt!“ Die Kleinen wurden betrübt hierüber und fragten ihre Mutter, als sie zurückkam: „Mutter, wo ist Deine Heimath? Grossmutter sagt, sie wisse nicht, woher Du gekommen bist.“ Da sprach die Mutter: „Ich fuhr mit einem Sklaven weit in's Meer hinaus und gelangte nach langen Irrfahrten hierher.“ Da sagten die Kinder: „O, erfreue uns! Lass uns zu unserem Grossvater gehen!“ Da erzählte sie ihnen, dass jener NōmasE'nqilis heisse und ein mächtiger Häuptling sei. Ihr Vater gab ihnen sein Kupferboot und die Mutter sagte ihnen, ehe sie abfuhren: „Ehe Ihr meine Heimath erreicht, werdet Ihr die Adler auf unserem Wappenpfahle schreien hören.“ Sie fuhren ab und nach langer Fahrt hörten sie zwei Adler schreien. Da wussten sie, dass sie NōmasE'nqilis' Haus erreichen würden; und als sie ankamen, beschenkten sie ihren Grossvater mit vielen Kupferplatten. Ihr Vater hatte nehmlich ihr Boot mit vielen Kupferplatten beladen. Das Boot, die Ruder und der Schöpfer waren von Kupfer und NomasE'nqilis verwunderte sich, als er das sah. Nach einiger Zeit sehnten die jungen Männer sich nach Hause zurück und baten ihren Grossvater, sie fortzusenden. Da füllte er ihr Boot mit Pelzdecken, und sie kehrten in ihre Heimath zurück.

Als K·'ä'nigyilak' NōmasE'nqilis in einen Stein verwandelte (s. Sagen der Nak·omgyilisala), wanderte sein Sohn Tlēqya'ligyila nach Qu'spalis aus. Dieser hatte einen Sohn, Namens Tsē'selaso. Tsē'selaso hatte drei Söhne: Ō'maliqstē, Wa'lik·ona und Gya'lk·amistal. O'maliqstē ward eines Morgens zornig auf die Kröten im Walde, welche ihn jeden Morgen störten. Er befahl ihnen, stille zu sein, und seitdem schreien sie nicht mehr.

Gya'lk·amistal schnitzte sich eine hölzerne, menschliche Figur, die er belebte, indem er mit dem Finger auf sie wies und dabei schrie. Dann ging er zu Baqbakuālanuqsī'oaē, der im Flusse Malō'pa wohnte, und ward ein Hä'mats'a. Als er zurückkam, traf er Hä'k·oalatl am Ufer des Flusses nnd tödtete ihn. Er hatte eine Tochter, Namens Tlō'nusiqtla. Diese nahm K·ä'qaitē, der Sohn Hä'tak·a's (siehe S. 254), zur Frau. Ausserdem hatte er zwei Kinder, Namens K·ōmenē'tē und Amā'qoagyila.

7. TlEma'ē.

Die Tochter eines Häuptlings erkrankte und ihr Körper war über und über mit Geschwüren bedeckt. Da beschloss ihr Vater, sie zu verlassen. Er befahl allen Leuten, ihre Habseligkeiten zu packen, und früh Morgens beluden sie ihre Boote und fuhren von dannen. Das arme Mädchen blieb ganz allein im Dorfe zurück. Einst kratzte sie ein Geschwür am rechten Oberschenkel, so dass die Kruste sich löste, und siehe, sogleich verwandelte dieselbe sich in einen Knaben. Sie fühlte sich plötzlich wieder gesund, stand auf und legte das Kind in eine Muschel, die sie in einem hohlen Baume verbarg. Täglich ging sie, um nach dem Kinde zu sehen, und bemerkte, dass es rasch heranwuchs. Sie gab ihm den Namen TlEma'ē (Geschwür), da es aus ihren Geschwüren entstanden war. Als das Kind grösser geworden war, kehrte es mit der Frau zum Hause zurück. Der Knabe baute nun ein Lachswehr im Flusse und liess sich von seiner Mutter einen Bogen und vier Pfeile machen. Am ersten Tage fing er einen Lachs im neu erbauten Wehr. Sie schnitten ihn auf und hängten ihn über das Feuer, damit er daselbst trockene. Dann gingen sie wieder zum Wehr hinab und fanden zwei Lachse; als sie aber mit denselben zum Hause zurückkamen, sahen sie, dass der erste gestohlen war. Sie wussten nicht, wer der Dieb war, denn sie hatten niemand kommen sehen. Da ihnen, während sie wieder zum Wehr gingen, auch die neu gefangenen Lachse gestohlen waren, beschloss TlEma'ē aufzupassen und den Dieb

zu ertappen. Er hängte die drei Lachse, welche sie dieses Mal gefangen hatten, über das Feuer, nahm seinen Bogen und die vier Pfeile und versteckte sich im Hause, während er seine Mutter wieder zum Lachswehr hinunter sandte. Es dauerte nicht lange, da hörte er draussen eine Stimme rufen: „Hü! hü!“ und bald trat eine Tsonō'k·oa in die Thür. Sie trug einen grossen Korb auf dem Rücken und streckte ihre langen Arme aus, um die Lachse zu nehmen und in denselben zu legen. Sie hatte riesige Brüste. Da schoss TlEma'ē seine Pfeile auf sie ab. Der erste traf sie in die linke Brust, der zweite in die rechte, der dritte links in die Seite, der vierte rechts. Da schrie Tsonō'k·oa vor Schmerz und lief von dannen und schlug mit den Händen um sich, so dass alle Bäume umfielen. TlEma'ē verfolgte sie, indem er den umgeworfenen Bäumen und der Blutspur nachging, über vier Berge und durch vier Thäler. Endlich kam er zu einem Teiche und setzte sich daselbst nieder, um zu warten, bis jemand käme. Als er daselbst eine kleine Weile gesessen hatte, kam die jüngste Tochter Tsonō'k·oa's, Wälalitliloq, mit einem Eimer aus dem Hause, um Wasser zu holen. TlEma'ē rief sie an: „He! wer bist Du?“ Sie war so erschrocken, dass sie nur rief: „O! o!“ Er fragte nochmals: „Wer bist Du?“ Da antwortete sie: „Ich hole Wasser für meine Mutter, die sehr krank ist.“ „Was fehlt ihr denn?“ fragte TlEma'ē. „Sie ging aus, um Essen für uns zu holen, und kam sehr krank zurück; wir wissen nicht, was ihr fehlt.“ „Ich bin ein Doktor,“ sprach TlEmá'ē, „und kann sie heilen. Sage Deiner Mutter, ein Doktor sässe am Brunnen und wolle ihr helfen.“ Die Tochter kehrte rasch in's Haus zurück und man rief TlEmá'ē dann hinein. Er sah sogleich die vier Pfeile, die für alle anderen unsichtbar waren, und versprach, die Mutter gesund zu machen. Da versprach diese ihm als Lohn ihre jüngste Tochter Wälalitliloq zur Frau. Er hüllte sich dann in einen Mantel und liess sich die Stellen zeigen, an denen die Tsonō'k·oa Schmerzen hatte. Er beugte sich dann über sie und zog mit den Zähnen die Pfeile aus ihrem Körper. Da schrie Tsonō'k·oa vor Schmerz: „ananā'!“ Kaum aber waren die Pfeile entfernt, so war sie wieder gesund. Sie gab ihm zum Lohn ihre Tochter zur Frau und schenkte ihm den Nōntlemgyila (= Närrischmacher) und den Todbringer Halai'ū. Dann kehrte er zu seiner Mutter zurück.

Es war aber die Kunde zu den Verwandten der verlassenen Frau gedrungen, dass sie einen schönen Sohn habe. Eines Morgens sah sie viele Boote kommen. Da schlug TlEma'ē's Mutter Takt mit den Händen und sang dazu, während TlEma'ē die Ankömmlinge den Nōntlemgyila sehen liess. Er rief einen Mann, der immer freundlich gegen seine Mutter gewesen war, an's Ufer und schwang dann den Halai'ū gegen die übrigen Boote. Da starben alle Leute, die in den Booten waren. Diese verbrannten und wurden endlich in Stein verwandelt.

TlEma'ē beschloss nun, die Tochter des Adlers zu heirathen. Er schlüpfte in einen Stamm Treibholz und liess sich vor des Adlers Haus treiben. Als dieser das Stück Holz erblickte, hiess er seine Tochter SEpä'ale'tlilok· zum Ufer hinabgehen und es holen. Sie gehorchte, nahm das Holz unter den Arm und ging zum Hause hinauf. Unterwegs fasste TlEma'ē sie plötzlich um den Leib und erschreckt warf sie das Holz weg. Vier Mal geschah dasselbe. Beim vierten Male gab TlEma'ē sich ihr zu erkennen und sagte, er wolle sie heirathen. Sie warf dann das Scheit in's Feuer. Es verbrannte und TlEma'ē flog in Gestalt einer Flocke weisser Asche unbemerkt in ihr Zimmer und machte sie zu seiner Frau.

8. Der Mond.

Gyā'lōyak·amē, der Mond, stieg zur Erde herab und wohnte auf der Insel Kaya'la. Er fing sich Adler, aus deren Schnäbeln er sich eine Rassel machte.

Ihre Unterkiefer verarbeitete er zu einem Tanzhute. Da wurde er stark und muthig. Da er ganz allein auf der Insel wohnte, verwandelte er die Möwen, die am Strande sassen, in Menschen. Diese bauten ihm ein grosses, vierstufiges Haus, und verrichteten alle Art Arbeit für ihren Häuptling. Einst stand Gyā'lōyak·amē an einer kleinen Landspitze; da öffnete sich plötzlich das Meer, wie ein Rachen, und ein Boot kam aus dem Spalte hervor, in dem ein Mann, Namens Waâ'yagyila, sass. Dieser trug Kopf- und Halsringe aus rothem Cederbast. Er fuhr auf Gyā'lōyak·amē zu und gab ihm einen grossen Stein, der auf dem Boden des Bootes lag. Dann kehrte er zurück und das Meer schloss sich wieder hinter ihm. Gyā'lōyak·amē trug den Stein nach Hause. Derselbe war aber so schwer, dass zehn seiner Sklaven mit vereinten Kräften denselben nicht heben konnten.

Gyā'lōyak·amē sprach nun zu seinen Sklaven: „Lasst uns zum See hinaufgehen hinter unserem Hause. Dort wohnt Wā'qaos, der ebenfalls einen grossen Stein hat. Wir wollen sehen, wer von uns der Stärkste ist.“ Sie gingen den Fluss hinauf und als sie bei Wā'qaos angekommen waren, forderte Gyā'lōyak·amē ihn zum Wettkampfe auf. Er fragte: „Kannst Du meinen Stein heben?“ Wā'qaos erwiderte: „Ja, ich kann es, aber kannst Du den meinen heben?“ Auch Gyā'lōyak·amē glaubte dazu im Stande zu sein. Auf Wā'qaos' Verlangen brachte er seinen Stein herbei und dieser hob ihn mit Leichtigkeit. Er selbst aber konnte Wā'qaos' Stein nicht heben. Da sprach er zu diesem: „Ich sehe nun, dass Du stärker bist, als ich. Fortan sollst Du mein Bruder sein.“ Und sie wohnten von nun an gemeinschaftlich in einem Hause und fingen Lachse im Flusse.

9. Der Mond raubt eine Frau.

Eine Frau, Namens Tspilk·ola'k·a, und deren Tochter Tlaluakoagyilaka'sō lebten zusammen in Tlamnos; die Tochter war sehr schön und darum beschloss der Mondmann, sie zu rauben. Er stieg vom Himmel herab und bat Tspilk·ola'k·a um etwas Wasser. Bereitwillig schickte diese ihre Tochter zum Brunnen, um frisches Wasser zu holen. Kaum hatte diese aber den Fuss aus der Thür gesetzt, so ergriff sie der Mondmann und nahm sie mit zum Himmel hinauf. Da ward Tspilk·ola'k·a traurig und zog nach Nauê'tē. Nach einiger Zeit kam der Mondmann wieder herab und bat eine Frau um Wasser. Als Tspilk·ola'k·a ihn kommen hörte, warnte sie jene, nicht hinauszugehen, denn sonst würde der Mondmann sie mitnehmen. Jene hörte aber nicht auf den Rath und als sie vor die Thür trat, entführte sie der Mondmann. Das Mädchen mit dem Eimer kann man noch heute im Monde sehen.

10. Apōtl.

Einst stand Baā'kumi vor seinem Hause und sah einen Seehund im Wasser schwimmen. Da sprach er zu seinem Sohne Apōtl: „Gehe doch und erlege jenen Seehund!“ Dieser gehorchte. Er nahm eine Harpune und ging mit zwei seiner Vettern in sein Boot, um den Seehund zu verfolgen. Vorsichtig ruderte er näher. Als sie nahe herangekommen waren, schleuderte Apōtl seine Harpune und traf den Seehund. Dieser schwamm davon und zog das Boot weit hinaus in die hohe See. Fast war das Land ihren Blicken entschwunden, da sprach der eine der Vettern zu Apōtl: „Zerschneide das Harpunseil, sonst werden wir nie in unsere Heimath zurückkehren.“ Jener ergriff sein Messer und zerschnitt die Leine. Aber vergeblich; das abgeschnittene Ende sprang zurück und haftete fest am Boote. Nun sahen sie nichts um sich als Himmel und Wasser. Lange waren sie herumgetrieben, da erblickten sie in weiter Ferne eine flache Küste. Der Steuermann

sprang, als sie nahe herankamen, an's Land. Dasselbe erwies sich aber als ein Trugbild, und er ging unter. Apōtl und sein Vetter wurden unaufhaltsam von dem Seehunde weitergezogen. Sie kamen an eine Stelle, wo das Meer mit schwarzen Steinen, die wie Holzkohlen aussahen, bedeckt war. Diese liessen sie durch. Ebenso gelangten sie durch einen Haufen von dicht gedrängtem Treibholz. Nach einiger Zeit erblickten sie ein Land und Bäume darauf. Der Seehund schwamm darauf zu, und nun waren sie so nahe, dass sie Häuser und Menschen darauf erblicken konnten. Als sie am Ufer angekommen waren, verwandelte sich der Seehund in einen Mann. Apōtl war sehr hungrig geworden, und da er sah, dass einer der Einwohner viel Fischöl hatte, wollte er denselben bitten, ihm etwas Oel und Fische zu geben. Der verwandelte Seehund sprach: „Bitte jenen Mann um Oel; er wird Dir etwas geben, aber nimm nicht mehr als vier Becher voll, dann komm zum Boote zurück.“ Apōtl gehorchte. Kaum hatte er einen Fuss in's Boot gesetzt, so verwandelte der Mann sich wieder in einen Seehund und zog sie weiter. Nach einiger Zeit kamen sie an eine Flussmündung. Dort lud der Lachs Apōtl und seinen Vetter zum Essen ein. Wieder warnte der Seehund, der sich in einen Mann verwandelt hatte, die beiden, nicht mehr als viermal zu nehmen; und sie folgten seiner Warnung. Dann fuhren sie weiter und besuchten den Silberlachs und den Fisch hanū'n. Der letztere sprach zu Apōtl: „Ich kann Dir nichts zu essen geben, aber ich warne Dich vor Nᴇmō'k·oak·amē, der an jener Landspitze wohnt. Er ist ein Menschenfresser, und ringsum sind die Knochen von den von ihm Erschlagenen angehäuft.“ Sie fuhren weiter, und als der Seehund Nᴇmō'-k·oak·amē rufen hörte, schwamm er davon, so rasch er schwimmen konnte. Da riss jener eine Fichte aus und warf sie dem Boote nach. Fast hätte er dasselbe getroffen, und der Seehund beeilte sich nun um so mehr, aus seiner Nähe zu kommen. Da riss Nᴇmō'k·oak·amē eine Tanne aus und versuchte nochmals das Boot zu treffen. Nicht viel fehlte, so hätte er es getroffen. Der Seehund schwamm nun weiter. Nach einiger Zeit sahen sie ein Boot in der Nähe einer kleinen Insel schwimmen. Es war niemand darin, aber im Boote sahen sie zwei Heilbutten liegen. Apōtl nahm diese und ging zur Insel. Bald sah er einen Mann, Namens Gyingyinā'nimis (= Zwerg), aus dem Meere auftauchen, der in jeder Hand eine Heilbutte trug, welche er in's Boot warf. Sogleich sah dieser, dass seine Fische verschwunden waren, und rief: „O, wer hat meine Heilbutten gestohlen!“ Apōtl fürchtete sich und brachte ihm die geraubten Fische wieder.

Der Seehund schwamm weiter, und endlich gelangten sie zu Amiaē'qet (K·ants'ō'ump). Dieser gab Apōtl eine seiner Töchter zur Frau und behielt ihn vier Tage bei sich in seinem Hause. Es waren aber in Wirklichkeit vier Jahre, die Apōtl und sein Vetter dort zubrachten. Dann sehnten die beiden Männer sich in ihre Heimath zurück. Apōtl war betrübt, er legte sich in's Bett und wollte nicht mehr aufstehen. Endlich sagte er seiner Frau auf ihr vielfaches Befragen, dass er zurückzukehren wünsche, und diese bat ihren Vater, Apōtl's Wunsch zu erfüllen. Amiaē'qet willfahrte ihrer Bitte. Er ging zu Apōtl und fragte ihn, ob er mit seinem Vetter allein gekommen sei. Dieser erzählte ihm nun, wie ihr Vetter um's Leben gekommen sei. Da nahm Amiaē'qet ein Auge aus einer Kiste, band sich ein Seil um den Leib, das er von seinen Sklaven halten liess, und tauchte in's Meer hinab. Dort holte er die Gebeine des Vetters, die er dann zusammensetzte. Er setzte ihm neue Augen ein und besprengte ihn dann mit dem Wasser des Lebens. Da stand jener wieder auf. Amiaē'qet sprach dann zu Apōtl und seinem Vetter: „Mein Haus steht im äussersten Westen, wenn ihr in eure Heimath

zurückkehren wollt, so reiset immer der aufgehenden Sonne entgegen;“ und er gab ihnen zum Abschiede eine kleine Kiste, in welche er vier Seeotterfelle legte.

Lange, lange fuhren sie der aufgehenden Sonne entgegen. Da sahen sie die Berge ihrer Heimath am Horizonte auftauchen und fanden das ganze Land mit Schnee bedeckt, den Amiaē'qet gesandt hatte. Apōtl ging zum Hause seines Vaters. Zu seinem Erstaunen sah er, dass niemand vor der Thür sass und das Haus ganz schmutzig war. Er trat hinein und fand seinen Vater Baā'kumi am Feuer sitzen. Er rief ihm zu: „He! Ich bin zurückgekehrt von meiner Reise; ich, Dein Sohn Apōtl!“ Der Alte glaubte ihm nicht und erwiderte: „Du lügst, mein Sohn Apōtl ging vor langer Zeit aus, einen Seehund zu jagen, und ist nicht wieder zurückgekehrt.“ Da sah Apōtl, dass jener sehr alt geworden war, und er weinte vor Betrübniss. Er sprach: „Erkennst Du mich nicht wieder, Vater? Ich bin ja Apōtl, Dein Sohn.“ Da erkannte ihn Baā'kumi und sein Herz war froh. Er nahm einen Tanzstab und fing an zu singen, weil sein Sohn zurückgekehrt war. Apotl aber baute ein neues Haus. Er lud alle Leute ein und beschenkte sie reichlich aus der kleinen Kiste, die ihm Amiaē'qet gegeben hatte. Dieselbe wurde niemals leer.

11. Tikya'.

Tikya' und seine Schwestern Ts'ēqsâ'ke (die Dohle) und Elk·sâ'yuk·a lebten gemeinschaftlich in einem Hause. Eines Tages lieh er sich Ts'ēqsâ'ke's Mantel und machte sich auf, ein benachbartes Dorf zu besuchen. Eine Ceder war aber vor kurzem gerade über den Pfad gesunken. Tikya' hüllte den Mantel fest um sich und versuchte sich durchzuzwängen. Da zerriss derselbe und er kehrte nach Hause zurück. Als seine Schwester sah, dass ihr Mantel zerrissen war, ward sie zornig und schalt ihren Bruder. Dieser ward betrübt und legte sich in's Bett. Vier Tage blieb er liegen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Dann stand er auf, nahm einen Stock, mit dem er Takt schlug, und sang: „Meine Schwestern zürnen mir, weil ich ihren Mantel zerrissen habe, doch sie werden mir nun einen neuen machen.“ Sogleich setzten dieselben sich an die Arbeit und machten ihm einen neuen Mantel. Sobald er denselben erhalten hatte, machte er sich wieder auf den Weg und es gelang ihm dieses Mal, sich unter der Ceder hindurch zu zwängen. Endlich gelangte er zur Küste. Dort fand er einen Stamm Treibholz, in dem er ein Stück Eisen(?) erblickte. Der Stamm war mit schlüpfrigen Algen bedeckt. Vorsichtig kletterte er hinauf, riss das Eisen heraus und sang: „Nie habe ich früher dergleichen gesehen. Ich will eine Axt aus dem Eisen machen, und niemand wird ein Werkzeug haben, das dem meinen gleichkommt.“ Er ging weiter und gelangte zu einer Landspitze. Dort tödtete er eine Otter mit seinem Eisen. Und nachdem er eine Zeit lang umhergewandert war, kehrte er zu seinen Schwestern zurück. Auf Befragen erzählte er diesen, wo er gewesen sei und was er erlebt habe. Einst sah er Rauch aus dem Dache des Nachbarhauses, in dem Muscheln gekocht wurden, aufsteigen. Er trat an die Thür, aber niemand lud ihn ein, hereinzukommen. Da sprach er: „Ich möchte mit Euch Muscheln essen,“ doch niemand antwortete oder lud ihn ein. Da ward er betrübt, er erhob seinen Tanzstab, um Takt zu schlagen und zu singen; die Leute aber glaubten, er wolle sie erschlagen und entflohen. Er sang: „Alle Leute sind zornig auf mich; ich wünschte mit ihnen Muscheln zu essen, aber sie gaben mir nichts, selbst als ich sie darum bat;“ und er kehrte traurigen Herzens nach Hause zurück. Dort baten ihn seine Schwestern, mit ihnen in den Wald zu gehen, um Cederrinde zu holen. Im Walde verlor er den Weg und fand erst nach langem Umherirren denselben an einer grossen Ceder wieder. Da sang er: „Nun werde ich nicht hier im Walde

verhungern. Die Vögel werden nicht kommen, mich zu fressen. Meine Augen werden nicht aus ihren Höhlen fallen, und ich werde nicht in einen Bären oder Wolf verwandelt werden.“ Endlich gelangte er glücklich nach Hause zurück.

Ein anderes Mal ging er mit seinen Schwestern aus, Muscheln zu sammeln. Sie stiegen in's Boot, und er steuerte, während seine Schwestern ruderten. Während dieselben nun am Strande Muscheln sammelten, legte er sich auf dem Boden des Bootes nieder und erwartete ihre Rückkunft. Dort schlief er ein und als er sich im Schlafe umdrehte, kenterte das Boot. Er aber richtete es im Wasser wieder auf, stieg hinein und sang: „Wenn ich ertrunken wäre, so wäre ich ein grosser Wal geworden oder ein Finnwal und grüne Algen wären auf meinem Körper gewachsen.“

Einst forderten seine Schwestern ihn auf, mit ihnen zu gehen und Wurzeln zu graben. Sie sahen viele Pflanzen am Rande eines steilen Felsens wachsen und Tikya' stieg hinauf, um dieselben auszugraben. Er warf die Wurzeln von oben herab, und seine Schwestern sammelten sie unten in ihre Körbe. Als dieselben voll waren, riefen sie ihrem Bruder zu, herunter zu kommen. Da band derselbe seine Hände mit Flechten zusammen und stürzte sich den Felsen herab. Seine Schwestern glaubten, er sei todt. Er aber schüttelte sich, stand auf und sang: „Lâ'lenoq (der Geist des Todten) hat mich getödtet: die Eule hat mich getödtet, sie schreit die ganze Nacht.“ —

XIX. Sagen der Nak·o'mgyilisala.

1. Die K·'ā'nigyilak'-Sage.

1. K·'ā'nigyilak' und Nemō'k·ois (= der allein seiende) waren K·ants'ō'ump's (= unser Vater) Söhne. Vor langer, langer Zeit sandte er beide zur Erde herab, wo sie von einer Frau, Namens Tsatsaquitela'k·a (= die Olachen-Frau), wiedergeboren wurden. Rasch wuchsen die Zwillinge heran. Damals schwammen noch keine Fische in den Flüssen und im Meere und K·'ā'nigyilak' verlangte danach, die Gewässer von Lachsen und anderen Fischen belebt zu sehen. Tsatsaquitela'k·a aber bewahrte alle Fische in ihrem Mantel. K·'ā'nigyilak' bat sie, ihm diesen zu leihen. Als er ihn erhalten hatte, bestieg er mit seinem Bruder das Boot, und sie fuhren zuerst den Fluss hinauf, kehrten dann zurück und ruderten hinaus in die See. Da sie nirgends Fische fanden, tauchte K·'ā'nigyilak' einen Zipfel des Mantels seiner Mutter in's Meer, und siehe da! zwei Lachse sprangen heraus und schwammen lustig von dannen. Rasch vermehrten sie sich und bald war Fluss und Meer voll von Fischen. Tsatsaquitela'k·a aber ward zornig, als sie sah, dass K·'ā'nigyilak' die Fische befreit hatte. Sie verliess ihre Kinder und ging in das Land der Lachse.

2. K·'ā'nigyilak' und Nemō'k·ois aber fuhren den Fluss hinauf, Abenteuer zu suchen. Als sie eine Zeit lang gefahren waren, erblickten sie ein Haus. Dort wohnte der Reiher und seine Frau, der Specht, die damals noch Menschen waren. Die Brüder fuhren an's Land und K·'ā'nigyilak' sprach zum Manne: „Ich will Dich lehren, ein Lachswehr zu bauen.“ Er zeigte ihm, wie er es zu machen habe, und der Reiher war froh, nun auf so leichte Weise Nahrung zu erlangen. Zum Lohne nahm er K·'ā'nigyilak' und Nemō'k·ois als seine Kinder auf.

Morgens sprach er zu ihnen: „Ich will jetzt mit meiner Frau zum Lachswehr gehen und sehen, ob etwas darin ist. Bleibt Ihr hier. Ich werde unten am Wasser aufpassen, ob jemand hierher kommt. Wenn ich einen von den bösen Menschen, die hier in der Nähe wohnen, kommen sehe, so will ich rufen. Dann

versteckt Euch im Walde, damit er Euch nicht fängt.“ Dann gingen die beiden Alten. Die Frau aber war gierig und geizig, und wollte den Kindern nichts gönnen; deshalb sprach sie zu ihrem Manne: „Wenn wir Fische in dem Wehre finden, so schreie Du, ehe wir zurückkehren. Die Kinder werden dann fortlaufen und wir können die Lachse allein essen.“ Und siehe, sie fanden einen Fisch in dem Wehre. Sie nahmen ihn, gingen nach Hause, und dann schrie der Mann aus Leibeskräften. Als K·'ā'nigyilak' und Nᴇmō'k·ois das hörten, versteckten sie sich eiligst im Walde. Die Frau aber schnitt den Fisch auf, kochte ihn, und beide liessen es sich gut schmecken. Als Abends die Kinder sich wieder hervorwagten, sagte der Mann: „Es ist gut, dass Ihr fortgelaufen seid. Als ich heute Morgen schrie, sah ich zwei unserer Feinde auf unser Haus zukommen. Wenn ich morgen wieder rufe, so versteckt Euch nur rasch wieder.“ Die Frau aber sagte nichts und ass unaufhörlich.

Am nächsten Morgen gingen die beiden Alten wieder zum Flusse hinunter, um zu sehen, ob Lachse gefangen wären. Und siehe, sie fanden vier Fische. Diese trugen sie nach Hause, und als sie nahe genug waren, schrie der Mann wieder. Da sagte K·'ā'nigyilak' zu seinem Bruder: „Lass uns doch sehen, wer eigentlich diese bösen Menschen sind. Komm, wir wollen uns hier, nahe dem Hause, verstecken und nicht in den Wald gehen.“ Sie thaten, wie K·'ā'nigyilak' gerathen hatte, und da sahen sie, dass nur der Alte und seine Frau kamen, und dass sie vier schwere Lachse in's Haus trugen. Sie hörten, wie die Frau zu ihrem Manne sagte: „Nun mache rasch Feuer, wir wollen essen, ehe die Kinder zurückkommen.“ Der Mann gehorchte, und dann kochten sie die Fische und fingen an zu essen. Da wurde K·'ā'nigyilak' zornig. Er nahm seinen Bogen und erschoss zuerst den Mann, dann die Frau. Dann nahm er ihre Leichname, warf sie in die Höhe, indem er sagte: „Nun fliegt davon als Vögel.“ Da wurde der Mann in einen Reiher, die Frau in einen Specht verwandelt.

3. Und K·'ā'nigyilak' und Nᴇmō'k·ois verliessen den Ort und wanderten fürbass. Als sie nach Tsā'mō (nahe Newette Bar) kamen, sahen sie einen wunderbar schönen Fisch im Flusse umherschwimmen, dessen Körper glänzte wie lauter Licht. K·'ā'nigyilak' nahm einen Stock und schlug ihn. Da verwandelte sich der Fisch in einen Si'siutl-(die fabelhafte, zweiköpfige Schlange), den er erschlug. Er zog ihn an's Land, schnitt ihn auf und zog ihm die Haut ab, aus der er sich einen Gürtel machte. Und er nahm ihm die Augen aus, die er sorglich bewahrte.

4. Und die Brüder wanderten weiter. Bald kamen sie nach Guā'nē (nahe Cap Scott). Da sah K·'ā'nigyilak' einen mächtigen Wal im Meere schwimmen, den wollte er erlegen. Er bat Nᴇmō'k·ois, ihm seine Schleuder zu leihen. In diese legte er ein Auge des Si'siutl als Schleuderstein, und als der Wal wieder auftauchte, um zu athmen, schwang er die Schleuder, der Stein flog wirbelnd davon und traf den Wal, der sogleich verendete. Auf diese Weise tödtete K·'ā'nigyilak' vier Wale, die am nächsten Morgen in Pā'tsis an's Land trieben. Er gab Nᴇmō'k·ois die Schleuder zurück, ging zum Meere herab und hob die Wale an den Schwänzen auf. So trug er sie hinauf an's Land. Dort kann man noch heute ihre Rücken und Athemlöcher erkennen.

5. K·'ā'nigyilak' ging nun in den Wald, wo er sich einen Haufen kleiner Stöcke holte, aus denen er zwei kleine Häuser baute. Dann nahm er etwas Wasser in den Mund und spie auf die Häuser, die sich nun plötzlich gewaltig ausdehnten. Und er nannte das eine Haus K·'oā'k·oakyiutelas (= es ist so gross, dass die Leute an der gegenüber liegenden Seite klein erscheinen[??]), das andere

Yuibā'lagyilis (= wo der Wind an allen Seiten hineinweht[??]). Das letztere schenkte er seinem Bruder. Und er sprach zu ihm: „Ich will jetzt gehen, die Welt durchwandern und alle Menschen kennen lernen. Bleibe Du hier. Wenn Du hungrig bist, so iss von den Walen. Das wird genug sein, bis ich zu Dir zurückkehre."

6. So trennten sie sich. Als K·'ā'nigyilak' einige Zeit gewandert war, kam er zu einem Dorfe, und mit Erstaunen sah er, dass aus keinem einzigen der Häuser Rauch aufstieg. Er ging in jedes einzelne Haus, aber er sah niemand. Endlich im letzten Hause fand er einen Mann, Namens Nau'etsâ, und dessen Enkelin, ein kleines Mädchen, die einzigen Bewohner des Dorfes. Er fragte: „Wo sind denn alle eure Landsleute?" „Das Ungeheuer Ts'ē'k·is, das in jenem See haust, hat alle getödtet. Sobald jemand hinabging, um Wasser zu holen, kam es und verschlang ihn. Wir sind die einzigen Ueberlebenden." Er blieb im Hause mit Nau'etsâ und dessen Enkelin. Eines Tages sprach er zu dem Kinde: „Gehe hinab zum See und hole mir Wasser." Dem aber widersetzte sich der Alte auf's Heftigste und wollte es nicht dulden. Er rief: „Nein, sie soll und darf nicht gehen! Ts'ē'k·is soll mir nicht das letzte meiner Kinder auch noch entreissen, und gewiss wird er sie fressen, wenn sie geht." K·'ā'nigyilak' aber suchte ihn zu beruhigen. Er gab dem Kinde den Eimer, band ihr den Gürtel aus der Haut des Sī'siutl um und hiess sie gehen. Er folgte ihr, sah wie der Ts'ē'k·is auftauchte und das arme Kind verschlang. Da ergriff K·'ā'nigyilak' einen Stock, und indem er auf einem Steine Takt schlug, sang er: „Si'siutl! werde lebendig und tödte ihn; erwache und tödte ihn!" Kaum hatte er ausgesungen, so kam das Ungeheuer aus den Tiefen empor und wand sich in Todesqualen. Die Knochen aller Menschen, die es verschlungen hatte, spie es aus. Dann erschoss K·'ā'nigyilak' es mit seinen Pfeilen. Er setzte die Knochen wieder zusammen und besprengte sie mit dem Wasser des Lebens. Da standen sie auf und rieben sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätten. Sie wanderten aus von der Unglücksstätte und wurden die Ahnen der K·ōskī'mō.

7. Und K·'ā'nigyilak' ging fürbass. Als er eine Zeit lang gegangen war, kam er zu Hē'likiligyala (= der Krankenheiler) [S. 187], der einen Halsring aus rothgefärbtem Cederbast trug. Derselbe wohnte mit seiner Schwester Lōtlemā'k·a (NōtlEmā'k·a?) zusammen in einem Hause. Als K·'ānigyilak' ankam, tanzten beide. Hē'likiligyala trug einen Stock zwischen seinen flach zusammengelegten Händen. Als er auf denselben blies, flog er durch das Haus auf seine Schwester zu, die ihn fing. Als K·'ā'nigyilak' dies sah, fürchtete er sich und schlich sich heimlich um das Haus herum, ehe Hē'likiligyala ihn gesehen hatte.

8. Und er ging weiter und kam nach Tsētsek·lā'sis (auf Hope Island). Dort wohnte NōmasE'nQilis (= der älteste auf Erden). Dieser hatte einen Sohn Namens Tleqyā'ligyila und eine Tochter Namens Aikyā'ōēk·a (= die Glänzende) [S. 188]. NōmasE'nQilis wusste, dass K·'ā'nigyilak' kommen würde und sprach zu seinem Sohne: „Bald wird K·'ā'nigyilak' kommen, aber sei ruhig, er wird Dich fürchten. Gehe Du nach Qu'spalis (Newette Bar) und erwarte ihn. Ich bleibe hier." Als K·'ā'nigyilak' den NōmasE'nqilis sah, verwandelte er ihn in einen grossen Stein, der noch heute am Ufer liegt. Seine Haare wurden in Gras und Erde verwandelt, die den oberen Theil des Felsens bedecken. Aikyā'ōēk·a hatte ein Haus in Tsētsek·lā'sis, vor dem ein Wappenpfahl stand. Zwei beständig schreiende Adler sassen darauf. K·'ā'nigyilak' riss ihn aus und warf ihn in's Meer.

9. Er ging weiter und kam nach QūtsEqstä'e (dem Begräbnissplatz von Newette). Dort traf er O'meātl (S. 171). Als dieser ihn kommen sah, streckte er

nur seinen Zeigefinger gegen ihn aus, und durchbohrte so K·'ā'nigyilak''s Kopf. Dann streckte dieser seinen Zeigefinger gegen O'meātl aus und durchbohrte dessen Kopf. Da fürchteten beide einander und trennten sich.

10. Und K·'ā'nigyilak' kam nach Qᴜspalis, wo Tleqyā'ligyila ihn erwartete. Er sah, dass dieser mit seiner Schwester Naqnaisilaō'k·oa (= die die Erde immer Erleuchtende) Tsētsā'ēk·a (= die Geheimnisse) tanzte. Da fürchtete er sich und wanderte vorbei.

11. Und er begegnete Nō'mas (= der Alte) [S. 169], dem Stammvater der Tlau'itsis (= die Jähzornigen). Dieser war der erste, der Fischleinen aus Seetang gemacht hatte, um Heilbutten zu fangen. Daher waren auch die Tlau'itsis die ersten, welche solche Leinen gebrauchten. K·'ā'nigyilak' schloss Freundschaft mit ihm und füllte die Flüsse seines Landes mit Lachsen.

12. Er ging weiter und traf Kuē'qagyila (= der Mörder) [S. 184], dessen Haus auf dem Gipfel des Berges Qusēla stand. Diesen sah er in der Maske des grauen Bären Nōntlᴇm tanzen. Da wusste er, dass jener stark und mächtig war.

13. Und er ging nach Kwākiū'tis (die Gegend von Fort Rupert), wo er Haialikyā'wē (S. 167) fand, der in Tlᴇlā't (Hardy Bay) wohnte. Dieser führte den Si'siūtl als Wappen und trug beim Tanze die Maske Hai'alikyamtl und einen Hermelin-Kopfschmuck. Sie wollten ihre Kräfte an einander versuchen. Zuerst liess K·'ā'nigyilak' das Wasser steigen, so dass das ganze Haus davon bedeckt wurde. Als es wieder gefallen war, sah er, dass Haialikyā'wē wohlbehalten und munter im Hause sass. Da liess er es nochmals steigen und wieder fallen. Haialalikyā'wē aber prustete und schüttelte sich nur. Das Wasser konnte ihm nichts anhaben. Dann versuchte K·'ā'nigyilak' ihn und sein Haus zu verbrennen. Er häufte einen grossen Haufen Scheite mitten im Hause auf, entzündete ihn und warf Haialikyā'wē hinein. Sogleich versank dieser und tauchte nicht weit vom Feuer wieder auf. Auch das Haus verbrannte nicht, denn der Si'siūtl schützte es. Da sah K·'ā'nigyilak', dass er es mit einem mächtigen Gegner zu thun habe und beschloss, Freundschaft mit ihm zu schliessen. Er füllte den Fluss von Tlᴇlā't mit Lachsen, nahm ihn an der Hand und sagte: „All' dies Land soll Dein sein. Du bist ein mächtiger Zauberer. Fahre fort, Deinen wunderkräftigen Tanz zu tanzen. Deine Nachkommen sollen Deine Kunst und Deine Tanzgeräthe erben." Und sie nannten einander Brüder.

14. K·'ā'nigyilak' ging weiter und kam nach Tlalā'etē. Dort traf er einen grossen Vogel. Als dieser ihn kommen sah, streifte er sein Vogelkleid ab und sprach: „Siehe, ich bin Mā'tagyila" (Ahne des Geschlechts Maa'mtagyila des Stammes Kuē'tela). Da nannte K·'ā'nigyilak' ihn Bruder und schuf Lachse für ihn im Flusse Ts'ᴇ'lqot (nahe dem Südende von Hardy Bay). Später zog Mā'tagyila nach K·oā'tsē und baute daselbst ein Haus.

15. Und K·'ā'nigyilak' besuchte den mächtigen K·'ē'qtlala und schloss Freundschaft mit ihm. Er traf Hā'natlēnoq (= der Bogenschütze, Ahne eines Geschlechts der K·'ō'mōyuē), der ihn beinahe mit seinen Pfeilen erschossen hätte, Ts'ᴇ'nᴏk·aiō (Ahne des gleichnamigen Geschlechts der Walaskwakiutl), der in Tā'ek·otl wohnte, und Lā'laqsᴇnt'aio (Ahne des gleichnamigen Geschlechts der Kuē'tela), sowie Sᴇ'ntlaē, den Sohn der Sonne (Ahne des Geschlechts Si'sᴇntlaē der Kuē'tela).

16. Er ging weiter und kam nach E'lis (Cormorant Island), wo er Qutsetsâ'lis und Iʜa'k·amē (Mission von Alert Bay) besuchte.

17. Dann ging er hinüber nach Qulkʜ (an der Mündung des Nimkisch-Flusses). Dort lebte Guanā'lalis (siehe S. 134), der vier schöne Töchter hatte.

Als K·'ā'nigyilak' ankam, schwammen die Mädchen gerade im Flusse. Da verwandelte K·'ā'nigyilak' sich in einen alten Mann. Als die Mädchen ihn sahen, riefen sie: „O, bleibe hier und warte, bis wir aus dem Wasser kommen, dann sollst Du uns den Rücken waschen.“ Er gehorchte. Als die älteste der Schwestern aus dem Wasser gestiegen war, wusch er ihr den Rücken von oben bis unten und steckte dann seinen Zeigefinger in ihre Scheide. „Hu!“ schrie sie, „was machst Du da!“ Sie ging dann zu ihren Schwestern und sagte: „Lasst Euch auch den Rücken waschen, Ihr sollt einmal sehen, wie schön der Alte es macht!“ Die zweite und dritte thaten es, und K·'ā'nigyilak' machte es mit ihnen ebenso. Die jüngste aber weigerte sich und wollte sich nicht von dem Alten berühren lassen. Da nahm K·'ā'nigyilak' seine wahre Gestalt an. Als die Mädchen das sahen, rief die jüngste „Seht Ihr, was habe ich Euch gesagt! Hättet Ihr Euch nur nicht von dem Alten waschen lassen.“ Er aber nahm die jüngste zur Frau.

Die älteren Schwestern gingen nun in's Haus zu ihrem Vater und sagten „Vater! Deine jüngste Tochter hat einen Mann bekommen! Reinige Dein Haus, ihn zu empfangen.“ Da reinigte Guanā'lalis sein ganzes Haus und lud K·'ā'nigyilak' ein, hereinzukommen. Er wies ihm eine Kammer an, in der er mit seiner jungen Frau schlief. Die älteren Schwestern schliefen aber in ihren Kammern. Am nächsten Morgen fanden alle vier Frauen, dass sie schwanger waren. K·'ā'nigyilak''s Frau gebar einen Knaben, der rasch heranwuchs.

Guanā'lalis aber zürnte seinem Schwiegersohn, weil er alle seine Töchter verführt hatte, und beschloss, ihn zu tödten. Eines Tages sagte er zu ihm: „Komm, lass uns gehen und Bretter zu einem neuen Hause spalten. Ich habe eine Ceder ausgesucht, kann sie aber nicht allein fällen.“ Sie nahmen ihre Hämmer und Keile und gingen in den Wald. Mit vereinten Kräften gingen sie daran, die mächtige Ceder zu fällen, und als sie hiermit fertig waren, fingen sie an, den Baum zu spalten. Schon hatten sie ihre Keile tief hineingetrieben und die abgespaltene Baumhälfte weit abgespreizt, als Guanā'lalis absichtlich seinen Hammer fahren liess, der tief in den klaffenden Spalt fiel. „O“, rief er, ich habe meinen Hammer verloren! willst Du ihn mir nicht wieder holen?“ K·'ā'nigyilak' kroch bereitwillig in den Spalt. Da schlug Guanā'lalis die stützenden Keile aus dem Baum, der sogleich mit grosser Gewalt zusammenschlug. Der Alte aber rief: „So geschieht es Dir recht, K·'ā'nigyilak'! Das ist der Lohn dafür, dass Du meine Töchter verführt hast!“ Kaum aber hatte er ausgesprochen, da hörte er jemand hinter sich sagen: „Hier, Guanā'lalis, ist Dein Hammer.“ Erschreckt drehte er sich um und sah K·'ā'nigyilak' unversehrt hinter sich stehen. Er fasste sich aber rasch und sagte: „O, Freund, ich bin so betrübt; die Keile flogen aus dem Baume, und ich glaubte sicher, Du seiest erschlagen. Mein Herz ist froh, dass Du unverletzt entkommen bist.“ K·'ā'nigyilak' antwortete gar nicht, und beide kehrten nach Hause zurück. Unterwegs pflückte K·'ā'nigyilak' zwei Beeren und als sie zu Hause angekommen waren, warf er jede in eine Schüssel. Seine Frau fragte ihn: „Wo hast Du die Beeren gefunden?“ Er antwortete: „Dort, wo wir die Ceder fällten.“ Die eine Schüssel gab er seinem Schwiegervater, die andere seiner Frau, und siehe! beide waren voller Beeren. Diejenigen, welche er Guanā'lalis gegeben, hatte er so verzaubert, dass ein Baum aus seinem Leibe hervorwuchs, nachdem er sie gegessen hatte. Später aber machte er ihn wieder gesund.

Nachdem er einige Zeit dort gelebt hatte, wurde er traurig und niedergeschlagen. Er legte sich nieder und blieb vier Tage lang im Bette. Guanā'lalis versuchte, ihn aufzumuntern, aber er hörte nicht auf ihn. Seine Frau bat ihn, aufzustehen, und fragte ihn, ob er krank sei. Endlich sprach er: „Ich bin nicht

krank, aber mein Herz sehnt sich nach meinem Bruder. Bleibe hier, mein Weib, ich werde zu Dir zurückkehren."

18. Nach langen Wanderungen kam K·'ā'nigyilak' zurück nach Guā'nē, wo er seinen Bruder dereinst verlassen hatte. Draussen sah er Niemanden. Er trat ins Haus und sah ihn dort im Bett liegen. Er rief ihn, Nᴇmō'k·ois aber hörte nicht. Er wollte ihn schütteln und da sah er, dass er schon lange todt war. Nur die gebleichten Knochen lagen unter den Decken. Da besprengte K·'ā'nigyilak' ihn mit dem Wasser des Lebens und der Todte stand auf, rieb seine Augen und sprach: „O, wie lange habe ich geschlafen!" K·ā'nigyilak' antwortete: „Du hast nicht geschlafen! Du bist todt gewesen und ich habe Dich wieder erweckt!"

19. Dann schnitzte er vier Männer aus Cedernholz und nannte sie T'ōqtoua'lis, K·apk·ap'ā'lis, Kʜ'ētok·â'lis und Bēbekumlisi'la. Nach zwei Tagen wurden diese lebendig.

20. Im fernen Westen lebte Hā'nitsum, der eine schöne Tochter hatte, Namens Aiʜtsumā'letlilok. Die wünschte K·'ā'nigyilak' zur Frau zu haben. Er bestieg sein Boot K·ōk·ō'malis. Nach langen Irrfahrten gelangte er in Hā'nitsum's Heimath und fand dessen Haus. Dort heirathete er Aiʜtsumā'letlilok (= mit vielen Ohrringen aus Haliotisschalen) und kehrte mit ihr nach Guā'nē zurück. Nach einiger Zeit gebar sie einen Knaben. Dieser erhielt den Namen Hā'nēus und ward ein mächtiger Häuptling.

21. K·'ā'nigyilak' wanderte weiter. Auf seinen Wanderungen traf er Mā'lē-lek·ala, der am ganzen Körper krank war. K·'ā'nigyilak' fuhr mit der Hand über seinen Körper und heilte ihn so. Dann gab er ihm einen Wappenpfahl und ein Haus und füllte den Fluss Wēkyau'ayaas für ihn mit Lachsen.

22. Und K·'ā'nigyilak' wanderte weiter. Endlich kam er nach Comox. Als er dort ein Boot herankommen sah, verwandelte er sich wieder in einen alten Mann und erwartete die Ankunft der Fremdlinge. Jene erblickten ihn und ruderten an's Land. Der Häuptling fragte: „Wer bist Du und woher kommst Du?" „O", sprach K·'ā'nigyilak', „ich bin ein armer Sklave, der seinem grausamen Herrn davon gelaufen ist." „So komm mit mir zu meinem Hause, ich will fortan Dein Herr sein." K·'ā'nigyilak' stieg in's Boot, sie fuhren nach Hause und er ward des Häuptlings Sklave. Den ganzen Winter hindurch blieb er mit den übrigen Sklaven im Hause, als es aber wieder warm wurde, und der Häuptling alle Nachbarstämme zu einem grossen Feste eingeladen hatte, sandte er seine Sklaven und viele Männer seines Stammes aus, Holz zu holen. Der alte Sklave, in den K·'ā'nigyilak' sich verwandelt hatte, war zu schwach, um mit Bäume zu fällen und Holz zu tragen. Daher liess der Häuptling ihn das Wasser aus dem Boote schöpfen. Er war so schwach, dass fünf Männer ihn aufheben und in das Boot tragen mussten. Dann ruderten sie fort. Als sie zur Mündung eines Flusses kamen, landeten sie, und die zwanzig Männer, aus denen die Gesellschaft bestand, gingen in den Wald, Holz zu fällen, während der alte Sklave beim Boote blieb, um es zu bewachen. Als alle ausser Sicht waren, ging K·'ā'nigyilak' an's Ufer, schüttelte sich, streckte seine Glieder und nahm dadurch wieder seine wahre Gestalt an.

Mit einem Rucke zog er das Boot an's Land. Es war ein klarer Tag und die Sonne schien heiss auf die Erde herab. Um das Boot vor der schädlichen Einwirkung der Sonne zu schützen, warf er einen Baumstamm ins Wasser, so dass es über und über mit Wasser bespritzt wurde und rief die Zweige eines Baumes herbei, um es zu beschatten. Diese gehorchten seinem Gebote und schirmten das Boot vor den sengenden Strahlen. Dann legte er sich nieder zu schlafen.

Nach einiger Zeit kam einer der jungen Männer zurück, um zu sehen, ob der alte Sklave das Boot auch ordentlich bewache. Als dieser den kräftigen Mann an Stelle des Greises sah und das Boot an's Land gezogen fand, erstaunte er und erkannte, dass K·'ä'nigyilak' sich in solch kläglicher Gestalt ihnen genaht hatte. Bald kamen die übrigen Männer herbei, die einen Baum gefällt hatten, welchen sie nun mühselig auf ihren Schultern zum Boote trugen. Häufig mussten sie sich ausruhen, denn der Stamm lastete schwer auf ihren Schultern. Als K·'ä'nigyilak' sie erblickte, rief er: „Seid Ihr endlich fertig? Ich glaubte, Ihr würdet nie wiederkommen." Er bewegte seine Hand, und die Zweige des beschattenden Baumes sprangen in ihre ursprüngliche Lage zurück und er schob das Boot wieder in den Fluss. Da fürchteten sich alle, die ihn früher geneckt und verspottet hatten wegen seiner Schwäche. Er ging in den Wald und traf die Leute, welche gerade den Baumstamm hingelegt hatten, um sich auszuruhen. Er sagte: „Lasst mich den Stamm sehen, ehe Ihr ihn wieder aufhebt," und rief dann demselben zu: „Richte Dich auf und folge mir." Und siehe da, der Baum that, wie er ihn geheissen. Als K·'ä'nigyilak und der Baum an's Ufer kamen, hiess er ihn in Scheite zerspringen und sich selbst in das Boot stauen. Als die zwanzig Männer darauf den Baum krachend niederfallen sahen und erblickten, wie er in tausend Scheite zersprang, die sich von selbst fortstauten, da fürchteten sie sich sehr.

Das Boot war nun hoch beladen, und sie kehrten nach Hause zurück. Als das Boot an's Ufer gestossen war, hiess K·'ä'nigyilak' das Holz an's Land gehen und sich in dem Hause des Häuptlings aufschichten. Es gehorchte ihm und bald lagen die Scheite bis zum Dache aufgethürmt. Und er sprach weiter: „Du sollst mich rächen für alle Misshandlungen, die ich hier zu erdulden gehabt habe. Verbrenne das Haus und alle Bewohner!"

Als nun der Häuptling das Fest gab und alle beim Schmause versammelt sassen, fing das Holz von selbst an zu brennen. Nun bat ihn der Häuptling: „O, K·'ä'nigyilak', verschone uns. Lass das Feuer nicht mein Haus verzehren, dann gebe ich Dir auch meine Tochter zur Frau." Darob ward K·'ä'nigyilak''s Herz froh, er bewegte seine Hand abwärts und siehe, das Feuer war verlöscht. Vier Tage lang blieb er bei seiner Frau, dann kehrte er nach Guā'nē zurück.

23. Und K·'ä'nigyilak' wanderte weiter. Einst traf er einen alten Mann, Namens Tlē'qēkyōtl, welcher zwei Muscheln an einem Wetzsteine schärfte. K·'ä'nigyilak' trat dicht an ihn heran und fragte ihn, was er mache. Unwirsch drehte jener sich um und antwortete: „Hm! Wenn K·'ä'nigyilak' hierher kommt, will ich ihn damit auf den Kopf hauen und tödten." Er erkannte ihn nehmlich nicht. Da sagte K·'ä'nigyilak': „O, das ist recht! Lass mich doch einmal Deine Muscheln sehen!" Tlā'qēkyōtl gab ihm erst die eine, und als K·'ä'nigyilak' darum bat, auch die andere Muschel. Dann schlug dieser ihm die eine rechts, die andere links in den Kopf, beschmierte sein Hintertheil mit Schmutz und rief: „So, nun werde ein Hirsch und laufe in den Wald." Und so geschah es. Die Muscheln wurden in das Geweih verwandelt und noch heute sind die Hirsche hinten schwarz.

24. K·'ä'nigyilak' ging weiter und traf einen Mann, der damit beschäftigt war, einen Stock sorglich mit schwarzen Ringen zu bemalen. Er trat neben ihn und fragte: „Was machst Du denn da?" Jener drehte sich um und sagte: „Wenn K·'ä'nigyilak' hierher kommt, so will ich ihn mit diesem Stocke tödten." Auch er erkannte ihn nicht. K·'ä'nigyilak' antwortete: „So, ich kenne den Mann nicht, aber das wird ihm gewiss ganz recht geschehen. Lass mich doch einmal Deinen Stock sehen!" Der Mann gab ihn ihm, dann liess K·'ä'nigyilak' ihn aufstehen,

und unversehens stiess er den Stock in sein Hintertheil. Dann bemalte er seinen Mund und Rücken schwarz und sagte: „Fortan sei ein Waschbär und lebe auf den Bergen."

25. K·'ā'nigyilak' setzte seine Wanderungen fort und kam nach Ts'ā'lo (Seymour Narrows). Dort sah er einen Mann, Namens K·oā'k·oa, mit seiner Lachsharpune stehen und fischen. K·'ā'nigyilak' kehrte um, ehe jener ihn gesehen hatte, und dachte nach, wie er ihm die Harpune stehlen könne. Endlich hatte er sich ein Mittel erdacht, dies Ziel zu erreichen. Er schuf einen Mann, dem er befahl, sich auf einen Felsen zu stellen und zu beobachten, was er thun würde. Er verwandelte sich in einen Lachs und fragte jenen: „Sehe ich gerade so aus, wie ein Lachs?" „Nein," antwortete jener, „versuche es noch einmal." Und K·'ā'nigyilak' verwandelte sich nochmals und hatte nun ganz die Gestalt eines Lachses angenommen, der im Frühling den Fluss hinaufschwimmt. Er schwamm nun nach Ts'ā'lo, wo K·oā'k·oa stand und die Harpune in Bereitschaft hielt, um den ersten Lachs zu stechen, der in seine Nähe käme. K·'ā'nigyilak' schwamm zu ihm und spielte ganz nahe bei ihm recht ruhig im Wasser. Da freute sich K·oā'k·oa, warf die Harpune in seine Seite und wollte ihn an's Land ziehen. Der Lachs aber stemmte sich gegen einen Stein und als der Mann mit aller Kraft die Harpunenleine einzog, brach die Spitze ab und der Lachs schwamm mit ihr davon. So hatte K·'ā'nigyilak' seine Absicht erreicht.

K·oā'k·oa aber war traurig, ging nach Hause und legte sich nieder. Unterdess nahm K·'ā'nigyilak' wieder seine wahre Gestalt an. Freudig betrachtete er die Harpunenspitze und hing sie als Schmuck an sein Ohr. Dann stieg er wieder in sein Boot K·ök·ö'malis, machte sich einen Steuermann und ging zu dem Platze, wo K·oā'k·oa's Haus stand. Als sie näher kamen, erblickte K·oā'k·oa's Sohn, der gerade vor dem Hause spielte, das Boot und machte seinen Vater darauf aufmerksam, der ihn die Ankömmlinge einladen hiess. Der Knabe ging zum Strande hinab und rief: „Unser Häuptling fordert Euch auf, in sein Haus zu kommen, er will Euch ein Fest geben." K·'ā'nigyilak' folgte der Einladung; er landete und ging ins Haus. Dort wies K·oā'k·oa ihm einen Platz am Feuer an, und K·'ā'nigyilak' setzte sich nieder. Er war eitel auf seinen Ohrenschmuck und drehte den Kopf hin und her, damit man ihn sehen sollte. Als K·oā'k·oa die Harpunenspitzen in den Ohren des Fremden erblickte, rief er: „Woher hast Du Deinen Ohrenschmuck bekommen?" „O", antwortete K·'ā'nigyilak', „den trage ich schon lange, lange Jahre." K·oā'k·oa aber schüttelte den Kopf und sagte zögernd: „Ich weiss nicht, ich habe etwas verloren, das gerade so aussieht, wie Dein Ohrenschmuck." Er war überzeugt, dass jener es ihm geraubt hatte und ward sehr zornig. Er nahm einen Knochen, spaltete ihn in lauter dünne Nadeln und steckte diese in einen Lachs, den er K·'ā'nigyilak' vorsetzte. Als dieser anfing zu essen, blieben ihm die scharfen Splitter im Halse stecken. Er versuchte, sie auszuspeien, aber es gelang ihm nicht; sie setzten sich nur fester in seinen Schlund, und Blut quoll aus seinem Munde hervor. Da sprach er: „Warum betrügst Du mich so? Ein gutes Mahl versprachst du mir zu geben und nun machst Du mich krank! Wenn Du mich von den Knochensplittern befreist, will ich Dir auch meinen Ohrenschmuck geben." Da freute sich der Kranich. Er schüttelte K·'ā'nigyilak' und die Knochen fielen aus dessen Halse heraus. K·'ā'nigyilak' nahm nun die Harpunspitzen aus seinen Ohren und drückte sie an K·oā'k·oa's Nase: „So", rief er, „da sollen sie ewig sitzen bleiben", und er ergriff ihn und warf ihn in die Luft. Da flog jener als Kranich davon. Seine Frau verwandelte er in einen Specht.

26. Und er wanderte weiter. Nach einiger Zeit traf er einen Mann und eine Frau, die einander gegenüber sassen, die Arme in die Höhe hielten und immer mit dem Kopfe nickten. Er wollte sehen, was sie machten, fuhr näher heran und erblickte, dass ihre Genitalien auf der Stirn sassen und dass sie cohabitirten. Da sagte er: „Ich muss Euch in Ordnung bringen," und er machte sie aussehen, wie andere Menschen. „So", sprach er, „sollt Ihr künftig Kinder erzeugen."

27. Als er weiter ging, hörte er Lärm wie von vielen Menschen. Zuerst sah er niemand; als er aber an eine Landspitze kam, entdeckte er einen Mann, der sich bald auf der Erde herumwälzte, bald ins Wasser sprang und dann wieder an's Ufer kam. Sein Körper war über und über mit Mäulern bedeckt, die alle zugleich lachten und schrieen. K·'ā'nigyilak' fragte: „Was machst Du denn da?" Jener aber antwortete nicht, sondern lachte und schrie immer weiter, so dass K·'ā'nigyilak' sich die Ohren zuhalten musste. Endlich ward es ihm zu viel und er strich jenem mit der Hand über den ganzen Körper. Da verschwanden alle die unzähligen Mäuler und er ward ein rechter Mensch. K·'ā'nigyilak' gab ihm den Namen Yā'k·'ᴇntᴇmaks.

28. Er ging weiter und kam an einen Fluss. Dort fand er ein Haus, dessen Thür offen stand, und drinnen erblickte er vier blinde Mädchen, die um ein Feuer sassen, in dem sie einen Stein erhitzten, um vier Wurzeln zu kochen, die in einem Holztopfe lagen. Als er näher kam, sagte die älteste: „Ich wittere K·'ā'nigyilak', er kann nicht weit von uns sein." Er aber schlich heimlich ins Haus und nahm unbemerkt die vier Wurzeln fort. Als die Mädchen nun den glühenden Stein ins Wasser werfen wollten, fanden sie, dass ihre Wurzeln fort waren, und sie sprachen zu einander: „Wo sind unsere Wurzeln geblieben?" Da trat K·'ā'nigyilak' zu ihnen und sprach: „Wie kommt es, dass Ihr alle blind seid? Ich will Euch heilen," und er nahm jede einzeln bei der Hand und führte sie ins Freie. Er nahm etwas Harz in den Mund, kaute darauf und spie ihnen dann auf die Augen. So wurden sie sehend. Und er ergriff die Mädchen an den Beinen und warf sie in die Luft. Da wurden sie in Enten verwandelt.

29. Und K·'ā'nigyilak' ging weiter. Nach einiger Zeit begegnete er einem Boote. Darin sass ein Mann und eine Frau, die aus Leibeskräften ruderten. Sie hielten die Ruder aber nicht in den Händen, sondern der Mann hatte seine Arme über den Rücken, die Frau über die Brust gekreuzt, und sie hatten die Ruder unter den Armen durchgesteckt. Da unterwies K·'ā'nigyilak' sie und zeigte ihnen, wie sie rudern müssten.

30. Auf seinen weiteren Wanderungen kam er nach Tsaue'te. Dort begegnete er einem jungen Manne, Namens Ts'ā'tso (ein Vogel), welcher eine kleine, hübsche Lanze besass. K·'ā'nigyilak' wettete mit ihm, wer am besten mit der Lanze ein Ziel treffen und sie am weitesten werfen könne. Als Preis setzte er den Mantel Tsatsaquitelā'k·a's, seiner Mutter, in dem die Lachse verborgen waren. Ts'ā'tsō gewann die Wette und voller Freude tanzte er nun in K·'ā'nigyilak''s Mantel umher und sang: „Mutter, nun brauchst Du keine Muscheln mehr zu suchen. Fortan werden wir immer reichlich Fische haben." Er tauchte einen Zipfel des Mantels ins Wasser und zahllose Fische von allen Arten sprangen daraus hervor. Da sprach K·'ā'nigyilak': „Hier sollen fortan immer viele Fische sein." So entstand der Fischreichthum Tsaue'te's.

31. K·'ā'nigyilak's Fuss ist noch heute in Guā'nē im Stein abgedrückt zu sehen. Er ist zwei Spannen lang und eine Spanne breit. Mit einem Schritt konnte er von dort zur Insel Hē'tlas hinübertreten. Auch seine Augen sind dort versteinert. Sie sehen aus, wie die Augen eines Lachses. Wenn man Schmutz in

diese Augen wirft, so wird es stürmisch, und deshalb muss man sich hüten, dieselben zu berühren. Wenn man etwas in das rechte Auge wirft, so entsteht Ostwind, wenn in das linke, Westwind. Ferner ist in Guā'nē ein grosses Loch, in welches K·'ā'nigyilak' einst viele Leute geworfen hat. Daher speit dasselbe bis heute Blut. Viele Leute glaubten nicht, dass dieses Loch vorhanden sei. Um sich zu überzeugen, warf einst ein Mann eine Wiege hinein, in die er viele Gesichter geschnitzt hatte, um sie wieder zu erkennen. Nach einiger Zeit ward dieselbe in Awi'ky'ēnoq wiedergefunden.

2. Lē'laqa.

Zwei Adler und ihr Junges flogen vom Himmel hernieder nach Qu'mqatē (Cap Scott). Dort nahmen sie ihre Federkleider ab und wurden Menschen. Der Vater hiess Nā'laqōtau, die Mutter Ank·â'layuk·oa, der Sohn Lē'laqa. Sie bauten sich ein Haus in Qu'mqatē und lebten daselbst. Eines Tages ging Lē'laqa in seinem Boote aus, um Seehunde zu fangen, und sah einige auf einer Klippe liegen. Vorsichtig ruderte er näher und traf einen mit sicherem Wurfe der Harpune. Sogleich sprang der Seehund ins Wasser und zog das Boot weit hinaus in's Meer. Dann verwandelte er sich in einen ungeheuren Tintenfisch, welcher das Boot in die Tiefe zog und Lē'laqa tödtete. Dieser aber erwachte zu neuem Leben, tauchte wieder auf und flog als Adler zum Himmel.

Da er nicht zurückkam, betrauerten ihn seine Eltern, denn sie glaubten, er sei todt. Sie tödteten zwei Sklaven und bestrichen die Pfeiler des Hauses mit ihrem Blute. Zwei andere banden sie vor dem Hause fest. Da plötzlich sahen sie einen Adler von der Sonne auf ihr Haus herniederschweben, und sie erkannten ihren Sohn. Er trug eine kleine Kiste in den Klauen, welche er schüttelte. Da hörte man vielerlei Gegenstände darinnen rasseln. Und um seinen Hals hing ein Ring aus rothgefärbtem Cederbast. Dann verwandelte er sich wieder in einen Menschen, und die Herzen seiner Eltern waren froh. Sie zündeten ein grosses Feuer an, und er begann zu tanzen. Aus der Kiste nahm er viele Flöten hervor, mit denen er die Stimmen der Adler nachahmte; und er trug die grosse Doppelkmaske Naqnakyak·umtl (die innere Maske stellte einen Mann, die äussere einen Adler vor). Nach dem Tanze bewirthete er alle Leute. Er hatte eine grosse Schüssel, welche einen Tintenfisch vorstellte. Diese füllte sich stets von selbst mit Fischöl, ohne dass jemand etwas hineinschüttete. Lē'laqa hatte einen Sohn, welcher den Namen K·ak·â'lis erhielt. Er war der Stammvater des Geschlechts Nee'nsua (= schmutzige Zähne).

3. Nēmōk·otsâ'lis.

Als Nēmōk·otsâ'lis eines Morgens vor seinem Hause sass, sah er einen schönen, weissen Taucher nahe der Küste umher schwimmen. Da sprach er zu K·'ē'qtlala, Ma'qmalakis und Woqsemā'qala: „Schiesst doch jenen Vogel!“ K·'ē'qtlala ergriff seinen Bogen, schoss, und traf ihn gerade in den Rücken. Da rief er seine Brüder und hiess sie mit ihm ins Boot gehen, um den Vogel zu verfolgen, welcher eiligst fortschwamm. Als sie näher kamen, schoss er einen zweiten Pfeil auf ihn ab und traf ihn abermals in den Rücken. Da auch der dritte Pfeil ihn nicht tödtete, rieth Ma'qmalakis seinem Bruder, eine Leine an den Pfeil zu binden, um ihn damit an's Boot heranzuziehen. K·'ē'qtlala folgte dem Rathe, er traf den Vogel und nun zog dieser das Boot mit sich fort. Als sie das Land in weiter Ferne verschwinden sahen, sprach Ma'qmalakis zu seinem Bruder: „Schneide lieber die Leine durch, wir können den Vogel doch nicht fangen.“ K·'ē'qtlala versuchte,

es zu thun, aber die Leine fiel nur ein wenig tiefer herunter und sass gleich wieder am Boote fest. Sie versuchten vier Mal die Leine zu durchschneiden, aber es gelang ihnen nicht, von dem Vogel loszukommen.

Längst hatten sie ihre Heimath aus den Augen verloren. In weiter Ferne sahen sie nun einen dunkeln Streifen auftauchen. Zuerst hielten sie es für Land, aber bald sahen sie, dass dichte Massen eines schwarzen Gesteins wie Holzkohle auf dem Wasser schwamm. Sie glaubten, das Boot könne nicht die gedrängten Massen durchdringen, aber siehe, sie öffneten und schlossen sich wieder, nachdem der Vogel sie hindurch gezogen hatte. Sodann kamen sie an eine Stelle, wo Treibholz in dichten Massen das Meer bedeckte. Auch durch dieses öffnete sich eine Strasse. Nun sahen sie sich dicht vor einer ebenen Küste. Schon freuten sie sich, an's Land zu kommen, fanden aber bald, dass es nur Kiefernadeln waren. Dann gelangten sie an ein Land, auf dem viele Seehunde sich sonnten. Woqsemā'qala, der das Steuer führte, sprang an's Land, und siehe! sogleich verschwand dasselbe und er versank in der Tiefe. Endlich gelangten sie an eine Küste. Hier verwandelte sich der Taucher in einen Mann, und führte die beiden Brüder zum Hause Kunkunquli'kya's. Zu diesem sprach er: „Ich habe diese Brüder hierher zu Dir geführt, damit Du einem derselben Deine Tochter zur Frau gebest.“ Und Kunkunquli'kya gab K·'ē'qtlala seine Tochter Kōkōkua'k's zur Frau.

Als einige Zeit vergangen war, sehnte sich K·'ē'qtlala zu seinem Vater zurück. Er sprach zu seiner Frau: „O, ich glaube, mein Vater ist todt. Ich will zurückkehren in meine Heimath.“ Die Frau bat ihren Vater, mit K·'ē'qtlala in dessen Heimath ziehen zu dürfen, und dieser erlaubte es ihr. Er befahl dem Winde, seine Tochter und die Brüder zurückzutragen. Als sie eine Zeit lang gereist waren, kamen sie zum Hause des grauen Bären, eines mächtigen Häuptlings. Dieser lud sie ein, in sein Haus zu kommen, und bewirthete sie mit Lachs. Die Frau aber trug einen Korb, in dem ein Stück Walfischfleisch lag, welches Kunkunquli'kya ihr mitgegeben hatte. Ehe sie den Bären verliessen, legte sie ein Stückchen Lachs in den Korb. Sie reisten weiter, dem Laufe der Sonne folgend, und kamen an das Haus K·'ē'nustäel's, des Hirsches. Dieser gab ihnen Fett zu essen, und auch hiervon legte sie ein Stück in ihren Korb. Sie reisten weiter und kamen zum Hause Tlē'selagyila's, des Minks. Dieser gab ihnen Muscheln zu essen, von denen Kōkōkua'k's eine in ihren Korb legte. Dann gelangten sie zum Hause des Otters, Amaqama'kitla'seli (= der oben auf dem Hause sitzende[??]). Sie gingen hinein und sahen viele Ottern im Hause. Der Häuptling lud sie ein, sich an's Feuer zu setzen, und zeigte ihnen dann seine Falle, welche er von seinen Sklaven hatte bauen lassen. Er forderte K·'ē'qtlala auf, hinein zu kriechen, um dieselbe zu versuchen. Dieser aber fürchtete sich. Da flüsterte seine Frau ihm zu: „Gehe nur hinein; ich werde auf die Falle blasen, dann kann sie Dir nichts anhaben.“ K·'ē'qtlala ging nun in die Falle. Da seine Frau durch ihre hohle Hand darauf blies, konnte sie nicht zuschlagen. Kaum aber war er wieder herausgesprungen, und kaum hatte seine Frau aufgehört zu blasen, so schlug sie mit grosser Gewalt zusammen. K·'ē'qtlala rief nun seinen Bruder und seine Frau herbei, die Falle wieder aufzustellen, und dann hiessen sie den Otter hineingehen. Kaum war er drinnen, so schlug die Falle zu und tödtete ihn. Sie nahmen sein Fell und thaten es in den Korb.

Sie reisten weiter und kamen endlich an einen See, in welchem das Ungeheuer Ts'ē'k'is (s. S. 196) hauste. Die Brüder wussten nicht, wie sie vorüber kommen sollten, denn das Ungeheuer sass am Wege und sein Mund klappte beständig auf und zu. Kōkōkua'k's gelangte glücklich vorüber, denn ihr konnte das

Ungeheuer nichts anhaben. Dann rief sie den Brüdern zu: „Sobald ich schreie, lauft rasch vorwärts, denn dann kann Euch Ts'ē'k·is nichts anhaben.“ Als dieser gerade seinen Rachen weit geöffnet hatte, rief sie, und er konnte ihn nun nicht wieder schliessen. So gelangten die Brüder glücklich durch sein weit geöffnetes Maul.

Endlich kamen sie in Guā'nē am Ziele ihrer Reise an. Dort hatte der Donnervogel für seine Tochter ein Haus erbaut, auf dessen Dache viele Adler sassen, um es zu bewachen. Nachts sprach die Frau zu ihrem Manne: „Du darfst jetzt nicht schlafen, denn mein Vater wird kommen, um Dir Walfischfleisch zu bringen.“ Am Morgen, als der Mann vor die Thür des Hauses trat, sah er einen grossen Wal dort liegen, welchen der Donnervogel über Nacht gebracht hatte. Er ward ein grosser Häuptling und fortan arbeiteten seine Sklaven für ihn, während er nichts mehr that. Er lud alle Nachbarn ein, seine Frau nahm das Walfischfleisch, den Lachs, das Hirschfett und die Muscheln aus dem Korbe, und diese waren so viel geworden, dass er alle damit speisen konnte. Seine Sklaven liessen den Speck des Walfisches aus und füllten den Thran in Kisten. Eine derselben warf K·'ē'qtlala ins Feuer, so dass es hell aufflammte. Zehn schüttete er im Hause aus, so dass die Leute darin schwammen.

4. Ya'qstatl.

Die Bewohner von Qōyā'les und Gyyig'ē'tlEm (bei Dean Inlet) waren erbitterte Feinde. Einst überfielen die ersteren das Dorf der Gyigy'ē'tlEm bei Kimskuitq und tödteten alle Bewohner mit Ausnahme von Tlēō'leqmut und seinen drei Söhnen. Der älteste derselben hiess Ya'qstatl. Der Vater wollte seine Söhne stark machen, damit sie ihren Feinden widerstehen könnten, und schleifte sie deshalb hinter seinem Boote her, um eine Insel herum, so dass ihr Rücken von den spitzigen Muscheln zerfleischt wurde. Keiner ertrug es, nur Ya'qstatl bestand die Probe und Tlēō'leqmut nahm ihn wieder ins Boot, nachdem er ihn rund um die Insel herum geschleift hatte. Sie reisten dann nach Qōyā'les, um sich an ihren Feinden zu rächen. In Ta'tsolis aber kam ein Wolf in ihr Lager, während sie übernachteten, warf Ya'qstatl auf seinen Rücken und lief mit ihm davon. Zuweilen legte er ihn nieder, um zu fühlen, ob jener auch noch athme. Wenn er sich davon überzeugt hatte, warf er ihn wieder auf seinen Rücken und lief weiter. Endlich gelangte er in das Land der Wölfe. Er warf Ya'qstatl vor der Thür des Häuptlings nieder, nahm die Gestalt eines Mannes an und pfiff. Da kamen alle Leute aus den Häusern hervor, um zu sehen, was er gebracht habe. Sie hielten aber Ya'qstatl für einen Seeotter, ergriffen ihn an Armen und Beinen und trugen ihn ins Haus, wo sie ihn auf eine Bank warfen. Sie fingen an, ihn der Länge nach aufzuschneiden, als sie aber bis zum Bauche gekommen waren, stand Ya'qstatl auf und sprach: „Wollt Ihr mir helfen, mich an den Männern von Qōyā'les zu rächen?“ Jene versprachen ihm ihre Hülfe und fragten: „Was willst Du von uns haben? Willst Du diesen Keil haben? Damit kannst Du Boote bauen, jene zu erreichen.“ Ya'qstatl antwortete nichts, sondern dachte nur, er wolle den Keil nicht haben. Witlak·ā'latit, der Häuptling der Wölfe, errieth seine Gedanken. Er fragte dann: „Willst Du diesen Speer haben, damit kannst Du vier Boote voll Seehunde erlegen.“ Ya'qstatl dachte wieder, er wolle den Speer nicht haben und Witlak·ā'latit hörte seinen Gedanken. Da boten die Wölfe ihm das Wasser des Lebens und den Todbringer Halai'ū an. Er dachte nun: „Ja, die möchte ich haben.“ Der Häuptling gab ihm beides und befahl dann den Wölfen, Ya'qstatl zu verschlingen. Im Nu war er zerrissen. Die Wölfe spieen das verschlungene

Fleisch wieder aus und Witlak·ä'latit besprengte es mit dem Wasser des Lebens. Da stand Ya'qstatl wieder gesund und ganz auf und war sehr stark geworden. Die Wölfe brachten ihn nun alle nach Hause und er stand auf dem Rücken des grössten unter ihnen. Er ging nun mit seinem Vater und seinen Brüdern zusammen weiter, um die Leute von Qōyā'les zu tödten. Unterwegs versuchte er das Halai'ū. Er bewegte es gegen einen Wald, und sogleich fing derselbe Feuer. Sie fuhren weiter. Als sie nahe bei Qōyā'les waren, sahen sie die Leute in vielen Booten herankommen und Tlēō'leqmut sprach nun zu Ya'qstatl: „Richte Dein Halai'ū gegen sie, aber tödte sie nicht gleich, sondern versenge nur ihre Haare.“ Ya'qstatl that, wie ihm geheissen war. Er bewegte das Halai'ū gegen jene, während sein Vater und seine Brüder sangen und Takt schlugen. Da sprangen ihre Feinde voller Schrecken ins Wasser; ihre Boote verbrannten und sie wurden in Steine verwandelt.

Ya'qstatl wollte nun mit den Kwā'kiutl kämpfen. Als er bei Qumta'spē vorüberkam, wollte das Halai'ū mit Gewalt die Häuser dieses Dorfes zerstören, deren Bewohner aber Ya'qstatl's Freunde waren. Deshalb schleuderte er es auf Hope Island und seitdem giebt es dort viele Wölfe.

5. Kuni'Qua (KunkunQuli'kya).

Einst spielten Kuni'Qua und die Möwe Reifen, um zu sehen, wer am besten fangen könnte. Der Reif der Möwe war Nebel, aber der Kuni'Qua's war Feuer; daher konnte er den Reifen der Möwe nie fangen, während sie den seinen jedesmal traf. Nachdem er viermal von der Möwe besiegt war, schämte er sich so, dass er von dannen flog und sich im Walde verbarg. Einst ging K·'ō'toq (ein Vogel) in den Wald und traf dort Kuni'Qua. Als dieser ihn mit seinen feuersprühenden Augen ansah, wurden seine Augen roth.

Kuni'Qua wollte die rothbeschwingte Tlā'tsem zur Frau haben. Er setzte sich nahe ihrem Hause auf einen Baum und dachte: „O, ginge doch Tlā'tsem, ihre Nothdurft zu verrichten.“ Kaum hatte er es gedacht, so kam sie aus dem Hause. Sofort stürzte er sich auf sie herab und trug sie von dannen, zu seinem Hause. Sie aber rief: „O, errettet mich! Errettet mich.“ Sogleich wurde im Dorfe eine grosse Versammlung berufen und berathen, was zu thun sei. Auf den Rath der Wachtel beschloss man, Tlā'tsem wieder zu entführen, wenn sie Beeren pflücke. Tlē'selagyila (der Mink) ward vorausgeschickt, um der Frau mitzutheilen, dass alle ihre Freunde in dem Walde versteckt seien, um sie zu entführen. Er traf sie im Walde beim Beerensammeln, und aus Freude vergass sie ihren Korb zu füllen und ihrem Manne Beeren zu bringen. Er schickte sie am nächsten Tage wieder aus, Beeren zu suchen, und da entführten sie die Thiere.

Kuni'Qua war nun sehr traurig. Er flog seiner Frau nach, setzte sich auf einen Baum, nahe dem Hause und dachte: „O, ginge doch Tlā'tsem aus, Wasser zu holen.“ Sogleich nahm diese einen Eimer und ging zum Wasser. Da ergriff sie Kuni'Qua und flog mit ihr von dannen. Wieder beriethen ihre Freunde, was zu thun sei, und auf der Wachtel Rath verwandelten sie sich in Forellen und schwammen vor Kuni'Qua's Haus umher. Sogleich fing dieser eine der Forellen und zwar Tlā'tsem's Mann, dem es dann gelang, seine Frau zurückzuführen.

Wieder flog Kuni'Qua ihr nach, setzte sich auf einen Baum nahe dem Hause und dachte: „O, käme doch Tlā'tsem aus dem Hause, um Beeren zu suchen.“ Kaum hatte er es gedacht, so kam sie und zum dritten Male entführte er sie. Da ward Tlā'tsem's Mann betrübt. Er legte sich ins Bett und blieb vier Tage liegen. Dann stand er auf, rief alle Thiere zusammen und hiess sie einen Wal schnitzen

(u. s. w. s. S. 214). Die vier Kinder des Donnervogels heissen hier: Maē'mus-k·umnek·o'laps, Mosk·umnek·o'laps, Yutlusumnek·o'laps, Matsemnek·o'laps und er selbst wird, als er den Wal zu heben versucht, Nᴇmsk·umnek·o'laps genannt. Jedesmal, wenn ein Vogel den Wal ergreift, nagt die Maus seinen Fuss entzwei, der Waschbär urinirt in seine Augen, der Bär zerbricht seine Flügel und der Hirsch Bekuē'mas erschlägt ihn.

6. Nā'k·oayē und ʜī'qulatlit.

Einst gingen die Männer von Tlō'puqsᴇm aus, um Heilbutten zu fangen. Als sie nahe bei Yū'tlē waren, entstand ein heftiger Sturm und alle Boote, mit Ausnahme von zweien, schlugen um. In diesen waren Nā'k·oayē und ʜī'qulatlit. Diese sahen vier Vogelfedern auf dem Wasser schwimmen und während überall das Meer wild aufgeregt war, war auf einer Strecke von fünf Klaftern hinter den Booten das Wasser so glatt, wie bei einer Windstille. Die Federn schwammen immer vor ihnen her und brachten sie glücklich nach Cap Scott. Nā'k·oayē's Haus stand auf Yū'tlē, und er kehrte dorthin zurück, als wieder gutes Wetter geworden war. Da kam ein Rabe von der Sonne herab geflogen und liess sich gerade auf Nā'k·oayē's Kopf nieder.

Einst lud ʜī'qulatlit alle Leute zum Essen ein. In Wahrheit hatte er aber nichts zu essen. Er wollte nur Nā'k·oayē tanzen sehen. Alle Gäste sassen nun an der Stufe entlang, die rings um das Haus läuft, und schlugen Takt, während Nā'k·oayē tanzte. In der Mitte des Hauses brannte ein grosses Feuer, um das Nā'k·oayē herum tanzte. Plötzlich wurde sein Mund voll Oel, das ihm der Rabe gegeben hatte, und er spie dasselbe ins Feuer, so dass es hell aufflammte. Er fand aber, dass dasselbe ranzig war. Daher hiess er die Leute nochmals Takt schlagen und tanzte weiter. Nun hatte er frisches Oel im Munde. Er spie es zuerst ins Feuer und füllte dann eine grosse Kiste. Dann sprach er: „Geht Morgen zum Strande, und seht, ob nicht ein todter Wal dort liegt.“ Sie gingen hinab und fanden den Wal. Den hatte der Rabe ihnen gegeben.

Nun forderte Nā'k·oayē den ʜī'qulatlit auf, zu tanzen. Dieser liess sich eine Schüssel voll Meerwasser geben, legte einige Federn darauf und stellte sie in sein Zimmer. An jenem Tage stürmte und regnete es, so dass niemand ausgehen konnte, um zu fischen und zu jagen. Da hiess ʜī'qulatlit alle sich schlafen legen und siehe! als sie erwachten, war das schönste Wetter. Er liess alle hinausfahren, um Heilbutten zu fangen, und in kürzester Zeit waren alle Boote bis zum Rande gefüllt. Sie brachten die Fische an's Ufer und fuhren wieder hinaus, um mehr zu fangen. Und in kürzester Frist hatten sie ihre Boote wiederum gefüllt. Dann fanden sie noch einen Wal, den Nā'k·oayē für sie getödtet hatte. Sie kochten den Speck aus, und hatten nun einen reichlichen Vorrath von Fisch und Thran. Am folgenden Tage liess ʜī'qulatlit es wieder schlechtes Wetter werden, aber das kümmerte sie nicht mehr, denn sie hatten nun Lebensmittel vollauf.

Nā'k·oayē kehrte nun nach Yū'tlē zurück. Nach zwei Monden lud ihn ein Häuptling in Qumta'spē ein. Er tanzte dort ebenfalls und spie Fett in's Feuer. Bevor er nach Yū'tlē zurückkehrte, versprach er auch dort, dass am folgenden Morgen ein Wal am Strande sein würde. Die Bewohner von Qumta'spē suchten den Wal am nächsten Morgen, und fuhren, da sie ihn nicht fanden, die Küste entlang. Bei Cap Scott trafen sie Nā'k·oayē. Als sie diesem vorwarfen, dass er sie betrogen habe, hiess er sie mit ihm nach Yū'tlē gehen und sprach: „Gewiss werden wir den Wal dort finden. Ist er aber nicht da, so sollt Ihr einen Strick um meinen Hals binden und mich tödten.“ Sie gingen zur Insel Yū'tlē, und in

der That fanden sie dort den Wal, welchen sie zerlegten. Die Männer von Qumtaspē liessen den Thran aus und kehrten in ihre Heimath zurück.

XX. Sagen der Awi'ky'ēnoq.

1. Die Rabensage.

1. Einst sandte K·ants'ō'ump (= unser Vater; die Gottheit) Kya'lk·ᴇmkyasō zur Erde hinab. Er kam auf den Berg K·'oā'mu und stieg hinunter in das Thal des Flusses, der reich an Lachsen war. Er sandte vier Frauen in den Wald, Cederrinde zu holen, und lehrte die Menschen, Netze zu machen. Als das Netz fertig war, stieg er mit den Menschen in ein Boot und sie fingen an, Lachse zu fangen. Damals aber gab es keine Sonne; nur der Mond leuchtete am Himmel. Der Rabe Hē'meskyas (= der wahre Häuptling) oder Kuēkuaqā'oē (= der Haupterfinder) wusste, dass der Häuptling Mᴇ'nis die Sonne im Besitze hatte, und beschloss, sie zu rauben. Da verwandelte er sich in eine Kiefernadel und liess sich in den Brunnen fallen, aus dem Mᴇ'nis' älteste Tochter, mit Namen Latāk·'ai'yuk·oa, täglich Wasser zu holen pflegte. Sie schöpfte Wasser und der Rabe schlüpfte als Nadel in ihren Eimer; als sie aber trank, blies sie die Nadel zur Seite. Da diese List missglückt war, verwandelte sich der Rabe in glänzende Beeren und diese sah das Mädchen sich im Wasser spiegeln. Es verlangte sie dieselben zu essen; sie pflückte sie und verzehrte sie. Da gebar sie nach vier Tagen einen Sohn, den Hē'meskyas. Dieser wurde rasch gross und konnte schon am ersten Tage sprechen. Er spielte auf dem Boden des Hauses und fing bald an zu schreien und zu schreien, und wollte sich nicht beruhigen lassen. Der Grossvater fragte ihn: „Was willst Du denn haben?“ „Mache mir eine Lachswehr, ich will Lachse haben.“ Jener erfüllte den Wunsch des Knaben, aber dieser schrie und weinte und wollte Bogen und Pfeile haben. Der Grossvater erfüllte auch diesen Wunsch und machte ihm einen Bogen und vier Pfeile. Da beruhigte sich der Knabe. Am zweiten Tage konnte er schon gehen und lief hinunter zum Wasser. Am dritten Tage fing er wieder an zu schreien und beruhigte sich nicht eher, als bis ihm sein Grossvater ein Ruder gemacht hatte, wie er begehrte. Damit ging er zum Wasser hinab, kam aber bald schreiend zurück und wollte auf dem Wasser fahren. Da bat seine Mutter Mᴇ'nis, ihm einen Kahn zu bauen. Der Grossvater erfüllte ihre Bitte und machte ein Boot aus Seelöwenfell. Da freute sich Hē'meskyas, bestieg den Kahn und spielte damit auf dem Wasser. Bald aber kam er wieder zurück und schrie: „Ich will mit der kleinen Kiste dort spielen.“ Diese hing oben an einem Dachbalken des Hauses und der Grossvater bewahrte das Tageslicht darin auf. Da schalt ihn die Mutter und sprach: „Du schlechter Bube, Du bist ja gar nicht, wie andere Kinder; alles willst Du haben. Diese Kiste bekommst Du nicht.“ Da schrie der Knabe noch mehr und liess sich gar nicht beruhigen. Endlich erlaubte der Grossvater seiner Tochter, die Kiste ein wenig herunter zu lassen, damit der Enkel sie sehen könne. Dieser war aber damit noch nicht zufrieden und ertrotzte sich endlich die Erlaubniss, mit der Kiste zu spielen. Er nahm sie mit in den Kahn und fuhr sie auf dem Wasser umher. Bald aber kehrte er nach Hause zurück. Am folgenden Tage schrie er wieder, bis er die Kiste hatte. Er setzte sie in den Schnabel des Bootes und fuhr damit weit ins Meer hinaus. Dort öffnete er sie ein wenig. Als die Mutter, die ihn beobachtet hatte, dieses sah, rief sie Mᴇ'nis zu: „O, siehe was für Schlechtigkeiten jener treibt.“ Als er den Kasten noch mehr öffnete, fuhr die Sonne heraus und erleuchtete die Erde. (Erzählt von einer jungen Frau.)

1a. Einst war es beständig dunkel; die Sonne liess sich nicht blicken und die Menschen, welche die Ursache nicht wussten, fingen an sich zu fürchten. Sie fragten Kuē'kuaqā'oē um Rath, und dieser sagte ihnen, der Häuptling Nā'lak·amālis halte die Sonne gefangen. Da baten ihn die Menschen hinzugehen und sie zu befreien. Kuēkuaqā'oē machte sich mit seiner Schwester Ai'Hts'umk·a (s. S. 210) auf den Weg und erreichte Nā'lak·amālis' Haus. Er hiess seine Schwester sich verstecken und verwandelte sich in eine Beere. Er wollte sich von der Tochter Nā'lak·amālis', die Nā'la-itl (= Tageslicht im Hause) hiess, verschlucken lassen. Sie bemerkte ihn aber nicht. Da verwandelte er sich in eine Kiefernadel und liess sich ins Wasser fallen. (Es folgt dann die vorige Geschichte. Ai'Hts'umk·a durchschneidet das Seil, mit dem das Boot an's Land gebunden ist. Beide entfliehen und Kuēkuaqā'oē zerbricht dann die Kiste.) [Erzählt in Albert Bay von einer alten Awi'ky'ēnoq.]

2. Im Anfange gab es keine Quellen und Bäche, sondern das Wasser floss unerreichbar unter den Wurzeln der Bäume. Ein alter Mann aber besass einen Eimer voll klaren Wassers, und der Rabe flog hin, dasselbe zu stehlen. Er versteckte ein Stückchen Cederbast unter den Flügeln und bat den Alten um einen Schluck Wasser. Jener erlaubte ihm zu trinken, sagte aber: „Trinke nicht zu viel, ich habe selbst nur wenig Wasser.“ Der Rabe trank. Als jener ihm zurief, einzuhalten, wischte er heimlich seine Zunge mit Cederbast ab und sagte: „Siehe, meine Zunge ist noch ganz trocken: ich habe nichts bekommen.“ Da gestattete der Alte ihm, mehr zu trinken. Viermal täuschte er ihn so, da war der Eimer ganz leer und der Rabe flog davon. Ueberall aber liess er Tropfen niederfallen, und aus diesen entstanden die Seen und Flüsse. (Erzählt von einer jungen Frau.)

3. Kuēkuaqā'oē kam nach Nō'qunts (wo er auch zuerst die Erde erreicht haben soll, als er vom Himmel herabkam). Damals gab es noch keine Lachse im See und in den Flüssen, und Kuēkuaqā'oē wünschte dieselben zu haben. Er ging zu dem Waldgeiste Mā'kyagyū, welcher gut zu schnitzen und zu zimmern versteht, und bat ihn um Lachse. Da schnitzte dieser für ihn vier Fische (quitlâ'la) aus Cederholz. Kuēkuaqā'oē warf dieselben in den Fluss und Mā'kyagyū machte, dass sie flussaufwärts schwammen. Kuēkuaqā'oē fing sie dann in einer Reuse. Da Mākyagyū sie aus Cederholz geschnitzt hatte, waren ihr Fell und ihre Gräthen sehr hart und Kuēkuaqā'oē war nicht zufrieden gestellt.

4. Deshalb ging er zu den Gräbern und fragte die Todten: „Sind hier keine Zwillinge[1]) beigesetzt?“ Da hörte er eine Stimme aus einem Grabe sagen: „Ich war früher ein Lachs.“ Er öffnete das Grab und fand darin die Leiche einer Frau. Er wusch dieselbe mit dem Wasser des Lebens, und die Frau erhob sich und rieb sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätte. Kuēkuaqā'oē führte sie nach Hause. Er sprach zu ihr: „Es giebt keine Lachse hier. Kannst Du sie nicht herbeischaffen?“ Da liess die Frau sich eine Matte und Möwenfedern geben und schwamm im Flusse umher. Ueberall, wo sie das Wasser berührte, entstanden Lachse. Die Frau erhielt den Namen Ōmagyī'ēk·a (= die Haupt-Häuptlingsfrau). Kuēkuaqā'oē fing nun viele Lachse in seinem Netze, und legte sie auf die Trockengerüste im Hause. Er trug dann Brennholz ins Haus und häufte es unter den Lachsen auf, um ein gutes Feuer zu machen. Dabei stiess er sich an das Trockengerüst und die Lachse blieben in seinen Haaren hängen. Da ward er zornig, warf das Holz nieder und rief: „Warum zerrt Ihr immer an meinen

1) Die Kwakiutl und Awiky'ēnoq glauben, dass Zwillinge vor der Geburt Lachse waren, und dass sie wieder Lachse werden können.

Haaren?“ Omagyī'ēk·a fragte: „Was sagst Du da?“ Kuēkuaqā'oē sagte zwar: „O, nichts von Bedeutung;“ sie wusste aber doch gleich, dass er die Lachse gescholten hatte, und ward gleich wieder eine vertrocknete Leiche.

5. Da ward Kuēkuaqā'oē traurig, denn mit Ōmagyī'ēk·a waren auch alle Lachse verschwunden. Er ging früh Morgens in den Wald, zog Cederbast vom Baume und ging nach Hause zurück. Er hatte vier Schwestern: Gy'ā'nauēk·a, Aiнts'umk·a (= die glänzende oder Haliotis-Frau), Yā'lamēнumē'k·a und Ku'skus (= der Blauhäher), und einen Bruder Na'noak·aoē (= der Erzweise). Er liess seine Schwestern Matten machen, die als Unterlage für Lachse dienen, und machte sich selbst ein Netz. Als alles fertig war, legte er Matten und Netz ins Boot und fuhr mit Aiнts'umk·a hinaus ins offene Meer, weiter und weiter nach Westen. Ihr Boot hatte die Eigenschaft, irgend einen Platz, wie weit er auch war, in einem Tage zu erreichen. Nachdem sie einen Tag lang gereist waren, sahen sie eine schwarze Küste und fanden, dass sie das Land der Lachse erreicht hatten. Der Häuptling Mä'isila (= wo viele Lachse sind) lud sie ein, in sein Haus zu kommen. Ehe sie der Einladung folgten, sprach Kuēkuaqā'oē zu seiner Schwester: „Nach einer kleinen Weile gehe am Strande entlang, und thue, als wenn Du die Boote ansehen wolltest. Dann bohre Löcher in alle Boote.“ Die Schwester führte diese Weisung aus. Mä'isila liess dann seine vier Töchter im Meere schwimmen und nach kurzer Zeit kamen sie zurück, jede mit einem Lachs in der Hand, die entstanden waren, als sie schwammen. Mä'isila's Frau kochte dieselben und der Häuptling setzte sie seinen Gästen vor, befahl ihnen aber, alle Gräthen mitzuessen und ja nichts ins Feuer zu werfen. Plötzlich fing die Nase eines der Mädchen an zu bluten, und da wussten sie gleich, dass Kuēkuaqā'oē eine Gräthe verborgen hatte. Sie fanden das Nasenbein des Lachses am Gaumen Kuēkuaqā'oē's und nahmen es ihm fort. Sogleich hörte die Nase des Mädchens auf zu bluten. Er stellte sich aber, als sei er sehr zornig, schob sein Boot ins Wasser und wollte abreisen. Er hatte absichtlich eine seiner hübschen Matten zurückgelassen, und Mä'isila schickte zu ihm hinunter, um ihm sagen zu lassen, er solle die Matte nicht vergessen. Kuēkuaqā'oē wollte aber nicht zurückkehren und daher sandte der Häuptling seine Tochter mit der Matte hinab. Das Boot war schon so weit im Wasser, dass das Mädchen bis über die Knie ins Meer waten musste. Als sie nun neben dem Boote stand, ergriff Kuēkuaqā'oē sie, zog sie ins Boot und fuhr von dannen. Als Mä'isila das sah, wollte er den Räuber verfolgen; die meisten Boote gingen aber unter, sowie sie ins Wasser geschoben wurden, da Aiнts'umk·a Löcher hineingebohrt hatte. Einige aber verfolgten sie und hätten beinahe die Flüchtigen erreicht. Da warf Kuēkuaqā'oē die Matten, welche seine Schwestern gemacht hatten, und die die Lachse sehr gern haben, ins Wasser. Die Lachse fischten sie auf und zankten sich darum, wer sie haben solle. Unterdess erreichte er seine Heimath. Die Lachse machten noch einen Versuch, sie zurückzuholen, aber es gelang ihnen nicht. Seither sind viele Lachse in Wa'nuk (ein Ort in Rivers Inlet = mit einem Flusse).

6. Nach einiger Zeit gab Kuēkuaqā'oē das Mädchen dem Sohne eines Häuptlings der Hēista-itq (einer der nördlichsten Stämme der Kwakiutl, nahe dem Skeena River) zur Frau. Nach einiger Zeit liess er seine Schwestern Beeren sammeln, die er der jungen Frau zum Geschenk machen wollte. Als sie viele Kisten voll gesammelt hatten, beluden sie sein Boot und fuhren nach dem Lande der Hēista-itq. Kuēkuaqā'oē wurde unterwegs gierig und wollte die Beeren essen. (Folgt die Geschichte, Sagen der Bilqula, Nr. 6. Er lässt seine Exkremente rufen: „Viele Leute kommen und wollen mit Euch kämpfen.“ Er beschmiert sich dann

über und über mit dem rothen Safte der Beeren, um seine Schwestern glauben zu machen, dass er verwundet sei. Sie aber machen bald ausfindig, dass niemand da war, und er die Beeren gefressen hatte.)

7. Kuēkuaqā'oē heirathete eine Wittwe, welche eine schöne Tochter hatte. Er baute sich ein Haus auf der Insel Wi'k'etsē (ausserhalb Rivers Inlet). Der Rabe wünschte das Mädchen in seine Gewalt zu bringen und erdachte eine List. Er veranlasste sie, zu baden. (Folgt die Geschichte, Sagen der Bilqula, Nr. 5. Er nimmt Holz von der gelben Ceder, das sie verbrennt. Er räth ihr dann, in den Wald zu gehen und das Heilmittel Lē'ulakis [= Penis im Walde] zu suchen. Sie setzt sich dann darauf, und als sie entdeckt, was geschehen war, läuft sie von dannen.)

8. Kuēkuaqā'oē nahm dann ein Paar Muschelschalen, sammelte sorgfältig das Sekret der Vagina des Mädchens und legte es hinein. Die Muscheln legte er unter einen Baum. Von Zeit zu Zeit sah er nach der Muschel und bald fand er einen kleinen Knaben drinnen. In vier Tagen wuchs derselbe heran. Kuēkuaqā'oē gab ihm den Namen Ky'iō'tl und nahm ihn mit nach Hause. Dort zeigte er ihn dem Mädchen und sprach: „Siehe, das ist Dein Bruder.“ Er baute nun im Walde ein Boot. Als dasselbe fertig war, und er sich bereit machte, es ins Wasser zu schieben, bat Ky'iō'tl mitgehen zu dürfen. Als sie hinkamen, fanden sie in der Mitte des Bootes einen Hut, und Kuēkuaqā'oē wusste, dass es sehr gefährlich sei, denselben zu berühren. Daher warnte er seinen Sohn, dieser aber gehorchte nicht, sondern setzte den Hut auf, der ihn sofort in die Höhe trug. Da setzte Kuēkuaqā'oē sich nahe seinem Hause an's Ufer und weinte vier Tage lang. Plötzlich hörte er jemand hinter sich sagen: „Ich bin Ky'iō'tl, ich bin zu Dir zurückgekehrt.“ Er wandte sich um, erkannte aber den Sprecher nicht und erwiderte: „Du bist nicht Ky'iō'tl, Du hast kein Haar, während seines sehr lang war. Auch Dein Gesicht ist ganz anders.“ Jener versetzte: „Doch bin ich es. Droben herrscht immer starker Wind, und der hat mich so verändert. Nimm mich auf! Glaube mir, ich bin Dein Sohn.“ Vier Mal bat er ihn auf solche Weise, Kuēkuaqā'oē glaubte ihm aber nicht. Da sprach er: „Da Du mich nicht erkennen willst, muss ich wieder gen Himmel fliegen und kann nie wiederkehren. Fortan werden die Menschen sterben und können nachher nie wiederkehren.“ Er flog in die Höhe und da erst erkannte ihn Kuēkuaqā'oē. Jetzt aber wünschte er ihn vergeblich zurück und streckte seine Arme gen Himmel aus (s. S. 233).

9. Kuēkuaqā'oē schloss aus dem, was geschehen war, dass K·ᴇlēsiltsā'ē, ein grosser Adler, den Hut gebracht habe, um Ky'iō'tl zu rauben. Er beschloss daher, sich zu rächen. Er ging zu Mā'kyâgyū (s. S. 209) und bat ihn, einen grossen Wal zu schnitzen. Mā'kyagyū erfüllte seine Bitte. Als nun der Wal fertig war, überzog Kuēkuaqā'oē ihn mit Harz und warf ihn ins Wasser. Er selbst, die Heilbutte, der Biber und die Seeotter gingen in den Wal hinein, und er liess ihn nach Sā'lutsē (einer Insel nördlich von Malcolm Island, im Queen Charlotte Sound) schwimmen, wo K·ᴇlēsiltsā'ē lebte. Dieser sass gerade vor seinem Hause, und als er den Wal herbeischwimmen sah, sandte er seinen jüngsten Sohn Nātlᴇmsk·ᴇmᴇnkolā'k·amāē (= der einen fangende) aus, den Wal zu fangen. Dieser stürzte sich auf ihn herab. Der Wal war aber zu schwer für ihn. Er konnte seine Fänge nicht wieder von dem Harze loslösen und ward so ertränkt. Da schickte der Adler seinen nächstjüngsten Sohn Maē'matsᴇmᴇnkolā'k·amāē (= der zwei fangende) aus. Auch er ward ertränkt, obwohl er den Wal ein klein wenig hob. Dann flog der nächste Sohn des Adlers, Yū'tuqsᴇmᴇnkolā'k·amāē (= der drei fangende) aus. Ihn ereilte dasselbe Schicksal. Da endlich flog der älteste Sohn K·ᴇlēsiltsâē's, Maē'musk·ᴇmᴇnkolā'k·amāē (= der vier fangende) aus. Der Alte rief ihm zu: „Greife

den Wal am Kopfe, nicht in der Mitte.“ Er folgte dem Rathe und griff den Wal an den Athemlöchern und hob ihn auf. Es erfolgte ein hartnäckiger Kampf, und als der Adler müde wurde, kam sein Vater herbei, ihm zu helfen. Fast hätten sie gesiegt; endlich gewann aber der Wal doch die Oberhand und fuhr mit solcher Gewalt in die Tiefe hinab, dass er am Meeresboden stecken blieb. Der Biber und die Seeotter mussten aussteigen, und ihn wieder losgraben. Dann kehrten sie in Kuĕkuaqā'oē's Heimath zurück.

10. Einst fragte Kuĕkuaqā'oē den Hirsch Tlĕk·ᴇkwī'lak': „Wann bist Du am fettesten?“ Jener erwiderte: „Im Sommer, wenn es viele Beeren giebt.“ Als es nun Sommer wurde, sagte Kuĕkuaqā'oē: „Komm, lass uns zusammen weinen!“ Sie gingen aus, setzten sich an den Rand eines Abgrundes, und Kuĕkuaqā'oē begann: „Vor langer Zeit verschenkte mein Vater so viele Decken, wie es Baumstümpfe auf der ganzen Welt giebt.“ Dann sang Tlĕk·ᴇkwī'lak': „Vor langer Zeit verschenkte mein Vater so viele Decken, wie es Blätter auf den Bäumen und Muschelschalen am Strande giebt.“ Da rief Kuĕkuaqā'oē: „Du willst mich zum Besten haben! Das hat Dein Vater nie gethan!“ und stiess ihn in den Abgrund. Dann trug er ihn nach Hause und ass ihn auf.

11. Stskin's ältere Brüder gingen in den Wald, um zu jagen. Sie kehrten aber ohne Beute zurück und waren sehr traurig, denn sie hatten nichts zu essen. Da nahm Stskin seinen Bogen und seine Pfeile und ging in den Wald. Bald ward er einen grauen Bären gewahr. Er setzte sich vor ihn auf einen Zweig und verspottete ihn, indem er rief: „O, wie gross ist Deine Nase!“ Darüber ward der Bär zornig und verschlang ihn. Stskin flog aber unverletzt hinten wieder zum Bären hinaus, setzte sich abermals auf einen Zweig und verspottete ihn. Der Bär verschluckte ihn zum zweiten Male, doch Stskin flog wieder hinten hinaus. Zum dritten und zum vierten Male verschluckte ihn der Bär. Da zerbrach Stskin seinen Bogen im Magen des Bären und machte einen Feuerreiber daraus. Seinen Regenmantel benutzte er als Zunder und entzündete nun ein grosses Feuer im Magen des Bären. Dann flog er wieder hinten hinaus. Zuerst musste der Bär husten, da der aufsteigende Rauch seine Kehle reizte. Dann schlugen die Flammen aus allen seinen natürlichen Oeffnungen hervor, und er verbrannte elendiglich. Stskin flog nun nach Hause und sprach zu seiner Mutter: „Rufe alle Leute und lass sie mit mir in den Wald gehen, ich habe einen grossen Bären getödtet.“ Die Mutter glaubte ihm nicht, sondern sagte: „Du wirst mir doch nicht vorlügen wollen, dass Du etwas gefangen hast, während Deine älteren Brüder mit leeren Händen zurückgekommen sind?“ Da nahm Stskin ein Messer, flog in den Wald und schnitt dem Bären die Nase ab. Diese brachte er seiner Mutter, und da wusste sie, dass der kleine Stskin den Bären getödtet hatte.

Viele Männer gingen nun mit ihm in den Wald, um den Bären zu holen; unter ihnen auch der Rabe. Sie zerlegten den Bären und fanden, dass er sehr fett war. Da wünschte der gierige Rabe, alles Fett für sich allein zu haben. Er dachte: „O, gäbe man mir doch das Fett zu tragen.“ Kaum hatte er das gedacht, da sagten die Leute: „Der Rabe soll das Fett tragen,“ und sie banden es ihm auf den Rücken. Bald blieb er zurück und die Männer mussten auf ihn warten. Als sie ihn nach der Ursache frugen, sagte er, das Fett rutsche ihm vom Rücken. Da banden sie es nochmals fest. Bald blieb er aber wieder zurück. Die Männer wurden ungeduldig und sagten ihm, er solle allein nachkommen. Das hatte er aber nur gewollt, und er frass nun alles Fett auf. Dann schlug er sich mit einem Stein gegen das Bein, so dass er sich ein wenig verletzte und flog nach Hause. „O“, sprach er, „fast wäre ich gestorben. Ich bin einen steilen Berg

hinuntergefallen." Jene aber glaubten ihm nicht, denn sie kannten seine Streiche und Kniffe. Der Rabe hatte aber zu viel gegessen und musste oft gehen, seine Nothdurft verrichten. Der Knabe Matsilq, K·atsitā'la's Sohn, folgte ihm und sah, dass er keine Exkremente, sondern Fett von sich gab. Er aber rief immer: „O, ich fühle mich so krank! Ein Haar ist in meinem After gekommen." Da rief Matsilq: „Er lügt; es ist nur Bärenfett, was herauskommt." Da wussten die Leute, dass der Rabe alles Fett gestohlen hatte. Dieser wollte aber auch das Fleisch haben, das in grossen Kesseln gekocht wurde. Er ging hinaus, verrichtete seine Nothdurft und sprach zu seinen Exkrementen: „Ruft jetzt gleich: O, o, viele Boote kommen." Diese gehorchten und alle Männer liefen auf die Strasse, um nach den Booten auszuschauen. Unterdess frass der Rabe alles Fleisch auf.

2. Nōak·aua (= der Weise) und Masmasalā'niq.

Nachdem der Rabe die Sonne befreit hatte, stiegen Nōak·aua und Masmasalā'niq vom Himmel herab, um alles schön und gut zu machen.

Nōak·aua dachte: „O, wenn doch Masmasalā'niq das Land und das Wasser schiede;" und Masmasalā'niq schied das Land vom Wasser. Und weiter dachte Nōak·aua: „O, wenn doch Masmasalā'niq den Olachen schüfe;" und Masmasalā'niq schuf den fettreichen Fisch. Dann dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq doch einen Weg, der auf jenen Berg hinaufführte;" und Masmasalā'niq that also. Und weiter dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq eine Höhle in diesem Berge und schüfe er viele Beeren auf dem Gipfel. O, schnitzte er Menschen aus Cedernholz, Männer und Frauen, und machte er ihnen Boot und Ruder." Und Masmasalā'niq führte alle Gedanken Nōak·aua's aus. Weiter dachte Nōak·aua: „O, machte doch Masmasalā'niq einen Kasten mit vier Fächern für die Tanzflöten." Und Masmasalā'niq that also. Er machte einen vierfächerigen Kasten. In das Fach vorn links legte er die Flöte des Hā'mat'sa, rechts vorn die Tsā'ek·a- oder Tlōk·oa'la-Flöten, links hinten die des Tanzes Tlōola'qa und rechts hinten die Mē'itla-Flöten. Dann dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq eine fünfstimmige Flöte," und Masmasalā'niq machte eine Flöte mit den Stimmen des k·ō'itsa, t'ē'iqtlala, kuai'ik·a (Enten), ā'qaqōnē und der Maus. Und weiter dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq den Tanzstab; o, ginge er in den Wald und suchte die Ceder; o, machte er die Steinaxt, um die Ceder zu fällen; machte er doch die Kiste, um getrocknete Lachse zu bewahren. O, machte er das Reibefeuerzeug, damit die Menschen Feuer haben, und suchte er gelbes Cedernholz, das lange im Wasser gelegen hat, um es durch Reiben zu entzünden; o, machte er den Bastklopfer und schlüge den Cedernbast weich, um Zunder zu machen." Und alle Gedanken Nōak·aua's führte Masmasalā'niq aus. Weiter dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq ein Netz, in dem die Menschen Fische fangen könnten." Masmasalā'niq versuchte es, doch es gelang ihm nicht. Deshalb ging er zur Spinne, und bat sie, für ihn ein Netz zu machen. Sie erfüllte seine Bitte. Ebenso machte sie den Halsring aus rothem Cederbast für den Wintertanz, und den Korb, und lehrte Masmasalā'niq, die Cedern abzuschälen. Und Nōak·aua dachte: „O, schärfte Masmasalā'niq doch einen Knochen, und gäbe ihn der Spinne, um den Bast damit zu spalten." Und Masmasalā'niq schärfte den Knochen und die Spinne machte Bastfäden. Dann dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq die essbaren Wurzeln, Häuser, Malereien, Schnitzereien und Masken;" und Masmasalā'niq that also. Als alles vollendet war, machten Nōak·aua und Masmasalā'niq einen grossen Lärm am Himmel und die Menschen wurden lebendig. Dann hiess Nōak·aua die Menschen heirathen und sprach zu ihnen: „Wenn ihr keine Beeren

mehr am Fusse des Berges findet, so benutzet den Weg, den wir gemacht haben; steigt hinauf, droben werdet ihr viele Beeren finden.“ Die Menschen gehorchten.

Viele junge Männer hatten keine Frauen bekommen. Diese hiess Nōak·aua durch die Höhle den Berg hinaufgehen und droben die beerensuchenden Frauen rauben. Die jungen Leute liefen nun durch die Höhle den Berg hinauf. Dieselbe war aber an vielen Stellen so niedrig, dass die, welche gar zu ungestüm liefen, sich die Köpfe an der Decke einstiessen und so um's Leben kamen. Die übrigen erschienen plötzlich oben auf dem Berge, raubten die Beeren suchenden Frauen, und eilten dann durch die Höhle zurück. Wer nicht rasch genug entfloh, wurde von den Männern, die ihre Frauen vertheidigten, erschlagen.

Dann dachte Nōak·aua: „O, lehrte Masmasalā'niq die Menschen Fallen machen, in denen sie den Waschbären fangen können.“ Und Masmasalā'niq lehrte sie Bären fangen und Mäntel aus deren Felle machen. Er sandte vier Männer in den Wald, welche die ersten waren, die Bären fingen.

Und Nōak·aua dachte weiter: „O, holte doch Masmasalā'niq das Feuer.“ Aber Masmasalā'niq konnte nicht. Deshalb sandte er zuerst das Hermelin zum Hause des Mannes, der das Feuer bewachte. Es nahm heimlich das Feuer in's Maul und wollte davon laufen. Da fragte jener: „Wohin willst Du?“ Das Hermelin konnte aber nicht antworten, da es das Feuer im Munde hatte. Deshalb gab jener ihm eine heftige Ohrfeige und das Feuer fiel zur Erde. Da das Hermelin erfolglos gewesen war, sandte Nōak·aua den Hirsch. Dieser ging zuerst zu Masmasalā'niq, um sich seine Beine schlank und schnell machen zu lassen. Und Nōak·aua dachte: „Wenn doch Masmasalā'niq Fichtenholz an des Hirsches Schwanz stecken wollte.“ Und Masmasalā'niq steckte Fichtenholz an des Hirsches Schwanz. Schnellfüssig lief er nun davon. Er kam in das Haus, wo das Feuer war und tanzte um das letztere herum, indem er sang: „Ich möchte das Licht finden!“ Und plötzlich drehte er sein Hintertheil gegen die Flammen, so dass das Holz am Schwanze Feuer fing, und er lief davon. Ueberall aber fiel Feuer zur Erde, das die Menschen sorglich bewahrten. Der Hirsch rief dem am Wege stehenden Holze zu: „Verbirg das Feuer;“ es nahm das Feuer auf und ist seitdem brennbar.

Und weiter dachte Nōak·aua: „O, wenn doch Masmasalā'niq einen Wal aus Holz machte und ihn mit Harz bestriche;“ und Masmasalā'niq that also. Auf einem fernen Berge lebte nehmlich der Vogel K·ani'sltsua, welcher die Menschen zu rauben pflegte. Diesen wollte Nōak·aua fangen. Er liess alle Menschen in den Wal hineingehen, Masmasalā'niq verschloss dann den Wal und liess ihn ins Wasser. Er schwamm zum Hause K·ani'sltsua's. Dieser sandte der Reihe nach seine drei Söhne Mēmensk·amE'nk·oa, MaimasemE'nk·oa und YaiutqsEmE'nk·oa aus, den Wal zu heben, aber alle klebten an dem Harze fest; der Wal war ihnen zu schwer und zog sie herab. Da sandte K·ani'sltsua seinen jüngsten Sohn Mamosk·amE'nk·oa (die Namen bedeuten: der ein, zwei, drei, vier hebende) aus. Dieser freute sich, legte seine Adlerkleider an und flog hinab, den Wal zu fangen. Doch auch er klebte daran fest, der Wal zog ihn herab und er lag mit gebrochenen Flügeln auf dem Wasser. Ebenso kam endlich K·ani'sltsua um's Leben.

Und Nōak·aua dachte: „Wenn wir alt geworden sind, wollen wir sterben.“ Aber Masmasalā'niq wollte immer am Leben bleiben. Der kleine Vogel K·'oē'qtsa wünschte aber sehr, dass Nōak·aua und Masmasalā'niq sterben möchten. Er sagte: „Wo soll ich wohnen, wenn ihr ewig am Leben bleibt? Ich will in eurem Grabe mein Nest bauen und mich wärmen.“ Nōak·aua wusste nicht, was er thun sollte

und sagte zum Vogel: „Gut, wir wollen sterben, aber nach vier Tagen wieder auferstehen.“ Der Vogel aber war hiermit nicht zufrieden, er wollte, dass sie ganz sterben sollten. Da beschlossen Noak'aua und Masmasalā'niq zu sterben und dann als Kinder zurückzukehren. Sie starben und stiegen hinauf in den Himmel, um zu sehen, ob die Leute sie betrauerten. Sie sahen dort, dass alle Menschen wehklagten, und da verwandelten sie sich in Blutströpfchen, die mit dem Winde zur Erde herabwehten. Im Schlafe athmeten die Frauen dieselben ein, und in Folge dessen gebaren alle Kinder. So kehrten Nōak'aua und Masmasalā'niq zur Erde zurück.

3. Der Nerz.

1. Einst sagte Nerz zu seiner Mutter: „Ich bin hungrig und möchte Muscheln essen. Ich will mit Yā'ēqōēk'oa (s. S. 233) kämpfen, damit er Ebbe werden lässt.“ Dieser war ein mächtiger Häuptling, welcher auf dem Grunde des Wassers wohnte. Die Mutter liess den Nerz gehen. Er schwamm hinaus und griff Yā'ẹqōēk'oa an. Endlich gelang es ihm, seiner Herr zu werden, und er hielt ihn unter Wasser, bis er anfing, seinen Athem zu verlieren. Da rief jener: „Lass mich los, ich will auch das Wasser zurücktreten lassen, damit Du Muscheln sammeln kannst.“ Nerz war damit zufrieden, liess ihn los und schwamm nach Hause zurück. Das Meer trat ein wenig zurück und er fand eine Muschel. Als er nach Hause zurückkam, fragte seine Mutter: „Nun, was hast Du gefunden?“ Er zeigte ihr die eine Muschel und schwamm gleich wieder hinaus, um nochmals mit Yā'ēqōēk'oa zu kämpfen. Wieder besiegte er ihn und dieser liess das Wasser etwas weiter zurücktreten und länger ausbleiben. Da fand Nerz sechs Muscheln unter den Steinen und brachte sie seiner Mutter. Er war aber noch nicht zufrieden. Erst nachdem er viermal den Wassergeist besiegt hatte, liess dieser das Meer lange und weit genug zurücktreten, so dass er einen Korb voll Muscheln bekam. Da war er zufrieden, liess seine Mutter die Muscheln kosten und beide assen sich satt. Da klopfte er sich voll Behagen auf den Magen.

2. Einst spielte Nerz mit den Enten (Kuaï'ik'a) Reifen und gewann im Spiel. Dann schossen sie mit Pfeilen nach einem Stocke, um zu sehen, wer am besten schiessen könne. Auch hierbei gewann er. Da fielen alle über ihn her und zerbrachen seinen Bogen. Er aber wehrte sich und biss die Enten. Da sagten diese zu ihm, um ihn zu kränken: „Du hast ja gar keinen Vater.“ Darüber ward Tlē'selagyila (= der Sonnenmacher), der Nerz, traurig und lief weinend zu seiner Mutter, um sie zu fragen, ob er wirklich keinen Vater habe. Sie tröstete ihren Sohn und sprach: „Lass sie nur schreien, Dein Vater ist droben im Himmel. Er heisst Toatusela'kilis und macht, dass die Sonne scheint.“ Da beschloss Nerz, ihn zu besuchen. Er ging zu seinem Oheim Hanatliaqtâ'o (d. h. der Bogenschütze), und liess sich einen neuen Bogen machen. Als er diesen bekommen hatte, schoss er einen Pfeil nach dem Himmel und dieser blieb dort stecken. Der zweite Pfeil haftete im ersten, und indem er so fortfuhr, machte er eine Kette, die vom Himmel bis zur Erde hinabreichte. An dieser kletterte Tlē'selagyila hinauf und gelangte endlich in den Himmel. Droben traf er die Frau Toatusela'kilis' — denn sein Vater hatte wieder geheirathet. — Als diese Tlē'selagyila erkannte, sagte sie: „Dein Vater wird sich sehr freuen, Dich zu sehen. Du kannst nun statt seiner die Sonne führen.“ Abends, als es dunkel wurde, kam der Vater heim. Da sagte die Frau zu ihm: „Dein Sohn ist gekommen und will bei Dir bleiben. Lass ihn nun an Deiner Statt die Sonne führen.“ Toatusela'kilis war sehr froh, und früh Morgens weckte er seinen Sohn.

Er gab ihm sein Kleid, und hiess ihn langsam hinter den Bergen aufsteigen und warnte ihn, nicht zu rasch zu gehen, da sonst alles verbrennen würde. Nerz nahm seines Vaters Kleider und stieg langsam in die Höhe, wie ihm geheissen war. Als es aber fast Mittag war, ward er ungeduldig, fing an zu laufen, und setzte so die ganze Erde in Flammen. Die Bewohner der Erde sprangen, um den Flammen zu entgehen, ins Wasser, und wurden da in wirkliche Menschen verwandelt (während sie vorher Halbthiere gewesen waren). Die Frau im Himmel aber rief ihren Mann und hiess ihn Tlē'selagyila auf die Erde hinabwerfen, da sonst alles verbrennen würde. Toatusela'kilis eilte herbei, riss ihm die Kleider ab und warf ihn zur Erde hinab, indem er sagte: „Wenn Du ordentlich gegangen wärest, hättest Du immer die Sonne führen dürfen.“ Nerz fiel in's Meer zwischen viele treibende Baumstämme. Dort fanden ihn die Menschen und trugen ihn nach Hause.

4. Der Mond.

1. Gyā'lōyak·amē (= der Allererste) lebte bei seinem Vater K·'ō'mнk·'ômgyila. Eines Tages beschloss er in seinem Boote auszufahren. Er schob das Boot ins Wasser und fuhr hinaus in die weite See. Dort begegnete er K·ōmō'k·oa, welcher versuchte, das Boot und den Schiffer zu fangen. Da befahl Gyā'lōyak·amē dem Boote, in die Höhe zu steigen, und siehe, es flog davon, wie ein Vogel. Es stieg höher und höher und stiess endlich an den Himmel an. Dort fand er ein Loch, steckte seinen Kopf hindurch und fragte: „Wohnen hier oben keine Menschen?“ Da hörte er jemand antworten: „Ja, wir wohnen hier, die Wa'qsk·ᴇm (= Gesicht an beiden Seiten), aber wir sind nicht glücklich, denn wir haben unseren Mund im Nacken.“ Da sprach Gyā'lōyak·amē: „Wenn ich dereinst ein Kind haben werde, so soll es heissen, wie Ihr.“ Und er fuhr weiter in seinem Boote. Nach einiger Zeit sah er unter sich ein Haus. Das Boot kreiste anfänglich über demselben, und liess sich dann tiefer und tiefer herab, bis es endlich vor dem Hause landete. In dem Hause aber wohnte Tlā'k·oagyila (der Kupferplatten machende). Seine Frau wiegte ihr Kind, das beständig schrie. Um es ruhig zu machen, sprach sie: „Weine nicht, sonst wird Dich Gyā'lōyak·amē holen.“ Das Kind schlief ein, die Frau legte sich auch nieder, und als alle schliefen, schlich sich Gyā'lōyak·amē ins Haus und stahl das Kind aus der Wiege. Nach einiger Zeit erwachte die Frau und, als sie fortfuhr, die Wiege zu bewegen, merkte sie, dass dieselbe leer war. Da rief sie: „Tlā'k·oagyila! Jemand hat unser Kind geraubt“ und weinte sehr. Aber sogleich trat Gyā'lōyak·amē herein und sagte zu ihnen: „Hört auf zu weinen, hier ist Euer Kind, ich wollte nur seinen Namen wissen.“ Da freute sich der Vater und sprach: „Er heisst Tlā'tlak·oasila (= der Kupfer Zählende). Wenn Deine Schwester Kinder bekommt, so lass sie ihrem ältesten Sohn diesen Namen geben. Das zweite Kind, ein Mädchen, soll Tlāk·oagyilaiō'k·oa (= die Kupfer machende), das dritte, ein Knabe, Sēkyōk·oa'la (= das tönende Kupfer), und das letzte, ein Mädchen, Tlā'k·oitl (= Kupfer im Hause) heissen. Nun fahre weiter zu Aiнts'umgyila (= der Haliotis-Schalen bearbeitende).“ Gyā'lōyak·amē stieg in sein Boot und flog weiter. Bald fand er Aiнts'umgyila's Haus; wieder kreiste das Boot über demselben und liess sich langsam herab. Dann stahl Gyā'lōyak·amē auch ihm das Kind aus der Wiege, um seinen Namen zu erfahren. Als er es zurückbrachte, sprach Aiнts'umgyila: „Wenn Deine Schwester Kinder bekommt, so soll sie das älteste, einen Knaben, nach unserem Sohne Aiнts'umk·'ā'naq (= der Muscheln reinigende) nennen. Das nächste, ein Mädchen, soll Aiнts'umk·a (= die Glänzende) heissen; das dritte, ein Knabe, soll Aiнts'umalitl (= Haliotis im Hause) und das jüngste, ein Mädchen, Aiнts'umk·anlitl (= Kiste voll Haliotisschalen) heissen.“ Gyā'lōyak·amē kehrte

dann zur Erde zurück und erzählte seinen Schwestern, was er erlebt hatte. Dann stieg er in den Himmel und ward der Mond.

2. Ein junges Mädchen wartete ihren Bruder, während die Mutter ausgegangen war, Olachen zu fangen. Da der Knabe unaufhörlich schrie, schlug sie ihn in ihren Mantel ein, trug ihn auf der Strasse umher und gab ihm einen kleinen Eimer zum Spielen. Da er gar nicht still sein wollte, drohte sie ihm, der Mond werde ihn holen. Und als er noch nicht aufhören wollte, drohte sie ihm zum zweiten, dritten und vierten Male. Da hörte sie der Mond. Er stieg zur Erde herunter, und indem er herabkam, ward er riesengross. Er nahm den Jungen mit sich hinauf zum Monde. Noch heute kann man den Knaben mit dem Eimer in der Hand im Monde sehen.

3. Ein junger Mann, Namens Mē'itla, ging in einem Jahre zehnmal hinauf zum Himmel. Beim ersten Male fand er droben eine Möwe und brachte sie mit herunter. Als er zum zweiten Male hinaufstieg, fand er einen Vogel mit rothem Schnabel, beim dritten Male die „Salmonberries“, dann den Taucher und den Vogel Qē'qēqē. Beim sechsten Male brachte er den Vogel AtE'mkuli mit herab. Als er aber zum zehnten Male hinaufstieg, fand er den Mond Nūsnū'selis und kehrte nun nicht wieder. Da weinten und klagten seine Mutter Tlēelaiak·s und sein Vater K·'ömqtō'is. Endlich schliefen sie ein. Im Traume sah die Mutter ein schönes Haus vor sich, und als sie erwachte, erkannte sie, dass es kein Traumgebilde war, sondern wirklich nahe vor ihr stand. Sie sah ihren Sohn Mē'itla vor dem Hause spielen und weckte ihren Mann, damit er ihn auch sehen solle. Als der Vater erwachte, sah auch er das Haus und den Knaben und rief: „Da ist ja unser verlorener Sohn!“ Sie sprangen auf und liefen auf das Haus zu. Dieses schien aber vor ihnen zurückzuweichen und endlich erkannten sie, dass es in Wahrheit weit fort, droben am Himmel war. Da setzten sie sich nieder und weinten und sangen: „O, unser Sohn spielt droben bei Nūsnū'selis. Er weilt im fremden Lande und kehrt nicht mehr zu uns zurück.“ Als sie so sangen, ging ihre Nichte vorüber, und sie erzählten ihr, dass sie Mē'itla im Himmel droben hatten spielen sehen. Da sprach jene: „Wir wollen Euren Sohn im Tanze wieder erscheinen lassen.“ Die Eltern waren damit einverstanden. Sie liessen ihre Nichte, die K·'ök·ömē'tsemk·a hiess, in der Gestalt des Mē'itla tanzen und gaben ihr seinen Namen.

5. Mē'maotlEmē.

An einem heissen Sommertage gingen vier Brüder hinaus ins Meer, um zu baden. Sie fanden am Ufer einen Baumstamm, auf den sie sich niederlegten, um zu schlafen. Während sie dort ruhten, gerieth der Stamm ins Treiben, und als sie erwachten, war ringsum kein Land zu erblicken. Lange Zeit trieben sie hin und wieder. Endlich sahen sie am Horizont einen schwarzen Streifen. Sie kamen näher und erblickten eine schwarze Küste. Der jüngste Bruder sprang von dem Baumstamm ans Ufer, doch siehe, das Land verschwand, und er ertrank. Nach einiger Zeit gelangten sie an ein ähnliches Land; der zweitjüngste sprang vom Stamme und auch er ertrank. Lange Zeit trieben die zwei Ueberlebenden auf dem Stamme umher. Endlich wurde der zweite Bruder so müde, dass er sich nicht mehr halten konnte, und auch er ertrank. Nur der Aelteste blieb übrig, und nach langer Fahrt gelangte derselbe endlich zu dem Lande des Häuptlings ME'nis (s. S. 208). Hier fand er einen Fluss, der aus einem See herausströmte. Er ging hinauf und setzte sich am Ufer des Sees nieder. Abends kam Lalak·'aiyuk·oa, ME'nis' Tochter, aus dem Hause, um Wasser zu schöpfen. Als sie den Mann er-

blickte, fragte sie ihn, woher er komme, und Mē'maotlEmē, denn so hiess er, erzählte seine Schicksale. Da lud jene ihn ein, in ihres Vaters Haus zu kommen. Er folgte ihr, und drinnen bot sie ihm aus einer grossen Kiste zu essen an. Sie nahm etwas heraus, das er nicht erkannte, mischte es mit Wasser und „Crabapples" und setzte es ihm vor. Als Mē'maotlEmē beginnen wollte zu essen, sah er, dass es Menschenaugen waren, und er weigerte sich, solche Speise zu essen. Nach einiger Zeit ging ME'nis zufällig in ein Zimmer seines Hauses, und als er die Thür öffnete, sah Mē'maotlEmē drinnen Seehunde liegen, und er sagte zu Lalak·'aiyuk·oa: „Davon koche mir etwas, das pflegt man bei uns zu Lande zu essen." Das Mädchen berichtete ihrem Vater des Gastes Wunsch, und er nahm darauf einen Stock und schlug einen Seehund todt. Die Tochter zerlegte ihn sodann und kochte ihn. Es war ihr aber sehr zuwider, dass Mē'maotlEmē solche Speise essen wollte, denn die Seehunde waren ihre Hunde.

ME'nis aber gab seine Tochter dem Gaste zur Frau. Nicht weit vom Hause war ein Fischwehr, und nahe dabei war eine Stange aufgerichtet, auf welcher ein Adler sass, der jedesmal, sobald das Wehr voll Fische war, schrie. Früh Morgens, als Mē'maotlEmē noch im Bette lag, schrie der Adler. Da stiess Lalak·'aiyuk·oa ihren Mann an und sagte: „Gehe doch zum Wehr hinab und nimm die Lachse heraus." Mē'maotlEmē ging hinab und fand im Wehr die Leichen seiner Brüder. Einem derselben war von einem Raben ein Auge ausgehackt. Da weinte er. Als seine Frau ihn weinen hörte, stand sie auf, ging zu ihm und fragte nach der Ursache seines Kummers. Als er ihr die Leichen seiner Brüder zeigte, sagte sie: „Sei nicht traurig, mein Vater wird sie wieder erwecken." Sie holte ihren Vater und dieser trug die Körper ins Haus. Er nahm ein Auge aus der Kiste und setzte es dem einen der Brüder statt des ausgehackten ein; er schüttelte sie und sie wurden wieder lebendig.

Eines Tages spielte einer der Brüder mit einem Stückchen Cedernholz, Lālak·'aiyuk·oa verwies es ihm, indem sie sagte, das Holz sei sehr kostbar und ihr Vater müsse es sehr theuer bezahlen. Hierüber wunderte sich der Mann und erzählte, wie viele Cedern in seiner Heimath wüchsen. Als ME'nis durch seine Tochter hiervon hörte, bat er die Brüder, ihre Verwandten zu besuchen, und ihm dann viel Cedernholz mitzubringen. Jene hatten aber kein Boot. Da gab ihnen ME'nis sein Fellboot und hiess sie abfahren. Sie aber fürchteten sich, in dem Fellboote über das Meer zu fahren. ME'nis ermuthigte sie. Er gab ihnen von allen Arten Thieren, die er als Hunde in den zahlreichen Zimmern seines Hauses hielt, je eines, unter denselben auch ein Stachelschwein, und hiess sie abfahren. Lalak·'aiyuk·oa fuhr mit ihnen und sagte: „Steuert immer der aufgehenden Sonne entgegen, und haltet die sinkende Sonne hinter Euch, dann werdet ihr Eure Heimat erreichen."

Sie gehorchten und erreichten nach langer Fahrt ihr heimathliches Dorf. Niemand hatte das Boot kommen sehen. Der jüngste Bruder sprang an's Land und ging, seinen Vater zu begrüssen. Dieser aber erkannte ihn anfänglich nicht. Dann liess er sein Haus reinigen und gab ein grosses Fest. Die Söhne aber gaben ihm alle Arten von Thieren, das Geschenk des Häuptlings ME'nis. Dann baten sie alle Leute in den Wald zu gehen und Cedernrinde zu holen, die sie ME'nis als Geschenk bringen wollten. Sie beluden ein aus einer Ceder gebautes Boot und fuhren zurück. Lalak·'aiyuk·oa hiess sie der sinkenden Sonne entgegen fahren und die aufgehende Sonne im Rücken behalten. Sie gehorchten, und nachdem sie an den beiden trügerischen schwarzen Inseln vorbeigefahren waren, gelangten sie glücklich zu ME'nis. Die Tochter ging zu ihrem Vater und erzählte,

dass man sie gut bewirthet und reich beschenkt habe. Und Mᴇ'nis Herz war froh, als er die Cedernrinde, das Boot und all' die Sachen sah, welche er noch nicht kannte. Und er beschloss, alles nachzumachen.

6. K·'ōmk·'ō'mgyila.

K·'ōmk·'ō'mgyila, ein Häuptling der Nō'quntsitq, hatte die Tochter des Häuptlings des Nordens zur Frau. Sie hiess Tlāk·oagyīlaō'k·oa (= die Kupfer gemachte), Tlā'k·uitl (= Kupfer im Hause), K·'ak·'anqp'ā'lak·a (= Kupfergeruch) und Tlā'-k·oetlk·'e'naq. Ihr Vater hiess Tlā'k·oagyila (= der Kupfer machende), und das Land, in dem er wohnte D'a'k·ō. Sie hatten ein Paar Zwillingstöchter und lebten eine Reihe von Jahren ruhig in Nō'quntsitq. Da verlangte aber K·'ōmk·'ō'mgyila danach, auch die Häuptlinge der andern Himmelsrichtungen zu besuchen und ihre Länder kennen zu lernen. Der Häuptling des Ostens ist Ālagyilak·ᴇmāē (= der erste der Fellmäntel). Ihn beschloss er zuerst zu besuchen. Als sie das Boot bestiegen, weigerten sich seine Töchter mitzugehen. Er fragte: „Wovon wollt Ihr denn leben, wenn wir fort sind?“ Sie antworteten: „Wir sind Lachse. Wenn wir im Wasser schwimmen, werden viele Fische kommen[1].“ K·'ōmk·'ō'mgyila liess endlich seine Töchter zurück und reiste mit seiner Frau und vier Sklaven ostwärts. Sie fuhren den Fluss Nō'qunt hinauf, soweit derselbe schiffbar ist, und wanderten dann zu Fusse ostwärts. Endlich, nach langer Wanderung kamen sie zu vier Seen und sahen ein grosses Loch im Boden, aus dem Morgens immer die Sonne hervorkommt.

Seine Frau sagte ihm, sie seien nun im Lande Ālagyilak·ᴇmāē's angekommen. Da sie keinen Menschen sahen, rief K·'ōmk·'ō'mgyila: „Wohnt denn niemand hier in diesem Loche?“ Da niemand antwortete, rief er nochmals und abermals, doch erst nachdem er viermal gerufen hatte, kam Ālagyilak·ᴇmāē zum Vorschein. Er hatte vorn und hinten ein Gesicht und nur mitten auf dem Kopfe einen Streifen Haare: „Was willst Du hier?“ sprach er. K·'ōmk·'ō'mgyila antwortete: „Ich will Deine Tochter heirathen.“ Der Häuptling sprach: „Was willst Du denn mit Ihr thun? Du kannst sie nicht heirathen.“ Jener versetzte: „Doch, ich kann sie so gut heirathen, wie irgend eine andere Frau.“ Darauf ging Ālagyilak·ᴇmāē in das Loch, um seine Tochter zu holen. Sie hiess A'lagyilayūk·oa (= die Fellmantel gemachte) und Alagyimitl (= Fellmantel im Hause). Als er sie brachte, sah K·'ōmk·'ō'mgyila, dass sie ein ganz kleines Kind war, aber Ālagyilak·emāē zwang ihn, sie zu heirathen, und gab ihm viele Felldecken und das Wasser des Lebens. Nach einiger Zeit reiste K·'ōmk·'ō'mgyila in seine Heimath zurück. Da sprach der Häuptling: „Wenn Du Kinder hast, so nenne sie nach meiner Tochter und nach mir.“ Als nun der Reisende zu Hause ankam, sah er Rauch aus dem Dache aufsteigen und er fand seine Töchter wohl versorgt mit Fischen. Dann beschloss er, seinen Schwiegervater Tlā'k·oagyila, den Häuptling im Norden, zu besuchen. Er belud sein Boot mit vielen Netzen aus Cederbast und mit Tanzgeräthen. Dann fuhren sie ab. Endlich gelangten sie an einen Berg, der ihnen den Weg versperrte, und K·'ōmk·'ō'mgyila wusste nicht, wie sie weiter kommen sollten. Seine Frau aber kannte den Weg. Sie bedeckte das ganze Boot mit Fellmänteln, so dass kein Wasser hineinspritzen konnte. Dann liess sie das Boot vor einem steilen Felsen halten und bis Niedrigwasser warten. Da wurde eine grosse Höhle sichtbar, die durch den ganzen Berg führte. Sie fuhren hindurch

1) Die Kwakiutl glauben, dass Zwillinge verwandelte Lachse sind, und dass sie Macht über die Fische haben (s. S. 209, Anmerk.).

und erblickten an der anderen Seite Tlā'k·oagyila's Haus. Als die Leute sie erblickten, riefen sie einander zu: „Das müssen mächtige Fremdlinge sein, die durch den Berg gekommen sind." Sie wussten nicht, dass es das Boot ihrer Häuptlingstochter war. Als sie aber an's Ufer kamen, erkannte sie ihr Vater. Er führte sie ins Haus und setzte ihnen eine Kiste mit Menschenaugen zum Essen vor. Die Tochter aber sprach: „Das isst mein Mann nicht, gieb ihm Seehundsfleisch!" Da tödteten die Leute Seehunde und gaben sie ihm zu essen. K·'ōmk·'ō'mgyila gab seinem Schwiegervater die Netze und den Tanzschmuck, den er mitgebracht hatte. Nach einiger Zeit kehrten sie in ihre Heimath zurück. Tlā'k·oagyila behielt das Boot seines Schwiegersohnes und gab ihm statt dessen ein Kupferboot, das wie eine Kiste gestaltet war und an jedem Ende ein Loch hatte. Er füllte das Boot mit Kupferplatten und gab ihm den Namen Tlā'k·oagyila für seine Kinder.

Den Häuptling Gyō'gwisilāk·ᴇmāē (= der erste der Muschelschalen) des Südens und Aiuts'umgyila (= Haliotismacher, oder der es glänzend macht) des Westens besuchte er nicht.

7. K·ē̆k·tsumuskyā'na.

Es war einmal ein Mann, der hiess Apō'tl. Eines Tages war er zu einem Feste eingeladen und als das Essen vorüber war, liess er einen Knaben eine Schüssel von der übrig gebliebenen Speise für seine Frau und seine vier Söhne nach Hause tragen. Der Knabe gehorchte, und als Apō'tl's Söhne, die auf den Seitenbrettern über der Plattform in ihren Betten gelegen hatten, die grosse Schüssel voll Fleisch und Beeren sahen, standen sie auf und sprangen herunter, um zu essen. Die Mutter aber sagte: „Das ist nicht für Euch; Apō'tl hat das Essen für mich gesandt. Wenn Ihr etwas haben wollt, so geht nach K·ē̆k·tsumuskyā'na und holt es Euch daselbst." K·ē̆k·tsumuskyā'na war aber eine Menschenfresserin, die in einem fernen Lande wohnte. Da wurden die Söhne betrübt und trotzig. Sie legten sich wieder ins Bett und blieben vier Tage lang im Bette liegen, ohne zu essen oder zu trinken. Am vierten Tage sahen die Dorfbewohner einen schönen Vogel (einen Schwan?) nahe den Häusern umherschwimmen. Die Kinder versuchten, ihn zu fangen, konnten aber seiner nicht habhaft werden. Als Apo'tl's Söhne hiervon hörten, standen sie auf, nahmen ihren Bogen und ihre Pfeile in einem hölzernen Kasten mit und stiegen in ihr Boot. Als sie dem Vogel nahe gekommen waren, schossen sie ihn. Der Pfeil traf, aber tödtete den Vogel nicht. Dieser schwamm von dannen, und die Knaben verfolgten ihn. Oft kamen sie ihm nahe und dann schossen sie ihn mit ihren Pfeilen. So oft sie aber auch schossen, sie vermochten den Vogel nicht zu tödten. So lockte der Vogel sie weit ins Meer hinaus. Endlich gelang es ihnen aber doch noch, denselben zu fangen. Dann wollten sie nach Hause zurückkehren, aber siehe! rings umher war nichts als Himmel und Wasser zu sehen und selbst die Gipfel der höchsten Berge waren verschwunden. Da wussten die Knaben nicht, wohin sie sich wenden sollten. Aber nicht genug damit; bald nachdem sie den Vogel gefangen hatten, fing ein eisiger Wind an zu wehen und sie wussten nun, dass der Vogel der Herr des Windes war. Das Meer begann zu gefrieren und mit Mühe mussten sie sich ihren Weg durch dicht gedrängte Eisblöcke suchen. Nachdem sie so eine Zeit lang umhergefahren waren, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten, zerbrach dem einen der Brüder das Ruder. Er ward müde, schlief ein und kam endlich vor Kälte und Hunger um. Nach kurzer Zeit zerbrach das Ruder des zweiten der Brüder. Auch er erfror. Da nahmen die beiden überlebenden die

Mäntel ihrer Brüder und hüllten sich darin ein. Doch auch der dritte starb endlich vor Hunger und Kälte. Als der Aelteste sich nun ganz allein sah, hüllte er sich in die Mäntel und weinte bitterlich. Nach kurzer Zeit begann er einzuschlummern. Plötzlich aber fuhr er auf, denn er fühlte, dass der Kahn an's Land gestossen war. Er stiess sein Ruder ins Wasser und fühlte Grund. Es war keine Seele am Ufer zu entdecken und daher fürchtete er sich auszusteigen. Endlich aber sah er einige Fussspuren, und nun fasste er sich ein Herz, hüllte sich in seinen Mantel und folgte den Spuren, nachdem er den Kahn an's Ufer gezogen hatte. Er war nicht weit gegangen, da kam er an ein Dorf. Er ging in das erste Haus und fand dort zwei Knaben. Da diese ihn nicht bemerkten, klopfte er ihnen auf die Schulter. Sie wandten sich um und fragten: „Woher kommst Du?“ Als er ihnen seine Schicksale erzählt hatte, sagten sie: „Dieses ist K·ēk·tsumнskyā'na's Land. Wenn Du Muth und Kraft genug hast, so tödte sie und nimm ihre Tochter zur Frau.“ Da antwortete jener: „Ja, ich habe Muth und will das Abenteuer bestehen.“ Die Knaben erzählten ihm nun, dass schon viele Männer gekommen seien, um jenes Mädchen zu heirathen, dass K·ēk·tsumнskyā'na aber alle getödtet habe. Sie fragten: „Kannst Du gut springen und laufen? sonst tödtet sie Dich sicherlich.“ Er erwiderte, er könne gut springen. Mittlerweile waren die Männer, die auf Jagd gewesen waren, zurückgekommen, und man gab ihm zu essen. Sein Herz aber war traurig, da er an seine todten Brüder dachte, die draussen im Boote lagen. Eine alte Frau aber tröstete ihn, indem sie sagte: „Sei guten Muthes, wenn Du K·ēk·tsumнskyā'na getödtet hast, werden wir jene wieder erwecken.“ Und sie fragten ihn, ob er muthig sei. Er erwiderte, er verlange nur danach, jene zu tödten. Da hiessen ihn die beiden Knaben, die er zuerst getroffen hatte, zeigen, ob er springen und laufen könne. Er trat vor die Thür des Hauses und sprang mit einem Satze so weit, wie das Haus breit war. Ehe er aber fortging, liess er vier kleine Mädchen eine tiefe Grube nahe beim Feuer machen, und er trug den Knaben auf, Gift zu kochen und es bereit zu halten, um es zur rechten Zeit zu gebrauchen. Dann ging er zu K·ēk·tsumнskyā'na's Haus. Vor der Thür fand er den Vogel K·ak·ā'nis als Wächter aufgestellt. Dieser wollte Lärm schlagen, aber der junge Mann gewann ihn für sich, indem er ihm einen Fisch reichte. Dann öffnete er die Thür und fand drinnen den Vogel T'āstumā'kua als Wächter aufgestellt, dem er ebenfalls einen Fisch reichte und ihn so für sich gewann. Er trat ein und sah nun die alte Frau gerade neben der Thür auf ihrem Bett liegen und schlafen. Und er bemerkte, dass die Seiten ihrer Hände scharf wie Messer waren. Mit diesen pflegte sie jeden zu tödten, der ihr nahte. Am Feuer sass aber K·ēk·tsumнskyā'na's Tochter. Der Jüngling ging auf sie zu und fragte sie: „Willst Du meine Frau werden, und ist es Dir recht, wenn ich Deine böse Mutter tödte?“ Jene erwiderte: „Ja, ich habe lange heirathen wollen, aber sie tödtet alle meine Freier. Nun tödte Du sie.“ Sie hatte nehmlich den jungen Mann rasch lieb gewonnen und fragte ängstlich: „Bist Du aber auch stark genug?“ Als jener sie ermuthigte, sprach sie: „So tödte sie jetzt, so lange sie noch schläft; wenn sie wach ist, wirst Du sicher unterliegen.“ Da sprang der junge Mann auf die Frau los und hielt sie fest in seinen Armen. Sie erwachte und schrie: „hr! hr! hr! hr!“ indem sie mit ihren scharfen Händen um sich schlug. Wenn sie ihn aber treffen wollte, so sprang jener behende zur Seite. Er fesselte sie endlich und trug sie in das Haus, in welchem die Dorfbewohner ängstlich das Ende des Kampfes erwarteten. Dort warf er sie in die Grube und schüttete das Gift auf sie, so dass sie starb.

Am folgenden Tage sprach er zu den Leuten: „Nun steigt hinab in die Grube und holt den Leichnam heraus!“ Alle aber fürchteten sich und wagten nicht, hinabzusteigen. Da liess er sich ein Seil aus Cederbast um den Leib schlingen, stieg selbst hinab und holte den Leichnam heraus. Dann schnitt er ihr die Hände ab, zerhackte den Rest des Körpers, und warf die Stücke in alle Winde. Diese wurden in die Waldblume K'ak'atsumalā's verwandelt. Die Hände aber behielt er, da sie mächtige Zaubermittel waren. Mit der linken konnte er seinen Feinden schaden, mit der rechten Kranke heilen und Todte erwecken. Er machte einen Schnitt in die letztere, und die wasserhelle Flüssigkeit, welche statt Blutes heraustropfte, liess er auf seine todten Brüder träufeln. Da erwachten sie, rieben sich die Augen, als wenn sie lange geschlafen hätten, und gingen ins Haus hinein. Da sahen alle Menschen, dass er seine Brüder erweckt hatte. Und es lebte dort ein Häuptling, dessen Sohn von K'ēk'tsumʜskyā'na getödtet war. Dieser sprach zu dem jungen Mann: „O, erwecke meinen Sohn auch!“ und alle diejenigen, deren Söhne und Brüder von K'ēk'tsumʜskyā'na getödtet waren, baten ihn, dieselben zu erwecken. Da ging er zu ihrem Hause und fand die Knochen umher liegen, wie einen Haufen Muscheln. Er beträufelte alle mit der aus der rechten Hand tropfenden Flüssigkeit, und alle die, an deren Knochen noch ein wenig Fleisch war, erstanden wieder auf. Die übrigen konnte er nicht ins Leben zurückrufen. So ward der Jüngling ein grosser Häuptling und nahm K'ēk'tsumʜskyā'na's Tochter zur Frau.

Nach einiger Zeit verlangte sein Herz nach seiner Heimath. Er belud sein Boot mit all seinem Eigenthum und seine Frau legte ihre Kisten voll Decken und Fleisch hinein. Es war so schwer beladen, dass die Brüder bezweifelten, ob es alles tragen könne. Als sie nun abfahren wollten, wussten sie nicht, in welcher Richtung ihre Heimath lag. Da sprach die Frau: „Schliesst Eure Augen, dann wird das Boot von selbst gehen.“ Und sie thaten, wie sie ihnen geheissen hatte. Als es dunkel wurde, stiess das Boot an's Land, und als sie ihre Augen öffneten, sahen sie, dass sie in ihrer Heimath angekommen waren. Im Hause ihrer Eltern war aber kein Licht, als ob niemand darin wohne. Da schickte der älteste Bruder die jüngeren hinauf, und liess seiner Mutter sagen, sie solle ihr Haus reinigen und in Stand setzen, um ihre Söhne und ihre Schwiegertochter zu empfangen. Diese gehorchten. Sie gingen hinauf und sahen, als sie die Thür öffneten, ihren Vater und ihre Mutter an einem kleinen Feuer sitzen. Da stiessen sie dieselben mit dem Fusse an und sagten: „Steht auf und reinigt Euer Haus. Eure Kinder sind zurückgekehrt und Euer ältester Sohn hat K'ēk'tsumʜskyā'na's Tochter zur Frau genommen.“ Der alte Mann aber erkannte sie nicht und erwiderte: „Was richtet Ihr solche Worte an uns? Wir haben unsere Söhne verloren.“ Jene versetzten: „Erkennt Ihr uns denn nicht, wir sind ja Eure Kinder und sind nun wiedergekehrt.“ Da stand Apō'tl auf, um seine Kinder zu begrüssen. Er war aber schwach und es ward ihm schwer. Er ging zu seines Bruders Haus und erzählte ihm, dass seine Kinder zurückgekehrt seien; und er zerschlug Holz für ein Feuer und bald wussten alle Dorfbewohner, dass die Brüder zurückgekehrt seien. Diese gingen zum Boote hinunter und sprachen traurig zu dem ältesten Bruder: „O, Du wirst unsere Eltern nicht wieder erkennen, so alt sind sie geworden.“ Die Brüder waren nehmlich Jahre lang fortgewesen, obwohl es ihnen nur wie Tage schien. Als das Haus gereinigt war, breiteten drei Männer und eine Frau Matten von der Thür bis zum Strande aus, geleiteten die Ankömmlinge zum Hause und trugen ihre Sachen aus dem Boote. Da sahen alle die junge Frau. Sie war sehr schön. Ihr Haar war lang und fiel ihr über beide Schultern. Bald

war die ganze Ladung ins Haus getragen mit Ausnahme einer kleinen Kiste, die niemand heben konnte. Als die junge Frau dies hörte, schickte sie die vier Brüder der Reihe nach zum Strande, um die Kiste zu holen. Keiner aber konnte sie heben. Da lachte sie und sprach: „Wie kommt es, dass niemand meine Kiste heben kann? Sie ist doch ganz klein und leicht!“ Sie ging dann selbst zum Boote hinab, hob sie auf und trug sie zum Hause hinauf, als sei nichts darinnen. Und sie öffnete die Kiste, und, siehe da! es war darin, was das Herz nur wünschen konnte: Bergziegenfett, Seehunde und Walfische; und sie schenkte allen Leuten davon. So viel sie auch aus der Kiste nahm, sie blieb immer gefüllt. Die Brüder aber blieben traurig, weil ihre Eltern so alt und schwach waren. Da ging die Frau zum Strande und schöpfte in ihrem kleinen Eimer etwas Wasser. Dann entkleidete sie die Alten und wusch ihren ganzen Körper. Da wurden sie wieder so schön, wie sie als junge Leute gewesen waren.

8. Baqbakuālanusī'uaē (= der zuerst an der Flussmündung immer Menschenfleisch frass).

Ein Mann Namens Nōak·au'a hatte vier Söhne. Diese wollten einst auf die Bergziegenjagd gehen. Ehe sie aufbrachen, warnte sie ihr Vater und sprach: „Wenn ihr ein Haus seht, aus dem röthlicher Rauch aufsteigt, so geht nicht hinein, denn dort wohnt Baqbakuālanusī'uaē, ein schlechter Mensch.“ Die Söhne versprachen, seiner Warnung zu folgen, und gingen ins Gebirge. Nach einiger Zeit sahen sie ein Haus, aus dem schwarzer Rauch aufstieg. Dort wohnte der schwarze Bär. Als sie etwas weiter gegangen waren, kamen sie zu einem Hause, aus dem weisser Rauch aufstieg. Hier wohnte die Bergziege. Endlich gelangten sie zu dem Hause, vor dem ihr Vater sie gewarnt hatte, aus dem röthlicher Rauch aufstieg. Sie hielten und sprachen zu einander: „Wir wollen doch nicht umsonst dieses Haus gefunden haben. Kommt! lasst uns hineingehen und sehen, wer darinnen ist.“ Sie thaten also und trafen eine Frau, welche ihr Kind wiegte. Ihr gegenüber sass ein Knabe mit ungeheuerlich dickem Kopfe. Die vier Brüder traten an's Feuer und setzten sich auf eine Kiste. Dabei stiess sich der älteste an einen Stock, so dass das Blut aus seinem Unterschenkel hervorquoll. Da stiess der Knabe mit dem dicken Kopfe seine Mutter an und sprach: „O, Mutter, ich möchte das Blut lecken.“ Die Mutter aber untersagte es ihm. Der Knabe kratzte seinen Kopf und fing dann doch an, das Blut mit seinen Fingern abzuwischen und abzulecken. Da stiess der älteste Bruder den jüngsten an und sprach: „Wir hätten doch unserem Vater folgen sollen.“ Unterdess fing der Knabe an, immer gieriger das Blut aufzulecken. Da fasste sich der älteste der Brüder ein Herz, nahm seinen Bogen und schoss einen Pfeil zur Thür hinaus. Dann trug er dem jüngsten Bruder auf, den Pfeil wieder zu holen. Dieser ging hinaus, kehrte aber nicht zurück, sondern lief, so rasch er konnte, seiner Heimath zu. Dann nahm der älteste einen zweiten Pfeil, schoss denselben zur Thür hinaus und hiess den zweiten Bruder denselben wieder holen. Auch dieser entfloh. Als er den dritten Pfeil zur Thür hinausschoss, entfloh der dritte Bruder. Da fing der Knabe an sich zu fürchten. Die Frau fragte: „Kommen Deine Brüder nicht wieder?“ und er antwortete: „Sie sind nur gegangen, meine Pfeile wieder zu holen.“ Dann schoss er einen vierten Pfeil ab, ging selbst hinaus und lief seinen Brüdern nach. Als die Frau nun merkte, dass ihre Gäste nicht zurückkehrten, trat sie vor die Thür und rief: „Baqbakuālanusī'uē, komm nach Haus. Ich habe unser gutes Essen fortlaufen lassen.“ Baqbakuālanusī'uaē hörte sie, obwohl er weit entfernt war. Er verfolgte sie und rief: „Ham, ham, ham!“ (Fressen, fressen, fressen!) Die vier

Brüder hörten ihn herankommen und liefen, so rasch ihre Beine sie tragen wollten. Der älteste Bruder trug einen Wetzstein, einen Kamm, und Fischöl, das er als Haaröl gebrauchte, bei sich. Schon war Baqbakuālanusī'uaē ihnen ganz nahe gekommen, da legte er den Wetzstein hinter sich nieder und siehe da! dieser verwandelte sich in einen Berg, der den Verfolger zu einem weiten Umwege zwang. Aber trotzdem kam er ihnen bald wieder nahe. Da goss der junge Mann das Haaröl hinter sich aus und dieses verwandelte sich in einen grossen See. Als Baqbakuālanusī'uaē ihnen wieder nahe gekommen war, steckte jener den Kamm hinter sich in die Erde und dieser verwandelte sich in ein dichtes Gestrüpp junger Bäume, das der Verfolger ebenfalls umgehen musste. Mittlerweile waren die jungen Männer glücklich nach Haus gelangt. Sie klopften an die Thür und baten ihren Vater, rasch zu öffnen, da der Mann, vor dem er sie gewarnt habe, sie verfolge. Nōak·aua hatte sie kaum eingelassen und die Thür wieder verschlossen, da kam Baqbakuālanusī'uaē an und begehrte Einlass. Nōak·aua nahm nun einen Hund, zerschnitt ihn und liess das Blut in einen Napf laufen. Dann liess er Baqbakuālanusī'uaē an eine kleine Oeffnung kommen, die in der Wand war, reichte ihm die Schale und sprach: „Dieses ist das Blut meiner Söhne. Nimm es und trage es zu Deiner Frau.“ Jener nahm es. Da grub Tsō'ēnā, Nōak·aua's Frau, eine tiefe Grube nahe dem Feuer und liess das letztere hoch aufflammen. Dann legte sie Steine hinein, die rasch glühend wurden. Das Loch aber verhüllten sie durch ein ausgespanntes Fell. Bald langte Baqbakuālanusī'uaē mit seiner Frau und seinen drei Kindern in seinem Boote an, um Nōak·aua zu besuchen. Das jüngste Kind liess er als Wächter beim Boote, während die anderen mit ihm ins Haus gingen. Tsō'ēnā liess sie dicht am Feuer niedersitzen, so dass ihr Rücken gegen das ausgespannte Fell gewandt war, welches die Grube verbarg. Da sprach Baqbakuālanusī'uaē zu Nōak·aua: „Du weisst, wie alles im Anfange war. Erzähle mir davon.“ Nōak·aua erwiderte: „Dieses werde ich Dir erzählen:

„Was werde ich Euch jetzt von uralten Zeiten erzählen, Ihr Enkel? Vor langer Zeit lag eine Wolke auf jenem Berge. Bald werdet Ihr schlafen.“

Als er diesen Spruch zweimal gesungen hatte, schlummerte Baqbakuālanusī'uaē und seine ganze Familie; und als er es viermal gesungen hatte, da schliefen sie fest. Nōak·aua und Tsō'ēnā zogen nun den Rücken ihres Sitzes fort und alle stürzten in das Loch. Dann warfen sie die glühenden Steine in die Grube. Baqbakuālanusī'uaē schrie noch zweimal: „Ham, ham!“ dann war er todt. Nach einiger Zeit zogen sie die Leichname mit einem Seile heraus. Nōak·aua zerschnitt sie dann in viele Stücke, zerstreute dieselben über die Erde und sang: „Einst wirst Du, Baqbakuālanusī'uaē, die Menschen verfolgen.“ Da wurden sie in Moskitos verwandelt.

9. Die Ts'ilkigyila oder Atsi.

Eine Anzahl Kinder brieten sich einmal Lachse zwischen erhitzten Steinen. Als dieselben fertig waren, assen sie und liefen dann in den Wald, um zu spielen. Unter ihnen war ein Mädchen mit Namen Tsumнqsta (die Mundlose). Diese lief voraus und die übrigen Kinder riefen einander zu: „Wer von uns, wer von uns wohl zuerst Tsumнqsta fangen wird?“ Sie waren noch nicht lange gelaufen, da trafen sie auf Ts'ilkigyila, die einen grossen Korb auf dem Rücken trug. Sie ergriff zuerst Tsumнqsta und steckte sie dort hinein, und packte dann alle übrigen Kinder oben darauf. Das Mädchen hatte aber zufällig ein Messer in der Hand. Mit diesem schnitt sie einen Schlitz in den Korb und da fielen alle Kinder heraus. Ts'ilkigyila aber merkte es nicht, sondern sagte nur: „Ich glaube, Kiefernadeln

fallen zur Erde.“ Nur ein kleiner Knabe konnte nicht zum Loche hinausspringen, da er im Korbe festhing. So trug Ts'ilkigyila ihn nach Hause. Sie setzte den Korb zur Erde und war sehr verwundert, nur noch den Knaben zu finden. Sie nahm ihn aus dem Korbe und setzte ihn nieder. Da sah er, dass im Hause viele Kisten voll Bergziegenfett waren. Ts'ilkigyila machte nun den Knaben zu ihrem Sklaven. Als sie wieder ausging, sah der Knabe sich im Hause um, und erblickte nun eine alte Sklavin; ihre Namen waren K·'ō'k·oikya und Tlō'k·opak·titl.

Ts'ilkigyila hatte sie einst in ihrem Korbe ebenso geraubt, wie jetzt den Knaben. Die Sklavin rief den letzteren zu sich und sprach zu ihm: „Wenn Ts'ilkigyila Dir zu essen geben will, so nimm es nicht, sonst wird es Dir ergehen, wie es mir erging. Siehe, ich ass von ihrem Bergziegenfett, und da bin ich an der Erde festgewachsen.“ Sie zeigte ihm nun, dass aus ihrem Gesäss ein Seil hervorwuchs und sich in der Erde verzweigte, wie eine Wurzel. Sie sagte weiter: „Verstecke das Essen unter Deinem Mantel, und thue, als ässest Du.“ Als Ts'ilkigyila zurückkam, bot sie dem Knaben Bergziegenfett an, derselbe folgte aber dem Rathe der Sklavin und stellte sich nur, als esse er. In Wahrheit verbarg er das Fett unter seinem Mantel.

Ts'ilkigyila ging nun wieder aus, Sklaven zu fangen. Da rief die Frau abermals den Knaben zu sich und hiess ihn an die andere Seite der Bucht gehen, die sich vor dem Hause ausdehnte, und Muscheln sammeln. Der Knabe gehorchte. Er brachte die Muscheln und dann hiess die Sklavin ihn sie kochen. Nachdem er die Muscheln gereinigt und zerkleinert hatte, steckte er sich die Barten an die Fingerspitzen wie Fingerlinge. Als sie nun Ts'ilkigyila zurückkommen hörten, ging der Knabe vor das Haus und streckte seine Finger gegen dieselbe aus. Da sprach sie: „Was hast Du dort an Deinen Fingern sitzen. Ich habe nie Aehnliches gesehen und fürchte mich.“ K·'ō'k·oikya rief ihm zu: „Bewege Deine Finger gegen sie und rufe: „Ai a tsai!“ Der Knabe gehorchte. Da fürchtete Ts'ilkigyila sich sehr und als er viermal die Hände gegen sie bewegt hatte, fiel sie todt nieder. K·'ō'k·oikya hiess ihn nun ihre Brüste abschneiden und sie kochen. Sie sprach: „Wenn Ts'ilkigyila's vier Söhne von der Jagd nach Hause kommen, so setze ihnen dieses Gericht vor. Davon werden sie sterben.“

Bald kamen diese nach Hause. Sie fragten nach ihrer Mutter und K·'ō'k·oikya antwortete: „Sie wird wohl bald kommen. Sie ist mit ihrem Korbe ausgegangen, Sklaven zu fangen. Wir haben unterdess für Euch gekocht, hier ist Euer Essen;“ da nahm der Knabe den Topf, in welchem die Brüste gekocht waren, und setzte ihn den Jungen vor. Er nahm einen Löffel voll und gab ihn dem Aeltesten. Dieser sprach: „Das schmeckt ja gerade, wie unserer Mutter Milch.“ Dann gab er dem zweiten einen Löffel voll. Dieser schmeckte, und sprach: „Du hast Recht. Es schmeckt genau wie unserer Mutter Milch,“ und ebenso sprachen die beiden Jüngsten, als sie geschmeckt hatten. Die alte Sklavin aber hiess sie ruhig sein und essen. Sie gehorchten; als sie aber aufgegessen hatten, fielen alle todt nieder. Nun wollte der Knabe die Sklavin befreien, aber sobald er ein wenig an dem Seile zog, das sie am Boden fesselte, fühlte sie furchtbare Schmerzen. Den ganzen Tag über versuchte er vergeblich, jene loszumachen. Als es nun dunkel wurde, sprach er: „Ich will nach meiner Heimath gehen, und meine Freunde holen, damit sie mir helfen, Dich zu befreien.“ Er fürchtete aber, das Haus Ts'ilkigyila's nicht wiederzufinden; deshalb band die alte Sklavin ihm ein Band um den Leib und liess ihn dann gehen [1]). Endlich gelangte er zu seinen Eltern.

1) Es blieb mir zweifelhaft, ob sie das Band nicht festband, um ihn zu zwingen, zurückzukehren.

Diese hatten ihn schon für todt betrauert und waren sehr froh, als ihr Sohn gesund zurückkehrte und erzählte, dass alle Ts'ilkigyila nun todt seien. Und er fuhr fort: „In ihrem Hause liegt aber noch die Sklavin K·'ō'k·oikya. Sie ist am Boden festgewachsen und kann nicht fort. Kommt alle mit mir und helft mir sie befreien.“ Sie gingen dem Knaben nach, der dem Seile folgte. Alle fassten nun das Seil an, mit dem die Sklavin festgewachsen war. Als sie aber kräftig zogen und es durchriss, starb die Frau. Das Seil war wie eine Ader und Blut strömte daraus hervor, das sich nicht stillen liess. Dann zerschnitten die Leute Ts'ilkigyila's Leiche in kleine Stücke und zerstreuten diese nach allen Himmelsrichtungen. Da wurden dieselben in Frösche verwandelt[1]).

10. La'lqemitl (vergl. Sagen der Tsims'hian).

Eines Tages gingen viele Frauen aus Tsakoálo in den Wald, um Beeren zu suchen. Sie zerstreuten sich hierhin und dorthin, eifrig beschäftigt, ihre Körbe zu füllen. Eine dieser Frauen hiess La'lqemitl. Als sie Beeren pflückte und nur nach den Büschen, nicht auf den Boden sah, geschah es, dass sie viermal der Reihe nach in die Losung eines grauen Bären trat. Darüber ward sie ungeduldig und rief: „Pfui! es ist ja abscheulich, wie schmutzig das ganze Land ist!“

Plötzlich gewahrte sie, nicht weit entfernt, einen schönen jungen Mann, der ein Bärenfell als Mantel trug. Er kam auf La'lqemitl zu und sprach zu ihr: „Du schiltst auf die Exkremente der Bären, nun lass doch einmal sehen, was Du denn machst.“ La'lqemitl gehorchte und setzte sich hin. Insgeheim aber griff sie unter ihren Mantel in ihr Haar und zog eine Kupfernadel heraus, die sie unter sich legte. Dann stand sie auf und sprach zu dem Manne: „Siehe, solches mache ich immer!“ Gya'lk·ᴇm aber, denn dieses war der Name des Mannes, wollte es ihr nicht glauben und liess sie sich noch einmal hinsetzen. Wieder geschah dasselbe und La'lqemitl wusste jenen viermal zu täuschen. Da glaubte er ihr. Es gefiel ihm und er nahm sie als seine Frau mit nach Hause. Da verwandelte er sich in einen Bären und die Frau wusste nun, dass sie einen Bären zum Mann hatte. Im Hause brannte ein grosses Feuer und, als der Bär ausging, Lachse zu fangen, trug er seiner Frau auf, unterdess Holz zu holen. La'lqemitl gehorchte und holte gutes trockenes Holz für das Feuer. Sie warf die Scheite auf die Flammen und bald loderte ihr Feuer hell auf. Abends, als ihr Mann zurückkehrte, schüttelte er seinen Pelz, der voll Wasser war, gegen das Feuer aus. Da floss so viel Wasser heraus, dass das Feuer verlöschte. Er wurde zornig und sprach zu La'lqemitl: „Du thust immer, als wissest und könnest Du Alles. Du weisst aber gar nichts.“ Er ging dann selbst hinaus, Holz zu holen, und sammelte feuchtes Holz, das lange am Boden des Baches gelegen hatte. Ferner holte er einen Stein, mit dem er Feuer schlug. Dann machte er ein grosses Feuer und sprach zu seiner Frau: „Siehst Du, solches Holz musst Du nehmen, wenn Du Feuer machen willst.“ Als er jetzt seinen nassen Mantel gegen das Feuer ausschüttelte, flammte dasselbe hoch auf. Am Abend des ersten Tages, den La'lqemitl bei dem Bären zubrachte, gebar sie einen Sohn, der den Namen Gyā'p'as (= trockenes Holz) erhielt. Am Abend des zweiten Tages gebar sie ein Mädchen, das nach dem Vater Gya'lk·ᴇmk·a genannt wurde. Am Abend des dritten Tages gebar sie einen Sohn, welcher den

1) Die Ts'ilkigyila (die Tsonō'k·oa der Kwakiutl, die Snēnē'ik· der Bilqula) tritt im Tanze Tloolā'qa (dem Sisāū'kʜ der Bilqulā) auf. Sie trägt einen Korb auf dem Rücken, in welchen sie die Kinder steckt. In jede Hand ist ein Gesicht gemalt. Wenn sie ein Auge öffnet, so strahlt Licht daraus hervor.

Namen Ts'ē'mos (= feuchtes Holz) erhielt, und am Abend des vierten Tages endlich eine Tochter Gya'lk·a. Die vier Tage waren aber in Wirklichkeit vier Jahre gewesen.

Da dachte La'lqemitl: „O, wäre ich doch wieder bei meinen Eltern, und könnte sehen, wie es ihnen ergeht.“ Gya'lk·ᴇm errieth bald ihre Gedanken und sprach: „Wenn Du gehen willst, um Deine Verwandten zu sehen, so will ich es Dir nicht verwehren. Gehe und nimm Deine Kinder mit.“ Ehe sie fortging, schenkte er ihr sein Haus und alles, was darinnen war. Bald gelangten sie zu dem Flusse, an dem sie einst den Bären getroffen hatte. Die Kinder, welche Bärengestalt hatten, sahen Lachse im Wasser umherschwimmen und sprachen zu einander: „O, lasst uns zum Flusse hinabgehen und Lachse fangen!“ Die Kinder gingen zum Flusse hinab, während die Mutter sich unter den am Ufer wachsenden Blumen verbarg.

Zu gleicher Zeit kamen aber La'lqemitl's Brüder zu dem Flusse, um Lachse zu fangen. Als deren Frauen die Bären am Flusse spielen sahen, fürchteten sie sich. Sie entflohen und erzählten den Brüdern, dass vier Bären am Flusse seien. Sogleich rüsteten diese sich, dieselben zu jagen. Sie gingen den Fluss hinauf, ehe sie aber den Bären nahe kommen konnten, trat La'lqemitl aus den Blumen hervor und sprach: „O, verletzt die Bären nicht, es sind Eure Neffen.“ Und sie erzählte ihnen alles, was sie erlebt, seit der Bär sie geraubt hatte. Die Brüder luden nun die jungen Bären ein, mit ihnen zu gehen. Sie aber fürchteten sich und liefen in den Wald. La'lqemitl folgte ihnen und nahm ihnen die Bärenfelle ab. Da wurden sie in Menschen verwandelt. Nur die jüngste Tochter, Gya'lk·a, wollte sich nicht das Fell abziehen lassen und sagte zu ihrer Mutter: „O, Mutter, lass mich erst Beeren pflücken.“ Sie lief aber in den Wald und kehrte nicht zurück. La'lqemitl kam nun mit ihren drei Kindern zum Bache hinab und fragte ihre Brüder nach dem Wohlergehen ihrer Eltern. Diese erwiderten: „O, unsere Eltern sind alt und schwach geworden,“ und als sie La'lqemitl's Kinder erblickten, da weinten sie. Sie nahmen die Kinder in ihr Boot und fuhren nach Hause. Nur La'lqemitl blieb zurück, um das Haus des Bären aus dem Walde zu holen und neben das ihres Vaters zu stellen. Als das Boot anlangte, stiegen die Kinder aus und gingen zum Hause der Grosseltern hinauf. Dort blieben sie vor der Thür stehen und sprachen zu einander: „Wie schlecht riecht es im Hause unserer Grosseltern.“ Diese wussten noch nicht, dass ihre Tochter La'lqemitl zurückgekehrt war. Da trat der älteste der Brüder, Poē'tsit, zu ihnen und erzählte, wie sie La'lqemitl und deren Kinder gefunden hätten, und dass sie die Kinder im Boote mitgebracht hätten und auch La'lqemitl bald kommen werde. Da versuchte die Mutter aufzustehen und das Haus zum Empfange der Ankömmlinge zu reinigen; sie war aber so schwach, dass sie sich nicht erheben konnte. Die Nachbarn halfen ihr, das Haus in Stand zu setzen.

Als La'lqemitl nun zurückkam und sah, wie schwach ihre Eltern waren, ward sie sehr traurig. Sie liess sie in das Haus des Bären kommen, das nun dicht neben dem Hause der alten Leute stand. Dort nahm sie einen kleinen Becher voll Wasser, entkleidete ihre Eltern und wusch ihren ganzen Körper. Da wurden sie wieder jung und schön. Und alle alten Leute verjüngte sie auf diese Weise. Im Hause aber standen viele Kisten, gefüllt mit vielen guten Dingen: Fellen, Lachsen und Bergziegenfett. Sie hiess ihren Bruder Poē'tsit alle Leute zusammenrufen und gab ihnen viele Geschenke. So viel aber auch Poē'tsit aus den Kisten nahm, sie wurden nimmer leer.

11. Der Donnervogel.

Ein Häuptling hatte zwölf Sklaven, die immer für ihn Brennholz schlagen mussten. Da er sie grausam misshandelte, verschworen sie sich gegen ihn. Einst, als er einen der Sklaven peitschen wollte, banden sie ihn mit Cederbastseilen, trugen ihn nach einer einsamen Insel und setzten ihn dort aus. Dort hüllte der Häuptling sich in seinen Mantel, bedeckte sein Gesicht und wollte sterben. Er hatte nicht lange so gesessen, da fühlte er, dass jemand ihn zupfte. Er wagte nicht, aufzustehen, sondern lugte nur durch ein kleines Loch in seinem Mantel. Da sah er, dass eine Maus vor ihm sass und an seinem Mantel zerrte. Er richtete sich auf und fragte: „Was willst Du von mir?“ Die Maus erwiderte: „Mein Häuptling, Kunkunquli'kya, lässt Dir sagen, Du sollest zu ihm kommen! Folge mir, aber achte ja auf, dass Du rasch genug durch die Thür springst, sonst wird dieselbe Dich erschlagen.“ Sie gingen zusammen fort und kamen bald zum Hause Kunkunquli'kya's. Der Häuptling dachte an die Warnung der Maus und sprang rasch durch die Thür, die aber so rasch zuschlug, dass sie die Haut an seinem Hacken noch traf. Kunkunquli'kya und seine vier Töchter sassen am Feuer. Da fragte ihn der Alte: „Woher bist Du gekommen und was willst Du hier?“ Der Häuptling erzählte ihm darauf, wie er seine Sklaven gepeitscht habe, und diese ihn darauf ausgesetzt hätten. Und er bat ihn um seinen Beistand, um in die Heimath zurück zu gelangen. Kunkunquli'kya versprach seine Bitte zu erfüllen. Nachts, als alle schliefen, schlich sich der Häuptling zu der jüngsten der Töchter und wollte sie zur Frau haben. Der Alte hörte in der Kammer der Tochter reden und machte Feuer, um zu sehen, was es gebe. Er sah den Fremden bei seiner Tochter, und diese erzählte ihrem Vater nun, dass jener sie zur Frau begehre. Kunkunquli'kya hiess sie sich bis zum kommenden Tage gedulden. Morgens gab er dem Häuptling den Kunqumtl (d. h. die Maske und das Kleid des Kuni'qua oder Kunkunquli'kya, des Donnervogels) und liess ihn versuchen zu fliegen. Jener gehorchte, aber beim ersten Versuche fiel er zu Boden. Kunkunquli'kya hiess ihn, es noch einmal versuchen. Da gelang es ihm, halb um das Haus herum zu fliegen. Beim dritten Versuche gelangte er noch etwas weiter und beim vierten Male konnte er so gut fliegen, wie Kunkunquli'kya selbst. Da sprach dieser zu ihm: „Nun kannst Du die ganze Welt durchfliegen und ich will Dir meine Tochter zur Frau geben.“ Eines Morgens sprach die Frau zu ihm: „Komm, lass uns einen Wal fangen!“ Sie legten die Flügelkleider an und flogen hinaus. Als sie einen Wal sahen, rief die Frau ihm zu: „Fasse Du ihn am Kopfe, ich werde seinen Schwanz ergreifen.“ So fingen sie den Wal und trugen ihn an's Ufer. Da machte die Frau hundert kleine Körbe und legte in jeden etwas Walfleisch, Kupfer und den durchsichtigen Stein Quē'la (= Bergkrystall, von den Schamanen gebraucht, um ihre Feinde zu verletzen). Als alle Körbe gefüllt waren, flogen sie nach Awiky'ēnoq und setzten sich auf einen Wappenpfahl. Dort sah der Häuptling, dass während seiner Abwesenheit ein anderer Mann seine Frau geheirathet hatte. Er ward zornig, flog herab und tödtete jenen. Dann zogen die Vögel ihre Federkleider aus und gingen ins Haus. Er schüttelte die Körbe und sogleich lag ein grosser Wal am Ufer. Viele Kupfer lagen im Hause und viele Steine (Quē'la). Da wussten die Leute, dass ihr Häuptling zurückgekehrt war.

12. Häntl'ēkunas.

Es war einmal ein tüchtiger, starker Jäger, der sehr scharf sehen konnte. Er verstand Bergziegen zu jagen und Seehunde zu harpuniren. Wenn er Wild er-

legt hatte, pflegte er es mit Muschelmessern aufzuschneiden. Dabei spritzte ihm das Blut immer ins Gesicht. Er achtete es nicht, aber endlich ward er in Folge dessen blind. Er wurde nun sehr arm und hatte für seine Frau und für seine Kinder nichts zu essen. Er liess sie Wurzeln graben und davon lebten sie. Eines Morgens sah seine Frau jenseits des Flusses einen grossen Bären. Sie sagte es ihrem Manne, gab ihm Bogen und Pfeile und richtete den Pfeil für ihn. Dann hiess sie ihn schiessen, und er traf den Bären und tödtete ihn. Seine Frau aber sagte: „Du hast vorbeigeschossen.“ Sie wollte nehmlich das Fleisch für sich allein haben. Sie ging dann hinüber, zog den Bären ab und briet ihn unbemerkt. Sie gab ihren Kindern davon, verbot ihnen aber, ihrem Vater etwas abzugeben. Einem jeden Kinde gab sie vier Stücke. Eines der Kinder, ein Knabe, verbarg aber drei Stücke unter seinem Arme und brachte sie seinem Vater. Er sprach: „Das ist von dem, was Du getödtet hast. Nimm und iss!“ Der Alte fragte: „So habe ich ihn doch getroffen?“ „Ja, und Mutter und meine Brüder essen jetzt,“ versetzte der Knabe. Da ward Häntl'ěkunas sehr betrübt. Er sprach zu seinem Sohne: „Wenn Du Muth genug hast, so führe mich auf den Berg, wo sie früher Blinde sehend zu machen pflegten.“ Der Knabe nahm seinen Vater bei der Hand und führte ihn hinauf. Der Alte trug ausserdem einen Stock, mit dem er vor sich her auf dem Boden tastete, um den Weg nicht zu verfehlen. Oben auf dem Berge war ein See. Dort hielten sie an und Häntl'ěkunas schickte seinen Sohn nach Hause zurück und sagte ihm, er solle ihn nach vier Tagen erwarten. Er schwamm dann im See und betete zur Gans (Qă'oē): „Ich bin unglücklich. Ich bin blind und meine Verwandten haben kein Mitleid mit mir. Erbarme Dich meiner!“ Da hörte er die Gans sich nahen. Sie sprach: „Komm! Ich will Dich glücklich machen. Setze Dich auf meinen Rücken! Ich werde mit Dir tauchen und Du wirst wieder sehend werden. Wir müssen lange unten bleiben, sonst wirst Du nicht gesund werden. Darum versuche es, lange auszuhalten. Wenn Du nicht mehr den Athem anhalten kannst, kratze mich, und ich werde wieder auftauchen.“ Damit tauchte sie. Schon nach kurzer Zeit ging Häntl'ěkunas der Athem aus, und er kratzte die Gans. Sie sprach: „Du musst es länger aushalten können! drücke Deinen Mund fest in meine Federn, dann wirst Du es länger ertragen können.“ Sie tauchten wieder. Nach einiger Zeit kratzte Häntl'ěkunas die Gans, und als diese auftauchte, konnte er einen schwachen Lichtschimmer sehen. Sie tauchten noch ein drittes Mal. Als sie wieder auftauchten, waren seine Augen so gut, wie früher. Die Gans fragte ihn: „Kannst Du jetzt ordentlich sehen?“ Er antwortete: „Noch nicht ganz so gut, wie früher,“ denn er wünschte noch besser sehen zu können. Da tauchte die Gans nochmals mit ihm, und nun waren seine Augen noch viel besser geworden, als sie je gewesen waren. Er ging nun nach Hause. Seine Frau war gerade ausgegangen. Da sah er das Fell des Bären, den er geschossen hatte, vor der Thür zum Trocknen ausgespannt. Er ward zornig und erschoss seine Frau und seine Söhne, ausser dem jüngsten, der ihm Fleisch gebracht hatte, als sie nach Hause kamen.

Er verliess dann seine Heimath und wanderte in das Land der Hēiltsuk·. Dort traf er viele Leute. Ein Mädchen, das viele Brüder hatte, gewann ihn sehr lieb, und er lebte mit ihr, ohne sie aber zu heirathen. Darüber wurden ihre Brüder zornig und beschlossen, ihn zu tödten. Eines Tages forderten sie ihn auf, mit ihnen auf Seelöwenjagd zu gehen. Sie fuhren zusammen zu einer Klippe, die weit draussen im Meere lag und die schwer zugänglich war, da der Meeresboden rings umher mit Tang bewachsen war. Die Boote konnten nicht ganz dicht herankommen. Daher sprangen sie in's Wasser, schwammen zu der Insel

und erschlugen die Seelöwen mit Keulen. Sie zerlegten sie dann und begannen das Boot zu beladen, indem sie von der Insel zum Boote schwammen, und so das Fleisch hineintrugen. Als nun Hāntl'ēkunas gerade auf der Insel damit beschäftigt war, eine Ladung Fleisch zurecht zu machen, fuhren die Brüder von dannen und liessen ihn allein zurück. Nur der Jüngste hatte Mitleid mit ihm und warf ihm einen Fellmantel zu. Da ward Hāntl'ēkunas betrübt und glaubte nicht anders, als er müsse sterben. Er setzte sich auf die höchste Stelle der Klippe und hüllte sich in seine Decke. Da hörte er eine feine Stimme seinen Namen rufen. Er blickte auf, sah aber niemand. Viermal hörte er dieselbe Stimme und beim vierten Male sah er einen kleinen Mann. Dieser sprach dann: „Mein Häuptling bittet Dich, zu ihm zu kommen." Hāntl'ēkunas fragte nach dem Namen des Häuptlings, der Amā'gyitläsela (= Vogelexkremente) hiess. Er folgte dem Kleinen, der ihn in eine Höhle führte, in der ein Haus stand. Hāntl'ēkunas wusste nun, dass er bei dem Häuptlinge der Seelöwen war. Ihn fror und er setzte sich dicht an's Feuer. Der Häuptling bewirthete ihn und versprach, ihn in seine Heimath zurück zu senden. Er schickte zur Möwe, um sich deren Boot zu leihen, aber die Leute sagten, es sei zu langsam. Er schickte zum Vogel Mā'tsēnē, aber die Leute sagten: „Sein Boot stösst zu oft gegen Felsen und zerbricht;" und er schickte zur Gans, doch die Leute sagten, ihr Boot gehe zu tief. Endlich schickte er zum Seelöwen Nᴇ'msk·amisila (= der Allererste) und lieh sich dessen Boot: ein Seelöwenfell. Sie banden Hāntl'ēkunas darin ein und beriefen den Westwind, der ihn rasch nach Hause trug. Als er an's Land kam, band er den Sack auf, stieg heraus und verbarg ihn im Walde. Abends ging er zu seiner Geliebten. Sie hatte jetzt ein Kind und weinte immer um ihn. Niemand bekümmerte sich um sie, ausser ihr jüngster Bruder. Da tödtete Hāntl'ēkunas alle ihre Brüder. Nur den jüngsten verschonte er. Dann entfloh er mit seiner Frau. Die Hēiltsuk· verfolgten ihn. Er aber versteckte sich unbemerkt im Walde und seine Verfolger fuhren an ihm vorüber, ohne ihn zu finden. Dann ging er nach Ts'ā'koala (in Rivers Inlet), wo er einige Tage blieb. Am zweiten Tage seines Aufenthalts nahm er seinen Hund ins Boot und fuhr zu einem steilen Berge. Er kletterte hinauf und fand viele Bergziegen in einer Höhle, die unmittelbar an einem Abgrunde lag. Da zündete er seinen Mantel aus Cederbast an und warf denselben in die Höhle, um die Ziegen heraus zu treiben. Sobald sie aus der Höhle kamen, stiess er sie in den Abgrund. Dann ging er nach Hause zurück und sprach zu den Leuten: „Lasst uns gehen und Wurzeln graben!" Er sagte nicht, dass er viele Bergziegen getödtet hätte. Er führte die Leute zu dem Abgrunde, wo all die Bergziegen lagen. Unterwegs fanden sie schon zwei im Meere, und die Leute in den Booten stritten sich darum, wer sie haben solle. Da sprach er: „Hört auf zu streiten. Wir werden bald viele Bergziegen finden." Sie beluden dann die Boote mit seiner Beute und brachten sie nach Hause.

13. Das Fadenspiel.

Es waren einmal viele Kinder, die spielten, Figuren aus Fäden auf den Fingern zu machen. Das sah der Mondmann. Er kam zu ihnen herab und sprach: „Es ist nicht gut, dass Ihr nichts anderes thut, als das Fadenspiel spielen. Geht lieber und fangt Fische!" Dann sang er: „Viele Fische sind hier," und sofort kamen Schwärme von Häringen angeschwommen, welche die Kinder fingen.

14. Häok·häok·.

Ein junger Mann Namens K·'ō'mkīlikya, ging einst in den Wald, um Cederrinde zu holen. Dort witterte ihn der Geist Häok·häok·. Er merkte, dass der

Jüngling rein und gut war, und stürzte deshalb auf ihn los, um ihn zu rauben. Als K·'ō'mkīlikya den Geist, der in Gestalt eines gewaltigen Kranichs nahte, herankommen hörte, verging ihm vor Furcht fast der Athem. Er hoffte, die Angst zu überwinden, wenn er eine Pfeife rauchte, aber es war vergeblich. Er verlor das Bewusstsein und lag wie todt da. Der Hă'k·hăok· kam heran und während der Jüngling bewusstlos dalag, flösste er ihm seinen Geist ein.

Als K·'ō'mkīlikya nicht zurückkam, gingen seine Freunde in den Wald, ihn zu suchen. Endlich fanden sie ihn wie todt da liegen. Sie schütteten ihm Wasser ins Gesicht, er aber erwachte nicht. Da trugen sie ihn ins Dorf und brachten ihn zu seinem Vater. Als dieser ihn todt liegen sah, ward sein Herz sehr betrübt. Bald aber bemerkte er, dass noch ein wenig Athem in ihm sei, und er rief den Krankenbeschwörer, und bat ihn, seinen Sohn wieder herzustellen. Dieser tröstete den Vater und befahl ihm, sein Haus zu reinigen und mit Sand zu bestreuen, damit man den früheren Boden nicht mehr betrete. Er nahm den Jüngling in den Wald hinaus und blieb dort vier Tage lang. Dann kehrte er zurück. Nach abermals vier Tagen kam auch K·'ō'mkīlikya zurück. Der Schamane hatte ihm aber jetzt den Namen K·oătlk·oă'oē gegeben.

Er sang nun vom Hă'ok·hăok· und plötzlich sprang er auf, um seinen Vater, der an der anderen Seite des Feuers sass, zu fressen. Er hatte den Cederbastring des Hă'mats'a auf dem Kopfe. Dieser rutschte ihm herunter und fiel gerade über seinen Mund, so dass er, statt seinen Vater zu beissen, ein Stück aus dem Ringe biss. Die Leute wussten nicht, was sie thun sollten, um ihn zu beruhigen. Da nahm sein Grossvater einen grossen schwarzen Mantel und wickelte ihn ihm um den Kopf. Auch diesen zerriss er mit seinen Zähnen. Dann banden die Leute ein Seil um seinen Mund, doch vergebens! er zerbiss es. Da rief sein Vater alle Nachbarn zu Hülfe, doch niemand konnte ihn bändigen. Alle entflohen aus dem Hause vor Furcht. Sie hörten ihn darin singen und schauten durch die Ritzen und Astlöcher der Wände, um zu sehen, was er treibe. Da sahen sie ihn an den Pfosten des Hauses in die Höhe klettern und das Dach öffnen. Er wollte die Menschen verfolgen. Da stellten sie zwei Männer als Wache an der Thür auf, andere hielten das Dach, damit er nicht entschlüpfen konnte. Dann gingen sie hinein und warfen ein Bärenfell über ihn. Darunter kroch er auf dem Boden umher und war so schlüpfrig, dass Niemand ihn fassen konnte. Abends wurde er ruhig und lag so still, dass die Leute nicht wussten, ob er wache oder schlafe. Sie machten nun eine Jacke aus Cederbast, um ihn darin zu fangen und in ihre Gewalt zu bekommen. Als sie aber versuchten, ihm dieselbe anzuziehen, entsprang er ihnen und war so wild wie vorher. Auf der Insel Nalkuitqoi'oas (Mackyol Island) waren Frauen beschäftigt, Lachse zu zerlegen. Er witterte dieselben und sprang in seiner Raserei ins Wasser, um sie zu fressen. Die Frauen aber sprangen in ihr Boot und fuhren auf's Meer hinaus, als sie ihn kommen sahen.

Endlich kam K·oătlk·oă'oē wieder zu sich und sprach zu seinem Vater: „Wenn ich wieder in Raserei verfalle, so setze Dich nicht zur Wehre, dann werde ich Dir nichts zu Leide thun.“ Nach kurzer Zeit fiel er wieder in Verzückung. Er lag platt auf dem Boden, das Gesicht nach unten gewandt. Die Nachbarn warfen ein Netz aus Cederbast über ihn, um ihn zu fangen, und manchmal gelang es ihnen, ihm den Fuss auf den Nacken zu setzen, aber immer wieder entwand er sich ihnen. Sie hielten ihn an seinem langen Haar, das sie um ihre Hände wanden, aber trotzdem entkam er und niemand wusste, wo er geblieben war. Er lief im Walde und Dorfe umher und wem er begegnete, den biss er. Als er

wieder zu sich kam, bat er seinen Vater, Olachen-Oel zu kochen und es ihm bei einem erneuten Anfalle einzuflössen. Dann werde er zu sich kommen. Einst, als er wieder in eine seiner Verzückungen fiel, witterte er ein Boot, das Muscheln gesammelt hatte, aber noch weit entfernt war. Er lief an den Strand, und als das Boot landete, verschlang er alle Muscheln, die darin lagen. Darauf ward er wieder ruhig.

(Diese Sage wird im Tanze Tsā'ēk·a dargestellt. Eine Frau tanzt den Hāok·-hāok·, der Sohn eines mächtigen Häuptlings den K·'o'mkīlikya. Der Tanz gehört zu den Hā'mats'a-Gebräuchen.)

XXI. Sagen der Hēiltsuk·.

1. Die Rabensage.

1. Wir finden hier dieselbe Sage von der Befreiung der Sonne durch den Raben, die bei den nördlicheren Völkern gefunden wird. Der Name der Tochter des Häuptlings ist Ky'ē'tētl.

2. Vor langer Zeit besass ein alter Häuptling das Süsswasser. Der Rabe beschloss, dasselbe zu rauben. Er band sich einen Schlauch aus Seelöwendärmen um, den er unter seinem Mantel verborgen hielt. Er flog zum Hause des Häuptlings und nahm dort die Gestalt eines alten Mannes an. Er trat ein und bat den Häuptling und seine Frau um Essen und Trinken, indem er vorgab, halb verhungert und verdurstet zu sein. Der Häuptling willfahrte seiner Bitte und hiess seine Frau, ihm Fisch und Beeren geben. Nachdem der Gast gegessen hatte, liess er ihn zu dem Eimer gehen, in dem er das Wasser bewahrte, und trinken. Der Rabe setzte den Eimer an. Statt zu trinken, goss er aber das Wasser in den Schlauch. Da er gar nicht absetzte, rief der Häuptling: „Was machst Du denn? Wo lässt Du denn all das Wasser?“ Der Rabe setzte aber nicht ab, bis er den Eimer ganz geleert hatte. Dann nahm er seine wahre Gestalt an und flog von dannen, indem er schrie: „K·ā, k·ā!“ Da rief die Frau: „So ist doch der Rabe gekommen und hat unser Wasser gestohlen!“ Der Rabe flog über die ganze Welt und liess überall Wasser fallen, an einem Platze viel, am anderen wenig. Daher giebt es grosse und kleine Flüsse.

3. Yāēqoē'ok·oa ist ein Riesenfisch, welcher in der Tiefe des Oceans lebt, und das Wasser des Meeres bewacht. Wenn er sich dem Lande nähert, so steigt das Wasser.

4. Einst liess Yāēqoē'ok·oa das Meer zurückweichen und vier Tage lang blieb der Meeresboden trocken. Der Rabe ging mit seiner Schwester Halua' (Name der Dohle als Mensch) an's Meer und sie sammelten Fische. Der Rabe sammelte lauter schön aussehende Fische, Halua' aber fing nur „black cod“, obwohl ihr Bruder ihr rieth, doch nicht so hässliche Fische aufzulesen. Als nun nach vier Tagen das Wasser wieder zurückkehrte, gingen sie an's Land und kochten ihre Fische. Als der Rabe seine Fische versuchte, fand er, dass sie sehr trocken waren, während die seiner Schwester von Fett trieften. Da fing er an von Halua's Fischen zu fressen, obwohl sie es ihm verbot und ihm sagte, er solle seine eigenen Fische essen. Endlich frass er alles auf, was seine Schwester gefangen hatte, und flog von dannen. Da weinte sie.

5. Der Rabe hatte ein Kind, Namens Kyī'ōtl, das glänzend weisse Haut und schöne lange Haare hatte (S. 211). Eines Tages gingen beide zusammen aus, um Brennholz auf einer Insel zu sammeln. Der Rabe ging in den Wald Holz zu sammeln, während Kyī'ōtl im Boote blieb. Da rauschte plötzlich der Adler Kani'sltsua herbei

und raubte Kyi'ötl. Als nun der Rabe zurückkam und sein Kind nicht mehr fand, ward er sehr betrübt und fing an zu weinen. Er fragte die Ruder und Ruderbänke: „Wisst Ihr nicht, wo mein Kind ist?“ Sie konnten nicht antworten. Er fragte alle Theile des Bootes und endlich sprach der Schnabel: „Kani'sltsua hat sie geraubt.“ Er ging vier Tage fürbass, seine Tochter zu suchen, und weinte beständig. Da plötzlich kam Kyi'ötl zurück. Sie trat hinter ihren Vater und rief ihn. Er wandte sich um, erkannte sie aber nicht, denn ihr Haar war ausgefallen. Er sagte: „Halte mich nicht zum Besten. Ich weiss, dass mein Kind todt ist. Dein Gesicht ist nicht das Gesicht meiner Tochter; Dein Haar ist nicht lang, wie das meiner Tochter.“ Sie antwortete: „Doch, ich bin es, Vater! Ich ward droben im Himmel so verändert. Dort herrscht immer starker Wind, und der hat mich so verändert. Wenn Du micht jetzt nicht erkennst und mit nach Hause nimmst, werde ich zum Himmel zurückkehren und nie wiederkommen.“ Der Rabe antwortete gar nicht. Da flog Kyi'ötl wieder gen Himmel und nun erst erkannte sie der Rabe. Vier Tage lang hatte seine Tochter ihn vergeblich gebeten, sie wieder zu erkennen. Seither kehren die Menschen nicht mehr zur Erde zurück, wenn sie einmal gestorben sind.

6. Im Anfange verstanden die Menschen nicht, Boote zu bauen. Der Rabe war der erste, der die Kunst ausübte. Als er damit beschäftigt war, sein Boot zu bauen, kamen alle Menschen herbei, um ihm zuzusehen. Einst kam auch der Hirsch. Der Rabe sagte: „Komm näher heran, Freund! Setze Dich dicht zu mir, damit Du sehen kannst, was ich thue.“ Er fragte dann: „Sage mir, um welche Jahreszeit Du das meiste Fett hast?“ Der Hirsch versetzte: „Wenn das Gras lang ist, bin ich am fettesten. Jetzt bin ich am fettesten.“ Da schlug der Rabe ihn mit seinem Hammer todt. Dann machte er ein grosses Feuer, gerade unter den Aesten eines umgefallenen Baumes, neben dem er sass, warf Steine hinein und kochte den Hirsch. Er spiesste dann Stückchen Fett auf einen Stock, lehnte sich behaglich zurück und fing an zu essen. Er sagte zu dem Baume: „Siehe, Du bekommst nichts von dem Hirsch, den ich hier esse.“ Er wurde bald müde und schlief ein. Während er dalag, wälzte sich der Baum auf den Hirsch, so dass seine Aeste ihn ergriffen, und ass ihn auf. Als der Rabe erwachte, war der ganze Hirsch verschwunden.

7. Der Rabe gab einst ein Fest und liess Mahai'us (Menschenname des Waschbären) beim Feste tanzen und singen. Als er sang, rief der Rabe: „Mache Dein Lied länger! Mache es länger!“ Darüber wurde Mahai'us böse. Der Rabe nahm dann Asche und bestrich seine Stirn damit. Daher ist der Waschbär grau.

8. Das Eichhörnchen gab einst ein Fest. Es verrichtete seine Nothdurft in eine Schüssel und verwandelte die Exkremente in Beeren, mit denen es seine Gäste speiste. Es sandte zwei Männer zum Häuptlinge, dem Raben, um ihn auch einzuladen. Der Rabe erwiderte: „Ich werde gleich kommen. Ich will nur eben erst an jener Landspitze meine Nothdurft verrichten.“ Er ging und entleerte sich auf einem Brette. Dann sprach er zu seinen Exkrementen: „Ruft nach kurzer Zeit: Hō, hō! Eure Feinde kommen und wollen Euch tödten.“ Dann ging er in das Haus des Eichhörnchens, wo schon gegessen wurde. Nach kurzer Zeit ging einer der Gäste ins Freie und hörte eine Stimme rufen: „Hō, hō, Eure Feinde kommen und wollen Euch tödten.“ Er lief rasch ins Haus zurück und rief alle heraus. Sie kamen und während das Haus leer war, frass der Rabe alle Beeren auf. Eine alte Frau war aber, ohne dass er es wusste, im Hause geblieben, und diese rief das Eichhörnchen: „Komm, komm! Der Rabe hat alle Deine Beeren

gefressen.“ Der Rabe sagte zu ihr: „Sei doch still, ich will Dir auch viel zu essen geben.“ Da sie aber weiter schrie, flog er von dannen.

9. Der Rabe sass einst auf dem Gipfel eines Berges am Bella Coola-Flusse und sah im Thale viele Halbmenschen (d. h. halb Thiere, halb Menschen). Unter ihnen sah er eine Frau, die ihm gefiel. Ihr Name war Hai'atlilak·s. Da flog er herab und heirathete sie. Sie lebten eine Zeit lang zusammen, da sie aber keine Kinder hatte, verliess er sie wieder. Er zog in das Land der Hēiltsuk· und heirathete Ts'ō'mk·lak·s[1]), mit der er viele Kinder zeugte. Ihr ältester Sohn war Ia'kis. Er bemalte einige Felsen in der Nähe von G·alts (Bella Bella) mit rother Farbe und sagte: „Wenn Nahrung reichlich ist, soll die Farbe immer leuchtend roth sein; wenn Mangel droht, soll sie matt erscheinen.“ Und noch heute kann man an der Farbe sehen, ob das Jahr gut oder schlecht werden wird.

10. Der Rabe sass auf dem Wipfel eines Baumes an der Mündung des Skeena, der Adler Kyā'loyak·amē (= der allererste) etwas unter ihm. Eines Tages flog letzterer auf und setzte sich über den Raben. Darüber ward dieser zornig und flog von dannen. Er kam endlich nach Ky'imᴇ'qk· im Lande der Bilqula, wo Wēkyōyō'is und dessen Frau Āēqēlā'k·a wohnten, die immer zum Raben beteten. Da liess er sich daselbst nieder.

2. Der Nerz.

Gyālastā'komē war ein Knabe, der mit seiner Mutter allein in einem Hause wohnte. Eines Tages fragte er seine Mutter, ob er keinen Vater habe. Sie antwortete, sein Vater sei weit fort. Da fing Gyālastā'komē an zu weinen und zu schreien: „Ich will meinen Vater finden.“ Eine Frau, die ihn weinen hörte, gab ihm zwei Steinäxte und er verbarg sie in den Armgruben. Ein Mann, Namens Hantlē'k' (= der Schütze), gab ihm Bogen und Pfeile. Gyālastā'komē schoss einen Pfeil gen Himmel ab. Derselbe blieb im Himmelsgewölbe stecken. Er schoss einen zweiten ab, der die Kerbe des ersten traf, und so fuhr er fort, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herab reichte. Er schüttelte sie und fand, dass sie stark genug war, ihn zu tragen. Da kletterte er hinauf. Als er im Himmel ankam, traf er seine Stiefmutter vor der Thüre ihres Hauses. Sie sprach: „Bist Du endlich gekommen?“ „Ja,“ versetzte Gyālastā'komē, „ich suche meinen Vater.“ „Gut, dann warte hier,“ erwiderte jene, „er wird heute Abend zurückkehren. Er mag nicht mehr das Licht des Tages tragen. Nimm Du seinen Platz ein!“ Abends kam die Sonne nach Hause, der Vater Gyālastā'komē's. Er freute sich, seinen Sohn zu sehen und hiess ihn an seiner Statt die Sonne tragen. Er gab ihm seine Kleidung und seine Schmucksachen, und prägte ihm ein, ehe er am folgenden Morgen aufbrach, nicht zu rasch zu gehen, da sonst das Land verbrennen und die See austrocknen werde. Gyālastā'komē war aber ungehorsam. Er ward ungeduldig, fing an zu laufen, und es wurde so heiss auf Erden, dass die Felsen zerbarsten und das Meer anfing auszutrocknen. Die Muscheln am Meeresboden wurden ganz schwarz gebrannt. Da ergriff ihn sein Vater und warf ihn zur Erde hinab, indem er rief: „Du bist zu nichts zu gebrauchen, werde ein Nerz. Fortan sollen die Menschen Dich jagen.“

3. Wā'walis.

Nahe bei G·alts (Bella Bella) sind zwei Buchten auf einer kleinen Insel, Wā'walitsēs und Qunē's genannt, die nur durch eine Landzunge getrennt sind. An

1) Viele Lieder beziehen sich auf den Raben und diese Frau.

der ersteren wohnte ein Häuptling, Namens Wā'walis, in der zweiten der Häuptling Māk·oa'ns. Wā'walis pflegte mit seinem Sklaven auszugehen, um Seehunde zu jagen, und er war ein sehr erfolgreicher Jäger. Einst, als er auf Jagd war, verführte Māk·oa'ns' Sohn seine Frau, und von demselben Augenblicke an sah er sich vom Glück verlassen. Er vermuthete, dass seine Frau ihm untreu sei, wollte sich aber vergewissern, dass sein Verdacht begründet sei, und kehrte Abends unvermuthet nach Hause zurück. Er schlich unbemerkt ins Haus und an das Zimmer seiner Frau. Dort lauschte er an der Wand und hörte, dass seine Frau mit einem Manne sprach. Er schlich wieder hinaus, wetzte sein Messer und kehrte um Mitternacht zurück. Er klopfte vorsichtig an die Wand, um sich zu vergewissern, ob jene schliefen, er hörte aber die Frau sagen: „Da ist eine Maus.“ Nach einiger Zeit klopfte er wieder an die Wand, aber nichts regte sich darin. Da schlich er ins Haus und ins Zimmer, tastete nach dem Kopfe des Mannes, ergriff ihn am Schopfe und schnitt ihn ab. Dann lief er zum Strande, sprang in sein bereit liegendes Boot und eilte fort.

Nach kurzer Zeit fühlte die Frau, dass ihr Bett nass war. Sie sprach zu ihrer Mutter: „Mein Kind hat das Bett nass gemacht. Nimm es ein wenig.“ Als sie sich aber umsah, bemerkte sie, dass ihr Bett voll Blut war, und dass der Kopf ihres Buhlen abgeschnitten war. Sie schrie laut auf vor Schrecken. Māk·oa'ns Sohn pflegte Nachts auf einem glatten Felsen zu sitzen und gen Osten zu blicken, wenn die Sonne aufging. Er sass immer da in seinen Mantel gehüllt, den Häuptlingshut auf dem Kopfe. Die Frau trug den kopflosen Leichnam zu dem Felsen, wickelte ihn in seinen Mantel und setzte ihm den Hut auf, so dass es aussah, als schliefe er dort.

Am andern Morgen wunderte sich Māk·oa'ns' Frau, dass ihr Sohn nicht zum Frühstück kam. Als es Mittag wurde, und er noch nicht kam, schickte sie ihren jüngsten Sohn zu dem Felsen, um ihn zu wecken. Der Knabe ging hin und rüttelte viermal seinen Bruder: „Stehe auf! Wir haben schon lange gegessen!“ Da jener sich nicht rührte, lief er zu seiner Mutter zurück und sagte: „Ich kann meinen Bruder nicht wecken.“ Die Mutter versetzte: „Wenn er nicht aufstehen will, nimm ihm den Hut ab.“ Der Kleine lief zurück, nahm ihm den Hut ab und sah, dass sein Bruder keinen Kopf hatte. Da schrie er laut auf, lief zum Strande hinab und rief: „Mein Bruder hat seinen Kopf verloren.“ Als die Leute das hörten, schalten sie ihn und sagten: „Sage nicht solche Dinge!“ und schickten zwei Männer aus, um zu sehen, was es gebe. Diese fanden den Leichnam und trugen ihn ins Haus zurück.

Nach einiger Zeit kam Wā'walis von der Jagd zurück, als wenn nichts geschehen wäre. Er steuerte auf die Landspitze zu. Da riefen ihm die Leute schon von Weitem zu: „Wā'walis! Hebe Deine Ruder nicht hoch in die Höhe, denn unseres Häuptlings Sohn ist erschlagen.“ Wā'walis that, als höre er nichts. Seine Frau ass sehr gern Bergziegenfett und Seehundsköpfe. Er brachte ihr einen Korb voller Köpfe im Boote, ging zum Hause hinauf und sprach zu ihr: „Gehe zum Boote hinab und nimm Dir aus dem Korbe, was Du so gern hast.“ Die Frau holte den Korb ins Haus, nahm einen Seehundskopf heraus und fragte: „Ist es das?“ „Nein,“ antwortete Wā'walis, „es liegt ganz unten.“ Da fand sie den Kopf ihres Buhlen. Sie schrie laut auf vor Entsetzen. Wā'walis aber nahm den Kopf und schlug sie damit, indem er sagte: „Nimm ihn doch! Was fürchtest Du Dich vor ihm? Du hast ihn ja so lieb!“ Er schlug sie todt. Dann schnitt er ihren Bauch auf und nahm die Nieren heraus, die er vor der Thür aufhing. Jedesmal, wenn der neue Mond kam, bluteten sie; daher menstruiren die Frauen.

Wā'walis hatte drei Schwestern, die an einige Leute in Māk·oa'ns' Dorf verheirathet waren. Eines Tages schenkte er ihnen reiche Vorräthe und ging mit seinen drei Vettern hin, dort zu essen. Als sie beim Essen sassen, wurden sie unversehens von Māk·oa'ns' Leuten überfallen und getödtet. Die Mörder warfen ihre Körper an den Strand. Da weinten seine drei Schwestern. Sie verliessen ihre Männer, gingen zum Strande hinab und beklagten die Todten. Sie gruben ein Loch, um die Leichen zu verscharren, und wenn sie müde waren vom Graben, setzten sie sich wieder hin und weinten. Als es Nacht wurde, legten die Schwestern sich schlafen neben den Todten. Die jüngste, welche sehr schön war, konnte aber nicht schlafen und schloss nur ihre Augen. Als sie einmal ein wenig blinzelte, sah sie einen Mann vom Monde geraden Weges zu ihr herabsteigen. Er hatte ganz weisse Haut und schneeweisses Haar. Er war der Sohn des Mondes. Er trat zu ihr und stiess sie an: „Stehe auf!“ so sprach er. Sie gehorchte. „Was thut Ihr hier? Warum weint Ihr?“ fuhr er fort. Da sprach die junge Frau: „Wir sind sehr unglücklich. Die Leute haben unseren Bruder und unsere Freunde erschlagen. Wir möchten mit ihnen todt sein.“ „Ich weiss es,“ antwortete der Sohn des Mondes. „Ich habe gesehen, dass Ihr unglücklich seid. Nun hört auf zu weinen und wischt das Blut aus Eurem Gesicht“ [1]).

Er strich mit der Hand über ihr Gesicht, das sogleich schön und weiss wurde. Er trug einen Eimer mit Wasser des Lebens gefüllt in der Rechten, den Todbringer (iāus'oā'm) in der Linken. Er hiess sie nun ihre Schwestern wecken und liess sie die Leichen wieder aus der Erde scharren. Dann goss er etwas von dem Wasser des Lebens in den Mund der Todten und blies viermal auf sie. Da standen sie auf und waren wieder lebendig. Er sprach: „Ich gehe jetzt zu meinem Vater, dem Monde, zurück. Gebt mir Eure jüngste Schwester mit. Vier Tage lang soll sie bei mir bleiben, dann will ich sie zu Euch zurücksenden.“ Und er gab Wā'walis eine kleine Schachtel, nicht länger als ein Finger, voll Lebenswasser, und den Todbringer und lehrte ihn, wie er sie gebrauchen solle. Wenn er das Wasser des Lebens einem Kranken in den Mund träufle, so werde er gesund werden. Wenn er die Schachtel, in der der Todbringer enthalten war, gegen seine Feinde öffne, so werden sie sterben. Er warnte ihn aber, nicht selbst in die Schachtel zu blicken. Dann sprach er noch: „Wenn Ihr zum Monde betet, so seht ihn nicht an, sondern blickt zur Erde nieder.“ Er stellte die jüngste Schwester dann auf seine Füsse und flog mit ihr gen Himmel, indem er wie ein Adler höher und höher kreiste. Da beteten Wā'walis, seine Vettern und seine Schwestern zum Monde, indem sie zur Erde niederblickten.

Māk·oa'ns wollte alle Verwandten Wā'walis' tödten. Er berief alle Thiere zusammen und überzog ihn mit Krieg. Da öffnete Wā'walis die Kiste, die den Todbringer enthielt, und alle seine Feinde starben. Seine Freunde, die im Kampfe gefallen waren, erweckte er aber mit dem Wasser des Lebens. Māk·oa'ns berief nun den Riesenfisch Yaēqoē'ok·oa (S. 232), er solle das Meer steigen machen. Da zog Wā'walis einen Graben um sein Haus, schärfte sein Messer und bestrich es mit Gift. Als nun das Wasser bis an den Graben stieg, schnitt er mit seinem Messer am Rande desselben her und sofort musste Yaēqoē'ok·oa vom Ufer zurückweichen, und das Wasser fiel wieder. Sechsmal versuchte Yaēqoē'k·oa ihn zu ertränken; er konnte Wā'walis aber nicht besiegen. Da gab Māk·oa'ns seine Versuche auf, ihn zu tödten.

1) Wenn ein naher Verwandter stirbt, so zerschneiden die Frauen ihre Stirn.

Die Schwester, welche der Mondmann mit in den Himmel genommen hatte, blieb vier Jahre lang fort, die ihr aber nur wie Tage erschienen. Sie sass einst auf dem Bette und dachte ihrer Geschwister. Da sprach ihr Mann: „Warum bist Du betrübt? Glaubst Du, Deine Schwestern seien so weit fort? Siehe nur hinab, sie sind ganz nahe.“ Damit zog er das Kopfkissen bei Seite und liess sie hinunter blicken. Sie sah nun die ganze Welt. Ihr Mann rüstete ein Schiff (kein Boot) aus, liess sie es besteigen und schickte sie zu ihrer Heimath zurück. Eines Morgens hörten die Geschwister grossen Lärm und sahen ein Schiff kommen, in dem ihre Schwester sass. Sie war sehr schön geworden. Ihre Haut war schneeweiss, und ihr Haar lang und weiss, wie das des Mondmannes. Sie entluden das Schiff, das voller Reichthümer war. Auch eine Trommel hatte der Mondmann ihr gegeben. Da freute sich Wā'walis. Er gab ein grosses Fest, während dessen seine Schwester von dem Lande im Monde erzählte. Dort wird es nie dunkel, und die Menschen erfuhren, dass die Todten dort wohnen.

Mäk·oa'ns schämte sich so, dass er fortzog nach Awīky'ēnoq. Er nahm die Leiche seines Sohnes mit, die dort in einen Fels von der Gestalt eines hockenden Mannes ohne Kopf verwandelt wurde. Der Kopf liegt nicht weit davon. Es ist ein Stein von der Grösse einer Hütte.

4. Masmasalā'niq.

Vor langer Zeit lebten zwei Brüder und ihre Schwester in Rivers Inlet. Sie hatten einen Hund. Damals gab es noch keine Fische und die Menschen litten immer Noth. Die Brüder machten sich eine kleine Reuse und setzten dieselbe in einen kleinen Bach, an dem ihr Haus stand. Da kam ein kleiner Fisch und fing sich darin. Die Brüder sahen ihn und nahmen ihn aus der Reuse. Das Mädchen schnitt ihn dann auf, trocknete ihn und legte ihn in eine Kiste. Am folgenden Morgen fing sich ein grösserer Fisch in der Reuse, den das Mädchen ebenfalls zubereitete. Am dritten Tage kam ein noch grösserer Fisch und am vierten endlich ein Lachs. Eines Nachts bellte der Hund und die Geschwister konnten nicht schlafen. Da schlug das Mädchen den Hund mit einem Stock und sagte: „Was willst Du? mache lieber den Fluss grösser, damit wir mehr Fische fangen können.“ Der Hund lief zum Hause hinaus, und als sie am andern Morgen ins Freie gingen, sahen sie einen grossen Fluss, den sie Ky'ē'tēt nannten. Sie machten grosse Lachswehre und fingen so viel Fische, dass ihr Haus ganz voll wurde. Das Mädchen hing sie zum Trocknen auf die Dachbalken. Als der älteste Bruder Morgens nach den Fischen sehen wollte, fand er, dass alle verschwunden waren. Er wusste aber nicht, wer der Dieb war. An drei aufeinander folgenden Tagen fand er jedesmal seine Fische verschwunden. Da sagte er zu seinen Geschwistern: „Legt Euch schlafen! Ich will heute bei den Fischen wachen.“ Er nahm seinen Bogen und Pfeile und versteckte sich. Um Mitternacht sah er Masmasalā'niq kommen, einen grossen Mann ohne Kopf, dessen Augen an beiden Seiten der Brust sassen. Viermal schoss er ihn, aber nichtsdestoweniger nahm jener die Lachse und lief von dannen. Der junge Mann verfolgte ihn über drei Berge und durch drei Thäler. Endlich sah er Masmasalā'niq's Haus auf einer Ebene an einem See stehen. Masmasalā'niq lief hinein. Der junge Mann hatte ihn unterwegs noch oft geschossen, aber nicht tödten können.

Er setzte sich an das Ufer des Sees und hörte bald im Hause Rasseln und Trommeln. Masmasalā'niq fühlte sich sehr krank und wollte sich niederlegen, konnte es aber nicht, da sein Körper voller Pfeile war. Niemand wusste aber, was ihm fehlte, denn die Pfeile waren für ihn und sein Volk unsichtbar. Da

hatten sie alle Krankenbeschwörer zusammen berufen, ihn zu heilen. Keiner aber vermochte es. Nach einiger Zeit trat ein Mann aus dem Hause, und, als er den Fremden am Ufer sitzen sah, fragte er ihn: „Bist Du ein Krankenbeschwörer?“ Als jener bejahend antwortete, bat er ihn: „O komm, und heile unsern Häuptling.“ Er ging ins Haus und Masmasală'niq versprach ihm seine Tochter als Lohn. Der junge Mann sah sie oben im Hause sitzen und sie gefiel ihm ausnehmend. Da legte er seinen Beschwörerschmuck an und zog unbemerkt die Pfeile aus Masmasală'niqs' Körper. Zweimal zog er daran und entfernte so alle. Da gab man ihm Masmasală'niqs' Tochter zur Frau. Der Häuptling lud ihn ein, vier Tage zu verweilen. Die vier Tage waren aber in Wahrheit vier Jahre. Sie hatten Kinder miteinander und am Ende der Zeit sprach die Frau: „Nun lass uns in Deine Heimath gehen. Gehe auf jenen Berg! Dort stehen grosse Cedern. Fälle eine und baue ein Boot.“ Er gehorchte. Mitunter dachte er: „Wie soll das Boot nur zum Meere hinab kommen? Hier ist doch kein Wasser.“ Endlich fragte er seine Frau. Sie sagte: „Beunruhige Dich nicht darüber. Das wirst Du erfahren, wenn das Boot fertig ist.“ Als das Boot fertig war, nahm sie eine kleine Kiste und bat ihre Freunde, ihr Nahrungsmittel zu bringen. Sie thaten also und sie legte alles in die kleine Kiste. Vörräthe, die ein ganzes Haus füllten, legte sie hinein. Dann ging sie mit ihrem Mann zu dem Boot. Sie setzte sich ins Vordertheil, hiess ihren Mann im Hintertheil niedersitzen und den Berggipfel ansehen. Dann fing sie an zu harnen, und aus ihrem Harn entstand ein grosser Fluss. Dann erlaubte sie ihrem Mann, sich umzudrehen. Sie zeigte ihm den Fluss und sagte: „Diesen Weg werden wir gehen.“ Dann musste er den Mantel über seinen Kopf ziehen, da er nicht sehen sollte, wie sie voran gingen. Die Frau klappte mit ihren Händen auf die Aussenseite des Bootes. Da fing die Malerei an zu rudern. Bald erreichten sie seine Heimath, und sie liess ihren Mann die Decke wieder vom Gesicht nehmen. Er ging an's Ufer und sah, dass ein Paar Balken alles waren, was von seinem Hause übrig geblieben war, und dass seine Geschwister todt waren. Er fing an zu weinen, seine Frau aber sagte: „Weine nicht! Nimm meine Kiste und meine Matte. Sammle die Knochen Deiner Geschwister und Deines Hundes und decke sie mit der Matte zu.“ Als er ihr Geheiss ausgeführt hatte, nahm sie ihren Kamm und kratzte viermal über die Matte. Da standen die Geschwister und der Hund auf, reckten sich und rieben ihre Augen, als wenn sie geschlafen hätten. Als sie Masmasală'niqs' Land verliessen, warnte die Frau ihren Mann: „Schilt ja unser Kind nie, sonst werde ich böse werden und etwas thun, das sehr schlimm für uns ist.“ Lange Jahre lebten sie glücklich und in Frieden. Einst aber störte das Kind den Mann bei der Arbeit und er schalt es. Sobald die Frau das hörte, nahm sie das Kind, sprang mit ihm in das Boot, klappte mit den Händen auf die Aussenseite desselben und es trug sie von dannen.

5. K·ōmō'k·oa (= der Reiche).

Vier junge Männer gingen in einem Boote aus, um Seehunde zu jagen. Sie blieben über Nacht aus und warfen Anker am Fusse eines Berges. Der Stein fiel gerade auf das Dach von K·ōmō'k·oa's Haus. Da sandte dieser seinen Sklaven, den Haifisch aus, um zu sehen, wer da sei. Er kletterte an dem Ankerseil in die Höhe und machte Lärm in der Nähe des Bootes, um die Leute fortzuscheuchen. Die vier Männer wurden von dem Lärm wach gehalten. Daher fingen sie den Hai, schnitten seine Finnen ab und warfen ihn wieder ins Wasser. Er schrie, schwamm zu K·ōmō'k·oa zurück und rief: „Vier Leute sind dort oben und haben mich so verstümmelt.“ K·ōmō'k·oa sprach, wir wollen sie herunter holen, wenn

sie fest schlafen, und er that, wie er gesagt hatte. Bald erwachte einer der Männer und merkte sogleich, dass er in einem unbekannten Lande war. Er glaubte zu träumen und biss sich in die Hand, um wach zu werden. Dann weckte er die anderen, und sie entdeckten bald, dass sie gerade vor K·ōmō k·oa's Haus waren. Dieser liess sie einladen, herein zu kommen. Er setzte sie neben sich und sprach: „Vier Tage sollt Ihr bei mir bleiben, und Ihr sollt meine Brüder werden.“ Dann lud er alle Leute zu einem grossen Feste ein. Eine alte Frau, die Maus, warnte aber die jungen Leute, nicht von dem zu essen, was K·ōmō'k·oa ihnen gebe, denn sonst würden sie nie in die Oberwelt zurückkommen. Und sie warnte sie vor dem Seeungeheuer Hā'nak·atsē. Da gingen zwei der Männer hinaus und bestrichen ihr Boot mit einem Zaubermittel, damit Hā'nak·atsē es nicht verschlingen konnte. K·ōmō'k·oa fragte seine Gäste: „Habt Ihr kein Bergziegenfett?“ Sie gaben ihm ein wenig. K·ōmō'k·oa theilte es in vier Theile und warf es in die vier Ecken des Hauses, die sich sogleich mit Bergziegenfett füllten. Dann hörten sie Lärm der kommenden Gäste. Alle Fische kamen und auch der Häuptling Yā̈ēqoē'ok·oa, der die Gezeiten macht, und das Haus füllte sich mit Wasser. Es entstand ein grosser Wirbel, der das Boot fast umwarf, und die Thür zu K·ōmō'k·oa's Zimmer öffnete und schloss sich, wie ein Rachen, und schlürfte alles Wasser ein. Wenn das Boot sich der Thür näherte, warfen die Männer Gift ins Wasser und so entkamen sie glücklich. Die Thür war das Ungeheuer Hā'nak·atsē. Endlich schliefen die Männer ein, und als sie erwachten, fanden sie sich wieder auf der Oberfläche des Wassers. K·ōmō'k·oa hatte sie von drei Finwalen zurückbringen lassen, die ihr Boot mit Seehunden füllten. Sie glaubten nur vier Tage bei K·ōmō'k·oa gewesen zu sein, es waren aber in Wahrheit vier Jahre gewesen. Ihr Ankerstein und Ankertau waren ganz mit Seegras bewachsen. Sie nahmen es mit an's Ufer und daher stammt alles Seegras.

6. Der Berglöwe.

Es war einmal ein Mann im Stamme der K·ōk·aitq. Der lebte zusammen mit seiner Frau und seinem Bruder. Er war ein guter Bergziegen-Jäger. Seine Frau fastete immer, während er auf Jagd war, und kaute nur Harz, daher hatte er immer Glück. Einstmals gingen die Brüder auf Jagd und blieben fünf Tage lang fort. Nahe dem Hause stand ein Baum, von dem die Frau immer ihr Harz holte. Sie ging jetzt auch wieder hin. Dort aber lauerte der Berglöwe ihr auf und tödtete sie. Er legte dann ihre Haut an und ging in Gestalt der Frau in das Haus. Als nun der Mann nach Hause kam, ass seine Frau alles auf, was jener heimgebracht. Der Mann wunderte sich sehr darüber, dass seine Frau plötzlich so gefrässig geworden war. Sie legten sich schlafen; um Mitternacht aber schlüpfte der Berglöwe aus der Haut der Frau und lief davon. Da wusste der Mann, was geschehen war. Er folgte dem Berglöwen und fand die Knochen seiner Frau unter dem Baume. Er tödtete den Berglöwen und weinte dann über den Gebeinen. Da sprach eine alte Frau, die Maus, die ihn beobachtet hatte: „Weine nicht mehr! Ich will sie wieder lebendig machen.“ Sie ging zu den heissen Quellen Ek·a's und wusch die Gebeine mit dem Wasser. Da ward die Frau wieder lebendig. Der Mann war nun sehr froh. Er ging wieder auf Jagd. Einst aber blieb er aus, und seine Frau wartete vergeblich auf seine Rückkehr. Da schickte sie ihren Schwager aus, um nach ihm zu suchen. Auch er kehrte nicht zurück. Die Frau konnte vor Angst und Aufregung nicht mehr schlafen und ging endlich selbst aus, ihren Mann zu suchen. Sie nahm zwei mit Gift bestrichene Hölzer mit. Als sie so den Berg hinaufstieg, kam sie an einen umgefallenen

Baum. Sie wollte sich bücken, um darunter durch zu kriechen, da sah sie ein Haus. In demselben sassen ihr Mann und ihr Schwager bei einer Frau. Da freute sie sich und fragte: „Warum kommt Ihr nicht zu mir zurück?“ Sie versetzten: „Diese Frau und ihr Vater halten uns mit Gewalt hier fest.“ Sie verbarg sich, bis es dunkel ward. Sie sah, wie der Häuptling den Männern Menschenaugen zum Essen anbot, dass sie aber nur thaten, als ässen sie, während sie in Wirklichkeit die Augen unter ihrem Mantel verbargen. Die Maus hatte ihnen dieses angerathen. Nach dem Mahle legte der Häuptling sich schlafen. Wenn er schlief, fiel immer sein Kopf ab. Die Frau ergriff ihn und bestrich den Hals viermal mit Gift. Da konnten Kopf und Körper nicht wieder zusammenwachsen und der Häuptling kam so um's Leben. Der Berglöwe war der Sklave dieses Häuptlings gewesen.

7. K·ōmā'nukula[1]) und G·'ā'g·'apala'qsEm[2]).

Die ersten Menschen in G·'ā'pa, einem Dorfe der K·ōk·aitq, waren K·ōmā'nukula und seine Schwester G·'ā'g·'apala'qsEm. Sie stiegen vom Himmel herab und mit ihnen kamen zwei Häuser voller Reichthümer und viele Pfeifen zum Tsētsā'ēk·a[3]). Ein Pfahl, mit einem Adlergesicht verziert, stand vor dem Hause und ein grosses Dach, das immer Lärm machte, deckte den Rauchfang. Das Haus war innen mit den Darstellungen des Vogels āqaqonē' geschmückt. Die Zimmerthüren stellten das Seeungeheuer Hā'nak·atsē dar, das immer Boote verschlingt. Wild und Fische kamen von selbst zu K·ōmā'nukula, und viele Stämme Treibholz kamen von selbst angeschwommen. Als sie an's Ufer kamen, standen sie auf und wurden Menschen. Noch heute gebrauchen die Häuptlinge der K·ōk·aitq in G·'ā'pa dieselben Schnitzereien, mit denen K·ōmā'nukula's Haus geschmückt war.

G·'ā'g·'apala'qsEm hatte eine Tochter. Dieser gab sie den Tanz Tlē'ntem'is für den Tsētsā'ēk·a. Dann musste das Mädchen lange in seinem Zimmer verborgen bleiben, das zu diesem Zwecke abgetheilt wurde. Niemand wusste, was drinnen geschah. G·'ā'g·'apala'qsEm machte ihr darin ein Feuer, und das Mädchen legte sich nieder und schlief. Da sah sie zwei Wesen, die nur aus Köpfen bestanden, neben dem Feuer aufstehen. Sie hiessen Qā'uk·umā'las. Da fing sie an zu zittern in Folge des Anblickes der Geister, die sie Tlōkoa'la[4]) machten und ihr den Tanz K·i'nk·la'tla gaben.

8. Baqbakuālanosī'uaē (= der zuerst an der Flussmündung immer Menschenfleisch frass).

Ein Mann, Namens Nōak·au'a (= der Weise), hatte zwei Söhne. Sie pflegten auf Bergziegenjagd zu gehen. Eines Tages erblickten sie ein Haus auf einem Berge, aus dem schöner Rauch aufstieg. Sie gingen hinein und trafen eine Frau und ihr Kind. Sie hiess sie warten, bis ihr Mann zurückkehre, und als sie sich setzten, verletzte einer der Brüder seinen Fuss. Da leckte der Knabe begierig das Blut ab. Die Brüder fürchteten sich nun und entflohen. Da rief die Frau ihren Mann Baqbakuālanusī'oaē herbei: „Zwei Männer waren hier und entflohen. Sie sind gutes Futter.“ Die Flüchtigen hörten grossen Lärm und viele Pfeifen hinter sich und sahen, dass Baqbakuālanusī'oaē ihnen auf den Fersen war. Da warfen sie einen Stein, den sie trugen, hinter sich, schlugen Takt und sangen, und derselbe wurde in einen Berg verwandelt. Als Baqbakuālanusī'uaē den Berg um-

1) Der reich werdende.
2) Die G·'ā'pa-Frau.
3) Der Wintertanz; wörtlich: die Geheimnisse.
4) Das Wort Tlōk·oa'la ist kaum zu übersetzen. Es bedeutet sowohl etwas unerwartet finden, als durch Berührung mit Geistern übernatürliche Kraft erlangen.

gangen hatte und sich wieder näherte, zerbrachen sie ihre Pfeile und warfen sie hinter sich. Sie wurden in einen dichten Wald verwandelt. Als ihr Verfolger wieder herankam, warfen sie ihren Kamm hinter sich und verwandelten ihn in ein „Crabapple“-Dickicht. Endlich gossen sie Wasser hinter sich aus, das in einen See verwandelt wurde. So erreichten sie ihres Vaters Haus. Sie riefen ihrem Vater schon von weitem zu: „Mache die Thür auf! Baqbakuālanusī'uaē ist uns auf den Fersen und will uns fressen.“ Nōak·aua liess sie ein und machte ein grosses Loch, goss Wasser hinein und legte Bretter darüber. Als der Menschenfresser nun kam, lud er ihn ein, sich zu setzen, und wies ihm einen Platz gerade über der Grube an. Er versprach ihm das Fleisch seiner Söhne. Plötzlich liess er die Bretter fortziehen. Baqbakuālanusī'uaē fiel in die Grube, sie warfen glühende Steine hinein und kochten ihn so. Sie brannten ihn zu Asche, bliesen diese in die Luft und verwandelten sie in Moskitos. (Siehe eine vollständigere Form der Sage im vorigen Abschnitt.)

— Ein Häuptling hatte zwei Frauen. Eine derselben ward einmal zornig, warf alle Sachen zum Hause hinaus und lief in die Berge. Der Häuptling und seine andere Frau gingen ihr nach. Als sie müde wurden, setzten sie sich und wurden daselbst alle in Steine verwandelt. Man kann noch heute den Mann, die Frauen und all ihre Kisten und Sachen sehen.

— Tlā'tla ist eine Frau, die einen Korb auf dem Rücken trägt, in dem sie Kinder stiehlt. (Siehe Sagen der Awīky'ēnoq.)

— Der Hirsch hiess als Mann Tlēk·k·umē' und Āsanōistē'sela (= Fackel-[anō'] träger), weil er das Feuer vermittelst Holzes, das er an seinen Schwanz gebunden hatte, stahl.

XXII. Sagen der Bilqula.

1. Die Rabensage.

1. Am Anfange gab es keine Sonne. Ein Vorhang war zwischen Himmel und Erde ausgespannt, so dass es hienieden immer dunkel war. Der Rabe wünschte die Sonne zu befreien, vermochte es aber nicht. Da ging er zu den Gottheiten Masmasalā'niq, Yula'timōt (= der Reiher), Matlapē'eqoek· und Itl'itlu'lak (nach anderen Matlapā'litsek·) und bat sie, die Sonne zu befreien. Sie zerrissen den Vorhang und die Sonne begann die Erde zu erleuchten. Sie schien aber noch nicht klar und hell, sondern wie durch einen dichten Nebel. Der Rabe flog durch den Riss, welchen die Gottheiten gemacht hatten, in den Himmel und fand dort eine endlose Ebene, die von den Vögeln bewohnt wurde. Masmasalā'niq und seine Brüder wollten dieselben bemalen. Der Rabe verlangte, zuerst bemalt zu werden. Yula'timōt bemalte ihn mit bunten Farben, konnte ihn aber nicht zufrieden stellen. Dann bemalte ihn Masmasalā'niq. Dem Raben gefielen aber die neuen Farben ebenso wenig, wie die früheren. Darauf bemalten ihn erst Matlapē'eqoek·, dann Itl'itlu'lak·; keiner aber konnte es ihm recht machen. Da sprach Masmasalā'niq: „Lasst uns ihn schwarz malen.“ Sie thaten also, der Rabe aber rief: „Es thut nichts, dass ich nun hässlich bin. Ich werde jetzt hinunter fliegen zur Erde und die Menschen foppen und quälen.“ Dann warf Masmasalā'niq den Raben zur Erde hinab. Die vier Gottheiten bemalten nun alle Vögel und gaben jedem seinen Sang und seine Künste. Sie wiesen ihnen die Jahreszeiten zu, in denen sie singen, und die, in welchen sie verstummen sollten.

Der Rabe war aber nicht zufrieden mit der Sonne, da sie so trübe schien, und beschloss, eine andere zu suchen. Er durchflog die ganze Welt und kam

endlich zum Hause des Häuptlings Snq, welcher das Nusqē'mta (= Platz der Morgendämmerung) besass. Dieses war eine runde Kiste ohne Deckel und Naht, in der sich die Sonne befand. Der Häuptling bewahrte sie in seinem Hause, in dem sie an einem Dachbalken hing. Der Rabe wusste, dass die Kiste nicht mit Gewalt zu erlangen war, und ersann eine List. Der Häuptling hatte vier Töchter. Die älteste pflegte jeden Morgen Wasser aus einem Teiche zu schöpfen. Da verwandelte der Rabe sich in eine Tannennadel und liess sich in den Eimer fallen, in welchem das Mädchen Wasser schöpfte. Als sie nun das Wasser trank, verschluckte sie die Tannennadel mit demselben. Sie wurde schwanger und gebar einen Knaben. Als dieser heranwuchs, fing er eines Tages an zu schreien und wollte sich nicht beruhigen lassen. Er schrie nach dem Nusqē'mta. Da er alle Nahrung von sich wies und unaufhörlich schrie, erlaubte der alte Häuptling ihm endlich, mit demselben zu spielen. Er war zunächst zufrieden. Am nächsten Tage aber schrie er wieder, bis der Häuptling ihm erlaubte, das Nusqē'mta aus dem Hause zu nehmen, um mit ihm auf der Strasse zu spielen. Kaum war er hinausgegangen, da zerbrach er die Kiste. Die Sonne sprang heraus und er flog als Rabe von dannen. (Erzählt von Nuskelu'sta.)

2. Als so die Sonne erschaffen war, kamen Masmasalā'niq, Yula'timōt, Matlapē'eqoek· und Itl'itlu'lak zur Erde herab und sprachen: „Lasst uns den Menschen erschaffen." Masmasalā'niq schnitzte eine menschliche Figur aus Holz, war aber nicht im Stande, dieselbe in's Leben zu rufen. Matlapē'eqoek· und Itl'itlu'lak versuchten ebenfalls menschliche Figuren zu schnitzen; sie konnten sie aber nicht beleben. Endlich schnitzte Yula'timōt eine Figur und belebte sie. Dann schuf er je einen Mann und eine Frau in allen Landen, und sie wurden die Ahnen aller Stämme. Masmasalā'niq gab den Menschen dann seine Künste. Er lehrte sie Canoes bauen, Fische fangen, Häuser errichten. Er machte Flüsse, damit die Menschen Wasser zu trinken haben sollten und damit die Fische dieselben hinaufschwimmen konnten. (Erzählt von Nuskelu'sta.)

3. Dann schnitzte Masmasalā'niq einen Lachs, warf ihn in's Wasser und hiess ihn von dannen schwimmen. Der Lachs hatte aber noch keine Seele und konnte deshalb nicht schwimmen. Da die vier Gottheiten die Seele nicht machen konnten, riefen sie den Raben und trugen ihm auf, eine Seele für den Lachs zu suchen. Da schob der Rabe sein Boot Tupa'nkutl in's Wasser und fuhr mit seinen vier Schwestern Tsuā'astelkus(?), Stsuakutelus, uilq und Askyā'nik·s zu den Lachsen. Als sie nicht mehr weit von dem Hause des Häuptlings der Lachse waren, landete der Rabe an einer Landspitze und liess seine Schwestern sich im Walde verbergen. Abends, als es dunkel wurde, schlichen sie sich heimlich in's Dorf des Häuptlings und bohrten (nagten?) Löcher in sein Boot. Dann gingen sie zu ihrem Verstecke zurück und fuhren am folgenden Morgen zum Dorfe, als ob sie eben erst angekommen seien. Der Häuptling liess sie einladen, in sein Haus zu kommen, und bewirthete sie reichlich. Als sie nun wieder zur Abreise rüsteten, versah er sie mit Reiseproviant. Der Rabe bat ihn: „Lass Deine Tochter die Vorräthe in mein Boot tragen, ich will sie dort wegstauen." Dann ging er zum Boote hinunter. Als nun das Mädchen die Vorräthe brachte und dabei in's Boot stieg, rief der Rabe seinen Schwestern zu, so rasch als möglich fortzurudern. So entführten sie das Mädchen. Der Häuptling wollte sie verfolgen; als er aber sein Boot in's Wasser schob, ging es unter, da der Boden durchlöchert war. So gelangten die Flüchtigen glücklich nach Nutl'el, wo sie das Mädchen in den Fluss Ku'lat warfen. Seitdem sind viele Lachse in dem Flusse[1]).

1) Diese Sage besteht wahrscheinlich aus zwei Bruchstücken, die von dem Erzähler, der dieselben wohl nicht genau kannte, zusammengeschweisst wurden. Nach einem Frag-

4. Masmasalā'niq wusste, dass die Sintflut kommen würde. Da band er die Boote der Bilqula an den Berg Nusk·'a'lst fest, um zu vermeiden, dass dieselben fortgetrieben würden. Er hiess die Menschen die Boote zusammenzubinden und mit Planken zu bedecken, damit sie sich sogleich auf dieselben begeben konnten, wenn das Wasser zu steigen begänne. Da die Boote der anderen Völker nicht festgebunden waren, wurden sie über die ganze Welt zerstreut. Die Hē'iltsuk·, die anfänglich im Binnenlande gewohnt hatten, wurden zur Meeresküste verschlagen. Die Indianer des Binnenlandes, die früher an dem Meere gewohnt hatten, wurden in's Binnenland geführt. Als das Wasser wieder ablief, entstanden die Flüsse [1]).

5. Einst sass der Rabe am Feuer und ihm gegenüber sass ein wunderschönes Mädchen, deren Haut war weiss wie Schnee. Diese hätte er gern zur Frau gehabt, sie aber wollte nichts von ihm wissen. Da ersann er eine List. Er sagte zu ihr: „Du hast so lange nicht gebadet. Nimm doch ein Bad!“ „Gut,“ erwiderte jene, „dann mache Du ein Feuer für mich!“ Sie ging nun in ihr Zimmer und wusch ihren ganzen Körper. Der Rabe aber flog in den Wald. Er ging zur Ceder und fragte sie: „Was thust Du, wenn man Dich in's Feuer wirft?“ Die Ceder antwortete: „Dann schreie ich, die Leute nennen es knistern.“ „Dann kann ich Dich nicht gebrauchen,“ sagte der Rabe. Er flog zur Fichte und fragte diese, was sie thue, wenn man sie in's Feuer werfe. Sie antwortete: „Ich schreie und springe hoch in die Höhe.“ Da sagte der Rabe: „Das ist recht. Ich werde Dich in's Feuer werfen und dicht bei Dir wird ein schönes Mädchen sitzen. Dann springe ihr gerade in den Schooss und verbrenne sie.“ Der Rabe trug das Fichtenholz nach Hause, machte ein Feuer und das Mädchen setzte sich dicht daran, um sich zu trocknen. Da sprang das Fichtenholz in die Höhe, ihr gerade in den Schooss, und verbrannte sie. Der Rabe bedauerte sie sehr und sagte: „Ich weiss ein gutes Heilmittel. Gehe in den Wald, und wenn Du draussen eine Pflanze siehst, einen Stengel ohne Blätter, der sich auf und ab bewegt, so setze Dich gerade darauf, dann wirst Du gleich gesunden.“ Das Mädchen folgte seinem Rathe. Kaum war sie aus dem Hause, so flog der Rabe in den Wald, versteckte sich unter Laub und liess nur seinen Penis hervorstehen. Das Mädchen kam und that, wie der Rabe ihr geheissen hatte. Da erblickte sie aber seine Augen und merkte, dass sie betrogen war. Sie ergriff den Raben und prügelte ihn, bis er wie todt liegen blieb.

6. Einst sagte der Rabe zu seinen vier Schwestern: „Ich höre, dass viele Heidelbeeren hier im Holze wachsen. Lasst uns doch hinfahren und Beeren pflücken.“ Sie bestiegen das Boot Tudo'nkʜtl und fuhren hinaus. Als das Boot ganz mit Beeren gefüllt war, fuhren sie zu einer ebenen Stelle am Ufer, kochten die Beeren in einem grossen Kessel und füllten sie dann in Kisten. Sie beluden ihr Boot und fuhren weiter. Plötzlich rief der Rabe, welcher am Steuer sass: „Schwestern, ich muss an's Land gehen!“ Sie landeten, und er verrichtete seine

ment, das ich von einem anderen Erzähler hörte, gab der Häuptling dem Raben Lachs zu essen. Derselbe verbarg dann die Seele, die als ein eiförmiger Körper gedacht wird, der seinen Sitz im Genick hat, unter seiner Zunge. Der Häuptling bemerkte es aber und nahm sie ihm wieder fort. Es gelang ihm aber dann doch auf irgend eine Weise, die nur nicht erzählt wurde, die Seele zu erhalten.

1) Ich verstand früher (Verh. 1886, S. 206), dass Masmasalā'niq das Land, nicht die Boote, festband. Dieses beruht darauf, dass der Erzähler Chinook sprach und sagte: Masmasalā'niq mamuk kau eli kopa lamotai, d. h. wörtlich: Masmasalā'niq band das Land an den Berg; eli = Land, bedeutet hier aber die Bewohner des Landes, nicht das Land selbst, so dass die früher gegebene Version der Sage unrichtig ist.

Nothdurft. Dann sprach er zu seinen Exkrementen: „Wenn ich mich ein wenig entfernt habe, so ruft wină'wină'!“ [1]) Er fuhr dann mit seinen Schwestern weiter. Nach kurzer Zeit hörte man den Ruf: wină'wină'! Da sagte der Rabe: „O, weh! Hört Ihr das Schreien? Das sind unsere Feinde, die mit vielen Booten kommen, uns zu tödten. Geht Ihr lieber in den Wald und versteckt Euch, ich will hier bleiben und auf das Boot achten.“ Kaum waren seine Schwestern ausser Sehweite, da frass er alle Beeren auf. Nach einiger Zeit kamen die Mädchen zurück. Sie sahen den Raben auf dem Rücken im Boote liegen und fanden ihre Kiste ausgeleert. Da fragten sie, was geschehen sei. Der Rabe antwortete: „O, die Leute haben mich geschlagen und alle Beeren aufgegessen.“ Bald aber sahen die Schwestern, dass seine Zunge ganz schwarz war. Sie fragten: „Woher ist denn Deine Zunge schwarz? und auch Dein Kopf? Du hast unsere Beeren gefressen,“ und sie traten ihn mit Füssen. Da rief er: k·oă q, k·oă'q!

7. Der Rabe flog weiter und sah ein Haus auf einem Arme des Fjordes schwimmen. Dort wohnte ein Mann Namens Yaii'ntsa, welcher durch ein Loch, welches im Boden das Hauses war, Heilbutten angelte. Der Rabe ging zu ihm und bat ihn um etwas Nahrung. Da ging der Mann an das Loch, liess seine Angel hinab und fing eine Heilbutte. Er zerschnitt dieselbe, kochte ein Stück und gab es dem Raben. Der Rabe dachte nun, dass er selbst wohl in dem Hause wohnen möchte, und wollte Yaii'ntsa durch eine List verjagen. Er sprach: „Auf der anderen Seite des Fjordes ist Dein Vater.“ Yaii'ntsa erwiderte: „Ich habe keinen Vater und keine Mutter.“ Der Rabe blieb bei seiner Behauptung und sprach: „Er muss es doch wissen. Er sagte mir, er sei Dein Vater und wolle Dich gern sehen. Wenn Du willst, bringe ich Dich hinüber.“ Yaii'ntsa fragte: „Wo ist denn Dein Boot?“ „O, ich trage Dich auf meinem Rücken hinüber,“ versetzte der Rabe. Yaii'ntsa fürchtete, der Rabe würde ihn fallen lassen, derselbe beruhigte ihn aber, und sagte, er werde ganz ruhig fliegen. Da stieg Yaii'ntsa auf, und der Rabe flog fort. Als er sich ein wenig über das Haus erhoben hatte, fing er an zu wackeln und Yaii'ntsa ward ängstlich. Der Rabe aber tröstete ihn, indem er sagte: „O, das kommt wohl vor, wenn ich fliege.“ Als er aber mitten über dem Fjorde war, warf er jenen in's Wasser und flog zu dem Hause zurück. Er fing gleich an zu fischen. Als er die Angel aufzog, fand er keine Heilbutte, sondern nur einen Stock. Darüber ward er zornig und schlug auf den Stock. In demselben hatte sich aber Yaii'ntsa versteckt, der nun herauskroch und viele Löcher in das Haus bohrte, so dass es voll Wasser lief. Der Rabe konnte nicht hinaus, und als das Wasser höher und höher stieg, steckte er endlich seinen Schnabel durch ein kleines Loch im Dache, um nur Luft zu bekommen. Yaii'ntsa aber liess das Haus ganz untergehen. Als er glaubte, der Rabe sei ertrunken, liess er es wieder auftauchen und öffnete die Thür. Da flog der Rabe heraus und rief: k·oă'q, k·oă'q, k·oă'q. Yaii'ntsa wusste nicht, wohin er verschwunden war.

8. Einst wollte der Rabe Heilbutten fangen und ging mit dem Kormoran aus, zu fischen. Dieser fing viele grosse Fische und warf sie in's Boot, während der Rabe nur einen einzigen kleinen Fisch gefangen hatte. Deshalb ward er neidisch und dachte, wie er dem Kormoran seinen Fang fortnehmen könne. Er rief ihm zu: „Ich habe so viele Fische gefangen, dass mein Boot fast voll ist.“ Der Kormoran fragte: „Was für Köder hast Du denn gebraucht?“ Jener sprach: „Ich habe mir die Zunge abgeschnitten, und an die Angel gesteckt.“ Da schnitt der Kormoran sich ebenfalls die Zunge ab und ward stumm. Der Rabe stahl ihm

1) Wohl das Kwakiutl-Wort wina, Krieg.

dann all' seine Fische und behauptete, als sie an's Ufer kamen, er habe dieselben gefangen. Der arme Kormoran aber konnte nichts sagen.

9. Der Rabe und seine Schwester waren einst sehr hungrig. Da ging er zum Seehund und bat denselben um etwas Nahrung. Dieser willfahrtete seiner Bitte. Er hielt seine Hände an's Feuer und liess Fett daraus hervortropfen. Er gab dem Raben das Fett und viele Lachse und liess es ihn nach Hause zu seiner Schwester tragen.

10. Aiиoa'qōnē (ein kleiner Vogel) wollte einst den Raben bewirthen. Er nahm einen grossen Eimer, ging damit in den Wald und sang viermal: aiиoaqa'na qa'naqa'na. Da wurde der Eimer voll Beeren. Er trug dieselben nach Hause und setzte sie dem Raben vor. Dieser frass die Hälfte auf, den Rest nahm er mit nach Hause, um ihn seiner Schwester zu geben. Der Rabe glaubte, er könne auch Beeren auf diese Weise machen. Er nahm einen Eimer und ging in den Wald. Als er sang, wurde aber der Eimer nicht voll Beeren, sondern voll Exkremente. Als seine Schwestern das sahen, wurden sie zornig und prügelten ihn.

11. Der Hirsch hatte sein Junges verloren, das von den Wölfen zerrissen war. Als er auf einem Berge sass und weinte, kam der Rabe geflogen und wollte mit ihm weinen. Der Hirsch freute sich, dass jener Mitleid mit ihm hatte, und hiess ihn sich setzen. Der Rabe aber wollte nur den Hirsch tödten und fressen. Sie sassen neben einander auf dem Berge, gerade am Abhange einer tiefen Schlucht. Da fing der Rabe an zu weinen und zu singen: „O, Hirsch, Du hast ja gar kein Fleisch an Deinen Beinen.“ Der Hirsch wurde böse und sagte: „Ich glaubte, Du wolltest mit mir weinen und nun verhöhnst Du mich?“ Dann sang er weiter: „O, Rabe, Du hast ja gar kein Fleisch an Deinen Füssen.“ Darüber ward der Rabe zornig und warf den Hirsch den Felsen hinunter. Er freute sich, und flog hinunter und frass des Hirsches Hinterviertel. Dann flog er zu seinen Schwestern und sprach: „Ich habe einen grossen Hirsch getödtet. Kommt! wir wollen ihn nach Hause tragen.“

12. Einst ging K·'ō'tsiku, der Panther, in's Gebirge, Ziegen zu fangen. Er hatte seinen Bogen und Pfeil schussbereit in der Hand, als er dem Berggeiste Tō'alatlitl begegnete. Dieser fragte: „Wessen Bogen und Pfeil trägst Du da?“ K·'ō'tsiku antwortete: „Sie gehören Tō'alatlitl.“ Darüber freute sich dieser und tauschte seine Waffen mit K·'ō'tsiku aus. Seitdem fängt der Panther mit Leichtigkeit Bergziegen. Er bewirthete alle Leute, nur dem Raben gab er nichts. Da beschloss dieser, selbst zu gehen und Bergziegen zu fangen. Auch er begegnete Tō'alatlitl und derselbe fragte, indem er auf des Raben Waffen zeigte: „Wem gehört dieser Bogen und Pfeil?“ Der Rabe erwiderte: „Wem anders als dem Raben?“ Darüber ward Tō'alatlitl zornig und verliess den Raben. So kam es, dass dieser keine einzige Ziege erlegte. Er schämte sich aber, mit leeren Händen nach Hause zu kommen. Deshalb schnitt er sich in die Brust, nahm etwas Fett heraus, legte dasselbe auf den Köcher, welchen er auf dem Rücken trug, und ging nach Hause. Er prahlte nun, er habe viele Bergziegen gefangen, und gab seinen Schwestern sein eigenes Fett, das er sich sehr hatte vermehren lassen. Diese nahmen es und legten es an's Feuer. Da schrie der Rabe: „O, legt das Fett nicht an's Feuer, das thut mir weh'.“ Als sie nicht darauf hörten, ward er krank. Seine Eingeweide kollerten und er wäre beinahe gestorben. K·'ō'tsiku aber gab nun den Schwestern des Raben zu essen, ihm selbst aber nichts. Darüber wurde der Rabe zornig und sagte zu K·'ō'tsiku: „Weisst Du nicht, dass die Leute Dich tödten wollen? Entfliehe lieber von hier und lass' Dich nicht wieder sehen.“

K·'ö'tsiku folgte dem Rathe des Raben. Da wurden die Schwestern zornig, weil ihr Bruder ihnen den Ernährer genommen hatte.

13. Der Rabe ging einst fischen und bald biss ein grosser Fisch (sāmtl) an seine Angel an. Als er ihn in's Boot legte, wurde derselbe in eine Frau verwandelt. Er heirathete sie, und sie versprach, bei ihm zu bleiben, wenn er nie nach anderen Frauen sehen wolle. Vier Tage blieb der Rabe seinem Versprechen treu. Während dieser Zeit fing er sehr viele Lachse und trocknete sie am Feuer. Da sah er aber ein hübsches Mädchen und fing an nach ihr hinzusehen. Hierüber wurde seine Frau böse und ging mit allen Lachsen von dannen. Da ward der Rabe sehr traurig und weinte.

14. Der Rabe wollte Lachse fangen, verstand aber nicht die Kunst, Netze zu machen. Deshalb ging er zur Spinne und diese lehrte ihn die Kunst.

2. Der Mink.

1. Snq (oder Tā'atau), die Sonne, hatte einen Sohn Namens T'ōt'k·oa'ya, der mit seiner Mutter in einem Dorfe wohnte. Die Knaben des Dorfes lachten ihn einst aus, weil er keinen Vater habe. Daher beschloss er, seinen Vater im Himmel zu besuchen. Er nahm seinen Bogen und seine Pfeile, und schoss einen Pfeil gen Himmel, wo er stecken blieb. Alsdann schoss er einen zweiten Pfeil ab, der die Kerbe des ersten traf. So fuhr er fort, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Er schüttelte daran, um zu versuchen, ob sie stark genug sei. Als er fand, dass er es wagen durfte, kletterte er hinauf. Im Himmel fand er ein Haus, in dem Snq's Frau wohnte. Diese hiess ihn willkommen und sprach: „Abends wird Dein Vater nach Hause kommen. Er wird sich freuen, Dich zu sehen.“ Als Snq kam, begrüsste er seinen Sohn und sagte: „Ich bin alt. Hinfort trage Du die Sonne an meiner Statt. Aber achte auf. Gehe gerade aus und beuge Dich nicht nieder, sonst wird die Erde verbrennen.“ T'ōt'k·oa'ya versprach es und ging morgens langsam und ruhig den Himmel hinauf. Gegen Mittag aber beugte er sich nieder, um sich auf Erden umzusehen. Da wurde es sehr heiss hienieden. Die Felsen zerbarsten und das Meer fing an zu kochen und bedeckte das ganze Land. Die Menschen retteten sich in ihre Boote; aber viele kamen um, andere wurden verschlagen. Die Bergziegen versteckten sich unter Steinen, daher blieben sie weiss, während alle anderen Thiere dunkel gebrannt wurden. Als Snq nun sah, was T'ōt'k·oa'ya anrichtete, ergriff er ihn, und riss ihn in Stücke, die er zur Erde hinabschleuderte. Dort wurden sie in Minke verwandelt.

2. Snq nahm eine Frau auf Erden. Von dieser hatte er ein Kind, das er T'ōt'k·oa'ya nannte. Die Menschen verspotteten das Kind, weil sein Gesicht immer schmutzig war. Der Knabe warnte sie: „Verhöhnt mich nicht, sonst wird Snq, mein Vater, Euch strafen.“ Die Menschen hörten aber nicht auf ihn, und glaubten nicht, dass Snq sein Vater sei. Als sie ihn wieder verhöhnten und quälten, sprach er: „Jetzt werde ich zu meinem Vater gehen und Rache an Euch nehmen. Ich werde Euch alle verbrennen.“ Er begann an den Augenwimpern Snq's, den Sonnenstrahlen, hinanzuklimmen und erreichte so den Himmel. Er bat seinen Vater, ob er an seiner Statt die Sonne tragen dürfe. Dieser gab sie ihm und er stieg morgens, die Sonne tragend, in die Höhe. Gegen Mittag machte er die Sonne heisser und heisser, so dass die Häuser und Bäume zu brennen begannen. Abends kehrte er in das Dorf zurück. Er sprach zu den Leuten: „Seht, ich verbrannte Eure Häuser, weil Ihr mich gequält habt.“ Sie aber glaubten ihm nicht.

Er war nun reiner und schöner geworden und sprach zu den Menschen: „Wenn Ihr mich wiederum quält, werde ich wieder zu meinem Vater gehen und Euch alle verbrennen.“ Die Menschen aber beschlossen, ihn zu tödten. Da T'ōt'k·oa'ya ihre Absicht merkte, stieg er wieder an seines Vaters Augenwimpern gen Himmel. Dort beklagte er sich über die Menschen. Snq aber sagte nur: „Man hat Dich nicht gern, weil Du voll thörichter Streiche bist.“ Wieder liess er seinen Sohn die Sonne tragen. Da machte dieser, dass es auf Erden so heiss wurde, dass Alles verbrannte. Die Thiere, die sich nicht vor der Gluth verbargen, wurden ganz versengt. Der Bär drückte nur seine Kehle gegen einen Stein; daher ward sein ganzes Fell schwarz mit Ausnahme dieses einen Fleckes. Das Hermelin versteckte sich unter Steinen, doch steckte seine Schwanzspitze heraus. Daher ist dieselbe schwarz. Die Bergziege kroch in eine Höhle. Daher blieb sie ganz weiss.

Als Snq aber sah, was sein Sohn that, ward er böse und warf ihn zur Erde hinunter. Er verwandelte ihn in einen Mink. (Erzählt von Nuskelu'sta aus Nuqalkн.)

3. Der Mann im Monde.

Ein Mann sandte seine Frau jeden Tag in den Wald, Beeren zu sammeln. Eines Tages sah sie daselbst der Mann im Monde, der Sohn Snq's. Er fand Gefallen an ihr und stieg vom Himmel herab, um bei ihr zu bleiben. Dann kehrte er in den Himmel zurück. Die Frau ging nach Hause, hatte aber keine Beeren, da sie, statt zu sammeln, mit dem Mondmann beisammen gewesen war. Als sie nun alltäglich ohne Beeren nach Hause kam, obwohl viele im Walde wuchsen, ward ihr Mann misstrauisch und beschloss, sie zu belauschen. Er fand sie mit ihrem Liebhaber beisammen. Er schlich unbemerkt nach Hause zurück, beschloss aber, sich zu rächen. Am folgenden Tage sprach er zu seiner Frau: „Du findest ja nie Beeren, ich will jetzt selbst einmal gehen und sehen, ob es keine giebt.“ Er setzte sich nun seiner Frau Hut auf, hing ihren Mantel um, unter dem er ein Messer verbarg, und ging zu dem Platze, wo jene einander zu treffen pflegten. Es währte nicht lange, da kam der Mondmann. Als derselbe ihn umfangen wollte, schnitt er ihm mit dem Messer den Kopf ab. Er trug denselben nach Hause, und als seine Frau ihn erblickte, erschrak sie sehr und fing an zu weinen. Er wollte wissen, wer jener sei, und rief alle Leute zusammen den Kopf zu sehen. Niemand aber erkannte ihn.

Snq stieg nun zur Erde herab, um seinen Sohn zu suchen. Endlich kam er auch zu dem Manne, welcher jenen erschlagen hatte. Er fragte: „Hast Du meinen Sohn nicht gesehen?“ Jener antwortete: „Nein, ich kenne ihn nicht und habe ihn nicht gesehen.“ Da erblickte Snq den Kopf seines Sohnes, welcher über dem Feuer hing. Er ward sehr zornig und machte ein grosses Feuer auf der Erde, so dass alle Menschen umkamen. Nur die Geliebte des Mondmannes blieb verschont. Sie nahm einen Eimer voll Wasser aus dem Flusse, ehe derselbe austrocknete, und fing mit dem Wasser viele kleine Fische (tutō'k·). Als Alles ausgebrannt und die Flüsse vertrocknet waren, schüttete sie das Wasser in den Fluss, der nun wieder zu laufen begann. Die Fische schwammen darin umher und vermehrten sich rasch.

4. Kōlaiā'ns und Mak·'oā'ns.

Kōlaiā'ns wollte einst Lachse fangen. Er machte sich ein Seil aus Haaren und band die Angel, mit der er fischen wollte, daran. Mak·'oā'ns aber wünschte sehr, die Angel zu haben. Er verwandelte sich in einen Lachs, schwamm den Fluss hinauf und biss die Angel durch, mit der er fortschwamm. Da ging Kōlaiā'ns

den Fluss hinauf, um seine Angel wieder zu suchen. Er war nicht weit gegangen, da sah er ein grosses Haus. Er öffnete die Thür ein wenig und sah Mak·'oā'ns drinnen neben einer Kiste sitzen. Dieser lud ihn ein, in's Haus zu treten und sich neben ihn zu setzen. Kōlaiā'ns folgte der Einladung und erzählte dann, dass er ausgehe, um seine Angel zu suchen, die ihm gestohlen sei. Mak·'oā'ns sprach: „Ich habe nichts von Deiner Angel vernommen;“ nach kurzer Zeit aber öffnete er die Kiste und zeigte ihm die zerbrochene Angel, indem er ihn fragte, ob er sie kaufen wolle. Da wusste Kōlaiā'ns sogleich, dass jener sie gestohlen und zerbrochen hatte. Mak·'oā'ns aber setzte beide Stücke wieder zusammen, so dass die Angel wie neu war und gab sie Kōlaiā'ns zurück.

5. Der Snēnē'ik·.

Ein Mann, Namens Iā'lit, sass einst mit seiner Frau zusammen am Feuer. Die Frau hielt ihr Kind auf dem Schoosse, und als dasselbe schrie, gab sie ihm die Brust und stillte es. Zufällig blickte sie in die Höhe und sah auf dem Dache über dem Rauchfange etwas Weisses, das sich bewegte, wie eine keuchende Brust. Sie rief ihren Mann und machte ihn darauf aufmerksam. Er nahm seinen Bogen und Pfeil und schoss danach. Da sahen sie, wie das Weisse herunterfiel. Als es nun dämmerte, weckte die Frau ihren Mann und sprach: „Stehe doch auf und sieh', was Du gestern Abend geschossen hast.“ Er erhob sich und sah draussen einen jungen Snēnē'ik· todt liegen. Sein Pfeil hatte ihm gerade die Kehle durchbohrt und er war so gross, wie vier Büffel. Iā'lit grub nun ein tiefes Loch, warf den Snēnē'ik· hinein und deckte ihn wieder mit Erde zu. Nur die weisse Kehle liess er unbedeckt. Er erzählte niemand, dass er das Ungeheuer getödtet hätte. Einst fuhr nun eine Anzahl Männer den Fluss hinauf: sie sahen bei Nutltlē'iq den alten Snēnē'ik· auf einem grossen Felsen sitzen und weinen. Da fürchteten sie sich und kehrten nach Nuqa'lkn zurück. Als Iā'lit von ihrem Abenteuer hörte, ging er mit zwei Freunden flussaufwärts, um den Snēnē'ik· zu sehen. Als sie ihn auf dem Felsblocke erblickten, kehrten die zwei Freunde um, denn sie fürchteten sich. Iā'lit aber fuhr furchtlos weiter. Als er an dem Felsblocke ankam, auf welchem der Snēnē'ik· sass, schob er seinen Kahn an's Ufer, stand auf und lehnte sich gegen den Stein. Da hörte der Snēnē'ik· auf zu weinen und wischte sich die Augen aus. Iā'lit sprach: „Mein Lieber, ich möchte Dir helfen. Sage mir, warum weinst Du so sehr?“ Der Snēnē'ik· antwortete: „O, ich habe meinen Sohn verloren. Ich weiss nicht, wohin er gegangen ist und fürchte, er ist todt.“ Dann nahm er ein Kupfer und gab es Iā'lit. Er fuhr fort: „Siehst Du das Häuptlingshaus dort droben auf dem Berge? Es gehört meinem Sohne.“ Iā'lit antwortete: „Ich sehe nichts.“ Da fuhr ihm der Snēnē'ik· zweimal mit der Hand über die Augen, und nun erblickte jener das schön bemalte Haus. Der Snēnē'ik· schenkte ihm das Haus mit allem, was drinnen war, und sagte: „Wenn Du nach Nuqa'lkn zurückgekehrt bist, so baue vier eben solche Häuser.“ Als er so geredet hatte, erhob er sich und wollte fortgehen. Iā'lit fragte ihn: „Wohin gehst Du?“ Der Snēnē'ik· antwortete: „Ich verlasse nun dieses Land und gehe nach Naus“ (bei Fort Rupert). Iā'lit aber kehrte nach Nuqa'lkn zurück. In den folgenden vier Jahren baute er vier Häuser und trug Alles, was in des Snēnēik·'s Hause war, zum Meere hinab. Und er bemalte seine Häuser ebenso, wie droben auf dem Berge das Haus des Snēnē'ik· bemalt war.

6. Die Snēnē'ik·.

Eines Abends weinte die Tochter eines Häuptlings und wollte sich nicht beruhigen lassen; da sprach ihre Mutter, eine schöne Frau, mit langen Haaren:

„Lege Dich hin und sei ruhig, sonst wird der Snēnē'ik· kommen und Dich holen.“ Um Mitternacht, als alle schliefen, kam der Snēnē'ik· in Gestalt einer alten Frau an die Thür und sprach zu dem Kinde: „Komm her, ich habe hier trockenen Lachs für Dich, nimm hin und iss.“ Das Kind kam aber nicht. Da sagte die Alte: „Komm her, ich habe hier Bergziegenfett. Nimm und iss.“ Das Kind ging an ein Astloch in der Wand und sagte: „So reiche es mir hier durch.“ Die Alte kam herbei, blies in das Loch, das sogleich sehr gross wurde, ergriff das Kind und steckte es in einen Korb, den sie auf dem Rücken trug. Da schrie die Kleine: „O, Sēnē'ik· hat mich in ihren Korb gesteckt!“ Die Eltern erwachten. Sie machten ein grosses Feuer, um sehen zu können, und verfolgten die Snēnē'ik· Als sie ihr aber nahe kamen, versank dieselbe in die Erde, und so verloren sie ihre Spur. Da kehrten sie betrübt nach Hause zurück. Snēnē'ik· gelangte endlich nach Hause und sprach zu ihrer Sklavin Nusk·ēeqtitlputsā'aq: „Siehe her, ich habe eine Schwester für Dich gefunden.“ Snēnē'ik· hatte sie einst in ihrem Korbe ebenso geraubt, wie jetzt das Mädchen. Die Sklavin rief die letztere zu sich und sprach zu ihr: „Wenn Snēnē'ik· Dir zu essen geben will, so nimm es nicht, sonst wird es Dir ergehen, wie es mir erging. Siehe, ich ass von ihrem Bergziegenfett und da bin ich an die Erde festgewachsen.“ Sie zeigte ihr nun, dass ein Seil aus ihrem After hervorwuchs und sich in der Erde verzweigte, gerade wie eine Wurzel. Sie sagte weiter: „Verstecke das Essen unter Deinem Mantel und thue, als ässest Du.“ Als Snēnē'ik· zurückkam, bot sie dem Mädchen Bergziegenfett an. Dieselbe folgte aber dem Rathe der Sklavin und stellte sich nur, als ob sie ässe. In Wahrheit verbarg sie das Fett unter ihrem Mantel. Nach einiger Zeit hörte die Snēnē'ik· ein Kind schreien und lief fort, dasselbe zu holen. Vorher sagte sie zu dem Kinde, es solle im Hause bleiben, denn sie wolle ihm eine Schwester holen. Als die Snēnē'ik· fort war, rief die alte Sklavin das Kind herbei und sprach: „Nimm Du die Adlerklauen, die dort hängen. Stecke sie Dir an die Finger und erwarte draussen ihre Rückkehr.“ Das Mädchen that, wie die Sklavin ihr sagte. Sie stellte sich an den Abhang einer Schlucht, welche die Snēnē'ik· auf einem liegenden Baumstamm überschreiten musste. Als sie mitten auf dem Stamme ankam, erhob die Kleine ihre Hände, öffnete und schloss sie und rief: „Sōk·ā'k·s k·amau“ (öffne Deine Augen und schliesse sie wieder). Die Snēnē'ik· rief: „Lasse das, sonst falle ich!“ Das Mädchen aber fuhr fort seine Finger zu bewegen, bis die Snēnē'ik· in den Abgrund fiel. Da liess die Sklavin das Mädchen an einem Seile hinab und liess sie die Brüste der Snēnē'ik· abschneiden und kochen. Sie sprach: „Wenn ihre vier Söhne, die Wölfe, von der Jagd nach Hause kommen, so setze ihnen dieses Gericht vor; dann werden sie sterben.“ Bald kamen die jungen Männer nach Hause. Schon von weitem hörte man sie ihre Wanderstäbe auf den Boden stossen. Sie fragten nach ihrer Mutter und Nusk·ēeqtitlputsā'aq antwortete: „Sie wird wohl bald kommen. Sie ist mit ihrem Korbe ausgegangen, Sklaven zu fangen. Wir haben unterdessen für Euch gekocht; hier ist Euer Essen;“ und da nahm das Mädchen den Topf, in dem die Brüste gekocht waren, und setzte ihn den Söhnen vor. Beim Kochen war die Milch aus den Brüsten herausgetreten und schwamm oben auf. Sie nahm einen Löffel voll und gab ihn dem Aeltesten. Dieser sprach: „Das schmeckt ja gerade, wie unserer Mutter Milch.“ Dann gab sie dem zweiten einen Löffel voll. Dieser schmeckte und sprach: „Du hast Recht. Es schmeckt genau, wie unserer Mutter Milch,“ und so sprachen auch die beiden Jüngsten, als sie geschmeckt hatten. Die alte Sklavin aber hiess sie ruhig sein und essen. Sie gehorchten; als sie aber aufgegessen hatten, fielen alle todt nieder. Als die vier Kinder der Snēnē'ik· — vier Wölfe — todt waren, warfen sie die Leichen zu der

Alten in die Schlucht hinab. Dann sprach die Sklavin: „Gieb mir das Fell einer Bergziege.“ Das Mädchen gehorchte. Da zupfte sie die Haare aus und machte einen Faden. Dann füllte sie einen Korb mit Fleisch und Fett, band dem Mädchen den Faden um und liess es nach Hause gehen. Sie hielt das Seil fest, und sprach: „Tō'kyimq k·oastā'“ (werde lang, Faden). Da wurde der Faden länger und länger und folgte dem Mädchen überall hin. Endlich gelangte das Kind nach dem Hause seiner Eltern. Drinnen weinte die Mutter. Die Kleine ging aussen an die Wand des Hauses, dort, wo das Bett stand, in dem ihre Mutter schlief, und klopfte an die Wand. Die Mutter hörte das Geräusch und sandte ihren jüngsten Sohn hinaus, um nachzusehen, wer da sei. Als dieser seine verlorene Schwester erblickte, lief er zurück und erzählte seiner Mutter, dass sie zurückgekehrt sei. Sie aber glaubte ihm nicht und sprach: „Rede keine Thorheiten, Deine Schwester ist lange todt.“ Da es wieder klopfte, sandte sie ihren ältesten Sohn hinaus, nachzusehen. Bald kam derselbe zurück und sprach: „Ja, draussen steht unsere Schwester. Sie lässt Dir sagen, Du sollst das Haus reinigen, und hinten im Hause eine Thür durchbrechen, dann will sie hereinkommen.“ Da glaubte die Mutter es. Sie reinigte ihr Haus und das Mädchen trat herein, setzte sich an's Feuer und ass mit ihrer Mutter und ihren Brüdern. Dann sprach sie zu dem einen: „Hole doch meine Kiste, welche draussen vor der Thüre steht.“ Derselbe gehorchte, konnte aber die Kiste nicht heben, obwohl sie sehr klein war. Alle Leute, einer nach dem anderen, gingen hinaus, die Kiste zu heben, keiner aber vermochte es. Da ging das Mädchen selbst hinaus und hob die Kiste an ihrem kleinen Finger auf. Sie öffnete sie und gab allen Geschenke. Dann sprach sie: „Geht morgen immer dem Seile nach, an dem ich festgebunden war, in den Wald. Dort werdet ihr eine alte Frau finden, die am Boden festgewachsen ist. Versucht doch, sie zu befreien.“ Die Leute thaten also. Sie fanden die Alte und hieben das Seil durch, das sie mit dem Boden verbunden hielt. Da strömte Blut daraus hervor und sie starb.

Nach anderer Version führte das Mädchen die Leute zu Snēnē'ik·'s Haus. Sie fürchteten sich aber, den Abgrund auf dem Baumstamm zu überschreiten. Daher ging sie allein in's Haus und brachte ihnen dann alle Reichthümer der Snēnē'ik·. Sie machte die Alte los, die dann in ihre Heimath zurückgesandt wurde.

7. Snēnē'ik·.

Es geschah einst, dass in dem Dorfe Stü'iu die Leichen stets aus den Gräbern geraubt wurden, ohne dass man ausfindig machen konnte, wer der Räuber war. Damals lebten zwei Freunde. Der eine derselben sprach zum anderen: „Ich will erfahren, wer die Leichen stiehlt. Ich werde mich todt stellen. Wickle mich in ein Bärenfell und thut, als ob ihr mich begrübet. Lasse die Mädchen über meinen Körper weinen. Dann wache Du an meinem Grabe und achte auf, was geschieht.“ Dann stellte er sich todt und liess sich begraben. Sein Freund machte einen Zaun um das Grab und legte sich auf die Lauer. Als es nun dunkel wurde, kam eine Snēnē'ik·. Sie zerbrach den Zaun, öffnete das Grab und warf den vermeintlichen Leichnam in ihren Korb. Da weinte sein Freund. Er lief in's Dorf zurück und rief: „Snēnē'ik· hat meinen Freund geholt und ich habe ihm nicht zu helfen vermocht.“

Als die Snēnē'ik· den Mann in den Korb geworfen hatte, öffnete er seine Augen, um zu sehen, wohin sie ging. Wo umgefallene Bäume ihren Weg versperrten, kroch sie unter denselben hindurch. Dann hielt er sich an den Aesten fest und bewirkte so, dass sie hinfiel. Jedesmal, wenn sie fiel, liess sie Winde

fahren. Bald dachte Snēnē'ik·: „Ist der Mann am Ende nicht todt?" Sie nahm ihn aus dem Korbe, legte ihn nieder und legte ihre Hand auf seine Brust. Da hielt er den Athem an. Als er ihn fast nicht länger halten konnte, zog sie ihre Hand zurück und warf ihn wieder in den Korb, in dem Glauben, dass er todt sei. Dasselbe wiederholte sich mehrere Male. Endlich kam die Snēnē'ik· nach Hause. Sie warf den Mann beim Feuer nieder. Da trat ihr Kind auf den Mann zu, zog seine Beine auseinander und sagte, indem es auf seine Hoden wies: „Daraus will ich mir ein Ohrgehänge machen." „Sei stille," versetzte die alte Snēnē'ik·, „ich fürchte, der Mann hat übernatürliche Kräfte. Er hat mich öfters hingeworfen." Während die Alte und ihre Tochter so miteinander sprachen, blinzelte der Mann ein wenig aus seinen Augen und erblickte eine Lanze, die in einem der Gräber beigesetzt gewesen war. Die alte Snēnē'ik· wetzte nun ihr Messer, um den Mann aufzuschneiden. Sie blies ihm auf die Kehle, als wollte sie Haare bei Seite blasen, und schnitt von seinem Kinn bis zur Brust hinunter. Da floss Blut heraus und die Alte rief: „Huh!" Der Mann aber sprang auf, ergriff die Lanze und rannte hinaus. Die Snēnē'ik· aber fiel vor Schreck nieder.

Als sie wieder zu sich kam, rannte sie aus dem Hause und verfolgte den Mann. Wenn sie ihre Augen öffnete, sprühte Feuer hinaus. Da fiel der Mann vor Schreck fast nieder. Als die Snēnē'ik· ihn beinahe eingeholt hatte, sprang er in den Fluss Slä'ak·tl und schwamm eine Strecke weit unter Wasser fort. Die Snēnē'ik· konnte nicht schwimmen und daher gewann er einen Vorsprung vor ihr. Als der Mann müde war, ging er wieder an's Ufer und lief weiter. Da verfolgte ihn die Snēnē'ik· wieder und Feuer sprühte aus ihren Augen. Als sie ihn beinahe wieder eingeholt hatte, sprang der Mann wieder in's Wasser. Auf diese Weise entkam er ihr glücklich und erreichte Stū'ɪʜ. Die Snēnē'ik· aber kehrte in ihre Heimath zurück.

Die Bewohner von Stū'ɪʜ waren aber in dem Hause des zurückgebliebenen Freundes versammelt und beweinten den Entschwundenen. Da warf dieser die Lanze in's Haus und rief seinen Freund beim Namen. Dieser sprang auf und holte ihn herein. Er erzählte nun seine Erlebnisse. Er zeigte die Lanze vor und sagte, dass zahlreiche Grabbeigaben im Hause der Snēnē'ik· seien. Da riefen sie die Männer aller Nachbardörfer zusammen und alle zogen den Fluss hinauf, um mit der Snēnē'ik· zu kämpfen. Die Haut der Snēnē'ik· ist aber so hart wie Stein, nur unter der Kehle ist sie verwundbar. Daher war der Kampf mit ihr ein schweres Unterfangen. Die Männer nahmen alte Fellmäntel mit und andere alte, abgelegte Sachen, sowie Cederbast, der von Frauen während ihrer Periode gebraucht und mit Blut getränkt war.

Als nun die Snēnē'ik· merkte, dass die Menschen kamen, um mit ihr zu kämpfen, zog sie sich in ihr Haus zurück. Als die Leute dem Hause nahe kamen, blickte sie nur zur Thür hinaus. Da sprühte Feuer aus ihren Augen und die Menschen, die sie sahen, fielen ohnmächtig nieder. Da häuften sie alle die alten Kleidungsstücke vor der Thür auf und verbrannten sie. Sie warfen ebenfalls brennende Lumpen auf das Dach. Die Snēnē'ik· versuchte das Feuer zu löschen, vermochte es aber nicht. Die Männer schoben dann mit langen Stangen die brennenden Kleidungsstücke in die Thür und der giftige Rauch erstickte endlich die Snēnē'ik·. Als sie nun merkten, dass sie todt war, löschten sie das Feuer aus und traten in's Haus hinein. Sie stiessen die Snēnē'ik· mit den Füssen an und sahen, dass sie ganz todt war. Da zogen sie ihr das Fell ab und der Mann, der von ihr entführt gewesen war, nahm dasselbe für sich. Jeder nahm dann die Grabbeigaben seiner Todten und trug sie in die Heimath zurück.

8. Nūnusōmikueek·onk'm (= Gehirn aussaugend).

Es waren einmal fünf Brüder. Die vier ältesten gingen alle Tage aus, Seehunde zu jagen, und liessen den jüngsten allein zu Hause. Eines Morgens hörte derselbe jemand an dem gegenüber liegenden Ufer des Flusses rufen. Er ging hinaus und sah eine alte Frau, die ihn bat, sie hinüberzuholen. Der Knabe nahm seine Stange, sprang in's Boot, schob dasselbe über den Fluss und holte die Alte hinüber. Bald erwachten die Leute, und als sie die Alte in dem Hause der Brüder sahen, fragten sie, woher sie käme. Der Knabe erzählte, dass er sie früh morgens im Boote über den Fluss geholt habe. Als es nun dunkel wurde und die Leute schlafen gingen, blieb die Alte ruhig am Feuer sitzen. Bald schliefen die Menschen. Da fing ihr Mund an zu wachsen und sie steckte ihn in das Ohr eines Schläfers, dem sie das Gehirn aussaugte. Sie war Nūnusōmikueek·onk'm, die den Menschen das Gehirn aussaugt. So tödtete sie alle Bewohner eines Hauses, dann die eines anderen. Am nächsten Morgen erwachte der Knabe, der sie gebracht hatte, und erstaunte, dass niemand auf war. Die Alte sass noch ruhig am Feuer. Er fragte sie: „Warum stehen die Leute wohl nicht auf?“ Er ging hinaus und fand alle todt. Nur er allein war am Leben geblieben. Als die Alte hörte, was geschehen war, sagte sie: „Ein grosses Unglück ist geschehen,“ blieb aber ruhig am Feuer sitzen.

Am nächsten Morgen kamen die vier Jäger zurück. Ihr Boot war hoch beladen. Der Knabe ging zum Ufer hinab und erzählte seinen Brüdern, was geschehen war. Da gingen diese in's Haus, wo die Alte sass. Sie fragten diese, was geschehen sei, sie aber sagte nur: „Ein grosses Unglück ist geschehen.“ Dann erzählte ihnen ihr Bruder auf ihre Fragen, wie er die Alte gefunden und in's Haus gebracht hatte.

Als es Abend wurde, sagte die Alte: „Legt Euch nun schlafen, ich will aufachten, dass Euch nichts zustösst.“ Die Brüder machten ein grosses Feuer und legten sich schlafen. Der Aelteste hatte aber einen übernatürlichen Helfer und stellte sich nur, als schliefe er. Da machte die Alte das Feuer klein, streckte ihren Mund aus, um den Schläfern das Gehirn auszusaugen. Der Aelteste beobachtete sie, und als ihr Mund beinahe das Ohr eines der Brüder erreicht hatte, rief er dieselben. Sie erwachten und die Alte zog ihren Mund zurück. Er rief: „Ich weiss nun, dass die Alte unsere Landsleute getödtet hat“ und erzählte, was er gesehen hatte. Die Alte aber sagte: „Was wollt Ihr von mir? Ich bin nur eine arme, alte Frau.“ Sie aber nahmen eine Axt, tödteten sie und schnitten den Leichnam in Stücke. Der Aelteste sprach: „Lasst uns fortziehen!“ Sie nahmen die Bretter von dem Hause, zerhieben dieselben und steckten sie in Brand. Dann zogen sie fort und verliessen den Knaben, der die Alte in's Dorf gebracht hatte.

Die Alte war aber nicht todt, sondern ihr Körper erstand verjüngt wieder und sie verfolgte die Brüder. Als diese sie kommen sahen, hielten sie an. Der Aelteste sagte: „Wenn Du auch wieder auferstanden bist, werde ich Dich doch tödten.“ Sie erschlugen sie wieder, zerschnitten sie und warfen die Stücke in's Feuer. Dann gingen sie weiter, denn sie fürchteten, die Alte möchte wieder auferstehen. Als sie so flohen, trafen sie die Ente. Diese fragte, warum sie fortliefen, und sie erzählten ihr, was geschehen war. Sie fragten sie, wo sie Atlk'undā'm's Haus fänden, und die Ente zeigte ihnen den Weg.

Endlich kamen sie an ein Wasser. Da sie nicht hinüber gelangen konnten, und sie die Alte kommen hörten, kletterten sie auf einen Baum, der nahe am Ufer stand. Bald kam die Alte. Sie konnte ebenfalls nicht über das Wasser ge-

langen und hielt still unter dem Baume. Da bewegte sich der eine der Männer und sie erblickte sein Spiegelbild im Wasser. Sie glaubte, dasselbe sei drunten und sprang in's Wasser, um ihn zu fangen. Als sie wieder an's Land kam, lachte der zweite und bewegte sich ein wenig. Da sprang sie wiederum in's Wasser. Als sie wieder herausgekommen war, lachte der dritte und bewegte sich. Abermals sprang die Alte in's Wasser. Da sprach der Aelteste: „Wenn sie nun in's Wasser springt, um mich zu fangen, will ich das Wasser gefrieren lassen.“ Er bewegte sich und die Alte sprang in's Wasser. Da schwenkte er seinen Fellmantel und sogleich gefror das Wasser. Nur das Gesicht der Alten sah aus dem Eise hervor und sie bat: „Macht mich frei.“ Sie aber flohen weiter.

Endlich kamen sie zu dem Hause Atlk'undā'm's. Vor demselben sass ein Adler. Das war der Wappenpfahl des Hauses. Sie baten um Einlass. Da sprach Atlk'undā'm: „Nehmt Euch in Acht. Kommt nicht alle zugleich herein. Jedesmal, wenn der Adler seinen Schnabel aufsperrt, springe einer schnell hindurch.“ Sie folgten seinem Befehle. Dann erzählten sie ihm, was geschehen war, und baten um seine Hülfe. Atlk'undā'm versetzte: „Die Alte ist gewiss meine Mutter. Sie verfolgt immer die Menschen. Gewiss wird sie hierher kommen.“ Kaum hatte er ausgeredet, da klopfte die Alte schon von aussen an's Haus. Er öffnete und fragte sie: „Was hast Du gethan? Hast Du wieder Menschen getödtet? Glaubst Du, es wäre gut, wenn es keine Menschen mehr giebt?“ Dann ergriff er sie, erschlug sie und warf sie in's Feuer. Als sie ganz verbrannt war, nahm er ihre Asche, zerrieb sie und blies sie in die Höhe, indem er sprach: „Werdet Moskitos!“ So entstanden die Moskitos, die noch heute ihren Rüssel ausstrecken, um Blut zu saugen, wie die Alte that.

Dann wollten die Brüder mit Atlk'undā'm spielen. Sie setzten sich ausserhalb des Hauses nieder und die drei jüngeren Brüder spielten Lehal mit ihm. Der älteste verführte unterdessen seine Frau. Daher hatte Atlk'undā'm Unglück im Spiel und verlor seinen Einsatz, den Lachs. Wenn das nicht geschehen wäre, würden die Menschen keine Lachse haben.

Die Frau aber gab dem ältesten der Brüder etwas von ihrem Urin und sagte: „Du kannst Todte erwecken, indem Du ihnen etwas von meinem Urin in die Ohren und in die Nase träufelst.“

Die Brüder kehrten nun in ihre Heimath zurück. Sie glaubten, sie seien nur einen Tag bei Atlk'undā'm gewesen; es war aber in Wahrheit ein ganzes Jahr gewesen. Als sie in ihre Heimath zurückkamen, fanden sie ihren Bruder noch am Leben. Sie erweckten dann alle ihre Verwandten. Anfänglich wollten sie die anderen Leute nicht erwecken, thaten es aber schliesslich doch Da wurden sie von allen reich beschenkt und wurden grosse Häuptlinge.

9. Tl'ipā'atstitlä'na.

Es war einmal ein Mann, der war mit seiner Frau unzufrieden und jagte sie fort, um sich eine neue Frau zu nehmen. Darüber wurden seine Söhne betrübt und liefen in den Wald, um nicht wieder zurückzukehren. Der älteste Bruder hatte seinen Bogen und seine Pfeile mitgenommen und schoss viele kleine Vögel. Diese gab er seinem Bruder und sprach: „Kehre Du lieber nach Hause zurück. Ich will weit, weit fortgehen und Du würdest nicht so weit gehen können. Nimm die Vögel und kehre um!“ Der Kleine weigerte sich aber, seinen Bruder zu verlassen, und schliesslich willigte derselbe ein, ihn mitzunehmen. Sie gingen weit, weit den Fluss hinauf. Endlich erblickten sie ein Lachswehr und da sprach der

ältere Bruder zu dem jüngeren: „Hier müssen Leute wohnen.“ Der Kleine sah sich rings um, konnte aber niemand finden und sprach zu seinem Bruder: „Nein, niemand ist hier, es muss wohl ein Vorübergehender das Lachswehr gebaut haben. Lass uns hier bleiben und ein Haus bauen.“ Als das Haus fertig war, ging der ältere Bruder täglich zum Lachswehr hinab, während der jüngere oben blieb und die Fische trocknete. Während nun der ältere Bruder unten am Flusse war, hörte der Kleine plötzlich ein eigenthümliches Geklapper oben am Berge. Er blickte auf und sah eine Frau herabkommen, deren Haar und deren rother Mantel mit Adlerdaunen bestreut waren. An den Füssen trug sie Tanzschellen und sie klapperte beständig mit dem Munde. Da sie gerade auf das Haus zukam, fürchtete sich der Knabe und versteckte sich. Er sah nun, wie sie die Thür öffnete, an der Schwelle stehen blieb, und wie ihr Mund plötzlich riesenlang wurde und sie alle Lachse von den Trockengestellen frass. Dann ging sie wieder fort. Als der ältere Bruder wieder heraufkam und alle Lachse verschwunden sah, wunderte er sich, dass der Kleine so viel gegessen hatte. Er sagte aber nichts, und jener erwähnte auch nicht den Besuch der Frau. Sie assen zusammen einen Lachs, den der Aeltere mitgebracht hatte, und legten sich schlafen. Als am folgenden Tage der Bruder wieder zum Flusse hinabgegangen war, kam die Frau wieder und frass alle Lachse auf. Als er nun Abends alle Lachse verschwunden fand, fragte er seinen Bruder: „Wie kommt es denn, dass Du so viel issest?“ Jener antwortete: „Ich habe gar nichts gegessen, jeden Tag kommt eine Frau hierher, stellt sich an die Thür und dann streckt sie ihren Mund bis zum Feuer aus und frisst alle Lachse.“ Da nun die Frau am dritten Tage wieder kam, beschloss der ältere Bruder, ihr aufzupassen. Morgens ging er wieder zum Flusse hinab, kam aber gleich darauf unbemerkt zurück, nahm Bogen und Pfeil und versteckte sich im Hause. Es währte nicht lange, da kam die Frau und fing an, die Lachse zu fressen. Sie war aber noch nicht zur Hälfte fertig, da schoss sie der junge Mann in ihre riesige Brust. Sie schrie vor Schmerzen und entfloh. Da sprach der ältere Bruder zu dem Kleinen: „Ich will sie nun verfolgen. Bleibe hier, gehe aber sparsam mit den Fischen um, damit Du genug hast, bis ich wieder komme.“ Dann ging er fort. Die Frau hatte aber auf dem Wege Daunen verloren, und Blut bezeichnete ihre Spur, welche von der Erde zum Himmel hinaufführte.

Als der junge Mann eine Zeit lang gegangen war, kam er bei dem Hause Masmasalā'niq's vorbei, der einen grossen Hut trug. Er fragte denselben: „Hast Du nicht eine kranke Frau hier vorbeikommen sehen?“ Jener antwortete: „Ja, ich sah sie, es ist Tl'ipā'atstitlā'na, die Tochter Atlk'undā'm's. Sie schien halb todt zu sein.“ Der junge Mann folgte der Spur weiter, die ihn ganz hinauf in den Himmel führte. Endlich gelangte er an einen kleinen See, aus dem ein Fluss entsprang, und sah Atlk'undā'm's Haus nahe am Ufer stehen. Da streute er sich Adlerdaunen auf den Kopf, hüllte sich in seinen Mantel und setzte sich am Ufer des Sees nieder. Er war aber ein grosser Zauberer und hatte gemacht, dass niemand den Pfeil sehen konnte, mit dem er Tl'ipā'atstitlā'na getroffen hatte. Die Adlerdaunen auf seinem Kopfe liess er aussehen, als sei sein Kopf in Rauch gehüllt.

Er hatte nicht lange so gesessen, da kamen zwei Töchter Tl'ipā'atstitlā'na's aus dem Hause, um Wasser zu holen. Als sie am Ufer einen Mann, verhüllt von einer Rauchwolke, sitzen sahen, wussten sie sogleich, dass derselbe ein Krankenbeschwörer sein müsse, und sie liefen zurück in's Haus, um zu erzählen, dass er draussen sitze. Tl'ipā'atstitlā'na's Mann hatte aber schon alle Krankenbeschwörer kommen lassen, um die Frau zu heilen. Keiner aber hatte es vermocht. Er hatte

seinen Diener Atlqulā'tenum[1]) an die Thür treten und der Reihe nach die Krankenbeschwörer rufen lassen. Der Snēnē'ik·, der Donnervogel, der Kranich, der graue und schwarze Bär waren gekommen; keiner konnte sie heilen.

Da sandte er hinaus, den Fremdling zu holen, und versprach ihm eine der vier Töchter der Kranken zur Frau, wenn er sie wieder gesund mache. Die Leute sassen um die Kranke herum, konnten aber den Pfeil nicht sehen. Sie sangen und brauchten Trommeln und Pfeifen, aber sie ward nicht besser. Der junge Mann sprach nun: „Bringt mir einen Cederzapfen.“ Als er denselben erhalten hatte, zerbrach er ihn und legte die einzelnen Schuppen vor die Trommeln, die an einer Seite des Feuers standen, und als er nun singend um das Feuer herumging, begannen dieselben zu trommeln. Die Frau sass an der entgegengesetzten Seite des Feuers. Er sprach nun: „Deckt Matten über mich und die Kranke.“ Die Leute gehorchten, und da zog er den Pfeil ungesehen aus ihrer Brust, zerbrach ihn in viele Stücke, so dass er ihn in der Hand verbergen konnte und ging hinaus. Draussen warf er den Pfeil in's Wasser und wusch sich. Die Frau war wieder besser geworden.

Die Leute fragten ihn nun, welches der vier Mädchen er nehmen wolle. Sie hatten aber schon untereinander verabredet, dass er die Jüngste nehmen solle, die eine grosse Zauberin war. Da dieselbe sehr hübsch war, wählte er sie wirklich. Dann gingen sie zusammen zur Erde hinab. Als sie zu dem Platze kamen, wo der junge Mann seinen Bruder verlassen hatte, fand er denselben todt und seinen Leichnam verwest. Nur das Gerippe lag da, von dem aber ein Oberschenkel fehlte, den die Vögel fortgetragen hatten. Es hatte dem jungen Manne geschienen, als sei er nur einen Tag lang im Himmel gewesen; er hatte aber in Wirklichkeit ein Jahr dort geweilt. Da nahm die Frau etwas Lebenswasser, das sie aus dem Himmel mitgebracht hatte, und träufelte ihrem Schwager davon etwas in die Nase, in's Ohr und in den Mund und wusch seinen Körper damit. Da erhob er sich, als wenn er nur geschlafen hätte; aber fortan hinkte er, denn es fehlte ihm ein Knochen.

Die drei reisten nun den Fluss hinab, bis sie zum Dorfe ihres Vaters kamen. Ein wenig oberhalb desselben trafen sie viele Leute, die gerade Brennholz holten. Da sandte der jüngere Bruder dieselben zurück zu dem Vater, um ihm zu erzählen, dass seine Söhne zurückgekehrt seien. Und er liess ihm sagen, das Haus zu reinigen, denn sonst werde die junge Frau seines Sohnes nicht hineingehen. Die Leute gehorchten und der Vater liess sein Haus reinigen. Dann sandte er zwei Männer, um seine Söhne aufzufordern, zu kommen.

Diese aber liessen ihm sagen: „Schicke erst Deine neue Frau fort und nimm unsere Mutter zurück, dann wollen wir kommen.“ Als der Vater gethan hatte, wie sie verlangt, gingen sie in's Haus.

Im Laufe der Zeit gebar die Frau des älteren Bruders ein Kind. Sie hatte ihrem Manne eingeschärft, ja nicht zu lachen, wenn er seine frühere Geliebte sähe. Eines Tages bat sie ihren Mann, zum Flusse hinab zu gehen und etwas Wasser zu holen. Er that, wie sie gebeten hatte. Unten begegnete er seiner ehemaligen Geliebten und da lachte er, denn er freute sich, sie wieder zu sehen. Als er den Eimer voll Wasser seiner Frau brachte, da war das Wasser blutroth, und daran

1) Atlqulā'tenum wird beim Wintertanze durch eine roth und grün gestreifte Maske dargestellt. Die Streifen laufen schräg von links oben nach rechts unten über das ganze Gesicht, der Tänzer trägt einen ebenso gestreiften Stab. Sein Platz ist an der Thür. Er ist gleichsam Herold der im Tanze auftretenden Gestalten.

erkannte sie, dass er gelacht hatte, als er seine Geliebte gesehen. Sie ging fort und niemand wusste, wohin sie verschwunden war.

10. Die Entstehung der Sterne.

Vor langer Zeit lebte eine Frau Namens Pakuā'na. Sie hatte einen Sohn Namens Stsk·ā'ak·a (beide sind Vögel). Sie hatten grosse Vorräthe an getrockneten Lachsen, und als es Winter wurde, sprach die Frau zu ihrem Sohne: „Lege die Lachse in den Fluss und wässere sie aus.“ Der Knabe gehorchte. Er brachte Abends die Fische zum Flusse und bedeckte sie mit schweren Steinen. Als er Morgens zum Wasser ging, um die Fische wiederzuholen, waren sie verschwunden. Da lief er zu seiner Mutter und rief: „O, Mutter! Jemand hat unsere Lachse gestohlen. Ich weiss aber nicht, wer der Dieb ist.“ Abends legte er wieder getrocknete Lachse in's Wasser, und wieder wurden sie gestohlen, obwohl er sie diesmal mit noch mehr Steinen bedeckt hatte. Als in der dritten Nacht das Gleiche geschah, legte er sich auf die Lauer, um den Dieb zu ertappen. Er hatte noch nicht lange in seinem Verstecke gelegen, da sah er den grauen Bären kommen und die Fische unter den Steinen fortziehen. Da sprang er hervor und schrie: „Tsk, tsk! Warum stiehlst Du meine Fische?“ Der Bär erwiderte: „Sei still! Ich bin gross und Du bist klein. Ich kann Dich fressen.“ Damit schlürfte er den Kleinen durch die Nase ein. Dieser aber flog gerade durch ihn hindurch und rief höhnend: „Tsk, tsk! Da bin ich! Deine Nase und Dein After sind gar zu gross.“ Dreimal verschlang ihn der Bär und jedesmal kam er wieder hinten heraus. Da nahm der Bär zwei Pfropfen, verschluckte den Kleinen und verstopfte sich Nase und After, so dass jener gefangen war. Da nahm Stsk·ā'ak·a sein Reibefeuerzeug und machte ein Feuer im Magen des Bären. Als dasselbe lichterloh brannte, stiess er den Pflock aus dem After und flog von dannen. Der Bär aber schrie: „Das Feuer verbrennt mich. Lösche es aus!“ Stsk·ā'ak·a aber antwortete: „Nein, Du musst sterben, denn Du hast mich viermal fressen wollen.“ Der Bär fiel auf den Rücken, schlug nach ein paarmal mit seinen Pfoten um sich; dann platzte sein Bauch und er war todt. Viele Funken flogen heraus und wurden in Sterne verwandelt.

Stsk·ā'ak·a flog nun zu seiner Mutter und sprach: „Bald werden die Freunde des Bären kommen, um seinen Tod zu rächen.“ Da begann Pakuā'na Zaubersprüche zu singen, während sie Takt auf einem Felsblock schlug, auf dem sie sassen. Der Stein fing an zu wachsen. Er ward grösser und grösser und wurde endlich ein riesiger Berg. Oben machten sie ein grosses Feuer, in dem sie Steine glühend machten. Als nun die Thiere des Waldes gegen den Berg anstürmten, um den Tod des Bären zu rächen, rollten sie die glühenden Steine hinab und tödteten ihre Feinde. Die Steine erschlugen den grauen Bären, den schwarzen Bären, den Sĕnē̂ik· und den Wolf.

11. K·asā'na.

Es war einmal ein Mann Namens K·asā'na, der nur aus einer Körperhälfte bestand. Er hatte nur ein Bein, einen Arm, einen halben Leib und einen halben Kopf. Derselbe hatte sein Haus in Kiltē'itl und erlegte viele Bergziegen. Er schnitzte sich eine Frau aus einem Baumknorren und machte ihr einen Hut und nannte sie K·ulᴇ'ms. Er gab ihr eine hockende Gestalt und ihren Armen die Haltung, als webe sie eine Decke. Dann setzte er sie vor einen Webstuhl und legte eine Decke in ihre Hände. Er wollte die Leute täuschen und sie glauben machen, er habe eine Frau. In K·inā'at, bei Tsainahat, unweit Tq̔ōnik· (Bella

Bella), lebte damals ein Häuptling, der hatte zwei Töchter. Dieser sandte sie über den Berg nach Kiltē'itl und sprach zu ihnen: „K·asā'na hat keine Frau. Er wird Euch heirathen.“ Sie gehorchten und gelangten zu K·asā'na's Haus, als derselbe gerade auf Jagd war. Da lugten sie durch ein Astloch in der Wand, um zu sehen, ob jemand drinnen sei, und sie sahen mit Erstaunen eine Frau am Webstuhl sitzen. Da dieselbe sich gar nicht rührte, wurden sie noch mehr verwundert. Sie gingen in's Haus hinein und die jüngere Schwester hielt sich furchtsam hinter der älteren versteckt. Als sie nun sahen, dass die Frau sich gar nicht um sie kümmerte, stiessen sie dieselbe an, und als sie auch darauf nicht achtete, griffen sie dieselbe an's Kinn. Da merkten sie, dass sie aus Holz gemacht war. Sie nahmen ihr den Hut ab und warfen sie um. Dann versteckten sie sich. Als K·asā'na nach Hause kam und die Frau umgefallen fand, ward er böse und schlug sie, indem er rief: „Wenn Du nicht sitzen bleiben kannst, so brauche ich Dich nicht.“ Da musste das eine Mädchen lachen. K·asā'na fand sie und nahm beide zu Frauen. Nach einiger Zeit hatten beide Kinder und da wünschten die Frauen in ihre Heimath zurückzukehren. K·asā'na war bereit, mit ihnen zu gehen. Alle stiegen in's Boot, fuhren nach K·inā'at und die Kinder bliesen im Boote auf Flöten.

12. Wa'walis.

Es war einmal ein Mann, Namens Wa'walis. Derselbe trug eines Tages seinem Sklaven auf, Brennholz zu holen. Der Sklave aber erwiderte: „Nein, ich kann Dir nichts holen, ich bin zu müde.“ Darüber ward Wa'walis zornig und schlug ihn mit einem grossen Scheite. Der Sklave schrie vor Schmerz und rief: „Schlage mich nicht so, Du solltest lieber den Liebhaber Deiner Frau schlagen.“ Da hielt Wa'walis inne und sagte: „Nun höre auf zu schreien! was sagtest Du da von einem Liebhaber meiner Frau?“ Jener sagte nun: „Der junge Mann, der in jenem Hause wohnt, ist der Liebhaber Deiner Frau.“ Wa'walis drohte ihn zu schlagen, wenn er lüge, aber jener verbürgte die Wahrheit seiner Aussagen.

Da beschloss Wa'walis selbst zu sehen, ob seine Frau ihm untreu sei. Er sprach zu ihr: „Ich gehe heute mit meinem Sklaven über den Fjord, um zu jagen und Brennholz zu schlagen. Ich werde wohl mehrere Tage ausbleiben.“ Dann fuhr er mit seinem Sklaven fort. Sie sammelten etwas Brennholz und erlegten Seehunde, die sie an's Land brachten und kochten. Als es aber dunkel war, kehrte Wa'walis unbemerkt nach Hause zurück, um zu sehen, was seine Frau treibe. Den Sklaven liess er im Boote warten und hiess ihn bereit sein, sogleich abzufahren, wenn er komme. Wa'walis bewegte seinen Tanzstab gegen das Dorf, da schliefen alle Leute. Dann ging er zum Hause hinauf und kratzte draussen an der Wand, wo sein Bett stand. Da hörte er die Frau zu ihrem Liebhaber sagen: „Wenn doch die Maus, die dort kratzt, Wa'walis' Magen fressen wollte.“ Da ward Wa'walis zornig, denn er wusste nun, dass der Sklave die Wahrheit gesprochen hatte, und bewegte seinen Stab gegen das Haus. Sogleich schlief die Frau ein. Er ging hinein, öffnete die Thür des Schlafzimmers und sah seine Frau in den Armen ihres Liebhabers. Wa'walis nahm sein Messer und schnitt demselben den Kopf ab. Die Frau erwachte nicht, sondern blieb ruhig in den Armen des Todten liegen. Wa'walis trug den Kopf zum Boote hinunter und fuhr wieder fort.

Nicht lange, nachdem er aus dem Hause gegangen war, fing sein Kind, das neben seiner Mutter schlief, an zu schreien. Die Mutter der Frau, welche mit in dem Hause wohnte, hörte dieses und rief die junge Frau: „He! Dein Kind weint.“ Diese fühlte nun das Blut ihres Liebhabers und sagte halb schlaftrunken: „O, das

Kind hat mein Bett nass gemacht.“ Sie stiess ihren Liebhaber an und sagte: „Stehe auf.“ Dieser aber hörte sie nicht, sondern blieb bewegungslos liegen. Das Kind schrie weiter und die Mutter der Frau rief sie wieder: „Siehe doch nach Deinem Kinde.“ Als sie sich nun erhob, sah sie, dass ihr Liebhaber geköpft war. Da nahm sie einige Bärenfelle, wickelte die Leiche hinein und trug sie aus dem Hause. Sie legte sie vor der Thür seiner Eltern nieder.

Morgens wunderte sich die Mutter des jungen Mannes, dass er nicht aufstehe. Sie hatte das Frühstück bereitet, nur der eine Mann fehlte. Da sprach sie zu ihrem jüngsten Sohne: „Gehe doch, und siehe, was Dein Bruder treibt. Er soll zum Essen kommen.“ Der Kleine ging, ihn zu suchen, und fand ihn vor der Thür liegen, bedeckt von den Bärenfellen. Er stiess ihn an und sprach: „Mutter sagt, Du sollest aufstehen und zum Essen kommen.“ Der Schläfer rührte sich nicht. Der Knabe ging in's Haus zurück und erzählte seiner Mutter, dass sein älterer Bruder draussen schlafe und nicht aufstehen wolle. Die Mutter sprach: „So ziehe ihm die Decke fort, dann wird er wohl aufstehen.“ Der Knabe ging hinaus und that, wie ihm geheissen war. Da sah er, dass sein Bruder geköpft war. Er schrie vor Entsetzen und rief: „O, unser Bruder hat keinen Kopf mehr!“ Die Mutter wollte es nicht glauben, aber bald musste sie sich davon überzeugen, dass ihr Sohn todt war. Sie weinte sehr, und mit ihr weinten alle Leute.

Um diese Zeit kam Wa'walis von der Jagd zurück. Er hatte das gekochte Seehundsfleisch in einen Korb geladen, der mitten im Boote stand. Ganz zu unterst hatte er aber den abgeschlagenen Kopf gelegt. Als er sich nun dem Ufer näherte, rief ihm ein Mann zu: „Hebe Deine Ruder nicht auf, Dein Verwandter ist todt, jemand hat ihm den Kopf abgeschnitten.“

Wa'walis kümmerte sich aber gar nicht darum. Er kam an's Land und trug den Korb zu seiner Frau hinauf und hiess sie den Seehund zurecht machen und alle Leute einladen. Er sprach: „Es soll mich wundern, ob Du alles magst, was in dem Korbe ist.“ Die Frau nahm das Fleisch heraus und sprach bei jedem Stücke, das sie aufhob: „Das mag ich.“ „Warte nur, bis Du nach unten kommst,“ versetzte Wa'walis. Endlich sah die Frau den Kopf. Wa'walis hatte die Augen desselben aufgesperrt und das Gesicht aufwärts gelegt. Sie schrie laut vor Entsetzen. Wa'walis aber ergriff den Kopf an den Haaren und schlug ihn seiner Frau in's Gesicht und gegen die Genitalien. Dann nahm er sein Kind auf den Arm und lief eiligst zum Boote hinab. Er rief seinem Sklaven zu: „Nun rudere, was Du kannst. Die Leute wissen jetzt, dass ich den jungen Mann getödtet habe, und werden uns gewiss verfolgen.“ Sie ruderten nun so rasch sie konnten und der Knabe sass ruhig mitten im Kahne. Als Wa'walis bemerkte, dass seine Verfolger näher herankamen, machte er einen grossen Berg hinter sich, durch den jene nicht hindurch konnten. Sie fuhren nun ruhiger weiter und kamen bald an ein Dorf. Wa'walis war sehr verwundert, als er nur aus einem der Häuser ein wenig Rauch aufsteigen sah und liess seinen Sklaven auf den Knaben achten, während er hinaufging, um sich umzuschauen.

Er ging in alle Häuser, konnte aber niemand finden. Endlich ging er auch in das Haus, aus welchem der Rauch aufstieg. Dort fand er einen alten, blinden Mann und ein Mädchen, dessen Tochter. Der Alte kochte gerade Hirschfleisch und das Mädchen war hinten im Hause damit beschäftigt, eine Matte zu flechten. So kam es, dass sie den Fremden nicht eintreten sah. Wa'walis trat zu dem Alten, der das Hirschfleisch aus dem Kessel nahm und es in eine Schüssel legte. Er nahm ihm jedes einzelne Stück fort, sobald es in der Schüssel lag. Da sagte der Alte: „Es muss jemand hier sein, der mir das Fleisch fortnimmt.“ Die

Tochter antwortete: „Wo sollte denn jetzt jemand herkommen?“ Als sie sich aber umwendete, erblickte sie Wa'walis. Dieser fragte den Alten: „Wo sind denn all' die anderen Leute, die hier wohnten?“ Derselbe antwortete: „O, als sie Wasser holten, kam der Sk'amtsku und frass sie.“ Wa'walis fragte weiter: „Willst Du mir Deine Tochter zur Frau geben?“ Jener erwiderte: „Wenn Du mir das Augenlicht wieder geben kannst, sollst Du sie haben.“ Da spie Wa'walis ihm auf das eine Auge und er ward sogleich sehend. Der Alte war nun sehr froh und gab ihm seine Tochter zur Frau. Darauf spie Wa'walis ihm auch auf das andere Auge und der Alte war nun wieder ganz sehend. Wa'walis holte nun sein Kind und seinen Sklaven herauf und alle assen zusammen von dem Hirschfleische. Als sie gegessen hatten, wurde das Kind sehr durstig und Wa'walis schickte deshalb seinen Sklaven hinunter, Wasser zu holen. Dieser nahm einen Eimer, ging zur Mündung des Baches und Wa'walis ging ihm nach, um zu sehen, ob der Sk'amtsku ihn hole. In der That kam dieser, ergriff den Sklaven und verschlang ihn.

Nun kannte Wa'walis das Ungeheuer; er ging zum Wasser herab, und als es auf ihn zustürzte, um auch ihn zu verschlingen, bewegte er nur seinen Stab gegen das Thier, und es lag todt da. Er rief nun seine Frau und liess sie das Thier aufschneiden. Dann zogen sie alle die Todten aus seinem Bauche hervor. Wa'walis berührte sie mit seinem Stabe und sie wurden wieder lebendig. Sie standen auf und rieben sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätten. Die meisten hatte er mit einem Bissen verschluckt; diese wurden wieder ganz gesund. Anderen aber hatte er Arme oder Beine abgebissen; diese blieben fortan Krüppel. Dann lud Wa'walis alle ein, in sein Haus zu kommen, und gab ihnen ein Fest. Er fuhr in seinem Boote hinaus, fing Seehunde und Bergziegen und schenkte seinen neuen Freunden, was er fing. So ward er ein grosser Häuptling und baute vier Häuser. Er fing immer viele Seehunde und liess seine Frau zum Meere hinabgehen, um die Därme auszuwaschen. Sie fürchtete sich nun nicht mehr, zum Wasser zu gehen, da Sk'amtsku todt war. Eines Tages trug sie eine grosse Schüssel voll Därme hinunter und fing an, dieselben zu waschen. Da sah sie in der Ferne einen Finwal herbeischwimmen, liess sich aber nicht in der Arbeit stören. Der Wal aber kam heran, ergriff sie und schwamm mit ihr von dannen. Da riefen die Leute Wa'walis zu: „Der Wal hat Deine Frau gestohlen!“

Wa'walis ergriff sein Ruder und ging mit seinem Sklaven zum Ufer hinab. Sie schoben das Boot in's Wasser und verfolgten den Walfisch. Als dieser untertauchte und mit der Frau im Wasser verschwand, nahm Wa'walis ein Seil aus Cederzweigen, hielt sich mit den Zähnen an einem Ende fest, und liess sich dann von dem Sklaven bis auf dem Meeresboden hinunterlassen. Drunten fand er ein ebenes Land und eine andere Sonne schien daselbst. Er sah einen Weg, dem er folgte. Bald traf er einen alten Mann mit dickem Bauche. Sein Name war Inē'ik't (eine Fischgattung). Dieser war damit beschäftigt, mit einem Keile einen Baumstamm zu spalten. Wa'walis versteckte sich hinter dem Stamme und brach die Spitze des Keiles ab. Als der Alte bemerkte, dass sein Keil zerbrochen war, ward er ärgerlich und nahm einen anderen Keil. Auch diesen zerbrach Wa'walis. Da weinte der Alte. Wa'walis trat nun auf den Alten zu und fragte ihn, weshalb er weine. Jener antwortete: „Mein Herr wird mich schlagen, weil ich ihm seine beiden Keile hier zerbrochen habe.“ Da tröstete ihn Wa'walis und versprach die Keile wieder herzustellen. Als er ihm die Keile frisch geschärft wiedergab, freute sich der Alte. Wa'walis fragte dann: „Hast Du nicht einen Mann hier vorüberkommen sehen, der eine Frau trug?“ Jener erwiderte: „Ja, das ist mein Herr, der Wal. Er wohnt in jenem Hause, zu dem ich jetzt dieses Holz tragen muss.“

Da erzählte ihm Wa'walis, dass jene seine Frau sei, und dass er sie wiederholen wolle. Der Alte versprach ihm seine Hülfe. Er sagte: „Ich trage jetzt das Holz in's Haus und mache ein grosses Feuer. Warte Du hier draussen auf mich bis heute Abend. Dann werde ich Wasser holen und will thun, als stolpere ich, und das Feuer ausgiessen. Wenn dann alles voll Dampf und Qualm ist, kannst Du unbemerkt Deine Frau ergreifen und forttragen.“ Es geschah alles, wie er gesagt hatte. Als das Feuer ausgelöscht war, lief Wa'walis in's Haus, holte seine Frau und lief zu dem Seile zurück, an dem der Sklave ihn heruntergelassen hatte. Er rüttelte an demselben, zum Zeichen, dass der Sklave ihn hinaufziehen sollte. Da derselbe sich aber nicht rührte, kletterte er mit seiner Frau zur Oberfläche empor. Wie erstaunte er, als er im Boote nur noch die gebleichten Knochen des Sklaven fand. Der Rabe hatte eine Kniescheibe desselben fortgetragen. Wa'walis glaubte, er sei einen Tag drunten im Meere gewesen, es war aber in Wirklichkeit ein Jahr. Nun erweckte Wa'walis den Sklaven, der aber fortan hinkte, weil ihm die Kniescheibe fehlte. Dann kehrten die drei wohlbehalten zu ihrem Dorfe zurück.

13. Astas.

Es war einmal ein Mann, Namens Astas. Derselbe spielte immer Lehal und verlor endlich Alles, was er hatte, selbst seine Frau und sein Kind. Da ward er sehr erbost und ging von dannen. Nach langer Wanderung kam er an das Haus des Berggeistes Tō'alatl'itl. Dieser ging regelmässig aus, Bergziegen zu jagen. Wenn er ein paar Bergziegen getödtet hatte, warf er sie sich über die Schultern und ging nach Hause. Dort trocknete seine Frau dieselben und kochte sie. Dann gingen sie schlafen und am folgenden Morgen ging er wieder auf Jagd.

Eines Tages nun, als er abwesend war, kam Astas zu seinem Hause. Er ging zu der Frau und spielte mit ihr. Da sprach sie: „Ich danke Dir. Schon viele Fremde sind hier gewesen, aber noch keiner hat mir so Gutes gethan, wie Du. Deshalb will ich Dich warnen. Wenn mein Mann heimkommt, wird er Dir auftragen, Holz zu holen. Dann achte ja auf, sonst wirst Du vom Berge fallen und um's Leben kommen.“ Nach kurzer Zeit kam Tō'alatl'itl nach Hause und sandte Astas aus, Holz zu holen. Wirklich fiel dieser, wie die Frau ihm vorausgesagt hatte. Die Frau hatte ihm aber zuvor ein Amulet aus Vogelfedern gegeben; das schützte ihn. Als Astas nun unversehrt nach Hause kam, sprach Tō'alatl'itl: „Gehe morgen auf den Berg. Dort sind viele Bergziegen, die wollen wir schiessen.“ Sie gingen am folgenden Morgen zusammen aus. Als sie nun einige Ziegen sahen, rief Tō'alatl'itl: „Schiesse sie!“ Astas aber, der ein Schamane war und wusste, dass jener ihn um's Leben bringen wollte, versetzte: „Nein, später erst werde ich Ziegen schiessen.“ Als nun Astas auf dem Berge war, sandte Tō'alatl'itl ihm den Sisiutl, eine riesige Schlange, nach. Diese bewirkte, dass die Felsen dort, wo Astas stand, zu Thale stürzten. Astas aber wurde durch sein Amulet gerettet. Er schwebte wie eine Feder über dem Bergsturze nieder. Er stand unversehrt auf und ging nach Hause. Er beschloss, sich zu rächen. Er gab der Frau ein Zaubermittel, das sie innerlich erwärmte, setzte sich dann nieder und fächelte ein wenig mit seinem Mantel. Da erhob sich ein eiskalter Nordwind, der Tōa'latl'itl sammt dem Sisiutl tödtete. Dann nahm Astas die Frau und ging mit ihr von dannen.

Nach einiger Zeit beschloss er, zu Yula'timōt zu gehen. Seine Frau sprach: „Weisst Du ihn auch zu finden? Wenn Du in sein Dorf kommst, wirst Du viele Leute sehen. Alle haben schönes Zeug an. Nur einer hat einen bunten Mantel, der ist roth, schwarz und weiss. Das ist Yula'timōt. Gehe gleich auf ihn los.“

Astas brach auf und wanderte einen ganzen Monat lang, weiter und weiter. Dann kam er an ein schönes Dorf. Ein Mann sah ihn kommen, und rief seinen Genossen zu, ein Fremder komme. Da sprangen alle auf und liefen hinaus, ihn zu sehen. Astas ging gleich auf Yula'timōt los, den er an seinem bunten Mantel erkannte. Yula'timōt lud ihn in sein Haus ein und erzählte, er sei vor Kurzem erst aus dem Lande im Himmel herabgekommen, da er mit der Gegend daselbst unzufrieden gewesen sei. Er lud Astas ein, bei ihm zu bleiben und führte ihn in's Haus. Dort fragte er: „Was willst Du zu essen haben? Willst Du Lachse haben?" Als Astas darum bat, verbarg Yula'timōt einen kleinen Lachs in der Hand und spielte mit seinem Gaste darum. Dieser rieth bald, in welcher Hand der Lachs verborgen war. Da warf Yula'timōt ihn in eine Schüssel, und der Lachs wurde lebendig. Auf solche Weise erhielt Astas alle möglichen Arten von Lachsen. Dann nahm Yula'timōt einen kleinen Stab, schlug damit dem Lachs in's Gesicht und derselbe fiel sogleich todt nieder. Er zerschnitt ihn dann in ganz kleine Stücke und warf diese in einen grossen Kessel, in dem er sie kochte. Als der Fisch gar war, vertheilte er ihn unter alle Anwesenden und die kleinen Brocken, welche er in die einzelnen Schüsseln legte, wurden grösser und füllten dieselben ganz und gar. Dann nahm Yula'timōt einen Biber, zeigte ihn Astas und fragte denselben, ob es Biber in seiner Heimath gebe. Astas verneinte diese Frage, und da gab Yula'timōt ihm den Biber. Er sprach: „Wenn Du an eine Ebene kommst, in der sich ein See befindet, so wirf den Biber in's Wasser. Wenn er dann viermal taucht, wird er dort Junge werfen. Nimm dieselben nicht mit, sondern fange nur den alten Biber wieder ein, und wenn Du an einen anderen See kommst, wirf ihn wieder in's Wasser." Dann spielten sie weiter, indem sie vielerlei Gegenstände verbargen und riethen, in welcher Hand sie seien. Astas gewann beständig und endlich verlor Yula'timōt gar seine Decke. Da hatte er nichts mehr zu verlieren und sandte Astas zur Erde zurück. Als dieser nun zu einem See kam, warf er den Biber hinein, der viermal tauchte und Junge warf. Dann fing Astas den Biber wieder ein und reiste weiter. In jeden See, an dem er vorüberkam, warf er den Biber, der dann viermal tauchte. Daher giebt es heute überall Biber. Endlich gelangte er zu seiner Frau, die viel Bergziegenfett und Fleisch in ihrem Hause hatte. Astas beschloss nach einiger Zeit in seine Heimath zurückzukehren, und die Frau legte Fett und Fleisch in einen kleinen Sack, den sie ihm mitgab.

Nach langer Wanderung gelangte Astas nach Hause. Er ging aber nicht gleich zum Dorfe, sondern hüllte sich in den Mantel, den er Yula'timōt abgewonnen hatte, und setzte sich an den Teich, aus dem die Mädchen Wasser zu schöpfen pflegten. Bald kam die Häuptlingstochter des Weges gegangen. Sie erstaunte, als sie einen Fremden unbeweglich am Ufer sitzen sah, denn sie erkannte Astas nicht, der lange fortgewesen war und jetzt Yula'timōt's Mantel trug. Sie ging in's Haus zurück und sagte zu ihrer Schwester, deren Bett nah' dem ihrigen stand: „Draussen am Wasser sitzt ein fremder Mann." Die Schwester glaubte es nicht und lachte. Da sprach das Mädchen: „Lache nicht! Ich habe ihn wirklich gesehen. Gehe doch hinaus und sieh' selbst nach." Die Schwester ging hinaus, sah aber niemand, denn Astas hatte sich versteckt. Als nun die jüngere Schwester wieder hinausging, kam Astas wieder aus seinem Verstecke hervor. Die Schwestern erzählten dann ihrem Vater, was geschehen, und auch er ging zum Wasser, den Fremden zu sehen. Astas liess sich aber nur vor dem Mädchen sehen. Eines Morgens ging sie früh hinaus und traf ihn am Wasser. Da sprach er: „Ich weiss, Dein Vater ist ein grosser Häuptling. Lass ihn sein Haus reinigen und alle Leute einladen, dann werde ich kommen. Ich wünsche Dich zur Frau zu haben,

wenn Ihr, Du und Dein Vater, einverstanden seid. Ich werde Euch grosse Reichthümer schenken.“ Das Mädchen ging nach Hause zurück und berichtete, was der Fremde gesagt hatte. Da liess ihr Vater das Haus reinigen und lud den ganzen Stamm ein. Da kam Astas. Niemand erkannte ihn. Er öffnete seinen Sack und nahm viel Fett und Fleisch von Bergziegen heraus und liess es unter den Versammelten vertheilen. Er selbst ass nichts davon, sondern bat um etwas Fisch. Endlich, am Ende des Festes, gab er sich den Leuten zu erkennen. Der Häuptling liess ihn neben seiner Tochter niedersitzen. Astas sprach zu ihr: „Heute, wenn es dunkel ist, werde ich das Haus schön machen.“ Er hiess den Häuptling die Bretter vom Dache nehmen, und als es dunkel war und alle schliefen, öffnete er seinen Sack und nahm ein hohes, schönes Dach heraus, das er auf das Haus setzte. Yula'timōt bemalte unterdess das Haus und schnitzte die Pfosten. Als es nun Tag wurde und die Leute das Haus sahen, erstaunten sie sehr. Dann lud der Häuptling alle Stämme zu einem grossen Feste ein und sie kamen. Bei dem Feste nahm Astas alle möglichen Lachse aus seinem Sacke, der ganz unerschöpflich war, gab sie seinem Schwiegervater, und dieser vertheilte sie unter die Gäste. Dann nahm Astas zwei kleine Lachse aus dem Mantel, den er Yula'timōt abgewonnen, und warf sie in den Fluss. Sie vermehrten sich sofort und seither war der Fluss voller Lachse. Er baute grosse Häuser und schenkte sie dem Häuptlinge und verschenkte alles, was in seinem Mantel und Sacke war. Darüber ward Yula'timōt zornig und sandte den Adler hinab, um Astas Alles wieder fortzunehmen, was er bekommen hatte. Der Adler gehorchte und brachte Yala'timōt's wunderthätigen Mantel zurück. (Erzählt von Yākōtla's aus Nuqa'lkн.)

14. Der Besuch im Himmel.

Ein junger Mann ging einst im Frühjahr zum Flusse hinab, Vögel zu schiessen. Er baute sich ein kleines Haus und schoss die Vögel von dort aus, wenn sie sich am Ufer niederliessen. Er hatte einen Bogen und einen Pfeil, an dem ein langes Seil aus Frauenhaar befestigt war. Mit diesem erlegte er die Vögel. Statt dieselben nach Hause zu bringen, zog er sie ab, und versteckte die Bälge bei seinem Hause. Sein Vater schalt ihn, weil er keine Vögel nach Hause brachte. Vier Tage that der junge Mann also. Dann lud er seinen jüngeren Bruder ein, mit ihm zu gehen. Dieser sah viele Spuren von Vögeln am Ufer des Flusses und der junge Mann zeigte ihm dann die Vogelbälge.

Er legte sich nieder und bedeckte sich mit den Vogelbälgen. Dann gab er seinem jüngeren Bruder einen kurzen Stab und hiess ihn damit auf seinem Körper Takt schlagen. Er sprach zu ihm: „Du wirst eine grosse Feder gen Himmel fliegen sehen. Das bin ich. Ich will das Land im Himmel sehen.“ Der Knabe begann Takt zu schlagen und bald flog eine grosse Feder in weiten Kreisen gen Himmel. Da fing der Knabe an zu weinen, denn er glaubte, er habe seinen Bruder verloren. Er ging nach Hause. Sein Vater fragte ihn, wo sein Bruder sei. Da weinte der Kleine, aber er antwortete nicht. Der Vater fragte ihn zum zweiten und zum dritten Male. Als er ihn zum vierten Male fragte, antwortete der Knabe: „Mein Bruder flog in Gestalt einer grossen Feder gen Himmel.“ Sein Vater glaubte es zuerst nicht. Der Kleine aber blieb bei seiner Aussage. Er zeigte dem Vater die Vogelbälge am Ufer, und da der junge Mann nicht zu finden war, schenkte man dem Knaben endlich Glauben. Der Vater trug die Vögel nach Hause, bereitete ein Fest von dem Fleische und lud den ganzen Stamm ein. Dann erzählte der Knabe alles genau, was geschehen war.

Der ältere Bruder gelangte in den Himmel. Dort fand er einen Pfad und schritt fürbass. Nach einiger Zeit sah er eine Anzahl blinder Frauen um einen Kessel sitzen, in dem sie Wurzeln (tqsōs) kochten. Es waren die Enten. Er nahm ihnen eine der Wurzeln fort und schmeckte dieselbe. Da riefen die Frauen: „Ich rieche Mōk·oa'nts, er muss hier sein.“ Die Wurzel machte, dass ihm Speichel im Munde zusammenlief. Er spie einer der Frauen auf die Augen und sie wurde sehend. Da rief sie laut: „Ich kann sehen!“ Die anderen schrieen: „Du lügst.“ Mōk·oa'nts hatte sich versteckt und kam nun hervor und spie einer anderen Frau auf die Augen. Da wurde auch diese sehend. Wenn Mōk·oa'nts das nicht gethan hätte, würden die Enten noch heute blind sein. Er nahm ihnen dann ihren scharfen Geruch. Dann warf er sie zur Erde hinab und sprach: „Hinfort sollt ihr den Menschen zur Nahrung dienen.“

Mōk·oa'nts ging dann in seine Heimath zurück und gelangte wieder an das Ufer des Flusses. Sein jüngerer Bruder hatte sich beständig dort aufgehalten, in der Hoffnung, seinen Bruder wiederzusehen. Als dieser nun zurückkam, war er so schön geworden, dass sein jüngerer Bruder ihn nicht erkannte. Er fragte: „Kennst Du mich nicht?“ „Nein,“ versetzte der Kleine. „Weisst Du nicht mehr, wie ich gen Himmel flog. Ich bin Dein Bruder und bin zurückgekehrt.“ Dann gingen sie zusammen zum Hause ihres Vaters. Der Knabe ging allein hinein und sprach: „Mein Bruder ist wiedergekehrt.“ Sein Vater drohte ihn zu schlagen, wenn er den Namen des Todten nenne, doch der Kleine fuhr fort: „Ja, er ist wiedergekommen, und er ist jetzt sehr schön. Wenn Du ihn sehen willst, komm mit mir hinaus.“ Der Kleine ging zurück zu seinem Bruder und bat ihn, in's Haus zu kommen. Dieser sprach: „Sage dem Vater, er solle das Haus reinigen.“ Der Kleine ging zurück und richtete die Botschaft aus. Der Vater glaubte ihm noch nicht, ging aber mit ihm hinaus, den Fremden zu sehen. Er kannte ihn zuerst nicht, dieser aber sprach: „Die Sonne hat mich rein und schön gemacht. Ich bin Dein Sohn, der einst gen Himmel flog.“ Da machte der Vater sein Haus rein und lud alle Leute zu einem Feste ein. Der junge Mann erschien und erzählte, was er erlebt hatte. Er bat die Leute, am nächsten Tage mit ihm zum Flusse hinabzugehen, da er ihnen zeigen wollte, welcher Art die übernatürlichen Kräfte seien, die er vom Himmel erhalten hatte. Am folgenden Tage gingen alle zum Ufer hinab und er ergriff die Enten mit seinen Händen, so viele er haben wollte. Wenn einer der anderen Leute sich ihnen nahen wollte, flogen sie von dannen. Dann bewirthete er die Leute mit dem Fleische der Enten, die er erlegt hatte.

Nach einiger Zeit sprach er zu seinem Bruder: „Bedecke mich wieder mit Vogelbälgen und schlage Takt, wie vordem. Ich will wieder gen Himmel gehen. Diesmal werde ich aber nicht zurückkehren.“ Er gab seinem jüngeren Bruder seinen Namen und flog hinauf in den Himmel.

15. Die Kinder des Hundes.

1. Ein [illegible] Namens Alk hatte einen Hund mit hässlichen Triefaugen. Einst sprach die Tochter Alk's, welche gerade menstruirte und deshalb ihr Zimmer nicht verlassen durfte: „Lasset den Hund nicht in mein Zimmer kommen, denn ich mag ihn nicht sehen, während ich esse.“ Als er gelegentlich doch wieder hineinlief, warf Alk ihn aus dem Hause und schloss die Thür hinter ihm. Es wurde Nacht und das Mädchen legte sich nieder, zu schlafen. Um Mitternacht schlich sich ein Mann zu ihr und legte sich zu ihr in's Bett. Da sie nicht sehen konnte, wer er war, bestrich sie unbemerkt seinen Kopf und Rücken mit rother Farbe, um ihn am nächsten Morgen wieder zu erkennen. Als ihre Eltern nun morgens

aufstanden, sahen sie, dass ihr Hund über und über mit rother Farbe beschmiert war und riefen: „Wo mag unser Hund gewesen sein? Er ist ganz voll rother Farbe.“ Da schrie das Mädchen laut auf, denn sie wusste nun, dass der Hund bei ihr geschlafen hatte. Nach einiger Zeit gebar sie fünf junge Hunde, vier männliche und einen weiblichen. Zuerst verbarg sie dieselben. Da sie aber heulten und winselten, entdeckten ihre Eltern sie bald. Als es bekannt wurde, dass die Tochter des Häuptlings Hunde geboren hatte, rieth eine alte Frau den Leuten, von dem Dorfe fortzuziehen und jene allein zurückzulassen. Der Häuptling folgte ihrem Rathe. Er liess die Leute ihre Boote beladen und die Feuer auslöschen, und der ganze Stamm zog mit all' seinem Hab und Gut von dannen. Die Häuptlingstochter und die fünf Hündchen blieben allein zurück. Nur ihre Grossmutter hatte Erbarmen mit ihrem Schicksal. Ehe sie abfuhren, verbarg sie eine glühende Kohle in einer Muschel, legte diese in ein Versteck und sagte dem Mädchen, sie solle die Muschel erst hervornehmen, wenn die Boote ausser Sicht seien. Diese that, wie ihre Grossmutter befohlen hatte. Als die Boote ausser Sicht waren, blies sie die Kohlen an und machte sich ein grosses Feuer. Sie baute sich eine kleine Hütte aus Zweigen und sammelte Muscheln am Strande, von denen sie mit ihren Kindern lebte. Als sie eines Tages am Strande beschäftigt war, hörte sie Gesang von Kindern nahe dem Hause. Sie eilte hinauf, sah aber nur die jungen Hunde. An drei aufeinander folgenden Tagen hörte sie den Gesang. Als sie am dritten Tage wieder zum Hause kam, sah sie Spuren von Kinderfüssen. Da beschloss sie, am folgenden Tage unbemerkt zuzuschauen, um zu sehen, was für Kinder da spielten. Sie ging wieder zum Strande hinab und hing ihren Hut und Mantel auf den Stock, mit dem sie Muscheln grub, so dass derselbe aussah, wie ein Mensch. Dann schlich sie heimlich zum Hause hinauf. Da sah sie, dass die Hunde ihre Felle abgeworfen hatten und als Kinder umherspielten. Sie sprang rasch aus ihrem Verstecke hervor, ergriff die Felle und warf sie in's Feuer. Das Fell des Mädchens lag abseits, und ehe die Mutter es ergreifen konnte, war das Mädchen wieder hineingeschlüpft und wieder in einen Hund verwandelt.

Die Knaben behielten ihre menschliche Gestalt, und ihre Mutter machte ihnen Bogen und Pfeile. Sie lernten bald jagen und fischen. Das Mädchen, die in Hundegestalt blieb, setzte sich nun vor die Thür und sang: „Meine Brüder, macht ein gutes Haus für unsere Mutter. Fangt Heilbutten im Meere, Bergziegen auf den Bergen und Marder in den Wäldern. Dann wird unsere Mutter Euch Mäntel machen, und wenn Ihr ausgeht zu jagen, werde ich Euch begleiten.“

Nach einiger Zeit kam die Grossmutter der jungen Frau zurück, um zu sehen, wie es ihr ergangen sei. Sie verbarg sich nahe der Hütte und sah die junge Frau damit beschäftigt, Mäntel aus Marderfellen zu nähen. Sie sah die Felle der Knaben und reiche Vorräthe von Heilbutten. Die Knaben entdeckten sie bald und führten sie in's Haus und die junge Frau speiste sie. Als nun die Alte sich bereit machte, zu dem Stamme zurückzukehren, gab ihr die junge Frau ein Stück Seehunds-Speck mit, befahl ihr aber, es selbst zu essen und niemand etwas abzugeben. Die Alte versprach zu gehorchen. Unter dem Stamme herrschte damals grosser Mangel. Als sie nun zurückkam, und ihre Tochter nichts zu essen hatte, gab sie ihr trotz ihres Versprechens heimlich das Stück Seehunds-Speck, das sie zum Geschenk erhalten hatte. Ihre Tochter war so hungrig, dass sie versuchte, das Stück Speck mit einem Bissen zu verschlucken. Es blieb ihr im Halse stecken, und sie begann zu röcheln. Als Alk das hörte, fragte er die Alte: „Was fehlt Deine Tochter? Sie röchelt ja.“ Die Alte sagte: „O, es ist nichts.“ Alk aber liess sich nicht abweisen. Er führte den Finger in den Mund des Mädchens und zog das Stück

Speck heraus. Er zwang nun die Alte zu gestehen, wo sie dasselbe bekommen habe, und da erzählte sie, dass sie ihre Enkelin besucht, die vier Söhne und einen Hund habe und nun sehr reich sei. Alk beschloss sogleich, zu ihr zurückzukehren. Er liess die Boote beladen, und der ganze Stamm machte sich auf. Als sie sich aber dem Dorfe näherten, beschwor seine Tochter einen Sturm, in dem alle Boote kenterten. Der ganze Stamm, ausser der alten Frau, die einst der Häuptlingstochter Mitleid gezeigt hatte, kam so um's Leben.

2. Ein Häuptling hatte eine schöne Tochter. Viele Männer warben um sie, er aber wollte sie keinem derselben geben. Eines Nachts schlich sich ein Mann zu der Tochter und war Morgens, als der Tag graute, wieder verschwunden. Er kam öfters wieder. Da das Mädchen nicht wusste, wer es war, bestrich sie ihre Hände mit rother Farbe und Harz und beschmierte den Mann über und über damit. Am folgenden Tage setzte sie sich vor die Thür und achtete auf, welcher der jungen Männer rothe Farbe an seinem Fellmantel haben würde. Sie sah keinen, aber gegen Mittag erblickte sie den alten, triefäugigen Hund ihres Vaters, der über und über mit rother Farbe und mit Harz bedeckt war. In der folgenden Nacht schlich sich der Mann wieder zu ihr. Da schnitt sie etwas Haar von seinem Fellmantel ab und sah am nächsten Morgen, dass es Hundehaare waren. Nun wusste das Mädchen, dass der Hund jede Nacht in menschlicher Gestalt zu ihr geschlichen war. Bald ward sie schwanger. Als die Leute das bemerkten, verspotteten sie ihren Vater, der früher alle Freier abgewiesen hatte.

Als nun die Zeit herankam, gebar sie fünf junge Hunde, vier männliche und einen weiblichen. Die zwei Frauen, die ihr beistanden, berichteten dieses Ereigniss und ihr Vater befahl allen Leuten, ihre Häuser abzubrechen und sie zu verlassen. Sie gehorchten; alle Lebensmittel wurden aufgepackt und die Feuer verlöscht. Nur eine alte Frau hatte Mitleid mit der armen Mutter und gab ihr etwas Feuer, das sie in ihren Cederbastkragen eingewickelt hatte. Als alle fort waren, machte die junge Frau sich ein kleines Häuschen aus Fichtenzweigen, und entzündete ein Feuer. Ihre Hündchen wuchsen schnell heran.

Sie ging jeden Tag zum Strande hinab, um Muscheln zu graben. Sie hatte keinen Fellmantel, nur einen Kragen aus Cederbast. Eines Tages, als sie zurückkam, sah sie viele Fussspuren von Kindern bei ihrem Hause. Sie wusste nicht, woher dieselben kamen. Am nächsten Tage sah sie wieder viele Fussspuren bei ihrem Hause, da beschloss sie zu sehen, wer zu ihrem Hause kam. Sie ging zum Strande hinab und hing ihren Kragen über ihren Grabstock, so dass es aussah, als ob jemand dort grabe. Dann schlich sie sich zu dem Hause zurück. Da sah sie vier Knaben spielen. In einer Ecke des Hauses lagen ihre abgeworfenen Hundemäntel. Das Mädchen sass als Hündin vor der Thür und passte auf. Die Knaben fragten sie: „Kommt Mutter noch nicht zurück?“ „Nein,“ antwortete das Mädchen, „sie ist noch am Strande und gräbt Muscheln.“ Da sprang die Frau hervor, ergriff die Mäntel der Knaben und verbrannte sie. Sie sprach: „Warum habt Ihr euch verkleidet. Euretwillen bin ich unglücklich geworden. Früher lebte ich hier mit vielen Leuten, aber nun bin ich allein. Ihr sollt nun für mich sorgen.“ Da sprach die Hündin zu ihrem ältesten Bruder: „Du sollst Bretter machen für Mutter und ihr ein Haus bauen;“ zum zweiten: „Du sollst für Mutter Boote bauen;“ zum dritten: „Du sollst für sie Hirsche schiessen;“ und zum vierten: „Du sollst ihr Fische fangen,“ und „ich werde mit Euch auf Jagd gehen und Euch allen helfen.“ Am nächsten Tage machte der älteste der Brüder kleine Brettchen und baute ein Häuschen daraus. Am folgenden Tage hatte dasselbe sich in ein grosses Haus verwandelt, dessen Vorderseite schön bemalt war. Er machte vier

Häuser: für jeden der Brüder eines. Der zweite Bruder machte gute Boote, der dritte erlegte Hirsche und der vierte fing einen grossen Vorrath von Heilbutten. Nuskʜ'ō'pᴇlʜinʜ, so hiess die Hündin, half ihren Brüdern.

Eines Tages kamen drei Männer des Stammes zu dem Dorfe, um zu sehen, was aus der verlassenen Frau geworden war. Wie erstaunten sie, die Häuser und Boote zu sehen! Als sie an's Land kamen, gewahrten sie, dass die Häuser voll reicher Vorräthe waren. Die Frau beschenkte sie reichlich und sie fuhren zu ihrem Stamme zurück. Dort erzählten sie, was sie gesehen hatten. Da gingen die anderen Leute auch hin und sie beschenkte sie. Sie sprach: „Ihr alle mögt hierher kommen. Nur meine Eltern und meine Geschwister, die mich verlassen haben, sollen nicht kommen. Wenn sie hier landen, sollen meine Kinder sie tödten."

Wenn die Frau den Kindern nicht ihre Fellmäntel genommen hätte, würden unsere Frauen noch heute Hunde gebären (Nuskelusta).

16. Der Knabe und der Lachs.

Es war einmal ein Wittwer, der hatte einen Sohn. Endlich heirathete er wieder. Als er eines Tages seinem Sohne Seehundsfleisch zu essen gab, während seine Frau damit beschäftigt war, Decken aus Cederbast zu flechten, ward dieselbe zornig und schalt ihren Mann, dass er dem Knaben zu viel zu essen gab, denn sie liebte ihren Stiefsohn nicht. Da sprach der Knabe zu seinem Vater: „Deine neue Frau schilt immer auf mich und gönnt mir kein Essen. Schicke sie fort, oder ich werde in den Wald gehen." Da der Vater die Frau behielt, nahm der Knabe seinen Bogen und seine Pfeile und ging in den Wald. Er wanderte lange Tage und lange Nächte. Als er einst einen Pfeil abschoss, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, traf derselbe die Gräten eines Lachses, der am Ufer eines Baches lag. Da schrieen dieselben. Der Knabe schlich heran, um zu sehen, wer dort sei. Als er zum Bache kam, riefen die Gräten ihm zu: „Komm nur hervor! Nimm uns und wirf uns in den Bach." Der Knabe gehorchte. Da wurden die Gräten in einen Fisch verwandelt. Dieser sagte: „Siehe mich an! Sehe ich aus wie ein rechter Lachs?" Der Knabe fand, dass er noch nicht ganz einem Lachse glich und suchte auf des Fisches Geheiss, ob noch mehr Gräten am Ufer seien. Er fand einige und warf dieselben in's Wasser. Aber der Fisch war noch nicht vollständig und erst beim vierten Male hatte er alle Gräten gefunden. Bald sah nun der Knabe ein Boot kommen. Der Lachs sprach: „Siehe, das ist mein Boot. Nun schliesse Deine Augen, steige ein und öffne sie nicht eher, als bis wir wieder landen." Der Knabe gehorchte. Nach einiger Zeit kamen sie in das Land der T'intla'la (ein rothbrüstiger Vogel). Da diese dem Lachse nicht gefielen, fuhren sie weiter. Nach einiger Zeit hörten sie Frauen im Walde singen. Es waren die Vögel Aiʜoa'qone. Auch diese gefielen dem Lachse nicht und er fuhr weiter. Alsdann kamen sie zu den Vögeln Sk·ol'aqlē'lits. Obwohl dieselben sehr schön waren, fuhr der Lachs vorüber. Endlich gelangten sie zu den K·oak·oä'oq (Rebhühnern). Hier landeten sie und der junge Mann fand solches Gefallen an den Frauen, dass er eine derselben heirathen wollte. Der Lachs aber warnte ihn und sprach: „Du wirst sterben, wenn Du eine dieser Frauen heirathest." Der junge Mann aber hörte nicht auf ihn, und hiess ihn am folgenden Morgen wiederkommen, um zu sehen, ob er noch lebe. Der Lachs kehrte am folgenden Morgen in seinem Boote zurück und fand den jungen Mann wohlbehalten wieder. Sie fuhren nun zusammen weiter und kamen bei dem „dog salmon", welcher alles beschmutzte, dem „t'li" (ein grosser Fisch), welcher sie verlachte, dem „humpback salmon" und dem „sämtl" (ein Flussfisch) vorüber. Endlich gelangten sie zu den Silber-

lachsen. Da sahen sie vier junge Mädchen in einem Teiche baden. Ein kleiner Knabe stand am Ufer, um darauf zu achten, ob niemand komme. Der junge Mann bat diesen, mit ihm die Kleider zu wechseln, und gab ihm dann seinen Mantel, während er den des Knaben umlegte. Da hielten die Mädchen ihn für ihren Wächter und riefen ihm zu, mit in's Wasser zu kommen. Als er aber zu ihnen kam, erkannten sie, dass er ein fremder Mann war und liefen erschreckt von dannen.

Der Lachs fuhr nun mit dem jungen Manne zurück zu dem „Sämtl". Dort nahm dieser sich eine Frau. Endlich aber beschloss er, nach Hause zurückzukehren. Er nahm seine Frau in's Boot und der alte Sämtl gab ihm viele kostbare Sachen mit. Dann liess er alle Arten von Fischen in sein Boot kommen und sie fuhren von dannen. Der „T'li", welcher immer lachte, und der „Kn'ap'ai", welcher das Boot beschmutzte, sassen im Hintertheile. Die Fische hatten aber alle menschliche Gestalt angenommen. Als er nun am Hause seines Vaters ankam, ging er hinauf und sprach: „Vater, reinige Dein Haus, damit es nicht riecht und meine Frau hereinkommen kann." Sein Vater war sehr erfreut, ihn zu sehen, denn er hatte seinen Sohn todt geglaubt. Es schien diesem, als sei er zwei Tage mit dem Lachse herumgereist; es waren aber in Wirklichkeit zwei Jahre gewesen. Der Vater reinigte nun sein Haus und der Sohn fuhr dann mit seinem Boote gerade in das Lachswehr seines Vaters hinein. Er sprach dann zu jenem: „Zerschneide weissen Cederbast und wirf denselben in's Wasser." Der Vater that also und sogleich wurden alle in Fische verwandelt.

17. Das Kind des Todten.

Ein Mann und seine Frau liebten sich sehr und versprachen einander, beisammen zu bleiben, wenn einer sterben sollte. Es geschah nun, dass der Mann starb. Er wurde in ein Todtenhäuslein getragen und die Frau weinte sehr, ging zu der Leiche ihres Mannes und legte sich neben derselben nieder, um zu schlafen. Im Traume aber sah sie ihn lebendig. Acht Tage lang blieb sie in dem Todtenhäuschen. Da empfing sie ein Kind von ihrem todten Mann, das nach zwei Wochen geboren wurde. Zu jener Zeit gingen die Frauen gerade in den Wald, um Beeren zu pflücken. Sie hörten ein Kind schreien und gingen hin zu sehen, wer dort sei. Da fanden sie die Frau, welche ihr Kind in ein Tuch gewickelt auf den Armen trug. Sie sprach: „Bringt den Todten Nahrung, denn sie sind sehr hungrig." Da gingen zwei Frauen in das Dorf zurück und erzählten, was sie erlebt hatten; und alle Leute kamen mit ihnen in den Wald hinaus, um den Todten Nahrung zu bringen. Unter ihnen waren auch der Vater und die Mutter der Frau. Die Alte sagte: „O, lass mich Dein Kind sehen." Jene aber erwiderte: „Nein, ich darf es Dir nicht zeigen, denn es ist nicht wie andere Menschen." Als die Alte aber nicht aufhörte zu bitten, gab sie es ihr endlich. Da sah dieselbe aber, dass das Kind nur aus einem Kopfe bestand und gar keinen Körper hatte. Vor Entsetzen liess sie es fallen. Als das Kind den Boden berührte, versank es in die Erde und ward nicht wieder gesehen.

18. Das entflohene Mädchen.

Es war einmal ein Mädchen. Sein Bruder war todt und seine Eltern schalten und schlugen es unaufhörlich. Deshalb weinte es Tag und Nacht und lief endlich fort in den Wald. Dort fand es bald einen Weg, dem es folgte. Nach einiger Zeit gelangte es an ein Haus. Darinnen wohnte eine alte Frau, die hatte einen riesigen Mund und grosse Hände und Füsse. Als dieselbe das Mädchen erblickte, lud sie es ein, hereinzukommen und schenkte ihm ihren Kamm, ihren Korb, etwas

Fischöl, ihren Wetzstein und eine Nadel zum Bastspalten. Sie hiess das Mädchen, die Geschenke unter ihrem Mantel verbergen. Nach einiger Zeit kehrte der Mann der Alten, der Wurzelknorren, von der Jagd nach Hause zurück. Als derselbe das Mädchen sah, verlangte er von ihr, dass sie ihn lausen solle. Das Mädchen gehorchte, und fand, dass Frösche in seinem Haare sassen, wie Läuse auf dem Kopfe eines Menschen. Sie warf dieselben in den Korb, welchen die Alte ihr gegeben. Dann befahl ihr der Knorren, die Frösche zu essen; sie aber täuschte ihn, indem sie dieselben unter ihrem Mantel verbarg und mit der Bastnadel in ihren Zähnen stocherte, so dass es lautete, als kaue sie etwas. Viermal täuschte sie ihn auf diese Weise. Als der Alte nun wieder ausging, Heilbutten zu fangen, befahl er seinem Nachttopf, ihn zu rufen, wenn das Mädchen entfliehen sollte. Er wollte sie nehmlich fressen. Kaum war er fort, da füllte die alte Frau den Korb des Mädchens mit vielen Sachen und hiess sie fortlaufen, so rasch sie könne, nachdem sie ihr eingeprägt hatte, wie sie den Kamm, das Fischöl und den Wetzstein gebrauchen solle. Das Mädchen entfloh. Da rief der Nachttopf: „Qolā', qolā', qolā', qolā'!" und sogleich kam der Wurzelknorren gelaufen und verfolgte die Fliehende. Sie hörte ihn näher und näher herankommen. Als er sie fast erreicht hatte, warf sie, der Anweisung der alten Frau gemäss, den Wetzstein hinter sich. Derselbe verwandelte sich in einen steilen Berg, den ihr Verfolger umgehen musste. So gewann sie einen Vorsprung. Bald aber kam der Wurzelknorren wieder nahe heran. Da warf sie den Kamm hinter sich, der sofort in einen undurchdringlichen Wald verwandelt wurde. Wieder gewann sie einen Vorsprung, aber als der Wurzelknorren den Wald umgangen hatte, holte er sie wieder rasch ein. Das Mädchen hatte jetzt fast ihre Heimath erreicht. Als der Knorren dicht herankam, goss sie das Fischöl aus, das in einen See verwandelt wurde, auf dem eine Nebelbank lag. Ehe ihr Verfolger diesen umgehen konnte, erreichte sie glücklich das Haus ihres Vaters.

19. Tlă'lia.

Es war einmal ein Mann in Taleo'mH (South Bentinck-Arm), der wollte heirathen, aber keine unter allen Frauen wollte ihn zum Manne haben. Da beschloss er, in den Wald zu gehen. Lange Zeit wanderte er hin und her. Endlich kam er zu dem Hause eines grossen Häuptlings. Dieser hatte eine schöne Tochter, Namens Tlă'lia[1]), deren Gesicht ganz von Kupfer war. Der Häuptling sprach zu ihm: „Du bist lange umhergewandert und konntest keine Frau finden. Ich will Dir nun meine Tochter Tlă'lia geben." Der Fremdling war einverstanden und ging mit Tlă'lia in ihr Zimmer. Da sah er, dass alles daselbst aus Kupfer gemacht war. Nach einiger Zeit sehnte er sich in seine Heimath zurück. Noch ehe er seinem Wunsche Ausdruck gegeben hatte, wusste seine Frau, wonach sein Sinnen stand. Sie bat ihren Vater, ihren Mann gehen zu lassen und zu gestatten, dass sie selbst ihn begleite. Der Häuptling gab seine Einwilligung. Er beschenkte ihn reichlich mit Kupferplatten und gab ihm sein Haus. Als der Mann und seine Frau nun nach Taleo'mH zurück gelangten, bauten sie ein Haus, wie das jenes Häuptlings, und als das Haus fertig war, verschenkte Tlă'lia viele Kupferplatten.

(Nach einer Aufzeichnung von Ph. Jakobsen.)

20. K·ōmō'k·oa[2]) oder Sky'amtsky.

K·ōmō'k·oa ist ein Meergeist, der Vater der Seehunde, der sich oft am Ufer sehen lässt. Er nimmt die Ertrunkenen zu sich.

1) = Kupfer.

2) K·ōmō'k·oa = der Reiche, ein Wort der Kwakiutl-Sprache.

K·ōmq̓'k·oa's Sohn sprach einst zum Adler: „Nimm mich auf Deinen Rücken und trage mich durch die ganze Welt, damit ich sehe, ob es ausser uns hier noch mehr Menschen giebt." Der Adler willfahrtete seiner Bitte und trug den jungen Mann durch alle Lande. Da sah er, dass überall menschenähnliche Wesen lebten, doch fand er, dass sie halb Menschen, halb Thiere waren. An manchen Plätzen fand er nur zwei solche Wesen, an anderen fand er grosse Dörfer. Als er zurückkehrte, erzählte er, was er gesehen hatte.

(Nach einer Aufzeichnung von Ph. Jakobsen.)

21. Ahnensagen.

Die Lachse konnten anfänglich nicht den Fluss von Nutl'ᴇ'l hinaufsteigen, da eine gewaltige Felsmasse seinen Lauf durchsetzte. Zu jener Zeit sandte Snq den Nō'akila[1]) zur Erde herab. Dieser traf unterwegs Masmasalā'niq, der ihm ein Boot gab, in welchem er den Fluss Kᴜlat herabfuhr, bis er zu dem Felsriegel kam. Zu gleicher Zeit sandte Snq den Qēmtsī'oa in Gestalt eines Adlers vom Himmel herab. Auf seinem Wege zur Erde traf auch er Masmasalā'niq, welcher ihm den Olachen gab. Er gelangte nach Kimskuitq und wanderte den Fjord hinauf, bis er nach Nutl'ᴇ'l kam. Auch er fand seinen Weg durch den Felsen versperrt, über welchen das Wasser in einem kleinen Rinnsal floss. Da rief Nō'akila, welcher oben stand, Qēmtsī'oa zu: „Lass uns den Felsen zerbrechen, damit die Lachse den Fluss hinaufsteigen können." Es kamen Masmasalā'niq, Yulā'timōt, Matlapā'litsek· und Matlapē'cqoek·, um zu versuchen, den Fels zu zerbrechen. Es gelang ihnen nicht. Darauf rief Nō'akila den Kranich, welcher vergeblich mit seinem langen Schnabel an dem Felsen pickte. Ebenso wenig gelang es dem Donnervogel Sai'ōtl, den Fels zu zertrümmern. Nun sandte Nō'akila einen seiner Leute nach Atlkō (einem Dorfe der Hē'iltsuk), wo ein mächtiger Schamane, Anōyastai'ʜ mit Namen, wohnte. Dieser bestieg sein Boot und fuhr nach Nutl'ᴇ'l. Er stiess mit seiner Lanze gegen den Fels, welcher sofort zerbrach. Nun lief der See ab, das Wasser strömte in's Meer hinab und die Lachse konnten fortan den Fluss hinaufschwimmen. —

— Zu derselben Zeit, als Qēmtsī'oa vom Himmel herabstieg, sandte Snq vier Männer und zwei Frauen nach Sātsk· herab, wo sie Häuser am Flusse Nutsk·oā'tl bauten. Ihre Namen waren Ot'oalo'stimōt, Yaēlo'stimōt, Tsītstsī'p, Isyū'yōt und dessen Schwestern Kulai'yū[2]) und Sqimā'na. Sie trugen das Reibe-Feuerzeug, den braunen und den grauen Bären. Yaēlo'stimōt heirathete Isyū'yōt's Schwester Kulai'yū. Als Qēmtsī'oa hörte, dass die Menschen in Sātsk· Feuer hatten, sandte er seine Schwester, um Feuer nach Nūtl'ᴇ'l zu holen, und ebenso sandten die Häuptlinge von Nuqa'lkᴜ und von Taleo'mᴜ ihre Schwestern, die von Yāelo'stimōt das Feuer erhielten. —

— Snq standte Isyū'yōt nach Nuqa'lkᴜ herab. Nachdem er eine Zeit lang dort gelebt hatte, suchte er den Donnervogel Sai'ōtl auf, und dieser trug ihn durch alle Welt. Als sie nun nach Askᴜlta, einem Orte oberhalb Nutl'ᴇ'l kamen, wünschte Isyū'yōt daselbst zu bleiben. Er machte sich ein Boot, das er schön bemalte und schnitzte und K·ak·oā'osalōtl nannte. Mit diesem fuhr er den Fluss hinab und traf in Nutl'ᴇ'l und Ki'mkuitq mit vielen Häuptlingen zusammen. Es wird erzählt, dass er die Sonne in der Kiste Nusqē'mta (s. S. 276) bewahrte, und dass er eine Tochter Namens Sqē'ma'na hatte, welche der Rabe schwängerte und als deren Kind er die Sonne befreite. — (Erzählt von Yākōtla's aus Nuqa'lkᴜ.)

1) Ein Kwakiutl-Name der weise machende.
2) Ein Kwakiutl-Name.

— Tsä'eaqlitl war Häuptling in Sätsk·. Einst ging er in's Gebirge, um den Berggeist Towa'latl'it zu sehen, welcher eine Hündin Namens Numā'ulaqsuts hat, die er auf den Armen umher trägt und die für ihn Bergziegen fängt. Endlich fand Tsä'eaqlitl den Geist und wollte seine Kleider und Waffen mit ihm austauschen. Dieser aber war mit dem Angebote nicht einverstanden, sondern tauschte nur seinen Tanzstab gegen den des Häuptlings aus. So gewann Tsä'eaqlitl Macht über die Bergziegen und fing jeden Tag zwanzig. Er rief alle Leute zusammen und gab ihnen ein grosses Fest. Er hatte so viel Fleisch, dass er zwei Häuser viermal füllen konnte. Dann baute er sich vier grosse Häuser. Sein Geschlecht lebt noch heute in Sätsk·. —

— Ītliqua'ni hatte einen Sohn, der einen sehr dicken Bauch hatte. Eines Tages schickte seine Mutter den Knaben zum Lachswehr hinab, um Fische zu holen. Das Kind watschelte mühsam zum Ufer hinab. Zwei andere Knaben sahen ihn hinabgehen. Sie warfen ihn an's Ufer, häuften Sand auf ihn und versteckten sich dann. Da der Kleine nicht wiederkam, ging Ītliqua'ni aus, ihn zu suchen. Er fand die beiden Knaben und fragte sie, ob sie seinen Sohn nicht gesehen hätten. Zuerst leugneten sie es, dann aber befreiten sie den Kleinen wieder aus dem Sandhaufen [1]). — (Erzählt von Yäkōtla's aus Nuqa'lkn.)

22. Anustsō'tsa.

Ein junger Mann heirathete ein schönes Mädchen. Seine Mutter aber liebte ihre Schwiegertochter nicht und gab ihr eines Tages kochendes Wasser zu trinken. Als sie den ersten Löffel davon trank, verbrannte sie ihren Mund und wurde sogleich in den Vogel Anustsō'tsa (= verbrannter Schnabel) verwandelt. Seitdem schreit sie immer: „anananatsutsatsē'!“.

23. Der Hirsch.

Ein Häuptling lud einst alle Menschen zu einem Feste ein. Als alle bereits versammelt waren, kam auch der Hirsch in seinem Boote, das er mit einem Ruder vorwärts trieb. Der Wächter, der an der Thür des Hauses stand, rief: „Es kommt ein Fremder!“ Der Häuptling liess ihn hereinrufen. Der Hirsch kam herein und blieb gerade neben der Thür stehen Der Häuptling fragte ihn: „Kannst Du tanzen?“ „Ja,“ erwiderte der Hirsch, „wenn ich Messer an meine Handgelenke binde.“ Da liess ihm der Häuptling Messer bringen. Der Hirsch band sie an seine Handgelenke und fing an zu tanzen. Dazu sang er: „Schlaft ein! Schlaft ein!“ Auch die Kinder des Hauses sang er an: „Schlaft ein, schlaft ein!“ und während er so tanzte, schliefen alle fest ein. Wäre das nicht geschehen, so würden die Menschen heute nicht schlafen. Dann nahm der Hirsch seine Messer ab und schnitt allen den Schläfern die Kehle durch. Nur einen Mann liess er am Leben.

(Erzählt von Yäkōtla's aus Nuqa'lkn.)

24. Der Hirsch und die Wölfe.

Der Hirsch und sein Sohn gingen eines Tages aus, Holz zu holen. Der alte Hirsch ging in den Wald und liess seinen Sohn im Boote zurück. Da kamen vier Wölfe. Sie fragten den Knaben: „Wo ist Dein Vater?“ „Er ist im Walde und sucht Holz.“ Da betasteten die Wölfe das Fell des Kleinen und sprachen:
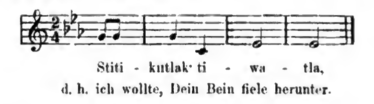
---

1) Wenn ein Häuptling krank ist und bei Leichen-Feierlichkeiten werden Sänge gesungen, welche die Ahnensagen der betreffenden Familien behandeln. Diese Sagen sollen bei solchen Gelegenheiten vorgetragen werden.

„Du musst gut schmecken, wir wollen Dich fressen.“ Dann gingen sie fort. Als der Hirsch aus dem Walde zurückkam, fragte er seinen Sohn: „Hast Du irgend jemand gesehen?“ „Ja,“ versetzte dieser, „vier Leute kamen und sagten, mein Fleisch schmecke gut“. Da schalt der alte Hirsch auf die Wölfe, welche sich in der Nähe versteckt hatten, und alles hörten. Der Hirsch und sein Sohn gingen dann nach Hause zurück.

Am nächsten Tage gingen sie wieder aus, Holz zu sammeln. Als der Alte nun wieder im Walde war und Holz fällte, kamen die Wölfe wieder zum Boote und sprachen: „Dein Vater hat uns gestern gescholten, darum wollen wir Dich fressen,“ und damit fielen sie über den jungen Hirsch her und frassen ihn. Als der alte Hirsch zurückkam und sein Kind nicht fand, fing er an zu weinen. Er warf sein Nasensekret auf das Ruder und fragte dasselbe: „Wo ist mein Sohn?“ Es antwortete: „Ich weiss es nicht.“ Er warf es auf die Ruderbank, und fragte dasselbe: „Wo ist mein Sohn?“ Es antwortete: „Ich weiss es nicht.“ Er warf es auf die Ruderbank, und fragte diese. Sie wusste es nicht. Er warf es auf alle Theile des Bootes, aber keines konnte ihm antworten. Endlich warf er es auf den Schöpfer und fragte diesen. Er antwortete: „Die Wölfe haben ihn gefressen, weil Du sie gestern gescholten hast.“

Da beschloss er, sich zu rächen. Er schmückte seinen Kopf mit einem Ringe aus rothgefärbtem Cederbaste[1]) und ging zu dem Dorfe der Wölfe. Als diese ihn kommen sahen, fragten sie ihn: „Kannst Du gut tanzen?“ „Ja,“ versetzte er; „ladet nur alle Leute ein“. Als diese versammelt waren, sprach er: „Ich tanze mit einem grossen Messer.“ Man gab ihm dasselbe, und nun fing er an zu tanzen, indem er sang: „Schlafet, schlafet ein.“ Da schliefen alle die Zuschauer ein. Nur eine alte Frau, die hinten im Hause sass, blieb wach. Als er nun glaubte, dass alle schliefen, nahm er sein Messer und schnitt den Schläfern die Köpfe ab. Die Alte rief: „Wachet auf! der Hirsch schneidet euch die Köpfe ab!“ Da erwachten sie. Der Hirsch entfloh und alle verfolgten ihn. Da er seine Verfolger näher kommen sah, kletterte er auf einen Baum. Die Leute konnten ihn nicht fangen. Da kehrten sie nach Hause zurück und die Alte, die sie geweckt hatte, lehrte sie einen Zaubersang. Nun verfolgten sie wieder den Hirsch. Unterwegs kamen sie an einen umgefallenen Baum, der ihnen den Weg versperrte. Sie sprangen über denselben hinweg, und da fanden sie, dass sie den Sang vergessen hatten. Sie kehrten nach Hause zurück. Die Alte lehrte den Sang auf's Neue. Dann fragte sie: „Seid ihr unterwegs über einen umgefallenen Baum gesprungen? Das dürft ihr nicht thun. Ihr müsst um denselben herumgehen, dann werdet ihr den Sang nicht vergessen.“ Sie liefen wieder fort und gelangten endlich zu dem Baum, auf dem der Hirsch sass. Da sangen sie:



d. h. ich wollte, Dein Bein fiele herunter.

Da fiel ein Bein des Hirsches nach dem anderen herunter und endlich fiel sein ganzer Körper herunter. Da trugen sie das Fleisch nach Hause. Sie schnitten es in kleine Stücke und warfen es zum Hause hinaus, indem sie sagten: „Du sollst

1) Dem Kopfschmucke der Wintertänzer.

ein Hirsch werden und uns zur Nahrung dienen.“ Wenn sie das nicht gethan hätten, würde es heute keine Hirsche geben. (Erzählt von Nuskelusta.)

25. Die Zauberer.

Es waren einmal vier Brüder in K·oä'tlna. Die waren sehr böse. Der jüngste derselben heirathete ein junges Mädchen. Die Männer verschafften sich einiges altes Zeug von dem Bruder der jungen Frau, den sie tödten wollten. Sie nahmen das Zeug insgeheim in den Wald, tödteten einen Wolf und thaten es in den Rachen des Wolfes, den sie zubanden und in eine Kiste legten. Da starb der Bruder der Frau.

Er wurde im Walde beigesetzt. Die Frau ging jeden Tag zu dem Grabe, um dort zu wehklagen. Sie hatte ihr Kind auf dem Rücken. Eines Tages, als sie dort sass, hörte sie zwei Männer kommen. Sie verhielt sich ruhig, und als jene näher kamen, erkannte sie ihren Mann und einen der Brüder desselben. Diese erbrachen das Grab und trugen den Leichnam zu ihrem Boote, in dem die zwei älteren Brüder wachten. Die Frau folgte ihnen. Das Boot fuhr fort und sie folgte ihnen in ihrem kleinen Boote. Die Männer landeten. Sie trugen die Leiche in den Wald, schnitten die rechte Seite der Brust auf, schnitten Stücke Fleisch heraus und kochten dieselben. Sie sammelten das Fett in einer kleinen Schüssel. Dann legten sie sich schlafen. Da schlich die Frau herzu und tröpfelte ihnen das Fett in den Mund. So kamen die vier Brüder um's Leben. Die Frau kehrte in's Dorf zurück und erzählte, was geschehen war. — (Erzählt von Nuskelusta. Diese Erzählung ist nicht als eine Sage aufzufassen, sondern stellt die übliche Methode des Verhexens dar.)

— Der Donnervogel lebt im Gebirge. Das Rauschen seiner Flügel ist der Donner; er erzeugt den Blitz, indem er zwei Stücke Quarz gegeneinander schlägt. —

— Der Rabe ist der Grossvater der Bilqula. —

XXIII. Sagen der Tsimschian.

1. Die Raben-Sage.

Eine Häuptlingsfrau lag in Wehen, starb aber, ehe sie ein Kind geboren hatte. Als sie todt war, sagte der Häuptling zu seinem Sklaven: „Lass uns ihren Leichnam auf einem Baumwipfel beisetzen.“ Sie legten den Körper in eine Kiste, brachten diese zu einer ebenen Stelle bei der Mündung des Nass River und banden sie im Wipfel einer grossen Ceder fest. Dies geschah im tiefsten Winter; das Land war mit tiefem Schnee bedeckt und es war bitter kalt. Als der Häuptling und seine Sklaven nach Hause zurückgekehrt waren, wurde das Kind, ein Knabe, von der todten Frau geboren. Er blieb am Leben und nährte sich von den Eingeweiden seiner Mutter. Als es Frühling wurde, fingen die Knaben, welche den Winter über im Dorfe geblieben waren, an, im Walde umherzuspielen. Sie nahmen ihre Bogen und Pfeile und versuchten sich im Bogenschiessen. Eines Tages, als sie so spielten, erschien plötzlich ein ganz nackter Knabe, dessen Haut wie Feuer leuchtete, unter ihnen; er ergriff die Pfeile, die sie abgeschossen hatten, und verschwand so rasch, dass niemand wusste, wohin er gekommen war. Am folgenden Tage, als die Knaben wieder spielten, erschien der Fremde abermals und nahm ihre Pfeile fort. Als die Knaben ihn sahen, fürchteten sie sich und verbargen den Kopf unter dem Mantel. Nur einer wagte es, durch ein Loch in seinem Mantel zu lugen und sah, dass der leuchtende Knabe aus der Kiste auf dem Baume kam,

in der die Häuptlingsfrau beigesetzt war, und dass er mit den Pfeilen dorthin zurückkehrte.

Die Knaben gingen nach Hause und erzählten, was geschehen war. Ihre Eltern glaubten ihnen nicht, als die Kinder aber bei ihrer Erzählung beharrten, sandten sie einen jungen Mann mit ihnen in den Wald und hiessen sie weiter spielen. Der junge Mann sollte berichten, ob etwas Wahres an der Erzählung der Kinder sei. Die Kinder hatten kaum angefangen zu schiessen, als der feurige Knabe kam, die Pfeile fortnahm und in seine Kiste zurückkehrte.

Als der junge Mann nun berichtete, was er gesehen hatte, berief der Häuptling eine Rathsversammlung, und es wurde beschlossen, einen Versuch zu machen, den feurigen Knaben zu fangen. Die Leute machten ein grosses Bündel Pfeile, legten es in den Wald und als der Knabe es forttragen wollte, ergriffen sie ihn und brachten ihn in das Dorf.

Der alte Häuptling, sein Vater, liess die Thür und den Rauchfang des Hauses verschliessen, damit der Knabe nicht entfliehen konnte, und wusch ihn dann, um ihn stark zu machen. Da sah er, dass seine ganze Haut wie Feuer glänzte. Er ging nun aus, um zu sehen, was aus seiner Frau geworden war, und fand ihren Körper ganz eingetrocknet. Der Knabe hatte von ihren Eingeweiden gelebt.

Nach zwei Tagen fing der Knabe an zu weinen und wollte sich nicht beruhigen lassen. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen. Der Häuptling liess alle Kinder zu ihm kommen und mit ihm spielen, er liess sich aber nicht aufmuntern und fuhr fort zu weinen. Endlich kam auch ein Knabe zu ihm, der gerade Harz kaute. Als der Kleine dies sah, bat er ihn um etwas Harz und jener gab es ihm willig. Er kaute es nicht nur, sondern verschluckte es und wollte mehr und immer mehr haben. Die Leute gaben ihm ihre ganzen Harzvorräthe und er ass alles auf.

Mittlerweile war er immer grösser geworden und lernte bald sprechen. Der Knabe, welcher ihm zuerst das Harz gegeben hatte, war sein Lieblings-Spielgefährte. Eines Tages gingen sie zusammen aus, um Vögel zu schiessen. Wenn sie an einem Baume vorbeikamen, an dem etwas Harz sass, nahm er es ab und bestrich seinen Körper damit. Nach einiger Zeit schossen sie jeder einen Specht und der Knabe fragte seinen Freund, ob er mit ihm in den Himmel gehen wolle. Jener war einverstanden; sie legten die Bälge der Spechte an, flogen in die Höhe und erreichten endlich ein Land, fern, fern von unserer Erde. Sie sahen ein Haus, liessen sich nicht weit von demselben nieder, und fingen an Holz zu klopfen mit ihren Schnäbeln. Im Hause wohnten zwei Mädchen, Ksɛmtsiâ'lk (= weibliche Eisvögel) mit Namen. Als diese das Geräusch hörten, riefen sie: „Bist Du das Nɛmōmhā't?“ (= Eingeweide-Fresser) (Nɛ'rɛn nē'yadē Nɛmōmhā't?). „Ja,“ erwiderte er, „könnt Ihr mir nicht sagen, wo das Loch im Himmel ist?“ Sie antworteten: „Es ist zu weit für Dich, Nɛmōmhā't!“ (Wagai dâ nahā'unt, Nɛmōmhā't!) Die Knaben, die ihre Vogelkleider abgelegt hatten, legten diese wieder an und flogen weiter.

Nach einiger Zeit gelangten sie in ein anderes Land und sahen ein Haus, in dem ein Mädchen, Namens Ksɛmwuts'ē'en (= weibliche Maus), wohnte. Sie hörten ihre Stimme: „q, q“ (sehr lang ausgehalten). Da fingen sie an mit ihren Schnäbeln auf das Holz zu klopfen, und als Ksɛmwuts'ē'en sie hörte, sagte sie: „Herein, herein, Nɛmōmhā't!“ (Ts'ēn, ts'ēn Nɛmomhā't!) Sie wollte ihm zu essen geben, aber er wollte nichts haben, da er ganz satt von dem vielen Harz war, das er gegessen hatte. Sein Gefährte aber griff herzhaft zu. Nachdem jener gegessen hatte, fragte Nɛmōmhā't: „Wo ist das Loch im Himmel, und wie kann ich hindurch ge-

langen?“ Sie zeigte ihm den Weg und sprach: „Viermal öffnet es sich für kurze Zeit, das Loch im Himmel. Zähle! viermal schliesst es sich“ (Tqālpq tk·â'parat Wulnak·'aq laqa! Lesqtlnā't! tqālpq wulek·'āqt), und sie sagte ihm, wie alles geschehen würde und was ihnen im Himmel begegnen werde. Die Knaben legten ihre Vogelkleider an und flogen weiter. Als sie zu dem Loch im Himmel gekommen waren, sprach Nemōmhā't zu seinem Freunde: „Du weisst, dass ich Dich lieb habe. Ich will zuerst versuchen, durch das Loch zu fliegen. Komm Du mir nach, aber pass auf, dass Du den rechten Augenblick wahrnimmst, nachdem es viermal zugeschlagen ist. Ich werde Dich drüben erwarten.“

Als das Loch sich zum vierten Male öffnete, flog Nemōmhā't hindurch. Sein Freund wartete aber nicht den rechten Augenblick ab, sondern folgte ihm sogleich. Das Loch schloss sich, ehe er hindurch kommen konnte, und er wurde zerquetscht. Als Nemōmhā't im Himmel angekommen war, nahm er seinen Mantel ab und setzte sich nieder, um auf seinen Freund zu warten. Da dieser aber gar nicht kam, merkte er, dass er bei dem Versuche, durch das Loch zu fliegen, umgekommen sein musste.

Nemōmhā't fand einen Pfad im Himmel und diesem folgte er. Nach kurzer Zeit fand er eine schöne Ente (mē'ek·), die er tödtete und deren Fell er abzog. Er ging weiter und kam endlich zu einer Quelle, an der er sich niedersetzte. Er hatte noch nicht lange dort gesessen, da kam ein junges Mädchen in Begleitung eines Sklaven, um Wasser zu schöpfen. Sie war die Tochter der Sonne. Er legte das Entenfell an und nahm so die Gestalt einer Ente an. Als das Mädchen herankam und den schönen Vogel erblickte, versuchte sie ihn zu fangen und Nemōmhā't liess sich willig greifen, ohne einen Versuch zu machen, fortzufliegen. Das Mädchen trug ihn unter ihrem Mantel in's Haus und in ihr Schlafzimmer. Nachts nahm sie ihn zu sich in's Bett und umschlang ihn mit ihren Armen. Als sie nun fest schlief, warf Nemōmhā't sein Vogelkleid ab und umarmte in seiner wahren Gestalt das Mädchen, welches träumte, dass jemand sie liebkose. Dann wurde sie wach. Sie fühlte, dass seine Haut sehr weich war, erwiderte seine Liebkosungen und sagte nichts. Morgens gab Nemōmhā't ihr etwas Harz und forderte sie auf, es zu verschlucken. Sie that es und es schmeckte ihr sehr gut, da es so süss war. Da das Mädchen am folgenden Morgen lange im Bett blieb, sandte ihr Vater eine Sklavin hinein, sie zu rufen. Diese sah den jungen Mann bei ihr liegen, fürchtete sich aber, dem Häuptling zu berichten, was sie gesehen hatte. Sie ging daher zur Mutter des jungen Mädchens mit der unerwarteten Nachricht. Diese erstaunte und sprach: „Woher mag der junge Mann nur gekommen sein?“ und erzählte es ihrem Manne. Dieser schickte nach seiner Tochter und dem jungen Manne.

Als die Häuptlingstochter die Botschaft hörte, wagte sie nicht aufzustehen und sprach zu Nemōmhā't: „Ich fürchte, Vater wird Dich tödten.“ Endlich mussten sie aber doch gehorchen und gingen zum Feuer hinab, wo der alte Häuptling sass. Dieser bewillkommnete den jungen Mann und hiess ihn niedersitzen. Nach kurzer Zeit bemerkte die Häuptlingstochter, dass sie schwanger war. Eines Nachts sagte sie zu ihrem Manne: „Ich habe Bauchschmerzen, komm mit mir zu dem langen Stamme am Ufer“ (dem Abort). Sie setzte sich hin und er hielt sie fest. Da gebar sie ein Kind, das aber aus ihren Händen glitt. Es war verschwunden, und sie konnte nicht ausfindig machen, wohin es gerathen war. Es war vom Himmel gerade auf die Erde gefallen und zwar auf einige Zweige, die im Meere umherschwammen.

Gerade um diese Zeit war der Sohn eines Häuptlings von Meqtlak·qā'tla gestorben, und er hatte vier Sklaven ausgesandt, zwei Männer und zwei Frauen, um Holz für den Scheiterhaufen zu holen, auf dem die Leiche verbrannt werden sollte. Als sie auf dem Wege nach K·'atō'o, wo sie Holz schlagen sollten, waren, hörten sie eine feine Kinderstimme und fanden Nᴇmōmhā't's Sohn, der auf dem Wasser umhertrieb. Sie hatten Mitleid mit ihm, nahmen ihn in's Boot und einer der Sklaven wickelte ihn in seinen Mantel. Sie kehrten nach Hause zurück, brachten das Kind ihrer Herrin und sprachen: „Du bist sehr glücklich. Wir haben einen Säugling gefunden, den Du an Stelle Deines eigenen annehmen kannst.“ Da stand die Frau auf, setzte sich auf einen Stuhl und liess das Kind zwischen ihre Beine legen, als wenn sie es eben geboren hätte[1]). Seine Haut war schneeweiss.

Als der Häuptling hörte, dass ihm ein Sohn geboren war, gab er ein grosses Fest. Das Kind wuchs heran, aber einmal im Winter, als die Leute nach Nass River gegangen waren, weigerte es sich zu essen. Nur Fett von Hirschen und Bergziegen nahm es zu sich. Es sass in einer Ecke des Hauses und machte sich Pfeile, mit denen es spielen wollte. Sein Grossvater wurde sehr ängstlich, da es gar nichts essen wollte, und lud alle Leute zu einem grossen Feste ein. Er hoffte, irgend jemand werde ihm rathen können, wie er den Knaben bewegen könne, Nahrung zu sich zu nehmen. Als alle Gäste versammelt waren, gab er ihnen treffliches Essen. Da kam gerade ein alter Mann des Weges, und obwohl niemand ihn kannte, ward auch er eingeladen. Es wurde ihm ein Platz neben dem Knaben angewiesen, der ein Stückchen Fett im Munde hielt, aber nicht zu bewegen war, dasselbe herunter zu schlucken. Der Alte sagte plötzlich: „Ich kann ihn zum Essen bringen,“ und diese Worte erfüllten das Herz des alten Häuptlings mit Hoffnung. Der Fremde bat um ein Stückchen Lachs und liess es am Feuer rösten. Dann nahm er es, kratzte sich unbemerkt etwas Schmutz vom Leibe und steckte denselben in den Lachs. Er wünschte nun, dass der Knabe nach dem Stück Lachs Verlangen tragen solle, in dem der Schmutz sass. Er hatte kaum den Wunsch gedacht, da bat der Knabe um das Stück Lachs und ass es, sobald er es bekommen hatte. Als der Häuptling und seine Frau das sahen, waren sie sehr froh und dankten dem Fremden, der sogleich aufstand und das Haus verliess. Sie wussten nicht, dass es Laqaquwā'se war, den sie bewirthet hatten (der doppelköpfige Fisch, siehe Kapitel IV, VIff.), und dass er Unheil angerichtet hatte.

Nach kurzer Zeit verlangte der Knabe nach mehr und vertilgte in wenigen Tagen die gesammten Wintervorräthe des Stammes. Da verliessen ihn der Häuptling und all' seine Leute, und er wurde Tqē'msem, der in Gestalt des Raben die ganze Welt durchwanderte. (Erzählt von Mrs. Lawson, der Tochter eines Häuptlings von Fort Simpson.)

Eine andere Version des Schlusses dieser Sage hörte ich in Port Essington von einer alten Frau:

„Als der Knabe nicht essen wollte, sandte der Häuptling zu allen Leuten, um sich zu erkundigen, ob irgend jemand ein Mittel wisse, um den Knaben zum Essen zu bewegen. Plötzlich erschienen drei grosse, schwarze Männer und sagten zu einem Sklaven: „Wir wollen den Häuptlingssohn sehen.“ Sie wurden eingeladen einzutreten, das Feuer wurde geschürt und es wurden ihnen Sitze angewiesen. Der Knabe sass dicht bei seinem Vater, der sehr stolz auf ihn war, aber er weigerte sich hartnäckig zu essen. Die drei Fremden fragten den Sklaven:

1) Diese Stelle ist nicht ganz klar. Es scheint, als ob die Frau ein todtes Kind geboren hatte, nun das andere nahm und es dem Häuptlinge als sein eigenes hinhielt.

„Warum isst der Knabe nicht?“ Dieser antwortete: „Sein Vater ist sehr bekümmert darüber. Wir wissen nicht, wie wir ihn zum Essen bewegen sollen!“ „Wir können ihn heilen,“ bemerkten da die drei Männer. „Wenn wir erst kauen, was Ihr ihm geben wollt, wird er es nehmen.“ Der Sklave ging zum Häuptling und sprach: „Du bist sehr glücklich, die drei Fremden sagen, sie können Deinen Sohn heilen.“ Da freute sich der Häuptling und versprach ihnen reiche Bezahlung, wenn sie Erfolg hätten. Die Fremden baten um Lachs und um einen reinen Löffel. Einer von ihnen kaute den Lachs und legte ihn in den Löffel. Dann kratzte er sich etwas Haut und Schmutz vom Beine ab und mischte denselben zwischen die Nahrung. Als diese dem Knaben gereicht wurde, ass er erst ein wenig und dann alles. Dann standen die drei Fremden auf und gingen sogleich fort. Ein Sklave, der auf der Strasse stand, sah sie in's Meer gehen und die Gestalt des Laqaquwä'se (siehe oben) annehmen. Der Knabe wurde dann so gefrässig, dass er in fünf Tagen die gesammten Wintervorräthe auffrass, und wurde daher verlassen.“

Ich übergehe die Sagen von der Befreiung der Sonne, des Wassers und Feuers, sowie die zahllosen Tqē'msem-Sagen, die alle mit den entsprechenden Sagen der Tlingit und Haida übereinstimmen, und füge nur eine Abweichung in der Sage von der Befreiung des Tageslichtes an. Das Tageslicht befand sich im Hause des Häuptlings in einer Mk genannten Kiste, die wie ein Wespennest aussah. Der Rabe stahl diese auf die öfters erzählte Weise und flog damit zur Mündung des Nass River, wo viele Menschen mit Fischen beschäftigt waren. Er bat sie um etwas Fisch. Als sie ihm denselben aber viermal verweigerten, obwohl er gedroht hatte, es Tag werden zu lassen, zerbrach er die Kiste und es wurde Tag. Da erhob sich ein starker Ostwind, der die Boote zur Flussmündung trieb. Tqē'msem sah nun, dass die Fischer grosse Kröten waren, die in Steine verwandelt wurden, welche man noch heute an der Flussmündung sehen kann. (Vorliegende Version stammt von einem Eingebornen von Meqtlak·qā'tla.) Der bekannte Missionär W. Duncan erzählte mir die gleiche Sage in folgender Fassung: „Im Anfange waren die Frösche die Herren der Erde und lebten glücklich in dem damals herrschenden Dunkel. Einst kam Tqē'msem und bat sie um etwas zu essen. Sie aber schlugen seine Bitte ab und sagten: „Du Thor, wir wollen Dir nichts geben.“ Da ward Tqē'msem böse und dachte nach, wie er sich rächen könne. Er wusste, dass die Frösche das Tageslicht nicht vertragen konnten, und ging deshalb, um die Sonne und das Tageslicht zu rauben. (Hier folgt die gewöhnliche Geschichte.) Er kam nun wieder zu den Fröschen und sprach: „Gebt mir etwas zu essen! Wenn Ihr es nicht thut, mache ich sogleich Tageslicht.“ Sie verlachten ihn und sagten: „Glaubst Du, wir wüssten nicht, dass ein grosser Häuptling das Tageslicht hat?“ Um sie zu überzeugen, liess er das Licht ein wenig unter seinen Flügeln hervorschauen. Die Frösche aber glaubten, er wolle sie nur täuschen, und versagten ihm die erbetene Nahrung. Da machte er den Tag und die Frösche krochen in die Dunkelheit zurück.“

Die folgenden zwei Sagen hörte ich ebenfalls von Hrn. Duncan: „Tqē'msem machte sich einen kleinen Mann aus etwas Cederbast und nahm ihn als Sklaven mit. Er hing sich zwei Herzmuscheln in die Ohren und prägte dem Sklaven ein, jedesmal, wenn sie an ein Dorf kamen, zu sagen: „Hier kommt der grosse Häuptling mit den Haliotisschalen.“ Der Sklave versprach es. Als sie aber an ein Dorf kamen, rief er: „Hier kommt der grosse Häuptling mit dem Schmuck aus Herz-

muscheln.“ Der Rabe wurde böse und sprach: „Das sollst Du nicht sagen. Du musst rufen: Hier kommt der grosse Häuptling mit dem Schmuck aus Haliotisschalen.“ Der Sklave aber rief immer: „Hier kommt der grosse Häuptling mit dem Schmuck aus Herzmuscheln.“

„Der Häuptling des Dorfes lud ihn nun ein und liess ihn fragen: „Willst Du Beeren zu essen haben?“ Er sprach zum Sklaven: „Sage, der grosse Häuptling will Beeren essen.“ Jener aber sprach: „Der grosse Häuptling will keine Beeren essen;“ deshalb erhielt er selbst die Beeren, die dem Raben gegeben werden sollten. Der Häuptling liess nun den Raben fragen: „Willst Du Lachs essen?“ Wieder befahl dieser dem Sklaven zu sagen: „Der grosse Häuptling will Lachs essen.“ Er aber sprach: „Der grosse Häuptling will keinen Lachs essen.“ So bekam der Rabe wieder nichts, während der Sklave sich so satt ass, dass er kaum mehr gehen konnte.“

Die nachfolgende Erzählung der Nasqa' verdanke ich Mrs. Spencer von Albert Bay, einer Halbblut-Indianerin: „Der Rabe hatte einen Lachs gefangen und lud alle Thiere zu einem Feste ein. Er briet den Lachs, und alle Thiere sassen um das Feuer herum und warteten gierig auf das Essen. Darüber ärgerte sich der Rabe und hiess sie weiter fortrücken. Aber sie hörten nicht auf ihn. Da nahm er einen der Gäste und hielt ihn dicht an's Feuer, bis eine Seite seines Gesichts ganz roth war. Dann drehte er ihn um und liess die andere Seite roth werden. Er warf ihn zum Hause hinaus und verwandelte ihn in einen Vogel mit rothen Backen. Das Eichhörnchen war so hungrig, dass es weinte und sich die Augen rieb. „So ist es recht“, rief der Rabe, „reibe nur noch ein wenig mehr“. Da verlor das Eichhörnchen seine Augenbrauen. Zudem bestrich der Rabe sein Gesicht mit Farbe und jagte es dann in den Wald. Dem Kormoran gab er vom Lachse zu schmecken, und als er dabei die Zunge ausstreckte, riss er sie ihm aus.“

Ich füge hier eine Erzählung vom Raben an, obwohl dieselbe scheinbar nicht dem Tqē'msem-Cyklus angehört: Ein Mädchen, die Tochter eines Häuptlings, weinte den ganzen Tag. Da nahm ihr Bruder seinen Bogen und seine Pfeile und schoss einen Raben. Er verwundete ihn, fing ihn und brachte ihn seiner Schwester, um damit zu spielen. Da freute sie sich. Sie trug den Raben im Hause umher. Als sie ihn eines Tages aber in's Freie nahm, flog derselbe von dannen. Das Mädchen war sehr traurig über den Verlust und lief dem Raben nach, um ihn wieder zu fangen. Lange Tage verfolgte sie ihn und gelangte endlich an das Haus des Vaters des Raben. Da fragte dieser seinen Sohn: „Hast Du das Mädchen bekommen?“ Der Sohn erwiderte: „Ja, sie steht draussen.“ Da freute sich der Vater und schickte seine Leute hinaus, das Mädchen zu holen. Als sie dieselbe brachten, gab er sie seinem Sohne zur Frau.

Der Bruder aber war seiner Schwester gefolgt. Auch er kam an das Haus des Raben, fürchtete sich aber hineinzugehen. Er lugte nur durch ein Astloch und erblickte seine Schwester. Zwanzig Tage lang wartete er draussen. Da kam das Mädchen aus dem Hause, und als die Geschwister einander sahen, weinten sie zusammen. Der Bruder sprach: „Komm! Gehe heimlich mit mir von dannen.“ Jene aber antwortete: „Nein, der Rabe wird uns verfolgen und Dich tödten.“ Da zeigte ihr der junge Mann seinen Pfeil und Bogen, mit dem er sich vertheidigen wollte. Sie aber sprach: „Gehe zurück und bringe all' unsere Leute mit. Dann könnt Ihr mich holen.“ Der Bruder folgte ihrem Rathe. Er kehrte nach Hause zurück und erzählte seinem Vater, dass seine Schwester die Frau des Raben geworden sei, und dass er allein sie nicht habe befreien können.

Da gingen alle Leute mit ihm zu dem Hause des Vaters des Raben. Sie stellten sich rings umher und der junge Mann schlich sich heimlich hinein und flüsterte seiner Schwester zu: „Komm rasch aus dem Hause heraus. Alle Leute sind mit mir gekommen und sie wollen das Haus niederreissen." Da ging die Frau hinaus und nahm ihren Mann mit. Dann rissen sie das Haus ein und tödteten den Vater des Raben. Sie schnitten ihm den Kopf ab, trockneten denselben und nannten ihn Wulbatlketl k·ā'aq (= der enthauptete Rabe). Dann sprachen sie unter einander: „Wir wollen den jungen Raben auch tödten." Seine Frau aber duldete es nicht, sondern liess ihren Mann fortfliegen. Von ihm stammen alle Raben ab.

2. Der Ursprung der Menschen.

Einst lagen ein Fels am Nass River und ein Alderbeerenbusch zu gleicher Zeit in Wehen. Der Busch gebar zuerst seine Kinder. Wäre der Fels ihm zuvorgekommen, so würden die Menschen unsterblich und ihre Haut hart wie Stein gewesen sein. Da aber der Alderbeerenbusch der erste war, sind sie sterblich und ihre Haut ist weich. Nur die Nägel an Händen und Füssen zeigen, wie die Haut geworden wäre, wenn die Kinder des Felsens zuerst geboren wären.

3. Erde, Sintfluth und Himmel.

Die Erde ist flach und rund. Sie ruht auf einer Säule, die von einer alten Frau gehalten wird. Wenn diese sich bewegt, giebt es Erdbeben. — Im Anfang war die Erde fast ganz eben. Es gab nur niedere Hügel. Damals stand ein Dorf am oberen Skeena River in D'ᴇmlaq'ā'm. Die Bewohner des Dorfes waren sehr schlecht. Sie sangen und spielten die ganze Nacht hindurch, so dass endlich der Himmel zornig wurde und eine Fluth sandte, welche die ganze Erde bedeckte. Durch diese Fluth wurden die Menschen über die ganze Erde zerstreut. Als das Wasser wieder abgelaufen war, sahen die Menschen, dass Berge entstanden waren, wie wir sie jetzt sehen. Einige Leute sagen, dass die Erde damals umgedreht worden sei, und als kürzlich Kohlen auf den Königin-Charlotte-Inseln gefunden wurden, sagte eine alte Frau, das seien die Feuerstellen der Menschen, die gelebt hätten, ehe die Erde umgekehrt wurde.

Jeder, der zum Himmel hinaufgehen will, muss durch das Haus des Mondes gehen. Der Häuptling dieses Hauses heisst Haiatlilā'qs (= Pest). Er sitzt hinten im Hause und viele hübsche Sachen liegen rund um ihn her. An der Westseite des Hauses leben viele hässliche Zwerge, K·anâ'ts (Hermaphroditen) genannt. Sobald ein Besucher an der Thür erscheint, muss er rufen: „Ich wünsche von Haiatlilā'qs schön und gesund gemacht zu werden!" Dann rufen die Zwerge: „Komm her! komm her!" Wenn der Fremde ihrem Rufe folgt, und glaubt, er folge einem Befehle des Häuptlings, tödten sie ihn. Hiervon erzählt folgende Ueberlieferung.

4. Der Besuch im Himmel.

Einst wollte G·amdigyē̆tlnē'eq (= das einzige sehende Feuer) zum Himmel hinauf steigen. Seine Freunde glaubten nicht, dass er dazu im Stande sein werde, daher sagte er: „Wenn ich in den Himmel gelange, werdet Ihr die Sonne still stehen sehen." Er ging zu einer kleinen Sandbank in der Nähe von Meqtlak·qā'tla, und nahm seinen Bogen und seine Pfeile und ein starkes Seil mit. Dann schoss er einen Pfeil gen Himmel. Er sah ihn fliegen und endlich in dem blauen Gewölbe haften. Er nahm einen zweiten Pfeil und zielte nach der Kerbe des ersten. Er traf diese und fuhr so fort zu schiessen, bis er eine Kette gebildet hatte, die

fast zur Erde herabreichte. Da er all' seine Pfeile verschossen hatte und noch immer eine Lücke blieb, stellte er seinen Bogen an den Fuss der Kette. Dann kletterte er hinauf. Als er zu dem Hause des Mondes kam, trat er in die Thür und rief: „Ich will von Haiatlilā'qs schön und gesund gemacht werden." Da riefen ihn die Zwerge, er aber sah sie gar nicht an, sondern ging geraden Weges auf den Häuptling zu, indem er an der Ostseite des Hauses entlang ging. Er wurde freundlich aufgenommen. Da stand die Sonne still und die Menschen wussten nun, dass G·amdīgyētlnē'eq im Himmel war. Der junge Mann blieb eine Zeit lang bei Haiatlilā'qs zu Gaste. Dieser reinigte ihn zuerst, indem er ihn badete und wusch. Nach dem Bade fielen Schuppen von seinem Körper, und er war nun rein und weiss wie Schnee. Nach einiger Zeit verlangte ihn zur Erde zurück. Schon ehe er es gesagt, hatte Haiatlilā'qs seinen Wunsch gehört und versprach, ihn zurückzusenden. Er sprach: „Höre, was Du die Menschen lehren sollst, wenn Du zur Erde zurückkommst: Ich freue mich daran, die Menschen auf Erden zu sehen, denn sonst würde es niemand geben, der zu mir betet und mich verehrt. Ich bedarf und erfreue mich Eurer Verehrung. Aber wenn Ihr fortfahrt, übel zu thun, werde ich Euch vernichten. Mann und Frau sollen einander treu sein, Ihr sollt zu mir beten und Ihr sollt nicht den Mond ansehen, wenn Ihr am Ufer sitzt und Eure Nothdurft verrichtet. Ich erfreue mich Eures Rauches. Ihr sollt nicht Abends spielen und lärmen. Wenn Ihr fortfahrt zu thun, was ich verbiete, werde ich Euch vernichten." Dann sandte er den jungen Häuptling zurück. Er zog ein Brett gerade vor ihrem Sitze bei Seite und G·amdīgyētlnē'eq sah die ganze Erde vor sich liegen, und die Pfeilkette, an der er heraufgeklettert war. Er kletterte wieder daran herunter, und, als er unten ankam und seinen Bogen fortnahm, fielen alle herunter. Er ging in seine Heimath zurück und lehrte die Menschen, was Haiatlilā'qs ihm aufgetragen hatte.

5. Gualgaba'qs (= die Feuer-Gamaschen).

Es war einmal ein mächtiger Häuptling, der heirathete eine zweite Frau zu seiner ersten. Seine junge Frau gehörte einem Stamme an, der in einem Thale am oberen Laufe des Skeena-Flusses lebte. Sie hatte zehn Brüder und war sehr reich. Eines Tages kamen ihre Brüder, sie zu besuchen, und brachten reiche Geschenke für ihren Schwager: Nahrungsmittel, Felle und andere kostbare Gegenstände. Die erste Frau des Häuptlings ward sehr eifersüchtig auf die junge Frau und dachte lange nach, wie sie zu Wege bringen könne, dass der Häuptling seine zweite Frau verstiesse. Eines Tages spielten die Gäste und die Einheimischen mit Spielstäben. Einer der Brüder hatte schöne rothe Farbe, mit der er sein Gesicht bemalte, wenn er spielte, um das Glück an seine Seite zu fesseln. Die Frau stellte sich, als wolle sie die Farbe sehr gern haben, und sandte einen Sklaven-Knaben zu dem jungen Mann, um darum zu bitten. Obwohl dieser zuerst nicht geneigt war, sich von seiner Farbe zu trennen, gab er endlich den wiederholten Bitten der Frau nach. Als diese die Farbe erhalten hatte, stellte sie sich, als ihr Mann kam, als ob sie den Ledersack, in dem die Farbe aufbewahrt war, ängstlich verberge. Ihr Zweck hierbei war, die Aufmerksamkeit ihres Mannes auf den Ledersack zu lenken. Als ihr dies gelungen war, und der Häuptling fragte, wer ihr die Farbe gegeben habe, antwortete sie, einer der Gäste habe sie ihr geschenkt. Sie verschwieg, dass sie darum gebeten hatte. Da wurde der Häuptling eifersüchtig und tödtete die zehn Brüder. Als nun die junge Frau all' ihre Verwandten verloren hatte, und daher nicht mehr reiche Geschenke von ihr zu erwarten waren, vernachlässigte ihr Mann sie und hörte auf, sie zu lieben. Sie bat

die Leute, die Leichen ihrer Brüder in den Wald zu tragen und sie alle in eine Reihe zu legen. Sie legte die Spielstäbe neben sie, gab ihnen den Cederbast, welcher bei dem Spiele gebraucht wird, die Stäbe zu bedecken, als Kopfkissen, und bedeckte ihr Gesicht mit den Matten, auf denen sie zu spielen pflegten. Jeden Tag ging sie hinaus in den Wald und weinte über den Leichen. Wenn sie dann zurückkam, lachten die Leute sie aus. Sie zogen Stricke über den Weg, den sie gehen musste, so dass sie fiel, und misshandelten sie auf alle mögliche Art und Weise. Der Häuptling hatte ein grosses Haus mit drei rings umher laufenden Plattformen. Einmal zogen die Leute einen Strick gerade vor der Thür her, ehe sie eintrat, so dass sie die drei Stufen herunterfiel. Die erste Frau des Häuptlings stellte sich jetzt immer, als sei sie ihr sehr zugethan, und hob sie auf und setzte sie neben sich an's Feuer.

Eines Tages war sie auch wieder ausgegangen, um über den Leichen ihrer Brüder zu weinen. Als sie anfing zu weinen, schloss sie ihre Augen. Nach einiger Zeit öffnete sie sie wieder und da sah sie einen Blitzstrahl gerade vor ihrem Gesicht niederfahren. Sie war geblendet. Als sie aber wieder sehen konnte, sah sie einen schönen, jungen Mann neben sich stehen. Er fragte: „Was thust Du hier?“ Sie antwortete: „Du siehst, Neqno'q [1]), wie elendiglich alle meine Brüder hier erschlagen liegen!“ Jener versetzte: „Ja, ich habe Deine Klagen gehört und habe Erbarmen mit Dir. Daher bin ich gekommen, Dir zu helfen. Gieb mir ein Paar ihrer Gamaschen!“ Sie gehorchte. Er schüttelte sie und warf sie ihr vor die Füsse. Sobald sie niederfielen, entstand ein gewaltiges Feuer, das sie sehr erschreckte. Er fuhr fort: „Nun weine nicht mehr! Wenn Du nach Hause kommst, so gehe nicht an der Wand entlang, wie Du jetzt immer thust, seit Deine Brüder todt sind, sondern gehe gerade auf Deinen Mann zu, schüttele die Gamaschen und wirf sie vor seine Füsse. Dann sprich: Siehe hier die Gamaschen derer, die Du erschlagen hast! Du wirst sehen, wie er erstaunt, denn ein Blitzstrahl wird vor ihm niederschlagen. Er wird all' seine Leute rufen, um das Wunder zu schauen. Sie werden alle kommen, ausser einem, der nie etwas glaubt, aber endlich wird er auch kommen. Ich werde dann bei Dir sein. Wenn er kommt, verlasse Du das Haus.“

Sie that alles, wie er gesagt hatte. Ihr Mann war erstaunt, als sie gerade auf ihn losging, statt an der Wand entlang zu schleichen, wie sie gewohnt war; als aber der Blitzstrahl vor ihm niederschlug, war er sehr erschreckt. Der Bericht von dem Wunder verbreitete sich rasch über das Dorf und die Bewohner gingen gar nicht zu Bett, sondern sprachen die ganze Nacht davon. Nur Hōk'qsāng'am Neqno'q (der nicht an Neqno'q glaubende) sagte: „Das ist ganz unmöglich. Es ist nicht wahr.“ Früh am Morgen berief der Häuptling alle Leute zu sich und sie kamen, ausser dem Ungläubigen. Als dieser einen alten Mann nach dem Hause des Häuptlings gehen sah, das Wunder zu schauen, lachte er ihn aus und rief: „Gebt mir doch die Gamaschen!“ Er nahm sie, legte sie an und sprang umher, indem er rief: „Fangt Feuer, fangt Feuer! Welcher Unsinn!“ Nun aber veranlasste der Neqno'q auch ihn, zu des Häuptlings Haus zu gehen. Als die Frau ihn kommen sah, verliess sie das Haus. Der Ungläubige legte die Gamaschen ab und warf sie auf den Boden. Da fuhr ein Blitzstrahl nieder, der das Haus in Flammen setzte und den ganzen Stamm tödtete.

1) Neqno'q bezeichnet irgend einen Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen.

Als die Frau zum Dorfe ging, hatte der Neqno'q ihr aufgetragen, zum Walde zurückzukehren, dorthin, wo die Leichen ihrer Brüder lagen. Als sie dort ankam, sah sie ihn neben den Leichen stehen. Viermal schritt er über dieselben hin, vor- und rückwärts. Da kehrten sie zum Leben zurück. Einer nach dem anderen stand auf und rieb sich die Augen, als wenn er geschlafen hätte. Sie kehrten mit ihrer Schwester in ihre Heimath zurück. Dort waren sie für todt gehalten, und die Leute hatten ihre Haare abgeschnitten und ihre Gesichter geschwärzt. Als jene wiederkamen, legten sie aber auf's neue rothe Farbe an.

6. G·auō's Familie.

Es waren einmal zwei Dörfer am Nass, die einander gerade gegenüber lagen. In einem dieser Dörfer lebte G·auō, die vier Söhne und eine Tochter hatte. Die vier Söhne waren sehr reich. Sie waren treffliche Jäger und hatten reiche Vorräthe von Murmelthierfellen. Jeden Herbst gingen sie in die ihnen gehörigen Thäler, um Hirsche und Biber zu jagen. Nachdem sie einen Monat lang gejagt hatten, waren ihre Zelte immer mit Fellen gefüllt. Sie kehrten dann nach Hause zurück, gaben ein Fest, zu dem sie die Häuptlinge aus dem gegenüber liegenden Dorfe einluden, und kehrten in ihre Thäler zurück, um weiter zu jagen. In einem Herbste waren drei der Brüder erfolgreich, wie immer; ihre Fallen waren stets voll. Der älteste der Brüder aber fing nichts, obwohl er gefastet hatte, ehe er auf die Jagd ging, wie vorgeschrieben ist. Seine Frau hatte sogar mit ihm gefastet. Sie gingen in ein anderes Thal, um zu versuchen, ob sie da nicht mehr Glück haben würden. Dort fanden sie eines Tages viele Biberdämme in einem See, konnten dieselben aber nicht erreichen, da das Wasser sehr hoch stand. Daher versuchten sie, die Dämme durchzugraben. Sie machten ein Loch von oben her in einen derselben und der älteste der Brüder kroch hinein, um die Biber aufzuscheuchen. Da gab plötzlich der Damm nach und begrub ihn. Die Brüder warteten, bis das Wasser des Sees niedriger wurde, und suchten dann nach der Leiche. Sie fanden dieselbe. Ein Stamm hatte sein Herz durchbohrt und war durch seinen Körper gegangen. Sie trugen den Leichnam nach dem Thale zurück, in dem sie zuerst gejagt hatten, und wo ihre Hütten noch standen. Sie besprachen ihr Unglück und einer der Brüder sagte: „Gewiss war unseres Bruders Frau ihrem Manne untreu.“ Sie beschlossen, dass der jüngste von ihnen nach Hause gehen sollte, wo niemand ihn erwartete, um ausfindig zu machen, ob ihr Verdacht begründet sei. Er ging, und kam gegen Dunkelwerden bei dem Dorfe an. Er liess sich aber nicht sehen. Um Mitternacht schlich er sich unbemerkt zu der Stelle, wo der Frau Bett stand und lauschte draussen an der Wand. Er hörte sie zu jemand sprechen. Da schlich er in das Haus und ging zum Bette seiner Mutter. Er stiess sie an und erzählte ihr, was geschehen war und dass sie vermutheten, ihre Schwägerin müsse dem Bruder untreu sein. Da erzählte ihm seine Mutter, dass ein junger Mann sie immer besucht habe. Sie fing an zu klagen und zu weinen, aber ihr Sohn befahl ihr, zu schweigen. Einige Leute waren aber schon wach geworden und fragten sie, warum sie geweint habe. Sie erwiderte: „Ich träumte, mein ältester Sohn sei von den Bibern getödtet.“ Der junge Mann ging zu seinen Brüdern zurück, versprach aber der Mutter, in der folgenden Nacht wiederzukommen. Er verkleidete sich, so dass er aussah, wie der älteste der Brüder. Er band trockenes Laub um seine Beine, so dass sie wie geschwollen aussahen. Spät Abends kam er im Dorfe an. Er stützte sich auf einen Stab und ächzte kläglich, als ob er kaum im Stande sei zu gehen. Seine Mutter erkannte indess sogleich seine Stimme. Er ging nicht zu dem grossen Feuer im Hause,

sondern zu dem seiner Mutter, welches in einer Ecke war, und legte sich nieder. Die Frau des ältesten der Brüder, die ihn für ihren Mann hielt, kam heran, um ihn zu pflegen, er aber gestattete ihr nicht, ihn zu berühren, indem er vorgab, dass es ihm zu grosse Schmerzen mache. Er lag dicht bei dem Feuer seiner Mutter. Ein Brett war gerade vor ihm aufgerichtet, so dass niemand ihn sehen konnte, während er selbst im Stande war, das ganze Haus zu sehen. Spät Abends, um Mitternacht, sah er einen Fremden in's Haus kommen, der geraden Weges auf das Bett seiner Schwester zuging. Er lag noch immer an seinem Platze am Feuer, ächzend und stöhnend. Als aber alles ganz still geworden war, stand er auf, nahm das trockene Laub von seinen Beinen ab und zündete eine Fackel an. Er ging zum Bett seiner Schwägerin und schnitt den Kopf des Mannes ab, den er in ihrem Bette fand. Er sah nun, dass er den Sohn des Häuptlings des gegenüber liegenden Dorfes getödtet hatte. Er lief sofort aus dem Hause und nahm den abgeschnittenen Kopf mit.

Als er den Kopf abgeschnitten hatte, floss das Blut über das Kind, welches mit seiner Mutter im Bett schlief. Es wachte auf und fing an zu weinen. Da fragte die Grossmutter ihre Tochter: „Warum weint Dein Kind?“ Die Frau erwachte und fand zu ihrem Entsetzen den Kopf ihres Buhlen abgeschnitten.

Als der jüngste Bruder in das Thal zurückkam, wo er seine beiden Brüder verlassen hatte, sagte er nichts, sondern pflanzte den abgeschnittenen Kopf über der Leiche seines Bruders auf. Die Brüder hatten ihn zurückkommen gehört, und einer derselben schickte seinen Sohn zu ihm. Dieser erblickte den aufgepflanzten Kopf, und so erfuhren sie, was geschehen war.

Mittlerweile vermisste der Häuptling des zweiten Dorfes seinen Sohn. Er glaubte, er sei durch das Eis des Flusses gebrochen, und schickte seine Sklaven aus, nach ihm zu suchen. Da keine Spur von ihm entdeckt werden konnte, vermuthete er, dass seine Nachbarn ihn getödtet hatten, und als die Brüder von der Jagd zurückgekehrt waren, beschloss er, sich zu vergewissern, ob sein Verdacht begründet sei. Er sagte zu seinen Leuten: „Lasst all' Eure Feuer verlöschen, dann werde ich morgen früh hinüber schicken und um etwas Feuer bitten. So werden wir erfahren, ob mein Sohn drüben ermordet wurde.“ Seine Leute gehorchten. Als am folgenden Morgen Rauch aus den Häusern aufzusteigen begann, sandte er eine Sklavin hinüber, welche um etwas Feuer bat. Diese wurde von G·auō's Verwandten freundlich aufgenommen und man lud sie ein, sich an das Feuer zu setzen. Ein Mann warf sie mit einer Lachsgräte und sagte spottend: „Dein Herr steht wohl nie früh auf, sonst würde er schon früher jemand geschickt haben, um Feuer zu holen.“ Nachdem die Sklavin gegessen hatte, gaben sie ihr Feuer und sie verliess das Haus. Auf der Schwelle sah sie einen schwarzen Fleck und bemerkte sogleich, dass es Blut war. Sie strauchelte absichtlich und fiel, so dass ihre Fackel verlöschte. So bekam sie Gelegenheit, nochmals das Haus zu betreten. Sie sah über dem Blutfleck in die Höhe und entdeckte den getrockneten Kopf des Sohnes ihres Häuptlings, der gerade über der Thür hing. Sie erhielt einen anderen Brand Feuer und ging. Als sie aber in einiger Entfernung von dem Dorfe war, warf sie die Fackel fort und lief, so schnell sie konnte, nach Hause. Dann bereiteten sich beide Parteien zum Kriege, denn die Brüder wussten wohl, zu welchem Zwecke die Sklavin gesandt war. Die Feinde trafen mitten auf dem eisbedeckten Flusse zusammen und kämpften lange. Das Eis wurde roth von Blut und war mit vielen Leichen bedeckt. Endlich wurden die Brüder und ihr Volk geschlagen und getödtet und ihr Dorf ward verbrannt. Die alte G·auō verbarg sich und ihre Enkelin in einer wohlbedeckten Grube. Die Flammen rasten über

ihnen, aber sie blieben unbeschädigt. Sie hörten die schweren Balken fallen und den Todesschrei der Verbrennenden und Gemordeten. Als das Feuer ausgewüthet und die Feinde sich zurückgezogen hatten, kamen sie aus ihrem Verstecke hervor. Sie verliessen den verwünschten Platz und folgten dem Pfade, der zu dem Jagdgrunde der vier Brüder führte.

Dort bauten sie sich eine kleine Hütte aus Zweigen, in der sie lebten. Das Mädchen war sehr schön, und eines Tages nahm G·auō sie bei der Hand, trat in die Mitte des Thales und rief: „Wer will G·auo's Enkelin heirathen?“ Als sie dies gerufen hatte, kam ein kleiner Vogel geflogen und sagte: „Ich will sie heirathen, G·auō!“ Sie fragte: „Was kannst Du denn, mein Schwiegersohn?“ „Ich kann nichts“, versetzte jener, „wenn ein Pfeil dicht an mir vorüberfliegt, bin ich todt“. „Dann gehe“, sprach sie, „Dich brauche ich nicht“. Sie rief wieder: „Wer will G·auō's Enkelin heirathen?“ Ein grosser Hirsch kam gelaufen und rief: „Ich will sie heirathen, G·auō!“ „Was kannst Du denn, mein Schwiegersohn?“ „Ich kann ein ganzes Dorf in Aufregung versetzen. Wenn ich erscheine, ergreift jeder seine Waffen, mich zu jagen. Wenn sie mich erlegt haben, streiten sie darum, wem ich gehöre, und tödten einander.“ G·auō war halbwegs geneigt, ihn anzunehmen, schickte ihn aber doch fort und rief abermals, indem sie gen Himmel blickte: „Wer will G·auō's Enkelin heirathen?“ Ein alter, grauer Bär kam und sagte: „Ich will sie heirathen, G·auō!“ „Was kannst Du denn, mein Schwiegersohn?“ „Ich bin so stark und wild, dass ich es mit jedem aufnehmen kann. Ich reisse Menschen den Kopf ab und fresse sie lebendig.“ Sie zögerte lange und hätte ihn fast angenommen, sandte ihn aber doch schliesslich fort. Sie rief weiter und alle Arten von Thieren kamen und wollten das Mädchen heirathen, aber sie nahm keines an. Endlich, als sie abermals rief, kam ein Blitzstrahl und ein Donnerschlag. Sie war geblendet und fast betäubt, fuhr aber fort zu rufen, und ein zweiter, dritter und vierter Blitzstrahl kamen. Als sie wieder im Stande war zu sehen, erblickte sie ein Wesen, schön, wie ein Neqno'q, mit zwei grossen Flügeln. Er fragte: „Warum rufst Du?“ Sie erwiderte: „All' meine Kinder und Freunde sind erschlagen.“ Da sprach der Neqno'q: „Ich weiss es; mein Vater hat Dich erhört und sendet mich zu Dir.“ Da wusste sie, dass er vom Himmel herabgekommen war, und gab ihm ihre Enkelin. Der Neqno'q nahm dann das Mädchen unter einen Flügel, die Grossmutter unter den anderen, und flog zum Gipfel des höchsten Berges. Ehe er dort ankam, flog er zu einer jäh abfallenden Felswand, riss einen grossen Block heraus und machte so eine Höhle, in welche er die Alte steckte. Er fragte: „Fühlst Du Dich dort bequem?“ und schloss die Höhle wieder mit dem Felsblock, den er herausgerissen hatte. G·auō rief: „O nein, nein! Nimm mich heraus, nimm mich heraus!“ Er that also und flog weiter. Nach einiger Zeit liess er sich auf einer gelben Ceder nieder, riss einen Ast heraus und steckte G·auō in das so entstandene Loch. Er fragte: „Fühlst Du Dich dort bequem?“ Sie sagte ja; da steckte er den Ast wieder an Ort und Stelle und flog weiter. Seither ächzen die Cedern, wenn der Wind sie bewegt. Dann flog er gen Himmel und brachte das Mädchen zu seinem Vater. Schon am folgenden Tage hatten sie einen Sohn. Der Alte im Himmel freute sich seines Enkels. Er nannte ihn Lɛqyē'wun. Er öffnete einen kleinen Raum gerade vor seinem Sitze, in dem eine kalte Quelle war. In dieser badete er das Kind. Nachdem er es gebadet hatte, zog er es an Kopf und Füssen, und bewirkte auf diese Weise, dass es rasch gross wurde. Am folgenden Tage gebar die Frau ein Mädchen, das er Ksɛmhamhē'm nannte; am nächsten Tage einen Knaben, der den Namen Sisgɛgō'osk erhielt, dann, am folgenden Tage, ein Mädchen Ksɛmguds'aqda'la, am nächsten

Tage einen Knaben G·amt'asä'm und endlich einen vierten Knaben. Der Alte badete sie alle in der kalten Quelle und zog sie dann in die Länge. Er machte eine kleine Kriegskeule für den ältesten und für jeden ein kleines Haus, auf das er ihr Wappen malte. Dem ältesten Knaben gab er den Regenbogen als Wappen, dem zweiten den Mond, dem dritten die Sterne, dem vierten den (sagenhaften) Vogel lᴇq'ô'm. Die Häuser standen paarweise einander gegenüber. Dann lehrte er die Knaben mit Keulen kämpfen und liess sie beständig üben. Er machte ihnen Spielstäbe und lehrte sie spielen. Dann liess er sie beim Spiele streiten und mit einander kämpfen, um sie zu tüchtigen Kriegern zu machen. Er machte ihnen Bogen und Pfeile und liess sie mit denselben kämpfen. Wenn einer von einem Pfeile getroffen wurde, kamen die Schwestern und saugten denselben aus dem Fleische, indem sie sagten: „das ist ja nur ein Dorn". Der jüngste der Brüder war ganz aus Stein gemacht. Er sah zu, während die anderen schossen, und schlug beim Kampfe nur mit seinen steinernen Fäusten drein. Als die Knaben gute Krieger geworden waren, sandte ihr Grossvater sie zur Erde hinab. Er gab ihnen eine wunderbare Kiste, ts'ä'ö genannt, mit, und sprach: „Wenn Ihr je im Kampfe ermüden solltet und fürchtet, besiegt zu werden, so öffnet diese Kiste. Richtet die Oeffnung aber nur gegen Eure Feinde und sehet nie hinein. Eure Feinde werden dann todt niederfallen." Er sandte sie nun hinab, zu dem Platze, wo das Dorf ihrer Onkel gestanden, jede Nacht einen.

Der andere Stamm lebte noch in seinem alten Dorfe am Nass, und sie waren so schlimm wie je. Sie spielten Nachts umher und verletzten die Gebote des Himmels auf alle Weise. Eines Nachts hörten sie ein Geräusch wie Vogelflug. Sie lachten und spotteten darüber: „Die Geister unserer Feinde gehen um." Es war aber das erste der vier Häuser, das herabkam. Am folgenden Morgen war es sehr nebelig und sie konnten das gegenüber liegende Ufer nicht sehen. Vier Nächte nach einander hörten sie das Geräusch und am vierten Morgen verzog sich der Nebel allmählich. Sie sahen die Dächer von vier Häusern an dem Platze, wo früher das Dorf ihrer Feinde gestanden. Der Nebel reichte noch bis über die Hausthüren hinab. Da kam ein Mädchen aus dem Hause und ging zum Ufer herab. Sie sahen, dass sie ihre Hände bewegte, als ob sie Beeren pflücke, und indem sie das that, verschwand der Nebel gänzlich. Sie hatte ihn in ihren Korb gesammelt. Als nun die Leute die Häuser sahen, erstaunten sie sehr. Einige sagten, es seien Häuser der Geister, andere wollten gehen und sehen, wer dort wohne; ihre Freunde warnten sie aber vor dem Abenteuer. Nach zwei Tagen sahen sie Leute und hielten sie für Gespenster. Ein junger Mann aber fasste sich ein Herz und ging hinüber, um zu sehen, wer dort wohne. Er ging in das mittlere Haus hinein, in dem der älteste der Brüder wohnte, und sah, dass alle vier Häuser innen durch Thüren verbunden waren. Er fand die Brüder beim Essen. Sie hatten reiche Vorräthe und empfingen den Fremden freundlich. Sie luden ihn ein niederzusitzen und an dem Mahle Theil zu nehmen. Er verbarg einige Stücke Fleisch unter seinem Mantel, um sie seinen Freunden zu zeigen, damit sie sehen sollten, dass die Fremden keine Gespenster seien. Als er endlich ging, luden die Brüder ihn ein wiederzukommen. Als er am folgenden Tage kam, luden sie ihn wieder zum Essen ein. Dann fragten sie: „Habt Ihr gute Spieler in Eurem Dorfe? Wir möchten mit ihnen spielen." Er antwortete: „Ja, es sind viele da" Als die Leute dies hörten und vernahmen, dass die Häuser der Fremden voller Nahrungsmittel und Felle waren, wurden sie so begierig zu gehen, dass sie vor Ungeduld nicht einmal schliefen, sondern sogleich gehen wollten. Zuerst aber schickten sie doch nur zwei, und zwar ihre besten Spieler, hinüber. Diese wurden gut auf-

genommen und die Brüder verloren viel an sie. Die Spieler waren kaum im Stande, die Menge der Sachen, die sie gewonnen hatten, zurückzutragen. Dann gingen alle hinüber, um zu spielen. Die Brüder verloren beständig und hatten endlich fast nichts mehr übrig. Der älteste sagte: „Ich habe jetzt nichts mehr, als meine Keule, die will ich zum Pfande setzen.“ Da lachten die Leute und sagten: „Die kleine Keule ist nichts werth, damit kann man ja nicht einmal eine Fliege tödten.“ Der älteste der Brüder versetzte: „Soll ich versuchen, Deinen Fuss damit zu zerschlagen?“ Der andere erwiderte lachend: „Ja, thue es!“ Er schnitt den Fuss glatt ab. Da fingen sie an zu kämpfen. Der älteste Bruder erschlug die Feinde mit seiner Keule, und als sie aus dem Hause zu entfliehen suchten, wurden sie an der Thür von dem jüngsten mit der steinernen Faust erschlagen. Die Feinde schossen die Brüder mit Pfeilen, aber die Schwestern saugten sofort die Pfeile, die sie getroffen hatten, wieder aus ihrem Körper. Die Schlacht hatte nun geraume Zeit gewüthet und die Brüder fingen an müde zu werden. Sie sagten zu ihren Feinden, soviel deren noch am Leben waren: „Lasst uns Frieden machen und ruft Eure übrigen Leute herbei, damit wir Freunde werden.“ Sie waren froh, mit dem Leben davonzukommen, und riefen ihre Verwandten und Freunde aus ihrem Dorfe. Als nun alle beisammen waren, öffneten die Brüder die Kiste ts'ā'ō, indem sie die Oeffnung gegen ihre Feinde und selbst der Kiste den Rücken zuwandten. Sie sahen nur, dass der Deckel innen ganz schwarz war. Sie bewegten die Kiste rings umher, überall hin, wo ihre Feinde standen, und sogleich fielen jene todt nieder. Dann wandten sie dieselbe gegen das feindliche Dorf und die Häuser fielen zusammen.

Nun begannen die Brüder, alle Völker und Stämme zu bekriegen, und führten ihre Kiste auf allen Zügen mit. Ihre Schwestern begleiteten sie, um die Pfeile aus ihren Wunden zu saugen. Nachdem sie alle Stämme der Tsimschian besiegt hatten, gingen sie nach Norden, um die Völker jener Gegenden mit Krieg zu überziehen. Da sie nicht damit zufrieden waren, den Tod ihrer Onkel zu rächen, wurde ihr Grossvater zornig und beschloss, sie zu vernichten. Er bewirkte, dass sie auf einem ihrer Züge die Kiste ts'ā'ō vergassen. Da wurden sie von vielen Feinden angegriffen und alle erschlagen. Ihre Feinde schnitten ihre Köpfe ab und steckten sie auf einen langen Baumstamm. Sie konnten aber noch sprechen. Wenn sie einen Raben kommen sahen, um ihre Augen auszuhacken, sprach der Kopf des ältesten der Brüder: „Dort kommt ein Rabe, der meines Bruders Augen aushacken will.“ Dann erschrak der Rabe und flog fort. Darauf sprach der Kopf: „Nun ist er fort.“

7. Asī'wa.

Es war einmal eine Frau, die hatte eine Tochter, welche an einen Mann aus einem fremden Stamme verheirathet war. Es war Winter und in beiden Dörfern herrschte Hungersnoth. Da dachte die Mutter, ich will meine Tochter besuchen, sie ist wohl nicht so arm, wie ich jetzt bin, und sie ging auf dem Eise den Fluss hinab. Sie wusste nicht, dass in dem Dorfe, in dem ihre Tochter lebte, auch Mangel und Noth herrschte. Zu gleicher Zeit beschloss die Tochter, ihre Mutter zu besuchen, da sie hoffte, jene werde wohl versorgt sein, und ging auf dem Eise den Fluss hinauf. Sie hatten ihre Heimath an demselben Tage verlassen, und als sie zwei Tage lang unterwegs gewesen waren, sahen sie einander und erkannten sich bald gegenseitig. Da wussten sie sogleich, dass beide in gleicher Noth waren, und fingen an zu weinen. Sie umarmten einander und beschlossen, in ein nahe gelegenes Thal zu wandern. Als sie fürbass gingen, sahen sie einige Hagebutten,

obwohl es tiefer Winter war. Sie waren halb verfault, aber trotzdem pflückten sie dieselben und theilten sie unter einander. Sie assen und fegten an einer Stelle, wo sie schlafen wollten, den Schnee vom Boden. Die Tochter brach Zweige und Aeste von den Bäumen und sie errichteten ein dürftiges Schutzdach. Nach kurzer Zeit hörten sie einen Vogel singen: „hō, hō," und sie begannen zu beten und opferten ihm rothe Farbe, Adler-Federn und Cederbast, wie er für Tanzputz gebraucht wird. Sie warfen dies alles in's Feuer und beteten: „Jetzt, jetzt speise uns! Hads'ena's" (= Glück, Name eines Vogels, der als Himmelsbote angesehen wird). Nahe bei ihrem Lager stand eine hohe Hemlock-Tanne. Sie zogen die Rinde ab, klopften und assen sie. Sie glaubten an den Himmelsboten und vertrauten, dass er sie speisen werde. Abends legten sie sich schlafen. Um Mitternacht erwachte die junge Frau und fand einen Mann an ihrer Seite, der sprach: „Ihr handelt recht. Fahrt fort zu opfern, wenn Ihr den Himmelsboten hört. Morgen früh gehe dies Thal hinab, da wirst Du eine andere Hemlock-Tanne finden. Zieh' die Rinde des Baumes ab." Dann verschwand er. Früh Morgens ging die junge Frau thalabwärts und nahm ihre Steinaxt mit. Als sie den bezeichneten Baum gefunden hatte, fing sie an, die Rinde abzuziehen. Da fand sie ein todtes Rebhuhn unter der Rinde. Sie war sehr froh, lief zu ihrer Mutter zurück, warf den Vogel ihr zu Füssen, aber sagte nicht, auf welche Weise sie denselben erhalten. Ihre Mutter fragte auch nicht. Sie tödteten das Huhn, da sie keinen Kessel hatten, es zu kochen. Abends hörten sie wieder den Vogel und sie opferten und beteten auf's neue. Sie gaben ihm einen Theil des Rebhuhns. Jeden Tag fand die junge Frau auf dieselbe Weise ein Thier, und jeden Tag ein grösseres. Endlich fand sie gar eine Bergziege. Sie fingen an, das Fleisch, das sie nicht alles essen konnten, zu trocknen, machten Zelte aus den Fellen und wurden sehr reich Endlich erzählte die junge Frau ihrer Mutter, dass ihr jede Nacht ein Mann erschienen sei, der ihnen die Thiere beschert habe. Nach einiger Zeit zeigte er sich auch der Mutter und heirathete die junge Frau. Sein Name war Hō. In einer Nacht erzählte er seiner Frau, dass er selbst der Vogel sei, dem sie geopfert, und dass er Mitleid mit ihnen gehabt habe. Nach kurzer Zeit gebar die Frau einen Knaben. Der Vater badete das Kind täglich und zog es dann in die Länge, indem er auf seine Füsse trat, und es am Kopfe zog. Daher wuchs der Knabe sehr schnell heran und war bald im Stande, zu gehen. Dann ging Hō jeden Tag mit ihm auf die Jagd, damit er lerne, für seine Familie zu sorgen. Er lehrte ihn die göttlichen Gesetze befolgen, was er essen dürfe und wovon er sich enthalten müsse. Als der Knabe die Kunst zu jagen gelernt hatte, befahl Hō seiner Frau, ihn zu seinen Verwandten zu führen, ein Fest zu geben und ihn einen Namen nehmen zu lassen. Sie gehorchte und nahm all' ihr Eigenthum mit zum Stamme ihrer Mutter. Als ihre Verwandten sie kommen sahen, erstaunten sie sehr, denn sie hatten Mutter und Tochter lange todt geglaubt. Sie gab ein grosses Fest und rettete das ganze Volk vor dem Hungertode. Ihren Sohn liess sie den Namen Asī'wa nehmen. Hō war verschwunden, als er seine Frau und Schwiegermutter in das Dorf zurücksandte. Im Laufe der Zeit wurde der Knabe ein grosser Jäger, aber er jagte nur auf den Bergen, nicht auf dem Meere. Er tödtete viele Elenthiere und Bergziegen, und wurde sehr reich. Seine Mutter schnitt Seile aus den Häuten der Elenthiere und verkaufte sie[1]). Sie hatte grosse Reichthümer und der junge Mann lud seinen eigenen und alle Nachbarstämme zu einem grossen Feste

1) Diese Seile werden gebraucht, um Leichen in gekrümmter Stellung zusammenzubinden.

ein, bei dem er den Anspruch erhob, der gewaltigste Jäger auf Erden zu sein. Bei diesem Feste erzählte seine Grossmutter all' ihre Erlebnisse. Nach der Feier nahm er seine Jagden wieder auf und erbarmte sich immer der Armen; er verkaufte seine Beute billig und ward von allen geliebt. Als er heirathen wollte, musste er einen hohen Preis bezahlen, ehe die Brüder des Mädchens ihre Einwilligung gaben. Er gab ihnen nicht Stücke Wild, sondern ganze Thiere[1]. Er lebte mit seiner Frau auf den Bergen und wurde sehr reich.

Sie waren ein Jahr lang verheirathet gewesen, da sah er eines Tages einen Eisbären am Nass, nahe seinem Hause. Er nahm sogleich seinen Bogen und seine Pfeile, um ihn zu tödten, aber all' seine Pfeile zerbrachen, sobald sie den Bären trafen. Er liess sich aber nicht entmuthigen, sondern verfolgte den Bären mit einigen seiner Männer flussaufwärts. Endlich drehten seine Genossen einer nach dem anderen um. Er sah den Bären eine steile Klippe erklimmen, auf die niemand ihm folgen konnte. Er aber nahm seine Schneeschuhe ab und kletterte hinauf, indem er seine Zehen auswärts wendete. Als Asi'wa endlich den Gipfel des Berges erreichte, sah er ein grosses Haus, in welchem der Bär, der plötzlich die Gestalt eines Mannes angenommen hatte, verschwand. Derselbe fiel geradeswegs in die Thür, so müde war er geworden von der langen Jagd. Asī'wa folgte ihm, und als er an der Thür stand, hörte er den Häuptling sagen: „Tritt ein, mein Lieber!" Er ging in's Haus und sah, dass der Bär, den er verfolgt hatte, ein alter Sklave des Häuptlings war. Der letztere hatte von Asī'wa gehört und gewünscht, ihn in seinem Hause zu sehen. Zu diesem Zwecke hatte er seinen Sklaven mit Steinen bedeckt und mit Asche bestreut, so dass er aussah, wie ein weisser Bär. Der Häuptling liess ein Bärenfell hinlegen, und lud Asi'wa ein, sich darauf zu setzen. Er gab ihm seine Tochter zur Frau und gab ihm zu essen. Am folgenden Morgen sprach er zu seiner Tochter: „Meine Liebe, lass' doch Deinen Mann mir eine Bergziege von dem Berge hinter unserem Hause bringen. Er ist doch ein grosser Jäger und heute ist er noch gar nicht ausgewesen." Abends warnte die junge Frau ihren Mann. Sie sagte: „Es jammert mich, dass mein Vater Dich auf jenen Berg sendet. Ich habe viele Männer gehabt. Mein Vater sandte alle auf jenen Berg, und ich durfte sie nicht warnen. Aber ich liebe Dich, und möchte Dich retten. Siehe Dich um am Fusse des Berges, und da wirst Du die Gebeine all' meiner früheren Männer sehen." Und sie erzählte ihm alles, was geschehen werde.

Am folgenden Tage nahm Asī'wa seinen Bogen, Pfeile und seinen Stab, einen Kragen und eine Matte, die er um seinen Leib band, seinen Hut und seine Schneeschuhe, und begann den Berg hinanzusteigen. Er sah, dass derselbe sehr steil war und aus nacktem, glänzendem Glimmer bestand. Er war aber voller Bergziegen.

Sobald er das Haus verlassen, liess der alte Häuptling Steine glühend machen, und als der Jäger gerade die gefährlichste Stelle des Berges erreicht hatte, liess er Wasser auf die glühenden Steine giessen. Ein dichter Nebel stieg auf und erreichte bald den Jäger. Dieser aber gedachte der Warnung seiner Frau, und, sobald er den Nebel aufsteigen sah, steckte er seinen Stock in eine Felsspalte, hing seine Matte und seinen Kragen darüber und setzte seinen Hut darauf, so dass er wie ein Mensch aussah und entfloh von der gefährlichen Stelle. Er wartete in einem sicheren Verstecke, bis der Nebel sich verzogen hatte.

---

1) Dies wird als ein grosses Compliment betrachtet.

Als die Leute im Thal nun die menschliche Gestalt regungslos an der gefährlichen Stelle verharren sahen, riefen sie einander zu: „Siehe! Asi'wa kann sich nicht von der Stelle rühren!“ Sie lachten über ihn, und der alte Häuptling freute sich sehr. Asi'wa blieb in seinem Verstecke, bis alles wieder ruhig geworden war, dann kam er zurück, ohne dass jemand ihn hörte. Er hatte sich seinen Stab wiedergeholt und noch viele Bergziegen getödtet. Er nahm ihr Fett ab und band es an seinen Stab. Das Fleisch liess er auf dem Berge. Abends trat er ganz plötzlich in die Thür des Hauses, warf den Stab mit dem Fett gerade vor dem Häuptling auf den Boden und sagte: „Hier ist etwas für Dich, woran Du Dich freuen kannst.“ Da schämte sich der Alte. Er war sehr zornig, aber sagte kein Wort. Asi'wa ging zu seiner Frau, die sehr erfreut war, ihn wieder zu haben, und stolz darauf, dass er sich stärker gezeigt hatte, als ihr Vater. Nach einiger Zeit begann der Häuptling auch ihn gern zu haben, aber Asi'wa fing bald an, sich nach Hause zu sehnen. Er wusste aber nicht, wie er zurückkommen sollte, und fühlte sich sehr unglücklich. Endlich sprach er zu seiner Frau darüber, und diese erzählte ihrem Vater, dass ihr Mann Heimweh habe. Der Alte versprach, ihn zurückzusenden. Asi'wa schlief ein, und als er erwachte, fand er sich am Fusse des Berges, den er hinaufgeklettert war, als er den Bären verfolgte. Er sass am Ufer des Nass, und sein Bogen, seine Pfeile und seine Schneeschuhe lagen neben ihm. Er glaubte, er sei nur wenige Tage fort gewesen, es war aber in Wahrheit ein ganzes Jahr. Dort fanden ihn sechs Brüder vom Stamme der Gyitqā'tla, die auf der Rückkehr von der Olachen-Fischerei begriffen waren. Sie nahmen ihn in ihr Boot, und als sie erfuhren, dass er ein guter Jäger sei, wünschten sie ihn an sich zu fesseln und gaben ihm ihre einzige Schwester zur Frau.

Weit draussen im Meere liegen einige Klippen, denen sich nur die kühnsten Jäger zu nahen wagen, um Seelöwen zu schiessen. Dorthin pflegten die Brüder zu gehen, um zu jagen, jeder in seinem eigenen Boote. Es war eine Zeit lang so stürmisch gewesen, dass sie sich nicht den Klippen hatten nahen können. Als sie nun zum ersten Male wieder hinausgingen, sagte Asi'wa, obwohl er bisher nur auf Bergen gejagt hatte: „Lasst mich mitgehen und mich auch an dieser Jagd versuchen.“ Er nahm seine Keule, seinen Bogen und Pfeile und seine Schneeschuhe. Als sie zu den Klippen kamen, fanden sie eine so schwere Brandung, dass sie nicht landen konnten. Da legte Asi'wa seine Schneeschuhe an, nahm seine Keule, Bogen und Pfeile, und als das Boot gerade auf dem Kamm einer Woge schwebte und er die Klippen sehen konnte, sprang er mit einem Satze auf den Felsen und erschlug und schoss die Seelöwen zur Rechten und Linken. Als die Brüder das sahen, wurden sie eifersüchtig, da sie bisher die besten Jäger gewesen waren, kehrten um und liessen ihn auf den Klippen, dort umzukommen. Nur der jüngste hatte Mitleid mit ihm und blieb in der Nähe. Er beschloss, aufzupassen und, im Falle der Noth, ihn zu retten. Als das Wasser mit der kommenden Fluth zu steigen begann, bemerkte Asi'wa bald, dass es die Felsen bedecken werde. Da klemmte er seinen Bogen in einen Spalt des Felsens, verwandelte sich in einen Vogel und setzte sich oben darauf. Als das Wasser noch höher stieg, befestigte er einen Pfeil an dem Bogen und setzte sich auf den Pfeil. Als das Wasser noch weiter stieg, befestigte er einen zweiten Pfeil an dem ersten und setzte sich darauf. So fuhr er fort, bis die Felsen wieder trocken waren. Dann nahm er seine natürliche Gestalt wieder an und legte sich schlafen. Auf einmal hörte er jemand sagen: „Mein Grossvater lässt Dich zum Essen einladen.“ Er blickte auf, sah aber niemand und wollte eben wieder einschlafen, als er dieselbe Stimme wieder hörte. Nachdem er sie noch ein drittes Mal gehört hatte,

ohne jemand zu sehen, lugte er durch ein Loch in seinem Mantel und sah eine Maus. Sobald sie gesprochen hatte, versteckte sie sich in dem Seegrase. Er aber sprang auf, riss das Gras aus und sah den Eingang zu einem Hause. Er trat ein und der Häuptling lud ihn zum Essen ein. Im Hause waren viele kranke Leute, und niemand wusste die Ursache ihrer Krankheit. Asī'wa aber sah sogleich, dass Pfeile in ihrem Körper steckten, und versprach, sie zu heilen. Er nahm eine Rassel, schwang sie über den Kranken und zog unbemerkt die Pfeile heraus und heilte sie so. Es waren die Seelöwen, die er selbst verwundet hatte. Da glaubten die Leute, dass er ein grosser Schamane sei. Er blieb eine Zeit lang, aber wünschte doch endlich nach Hause zurückzukehren. Er wurde niedergeschlagen, und als man ihn nach der Ursache fragte, sagte er, er habe Heimweh. Der Häuptling der Seelöwen versprach, ihn zurückzusenden, und schickte nach all' seinen Leuten, um ein Boot zu erhalten; dieselben waren aber alle beschädigt. Endlich ward aber eines gefunden, das gut im Stande war. Es war der Magen eines Seelöwen. Es wurde zum Hause gebracht, der Häuptling gab Asī'wa Reise-Proviant, steckte ihn in den Magen und er band denselben von innen zu. Vorher hatte er ihn aber angewiesen, sobald der Sack zugebunden sei, einen günstigen Wind zu berufen und den Magen nicht aufzubinden, bis er die Brandung höre. Er bat ihn auch, wenn er ausgestiegen sei, den Magen wieder zuzubinden, in's Wasser zu werfen und den entgegengesetzten Wind herbeizurufen. Der Magen trug Asī'wa wohlbehalten nach Hause, wo er gegen Abend ankam. Er ging aber erst am nächsten Morgen zum Hause, seine Frau wiederzusehen. Er fand sie dasitzend, ihr Kind in dem Schooss. Er trat unbemerkt an sie heran und flüsterte: „Ich lebe und bin zurückgekehrt. Ich bin es selbst, nicht mein Geist. Weine nicht mehr, ich will versuchen, mich zu rächen. Gieb mir meine Axt, mein Schnitzmesser und ein wenig Fett.“ Sie gehorchte und er verliess sie wieder. Im Walde, nahe bei einem kleinen See, schnitzte er einen Finnwal aus Alderbeerenholz. Er warf die Figur in's Wasser und hiess sie schwimmen. Sie ging aber unter, da das Holz zu schwer war. Dann schnitzte er einen Finnwal aus Cederholz, dasselbe war aber ebenfalls zu schwer. Endlich nahm er das Holz der gelben Ceder und es war gut. Er schnitzte mehrere Figuren von Finnwalen, bestrich sie mit Fett und hiess sie schwimmen. Als er sah, dass sie gut schwammen, rief er sie zurück: „gyē'gō, gyē'gō!“ (kommt, kommt!). Sie kamen und er sprach zu ihnen: „Ihr werdet morgen meine Schwäger sehen. Werft ihre Boote um, aber verschont den jüngsten.“ Als am folgenden Tage die sechs Brüder auf die Jagd gingen, folgten ihnen die Wale. Sie sahen dieselben kommen und erschraken. Sie eilten so rasch sie konnten nach Hause, wurden aber überholt und ihr Boot wurde umgeworfen. Zwei Wale aber blieben bei dem Boote des jüngsten Bruders, beschützten es und brachten ihn wohlbehalten nach Hause. Dort fand er Asī'wa, der zurückgekehrt war und seiner Frau alles erzählt hatte, was geschehen war. Der jüngste der Brüder fürchtete sich, war aber doch zugleich dankbar. Sie lebten fernerhin in Frieden beisammen.

Nach einer Reihe von Jahren, als Asī'wa's Sohn herangewachsen war, sehnte jener sich einmal zurück nach den Seelöwen, die ihn so vortrefflich bewirthet hatten. Der Knabe fragte: „Warum möchtest Du denn wieder bei ihnen sein? Was haben sie Dir zu essen gegeben?“ Zuerst wollte Asī'wa es nicht sagen, als sein Sohn aber weiter in ihn drang, sprach er: „Sie gaben mir ‚rockcod' und Olachen-Oel, und das ist sehr gut.“ Sobald er das gesagt hatte, fiel er todt nieder und Gräten wuchsen ihm aus dem Magen hervor. Das geschah, weil er gesagt hatte, was bei den Seelöwen geschehen war.

8. Der Neqno'q.

Es war einmal eine Wittwe vom Stamme der Gyispaqlâ'ots. Der war kein Mann gut genug für ihre Tochter. Sie sprach zu ihr: „Wenn ein Mann zu Deinem Bette kommt und Dich zur Frau haben will, so fühle seine Handflächen an. Sind sie weich, so weise ihn zurück, sind sie sehr rauh, so nimm ihn.“ Sie wollte nehmlich einen geschickten Bootbauer als Schwiegersohn haben. Die Tochter gehorchte und wies all' ihre Bewerber zurück. Eines Nachts kam wieder ein junger Mann an ihr Bett. Seine Handflächen waren sehr rauh und daher nahm sie seine Werbung an. Früh am Morgen aber war er plötzlich verschwunden, noch ehe sie ihn gesehen hatte. Als die Mutter aufstand und aus dem Hause ging, fand sie eine grosse Heilbutte vor demselben, obwohl es tiefster Winter war. Am anderen Abend kehrte der junge Mann zurück, verschwand aber wieder vor Tagesgrauen. Die Mutter fand morgens einen Seehund am Ufer vor dem Hause. So lebten sie eine lange Zeit. Die junge Frau sah ihren Mann nie von Angesicht zu Angesicht, aber jeden Morgen fand sich ein Thier am Ufer und zwar jeden Tag ein grösseres. So wurde die Wittwe sehr reich. Sie war sehr begierig, ihren Schwiegersohn einmal zu sehen, und wartete eines Tages am Ufer, bis er kam. Plötzlich sah sie einen weissen Bären (mʀe o'l) aus dem Wasser hervorkommen. Er trug einen Wal in jeder Hand und legte dieselben an's Ufer. Sobald er bemerkte, dass er beobachtet wurde, ward er in einen Fels verwandelt, welcher noch heute zu sehen ist. Er war ein Neno'q der See.

9. Der Besuch im Himmel.

Drei Brüder gingen einst im Gebirge jagen. Sie legten sich schlafen und als sie erwachten, sahen sie die Sterne so nahe bei sich, dass sie dieselben berühren konnten. Sie fanden, dass sie auf einem flachen Fels, hoch, hoch über der Erde waren. Sie hatten nichts zu essen und nichts zu trinken. Da sprach der älteste der Brüder: „Was sollen wir thun? Wir wollen Seile aus unseren Bergziegen-Fellen schneiden und zur Erde hinabklettern.“ Der jüngste aber sprach: „Nein, lasst uns warten! Vielleicht wird der, welcher uns im Schlafe heraufnahm, im Schlafe uns auch wieder zurückbringen.“ Sie folgten seinem Rathe und legten sich nieder, um zu schlafen. Plötzlich hörte der jüngste eine Stimme sagen: „Nimm einen runden Kiesel in den Mund.“ Es war die Tochter der Sonne, die so sprach. Er folgte dem Befehle. Als er am anderen Morgen aufwachte, sah er, dass seine Brüder todt waren. Im Traume hatte er gesehen, dass sie ihn verliessen und zur Erde hinabzuklettern versuchten. Da sie nicht gebetet hatten, waren sie bei dem Versuche um's Leben gekommen. Da betete der junge Mann zur Sonne, dem Monde und den Sternen. Er pflanzte seinen Pfeil in einen Spalt des Felsens, band sein Seil daran und kletterte hinab. Er kam wohlbehalten unten an.

10. Die Landotter.

Wenn jemand mit seinem Boote umschlägt, so fangen die Otter-Menschen (wô'tse) ihn, und er wird in eine Otter verwandelt. Es war einmal ein Mann, der behauptete, er würde sich nie von den Ottern besiegen lassen, wenn er einmal umschlagen sollte. Eines Tages, als er mit seiner Schwester ausgefahren war, schlug sein Boot um. Er schwamm an's Land und sah ein Feuer, das sich beständig von ihm fortzubewegen schien. Er folgte ihm nicht, sondern machte sich selbst ein Feuer. Als er dort sass und seinen Rücken wärmte, hörte er ein Boot kommen. Er sah sich nur eben um und blickte dann gleich wieder in den Wald.

Das Boot landete, er aber rührte sich nicht. Die Mannschaft kam zu seinem Feuer herauf. Sofort stand er auf, ging zum Boote hinunter und warf alle Ruder in's Feuer. Da wurden sie in lauter Minke verwandelt, die jämmerlich schrieen. Die Leute verschwanden und ihr Boot erschien nun in seiner wahren Gestalt: als ein alter Stamm Treibholz. Die Ottern machten einen erneuten Versuch, ihn auf diese Weise zu gewinnen, aber vergeblich. Eines Abends, als er an seinem Feuer lag, hörte er eine Frauenstimme rufen: „Mein Lieber! Fürchte Dich nicht! Ich bin Dein Freund. Ich habe hier Essen für Dich. Vertraue mir!“ Gleich darauf trat eine Frau auf ihn zu und gab ihm Fisch und Seehundsfleisch. Er war sehr hungrig, ass aber nicht, obwohl die Simme ihn beim Namen nannte und versprach, ihm regelmässig Essen zu bringen. Sie sprach: „Sieh' Dich nicht nach mir um, siehe nur die Schüsseln an!“ Da sah er ihr gerade in's Gesicht und rief: „Iss es selbst, Du Otter!“ Sie fuhr fort ihn zu bitten, er aber blieb unbeweglich. Er hörte die Stimme alle Abende. Einmal nun schien es ihm, als sei es die Stimme seiner Schwester, die mit ihm ertrunken war. Er fragte sie, und sie antwortete: „Ja, ich bin Deiner Schwester Geist.“ Da dachte er: „Ich sollte mich doch vor meiner Schwester nicht fürchten,“ und nahm, was sie ihm bot. Es that ihm keinen Schaden. Dann fing er an Seehunde zu jagen, die er mit einer Keule erschlug. Aber er war noch immer wachsam und fürchtete die Ottern und beschloss, wenn ein Boot käme, erst die Ruder zu verbrennen und ein Loch hinein zu hauen. Endlich, nachdem er einen ganzen Monat fortgewesen war, kam ein wirkliches Boot und brachte ihn nach Hause zurück. So ward er gerettet

11. TsERᴇmsā'aks.

TsERᴇmsā'aks fuhr einst mit seinen drei Schwägern aus, Seehunde zu jagen. Obwohl sie viele sahen, gelang es ihnen nicht, dieselben zu erlegen. Drei Tage lang blieben sie aus, ohne etwas zu fangen. Am Abend des dritten Tages wurden sie sehr müde, und TsERᴇmsā'aks beschloss Anker zu werfen und die Nacht über zu ruhen. Sie befanden sich gerade am Fusse eines steilen Berges. Zuerst banden sie einen schweren Stein an ein Seil aus Cedernzweigen, warfen denselben als Anker aus, und legten sich nieder zu schlafen. Gerade an dieser Stelle lebte aber Nuguna'ks (ein Walfisch; dies Wort bedeutet: „irrthümlich für Wasser gehalten“) am Grunde des Meeres. Der Stein fiel auf das Dach seines Hauses und weckte ihn aus seiner Ruhe. Da sagte er zu seinem Sklaven, dem Hai (Nö'tuk): „Stehe auf und siehe, was dieses Geräusch verursacht.“ Der Sklave gehorchte. Er tauchte auf und sah das Boot, dessen Anker gerade auf dem Dache des Hauses lag. Er kehrte zu seinem Herrn zurück und berichtete, was er gesehen hatte. Nuguna'ks schickte ihn zurück und trug ihm auf, den vier Männern zu befehlen, den Anker fortzunehmen. Der Sklave gehorchte. Er schwamm zum Boot und klopfte an dasselbe. Die Männer erwachten von dem Geräusch und TsERᴇmsā'aks fragte den im Bug des Bootes sitzenden Mann: „Was verursacht dieses Geräusch?“ Derselbe blickte in das Wasser und sah den Fisch, der beständig gegen das Boot schlug. Er sagte: „Es ist ein Haifisch.“ TsERᴇmsā'aks versetzte: „So fang ihn und wirf ihn weit fort.“ Sein Schwager that also und der Fisch schwamm zu seinem Hause zurück. Er sprach: „TsERᴇmsā'aks hat mich nicht verstanden. Sie haben mich hart angefasst und weit fortgeworfen.“ Nuguna'ks sandte ihn nun nochmals hinauf und wieder klopfte er an das Boot, um sich verständlich zu machen. Da wurde TsERᴇmsā'aks zornig und sprach zu seinem Schwager: „Nun fange den Fisch und mache ihn todt.“ Der Schwager fing ihn, riss ihm die Vorderflossen aus und warf ihn in's Meer. Da schrie er jämmerlich, eilte zu Nuguna'ks und klagte: „O,

Tsᴇʀᴇmsā'aks hat mir die Arme ausgerissen." Da hiess dieser ihn sich niederlegen.

Es war nun alles still und die vier Männer schliefen. Nuguna'ks aber ging mitten in der Nacht aus, ergriff das Boot und zog es auf den Grund des Meeres herab. Links vor der Hausthür (beim Eintreten) setzte er es auf den Boden. Die vier Männer aber schliefen ruhig weiter. Der im Bug des Bootes sitzende Mann träumte morgens, es regne, denn das Wasser tropfte ihm beständig in's Auge. Er erwachte und erblickte erstaunt das fremdartige Haus. Er glaubte zu träumen und rieb sich die Augen. Als er sie aber wieder öffnete, das Haus wieder sah, die Leute sprechen und das Feuer knistern hörte, wusste er nicht, wie ihm geschehen war. Er versuchte das Boot in Schwankung zu bringen, merkte aber, dass sie festsassen. Da weckte er Tsᴇʀᴇmsā'aks und rief: „Siehe, jemand hat uns in's Wasser heruntergezogen." Da erwachten alle und sahen sich erstaunt um.

Nuguna'ks aber freute sich, dass die Leute bei ihm waren. Er liess seine Sklaven (die Fische) Holz spalten und Feuer machen und liess das Haus reinigen. Dann schickte er einen Sklaven zu den Männern und liess sie einladen, in's Haus zu kommen. Sie traten ein und sahen, dass das Haus viele Stufen hatte. Sie weinten vor Furcht, denn sie sahen, dass das Haus ganz mit Fischen bemalt war und viele schreckliche Wesen darin wohnten. Nuguna'ks aber lud sie freundlich ein, heranzukommen, und sprach zu Tsᴇʀᴇmsā'aks: „Du sollst mein Bruder sein." Er schenkte ihm seinen Mantel, der ganz aus Seegras gearbeitet war, und lud ihn ein, zwei Tage dort zu bleiben. Tsᴇʀᴇmsā'aks aber wollte ihm ein Gegengeschenk machen und bat einen seiner Schwäger, die Kiste zu holen, welche in dem Boote stand, und in der Bergziegenfett, Farbe und Feder zum Bemalen des Gesichtes lag. Diese gab er Nuguna'ks, welcher sie dankbar annahm und aus dem wenigen Fett, der wenigen Farbe und der einen Feder sehr viele machte. Dann lud er alle Häuptlinge, die mit ihm unten im Meere wohnten, zu einem grossen Feste ein. Ehe sie eintraten, legten dieselben ihren Tanzschmuck an und verwandelten sich in Fische. Nuguna'ks schenkte jedem Bergziegenfett, Farbe und Feder, und sprach dann zu Tsᴇʀᴇmsā'aks: „Nun achte auf, was hier geschieht." Plötzlich drang das Wasser in's Haus ein, und die Fische fingen an zu tanzen. Selbst Tsᴇʀᴇmsā'aks' Kahn und der Stuhl, auf dem er sass, tanzten. Als der Tanz zu Ende war, verlief das Wasser wieder. Dann beschenkten Nuguna'ks und all' die anderen Häuptlinge Tsᴇʀᴇmsā'aks und befahlen ihm, alles, was er gesehen habe, auf der Oberwelt nachzumachen. Abends setzten die vier Männer sich wieder in's Boot, und als sie fest schliefen, brachte Nuguna'ks das Boot wieder an die Oberfläche des Wassers. Früh morgens, als der Mann im Bug des Bootes erwachte, fühlte er dasselbe auf dem Wasser schaukeln. Er weckte seine Brüder und seinen Schwager und rief: „Seht, was mit uns geschehen ist." Sie erwachten alle. Sie sahen, dass sie wieder auf der Oberfläche des Wassers waren, und fühlten, dass das Boot schaukelte. Sie blickten sich um und sahen, dass Tang und Seegras auf ihrem Körper, ihren Kleidern und auf dem Boote festgewachsen war. Sie fuhren nach Hause zurück, aber dort erkannte sie niemand. Man hatte sie für todt betrauert, denn nicht zwei Tage, sondern zwei Jahre waren sie auf dem Grunde des Meeres gewesen.

Tsᴇʀᴇmsā'aks aber baute ein grosses Haus und schmückte es aus, wie das des Nuguna'ks. Daher gebrauchen die Nachkommen seiner Schwester noch heute den Haus- und Tanzschmuck, den er vom Grunde des Meeres heraufbrachte.

(Erzählt von einem alten Mann aus Meqtlak'qā'tla und einer Frau aus Port Essington.)

12. Yaqagwonō'osk.

Yaqagwonō'osk war der Nachkomme eines Mannes, der, wie Tsᴇrᴇmsā'aks, auf den Meeresboden herabgenommen war. Er war ein grosser Häuptling und lud einst alle anderen Häuptlinge der ganzen Erde zu einem Feste ein, welches am Nass River gefeiert wurde. Alle See-Ungeheuer kamen und gebrauchten Finnwale als Boote. Sie waren so zahlreich, dass der Fluss ganz voll war. Sie landeten und gingen in Yaqagwonō'osk's Haus, und jedesmal, wenn einer von ihnen die Thür öffnete, strömte Wasser hinein. Jeder trug die ihm zugehörige Kleidung. Der erste, der kam, war Kuwā'k [1]). Ihm folgten Tlkwats'a'q, Kntᴇpwēn, Ktlkuol, Spaed'ana'kt, Kspaha'watlk. Die letztgenannten waren sehr gefährlich und tödteten immer die Leute, die an ihrem Hause vorüberfuhren. Die gefährlichsten Ungeheuer sassen hinten im Hause, die anderen der Plattform entlang, rings um das Haus. Dann traf Lak'anpᴇtsē'qtl ein. Er trug einen Kopfring, der aus Zweigen gemacht war, die Vorbeireisende ihm gaben, um seine Freundschaft zu erwerben. Dann kam Wulnᴇbālg'ātlso'ks und Wudᴇ'ano'n (= grosse Hände). Yaqagwonō'osk gab jedem, was er am liebsten hatte: Fett, Tabak, rothe Farbe und Adlerdaunen. Alle versprachen, künftig keine Leute mehr zu tödten, und zogen nach ihrer Rückkehr vom Feste von dem Wege fort, den die Boote der Menschen immer einschlugen. Yaqagwonō'osk ahmte die Kleidung all' seiner Gäste nach und trug sie. Seine Familie führt daher all' die See-Ungeheuer auf ihrem Wappenpfahl.

13. Der Ahne einer Familie des Raben-Geschlechtes.

(Bruchstück.)

Ein Mann ging einst in seinem Boote aus zu jagen, aber drei Tage lang fing er nichts. Da, am vierten, erblickte er auf dem Ocean einen grossen Raben, der mit den Flügeln flatterte und auf- und niedertauchte. Unter den Flügeln erblickte er viele Leute. Als er nach Hause zurückkehrte, baute er ein Haus und malte darauf den See-Raben (= ts'ᴇma'ks).

14. Der Ahne einer Familie des Bären-Geschlechtes.

(Bruchstück.)

Ein Mann ging einst auf die Berge, Bergziegen zu jagen. Da traf er einen schwarzen Bären, welcher ihn mit in sein Haus nahm. Er lehrte ihn die Kunst Lachse zu fangen und Boote zu bauen. Nach zwei Jahren kehrte der Mann in seine Heimath zurück. Als er dort ankam, fürchteten sich alle Leute vor ihm, denn er sah aus wie ein Bär. Ein Mann aber fing ihn ein und brachte ihn in's Haus. Er konnte nicht mehr sprechen und wollte nichts Gekochtes essen. Da rieb man ihn mit Zauberkräutern ein und er ward wieder wie ein Mensch. Fortan, wenn er in Noth war, ging er immer auf den Berg zu seinem Freunde, dem Bären, und dieser half ihm immer. Im Winter fing er ihm frische Lachse, wenn sonst niemand fischen konnte. Er baute ein Haus und malte einen Bären daran. Seine Schwester webte den Bären in seine Tanzdecke. Daher haben die Nachkommen seiner Schwester heute den Bären als Wappen.

1) Dieser und die folgenden Namen bezeichnen Schnellen und gefährliche Landspitzen.

15. Tsag·atilā́o (tsag·a = jenseits, di = gemeinsam, lā' = sich auf dem Wasser befinden).

Es war einmal ein Häuptling, der hatte eine schöne Tochter. Im Herbst, wenn die Zeit gekommen war, Beeren zu sammeln, pflegte sie mit den übrigen jungen Mädchen in den Wald zu gehen und Beeren zu pflücken. Eines Tages war sie so mit ihren Gefährtinnen ausgegangen, und bald kamen sie zu einer Stelle, an der viel Bärenlosung lag. Die Häuptlingstochter suchte ihren Fuss auf eine reinliche Stelle zu setzen; da es aber überall schmutzig war, ward sie unmuthig und schalt den Bären. Die Mädchen gingen dann weiter und fanden viele Beeren. Als es dunkel wurde, kehrten sie mit gefüllten Körben nach Hause zurück. Unterwegs zerrissen die Tragbänder des Korbes der Häuptlingstochter, und die Beeren fielen zur Erde. Die übrigen Mädchen warteten, bis jene die Beeren aufgesammelt und ihren Korb wieder zurechtgemacht hatte. Nach kurzer Zeit aber rissen die Tragbänder wieder. Abermals warteten die Mädchen auf sie. Sie waren noch nicht weit gegangen, da zerrissen die Bänder zum dritten Male; als aber zum vierten Male dasselbe geschah, sprach die Häuptlingstochter: „Wartet nicht auf mich. Es ist fast dunkel. Geht lieber nach Hause und bittet meine Brüder, mir einen andern Korb zu bringen.“ Da gingen die Mädchen heim und liessen jene allein im Walde zurück. Sie gingen zum Häuptling und sprachen: „Wir haben lange auf Deine Tochter gewartet. Die Tragbänder ihres Korbes sind zerrissen, und sie kann ihre Beeren nicht heimtragen. Schicke Deine Söhne mit einem neuen Korbe in den Wald, um ihr zu helfen.“ Darauf sandte der Häuptling sogleich seine Söhne aus.

Als das Mädchen nun im Walde auf ihre Brüder wartete, kamen zwei schöne junge Männer zu ihr und versprachen, sie nach Hause zurückzuführen. Sie trugen ihr den Korb und gingen rasch vorwärts. Es war ganz finster und sie führten das Mädchen, ohne dass sie es merkte, zum Hause des Bären-Häuptlings. Die jungen Männer waren nehmlich die Söhne des Bären-Häuptlings. Dieser hatte die Worte des Mädchens gehört, als sie auf die Bären schalt, und hatte beschlossen, sie in seine Gewalt zu bringen. Er bewirkte, dass die Tragbänder des Korbes rissen, und hatte dann seine Söhne ausgesandt, sie zu holen. Als die Bären sie nun kommen sahen, theilten sie es dem Häuptlinge mit. Dieser freute sich und sprach: „Sie soll meines Sohnes Weib werden.“

Mittlerweile durchsuchten die Brüder vergeblich den Wald, um ihre Schwester zu finden, und kehrten endlich betrübt nach Hause zurück. Der alte Häuptling schickte alle Leute aus, seine Tochter zu suchen; aber sie fanden sie nicht. Als es nun Winter ward, assen die Brüder zwei Monate lang Zauberkräuter und achteten dabei genau auf die Vorschriften beim Gebrauche derselben, damit sie guten Erfolg hätten. Sie blieben in der Einsamkeit, und so hatten die Kräuter die gewünschte Wirkung. Wären sie unter Menschen gegangen, so hätten sie den Verstand verloren.

Das Mädchen lebte mittlerweile unter den Bären. Als es Winter geworden war, kam eines Tages eine Maus zu ihr und flüsterte ihr zu: „Wirf Deine Ohrringe in's Feuer.“ Sie gehorchte. Dann hiess die Maus sie all' ihren übrigen Schmuck in's Feuer werfen, und die Häuptlingstochter gehorchte. Die Maus erzählte ihr dann, dass der Sohn des Bären-Häuptlings sie heirathen werde, und schärfte ihr ein, ja mit keinem anderen Manne zu verkehren, da jener sehr eifersüchtig sei. Und es geschah, wie die Maus gesagt hatte.

Am Tage pflegten die Bären zum Flusse zu gehen, um Lachse zu fangen. Der Häuptlingssohn ging ebenfalls und befahl seiner jungen Frau, Abends ein

grosses Feuer bereit zu halten, an dem er sich trocknen könne. Da sammelte die Frau gutes, trockenes Holz und hatte ein hell loderndes Feuer bereit, um ihren Mann zu empfangen, wenn er vom Fischfange zurückkehrte. Als die Bären nun kamen, nahmen sie ihre nassen Mäntel ab und schüttelten dieselben gegen das Feuer aus. Während alle übrigen Feuer nur höher aufflammten, verlöschte das der Häuptlingsfrau. Da ward ihr Mann zornig und sprach: „Du thust, als verständest Du alles; aber Du weisst gar nichts. Kannst Du kein besseres Holz holen?“ Als die Bären am folgenden Tage wieder zum Lachsfange ausgegangen waren, sagten die Frauen zu der Neugekommenen, sie müsse nasses Holz zum Feuer nehmen, das lange im Flusse gelegen habe, dann würden die Flammen nicht verlöschen, wenn ihr Mann sein Fell ausschüttelte. Sie folgte ihrem Rathe und Abends, als ihr Mann seinen Mantel ausschüttelte, flammte auch ihr Feuer hoch auf.

Eines Tages kam die Maus wieder zu der Frau und sprach: „Siehst Du jenen Berg? Hinter demselben ist Deines Vaters Heimath. Aber wisse, wenn Du entfliehen willst, so wirst Du diesseits des Berges einen grossen See finden. Am See wohnt ein Mann, Namens Tsag·atilâ'o, vielleicht wird er Dich hinüberbringen.“ Als die junge Frau das hörte, wünschte sie zu entfliehen, aber sie wusste nicht, wie sie ihre Flucht bewerkstelligen sollte, denn die beiden Schwestern ihres Mannes bewachten sie beständig. Deshalb erdachte sie eine List.

Eines Tages ging sie mit ihren beiden Schwägerinnen aus, Holz zu holen. Sie sammelten grosse Bündel und lehnten dieselben gegen einen Baum. Dann sprach die Frau zu den Mädchen: „Ich will Euch aufladen helfen.“ Die Mädchen setzten sich vor die Holzbündel, um sie sich auf den Rücken schnüren zu lassen Die Frau aber band die beiden Mädchen an dem Baume fest, ohne dass jene es merkten. Dann sprach sie zu ihnen: „Wartet noch ein wenig Ich will noch mehr Holz suchen.“ Die Mädchen versprachen zu warten, und nun lief die Frau von dannen, so rasch sie konnte. Als sie aber gar nicht zurückkam, merkten ihre Schwägerinnen, dass sie hintergangen waren. Sie wollten ihr nacheilen, konnten aber nicht aufstehen. Sie schrieen aus Leibeskräften, und als die Frauen der Bären herankamen, erzählten sie, was geschehen sei. Die Frauen befreiten die Mädchen, indem sie die Stricke, mit denen dieselben festgebunden waren, durchbissen. Dann liefen alle in's Dorf zurück, riefen ihre Männer und sie verfolgten die Flüchtige.

Diese war unterdessen an den See gelangt und sah auf demselben Tsag·atilâ'o in einem Kupferboote. Der See war so gross, dass sie nicht ringsherum gehen konnte, und sie hörte schon von weitem die Bären kommen. Sie rief: „O, Tsag·atilâ'o, erbarme Dich meiner. Nimm mich in Dein Boot. Du sollst alle Reichthümer meines Vaters haben.“ Jener aber antwortete nicht, sondern sah nur hinab in's Wasser. Die Bären kamen näher, und die Frau rief wieder: „O, Tsag·atilâ'o, erbarme Dich meiner!“ Jener aber antwortete nicht. Nun hörte sie die Bären ganz nahe. Da weinte sie vor Angst und sprach: „Nimm mich auf in Dein Boot, Du sollst auch alle Besitzthümer meines Onkels haben.“ Noch immer antwortete jener nicht, sondern sah unbeweglich hinab in's Wasser. Nun sah man schon die Bären herankommen, da rief die Frau: „O, Tsag·atilâ'o, erbarme Dich meiner. Nimm mich in Dein Boot, dann will ich auch Deine Frau werden.“ Da freute sich Tsag·atilâ'o. Er tauchte seine Keule in's Wasser, und sogleich fuhr das Boot von selbst zu dem Platze, an dem die Frau stand. Er nahm sie in das Boot und stiess wieder vom Ufer. Die Bären waren nun am See angekommen, und als sie Tsag·atilâ'o und die Frau zusammen im Boote sahen, wurden sie sehr

zornig. Der Sohn des Häuptlings rief: „Tsag·atilâ'o, gieb mir meine Frau zurück! sonst tödte ich Dich." Jener antwortete gar nicht, sondern er und seine Frau waren glücklich zusammen im Boote. Noch einmal drohten ihm die Bären, und als Tsag·atilâ'o sich noch gar nicht um sie kümmerte, sprangen sie in's Wasser, um das Boot anzugreifen. Da warf Tsag·atilâ'o seine Keule in's Wasser. Dieselbe ward lebendig, schwamm auf die Bären zu und biss allen die Kehle durch bis auf zweien, welche bei Zeiten entflohen. Da freute sich Tsag·atilâ'o.

Abends kehrte er nach Hause zurück. Er hatte aber schon eine Frau mit Namen Ksᴇmnâ'osō (= die Berglöwin). Als diese vernahm, dass ihr Mann sich eine zweite Frau genommen habe, dachte sie nur: die werde ich bald tödten. Tsag·atilâ'o aber, welcher das böse Herz seiner ersten Frau kannte, sprach zu ihr: „Ich liebe die Frau, die ich heute heimgebracht habe, und will nicht, dass Du ihr ein Leid zufügst." „Gewiss", erwiderte jene, „sie soll meine Schwester sein". Tsag·atilâ'o warnte nun seine junge Frau vor Ksᴇmnâ'osō. Er sagte: „Ich fange am Tage Seehunde, Bergziegen und Bären; Abends bringe ich meine Beute nach Hause, und dann isst Ksᴇmnâ'osō alles auf. Wenn Du merkst, dass sie isst, schliesse ja Deine Augen und siehe sie nicht an." Die Frau versprach zu gehorchen. Da bestieg Tsag·atilâ'o sein Boot, welches sogleich in dem See versank und im Meere wieder auftauchte. Er tödtete viele Seehunde und füllte sein Boot vollständig. Als der Morgen graute, kehrte er zurück. Da freute sich Ksᴇmnâ'osō. Ihr gab er alle Seehunde. Er liebte sie nicht und ihr gab er alles, was er fing. Die junge Frau aber liebte er und ihr gab er nichts. Als es dunkelte, ging Tsag·atilâ'o wieder aus. Ehe er ging, prägte er seiner Frau nochmals ein, nicht zuzuschauen, wenn die Alte ässe, und jene versprach zu gehorchen. Als es nun ganz dunkel war, hörte sie Ksᴇmnâ'osō essen. Da konnte sie der Versuchung nicht widerstehen und öffnete ein Auge ein ganz klein wenig. Da erblickte sie, dass jene einen ganzen Seehund in der Hand hielt und bis zum Halse voll war. Die Alte aber merkte sofort, dass jene ihr zusah. Sie ward zornig, sprang auf sie zu und biss ihr die Kehle durch.

Als der Tag graute, kehrte Tsag·atilâ'o von der Jagd zurück. Bei seiner Rückkehr fragte er sogleich nach seiner jungen Frau. Ksᴇmnâ'osō erwiderte: „Sie liegt im Bett und schläft." Da wusste Tsag·atilâ'o gleich, dass jene sie getödtet hatte. Als er die Leiche fand, ward er betrübt und fing an zu weinen. Er sagte zu Ksᴇmnâ'oso: „Du wirst nun kein Fleisch mehr von mir bekommen." Als es dunkel geworden war, legte die Alte sich nieder zu schlafen, und als sie fest schlief, sprühte Feuer aus ihrem Munde und aus ihren Augen. Da sandte Tsag·atilâ'o seine Keule und liess dieselbe die Kehle der Alten durchbeissen. Die Keule biss den ganzen Hals durch, so dass der Kopf zur Erde fiel; aber nach ganz kurzer Zeit flogen die getrennten Theile wieder zusammen. Da liess Tsag·atilâ'o ihr nochmals von der Keule den Kopf abreissen und legte Zauberkräter auf die Wunde, die verhinderten, dass Kopf und Rumpf wieder zusammenwuchsen. Dann schnitt er sie der Länge nach auf, nahm ihr Herz heraus und trug dasselbe zum Leichnam seiner Frau. Er schwang es viermal über der Leiche: da stand die junge Frau auf und rieb sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätte. Da ward Tsag·atilâ'o's Herz froh. Sie zerschnitten nun die Leiche der Alten und begruben die Theile an verschiedenen Stellen. Nun hatten Tsag·atilâ'o und seine Frau keine Sorgen mehr. Bald aber kamen die Berglöwen, die Kinder der Ksᴇmnâ'osō, um ihre Mutter zu sehen. Sie fragten Tsag·atilâ'o: „Wo ist unsere Mutter?" Dieser versetzte: „Ich weiss nicht, wohin sie gegangen ist." Da wussten die Berglöwen sogleich, dass sie todt sei. Sie suchten ihren Körper, trugen die Theile in ihre

Heimath zurück und weinten zusammen über der Leiche ihrer Mutter. Dann beschlossen sie, ihren Tod zu rächen. Sie wollten Tsag·atilâ'o tödten. Dieser aber rettete sich in sein Boot, und die Thiere mussten unverrichteter Dinge zurückkehren.

Nach einiger Zeit gebar die Frau einen Sohn, welcher den Namen Gunaqanē'semgyet erhielt. Als derselbe eben geboren war, trug Tsag·atilâ'o ihn zum Wasser hinab und wusch ihn. Dann zog er ihn viermal an Kopf und Füssen in die Länge und drückte ihn wieder zusammen. So ward das Kind so gross wie ein junger Mann. Er lehrte ihn jagen und fischen, und beide gingen immer zusammen aus. Einst fragte der junge Mann, wo sein Grossvater wohne, und da erzählte ihm die Frau, dass sein Grossvater und Onkel grosse Häuptlinge seien, und dass ihre Heimath nicht sehr weit entfernt sei. Als Gunaqanē'semgyet dies hörte, beschloss er, seine Verwandten zu besuchen. Tsag·atilâ'o war damit einverstanden und gab seinem Sohn das Kupferboot, eine Keule, Bogen, Pfeile und Harpune. Er ging auf den Berg und holte seine Felle, die er daselbst verborgen hatte, und gab seinem Sohne runde Steine, in den Mund zu nehmen und dann als Wurfgeschosse zu gebrauchen, und lehrte ihn dieselben zu werfen. Nachdem er all' dies zum Strande getragen hatte, fing er an, das Boot zu beladen. Es war schon ganz voll, und er hatte erst den kleinsten Theil der Sachen verstaut. Da drückte er die Ladung mit der Hand nieder, und dieselbe wurde so klein, dass er von Neuem hineinladen konnte. So fuhr er fort, bis Alles verstaut war. Dann schoben sie das Boot in's Wasser, und Gunaqanē'semgyet, seine Mutter und ein grosser Sklave, Namens Hä'lus, welchen Tsag·atilâō ihnen mitgab, fuhren von dannen. Hä'lus steuerte das Boot.

Nach langer Fahrt gelangten sie in das Land K·'atō'u, wo der Grossvater des jungen Mannes lebte. Die Leute sahen das Boot herankommen und fragten den Sklaven: „Wer ist in dem Boote?“ Hä'lus antwortete: „Jene Frau ist Eures Häuptlings Tochter. Vor langer Zeit ging sie im Walde verloren und heute kehrt sie mit ihrem Sohne zurück.“ Da weinten die Leute fast vor Freude. Sie sprachen zu Gunaqanē'semgyet: „Komm! Dein Onkel erwartet Dich in seinem Hause. Bleibe bei uns und werde unser Häuptling.“ Sie zogen das Boot an's Land und fingen an, dasselbe auszuladen. Sie trugen die Sachen in das Haus des alten Häuptlings, dasselbe ward ganz voll. Sie trugen viel in das Haus des Onkels des jungen Mannes, auch dieses wurde ganz voll. Sie trugen so viel aus dem Boote, dass alle Häuser im Dorfe ganz voll waren. Nun hatten sie Fleisch von Seehunden, Walfischen, Seelöwen, Bären und Felle von Mardern, Seeottern und Bären, soviel ihr Herz begehrte.

Als es Winter wurde, herrschte grosse Noth im Dorfe, da niemand ausgehen konnte zu jagen. Tiefer Schnee bedeckte alles weit und breit, und es war unmöglich, Brennholz zu sammeln. Da sprach Gunaqanē'semgyet zu seinem Sklaven: „Lasst uns ausfahren! wir wollen Fleisch und Holz holen.“ Nach kurzer Zeit gelangten sie an eine Klippe, auf der viele Seehunde lagen. Da fragte der junge Häuptling: „Wollt Ihr gern die Seehunde haben? Schliesst Eure Augen und verbergt Euch am Boden des Bootes, so will ich sie tödten.“ Die Sklaven gehorchten. Da nahm Gunaqanē'semgyet seine Keule, warf sie in's Wasser, und dieselbe schwamm auf die Seehunde zu. Sie biss ihnen die Kehle durch und kehrte zum Boote zurück. Da hiess er seine Sklaven wieder aufstehen. Sie trugen die Seehunde an's Land und kochten sie daselbst. Der junge Häuptling befahl ihnen, Alles aufzuessen und nichts mit nach Hause zu nehmen. Eine Sklavin aber dachte

daran, dass ihr Kind hungere, und verbarg ein wenig Seehundsfleisch unter ihrem Mantel.

Als sie fertig gegessen hatten, fuhren sie weiter. Bald sahen sie einen grossen Baum und Gunaqanē'semgyet fragte: „Wollt Ihr den Baum haben, um ihn als Brennholz zu gebrauchen?" Die Sklaven antworteten: „O, Häuptling, wir möchten ihn gern haben, aber wir können ihn nicht fällen." Wieder befahl jener ihnen, die Augen zu schliessen und sich am Boden des Bootes zu verbergen. Dann nahm er einen Stein aus dem Munde und warf denselben gegen den Baum. Dieser fiel um und zerbrach in viele Stücke. Als die Sklaven nun wieder aufsahen und den Baum gefällt und gespalten fanden, freuten sie sich. Sie beluden das Boot, und als es voll war und noch mehr Holz am Ufer lag, drückte Gunaqanē'semgyet die Ladung nieder, so dass noch mehr hineinging. Dann fuhren sie nach ihrem Heimathdorfe zurück.

Als sie dort ankamen, halfen alle Leute, das Holz in das Haus ihres Häuptlings zu tragen. Die Sklavin aber, welche das Seehundsfleisch unter ihrem Mantel verborgen hatte, ging zu ihrem Kinde, das im Hause von Gunaqanē'semgyet's Onkel wohnte, und gab ihm das Fleisch. Da das Kind sehr hungrig war, nahm es sich nicht Zeit das Fleisch zu kauen, sondern verschlang es, und der Bissen blieb ihm im Halse stecken. Der Onkel des jungen Häuptlings merkte nun, dass das Kind etwas ass, kam herbei und nahm ihm den Bissen aus dem Munde. Da fragte er die Sklavin, woher sie das Fleisch habe, und diese erzählte: „Gunaqanē'semgyet tödtete viele Seehunde und warf einen grossen Baum um, aber er liess uns nicht sehen, wie er es that. Wir glauben alle, er ist kein rechter Mensch, sondern kommt vom Himmel."

Gunaqanē'semgyet's Onkel hatte aber zwei Töchter, die beide sehr schön waren. Die ältere war schon verheirathet gewesen und die jüngere war lahm an einem Beine. Hā'lus bemerkte bald, dass Gunaqanē'semgyet die ältere der beiden Schwestern liebte, da schlich er sich Nachts heimlich in ihre Kammer und nahm sie zur Frau. Als Gunaqanē'semgyet das hörte, ward er sehr traurig. Sein Onkel aber tröstete ihn, und gab ihm seine zweite Tochter zur Frau. Der Jüngling ging mit ihr zu dem Teiche, aus dem die Leute Wasser zu schöpfen pflegten und wusch sie. Da wurde ihr lahmes Bein gesund, und ihr Haar, das vorher roth gewesen war, schwarz und sehr lang. Sie war nun ausnehmend schön, und Gunaqanē'semgyet ging mit ihr nach Hause zurück. Als Hā'lus nun sah, wie schön die junge Frau geworden war, ward er sehr neidisch. Ihr Vater aber schenkte Gunaqanē'semgyet viele kostbare Sachen, weil er sie so schön gemacht hatte.

Nach einiger Zeit dachte Gunaqanē'semgyet: „O, ginge Hā'lus doch aus, Brennholz zu holen!" Kaum hatte er das gedacht, da befahl sein Onkel Hā'lus, Brennholz zu holen. Dieser gehorchte und fuhr mit den anderen Sklaven aus, Holz zu holen. Gunaqanē'semgyet dachte weiter: „O, brächte Hā'lus doch schlechtes Holz nach Hause!" Und also geschah es: Hā'lus brachte schlechtes Holz nach Hause, welches stark rauchte, als es brannte. Und weiter dachte Gunaqanē'semgyet: „O, wenn doch der Rauch meiner Schwiegermutter in's Auge flöge!" Auch dies geschah, und die Schwiegermutter erblindete auf einem Auge. Weiter dachte er: „O, wenn doch mein Onkel zornig werden würde und das Holz aus dem Hause hinauswerfen liesse!" Und auch dieser Wunsch ging in Erfüllung. Am folgenden Tage dachte er: „O, wenn doch mein Schwiegervater mich aussenden würde, gutes Brennholz zu holen!" An demselben Morgen stand sein Schwiegervater früh auf, und hiess ihn ausgehen, Brennholz zu holen. Gunaqanē'semgyet nahm sein Boot und fuhr mit vielen Sklaven aus, Holz zu holen. Er belud das Boot mit

gutem trockenen Holze und drückte dann die Ladung mit seinen Händen nieder, so dass er noch mehr einnehmen konnte. Als das Boot endlich ganz voll war, kehrte er zurück. Alle Leute halfen ihm nun das Holz hinauftragen, das seines Schwiegervaters Haus ganz füllte.

Nach einiger Zeit fuhren die Leute nach Tlō'sems (Nass), um daselbst Fische zu fangen. Nach sechstägiger Reise gelangten sie zu einer Insel im Nass. Dort sprach Gunaqanē'semgyet zu den Leuten: „Jetzt wollen wir sehen, wer stärker ist, Hā'lus oder ich!" Da hielten die Boote still und der junge Häuptling fuhr fort, zu Hā'lus gewandt: „Dort auf der Insel liegt ein grosser Stein. Lass uns nach demselben werfen und versuchen, wer ihn zertrümmern kann." Hā'lus nahm darauf hin eine Steinkugel aus dem Munde und warf sie gegen den Stein. Die Kugel sertrümmerte denselben aber nicht, sondern sprang mit grosser Kraft zurück und traf seiner Schwiegermutter Mund. Sie schlug ein grosses Loch in deren Unterlippe. Da lachten alle Leute Hā'lus aus. Nun war die Reihe an Gunaqanē'semgyet. Er nahm eine Kugel aus dem Munde und schleuderte dieselbe gegen den Stein, durch den sie ein Loch schlug. Da wussten alle Leute, dass er sehr stark war.

Sie fuhren weiter den Fluss hinauf und kamen zu einem Berge, auf dessen Gipfel viel Kupfer lag. Die Leute versuchten, es zu holen, konnten aber nicht den Berg erklimmen. Da sprach Gunaqanē'semgyet: „Bemüht Euch nicht vergeblich! Wir wollen das Kupfer mit Steinen herabwerfen. Dann könnt Ihr sehen, wer stärker ist, Hā'lus oder ich." Da hielten die Boote an. Hā'lus warf zuerst. Er nahm einen Stein aus dem Munde und schleuderte ihn, aber er erreichte nicht einmal den Gipfel des Berges. Der Stein rollte wieder herab und fiel in's Wasser. Da lachten alle Leute Hā'lus aus. Nun nahm Gunaqanē'semgyet einen Stein aus dem Munde, er traf das Kupfer und es zerbrach in viele Stücke. Da erhoben sich zwei Hermaphroditen im Boote und sagten: „Ein Stück Kupfer soll nach dem Skeena-Flusse fliegen, das andere nach Cassiar (am Stikin);" und so geschah es.

Endlich gelangten die Boote nach Tlo'sems. Die Fische zogen erst spät den Fluss hinauf, und lange Zeit hindurch wurden keine gefangen. Da sprachen die Leute zu Hā'lus und Gunaqanē'semgyet: „Geht zum Flusse hinab und versucht zu fischen. Da wollen wir sehen, wer von Euch der beste Mann ist." Die beiden gingen in ihre Boote, und Hā'lus senkte zuerst seinen Fischrechen in's Wasser. Er fing nichts als Baumblätter. Nun versuchte Hā'lus wieder Fische zu fangen, bekam aber nichts. Beim zweiten Versuche fing Gunaqanē'semgyet einen Fisch, und während er beim dritten Male zwei Fische fing, hatte Hā'lus wieder nichts in seinem Rechen. Beim vierten Male fing Gunaqanē'semgyet vier Fische, und da Hā'lus wieder nichts fing, schämte er sich so, dass er sowohl wie seine Frau in's Wasser sprangen und sich ertränkten. Von nun an wurden viele Fische gefangen.

Im Herbst kehrten die Boote wieder nach Meqtlak·qā tla zurück. Eines Tages sahen die Leute einen Seeotter, es gelang ihnen aber nicht, denselben zu fangen. Da baten sie Gunaqanē semgyet, sein Glück zu versuchen, und dieser erlegte das Thier. Seine Frau zerlegte es und zog das Fell ab. Dann ging sie zum Meere hinab, um es zu waschen. Es dauerte nicht lange, da kam Gyileksets'a'ntk, der Finnwal, herangeschwommen und trug sie fort. Die Frau fürchtete, in's Meer zu fallen, und hielt sich deshalb an seinen Rückenfinnen fest. Der Wal schwamm mit ihr von dannen, ehe ihr Mann zur Hülfe herbeikommen konnte.

Gunaqanē'semgyet aber beeilte sich nicht, sondern setzte sein Boot in Stand und verfolgte dann den Wal mit vielen Sklaven. Als sie am Nass River ankamen, sah er, dass jener auf den Grund des Meeres tauchte. Da warf er ein Seil, an

dessen Ende ein Stein gebunden war, in's Meer hinab und kletterte daran hinunter. Auf dem Meeresboden fand er einen Weg und sah bald viele Menschen, die ihm erzählten, dass der Wal mit einer Frau des Weges gekommen sei. Er ging weiter, und jeder, den er fragte, gab ihm dieselbe Auskunft.

Endlich gelangte er an das Haus des Finnwals. Vor demselben fand er einen Sklaven damit beschäftigt, Holz zu hacken. Da versteckte sich Gunaqanē'semgyet. Plötzlich zerbrach der Keil, mit welchem der Sklave Holz spaltete, und er fing an zu weinen. Gunaqanē'semgyet trat aus seinem Verstecke hervor und fragte den Sklaven, weshalb er weine. Derselbe erwiderte: „O, mein Keil ist zerbrochen, und wenn mein Herr das sieht, wird er zornig werden.“ Gunaqanē'semgyet tröstete ihn und stellte den Keil wieder her. Dann fragte er ihn: „Hast Du nicht meine Frau gesehen?“ Jener versetzte: „Ja, mein Herr hat sie geraubt, aber ich will Dir helfen, sie wieder zu bekommen. Heute Abend trage ich Wasser in's Haus. Wenn ich nahe an's Feuer komme, will ich thun, als stolpere ich, und will das Feuer ausgiessen, dann komme Du und hole Deine Frau, so lange es dunkel im Hause ist.“ Und also geschah es. Gunaqanē'semgyet ergriff seine Frau und lief mit ihr zu dem Seile zurück. Die Wale und alle die Leute, bei denen er vorübergekommen war, verfolgten ihn, aber sie erreichten ihn nicht. Sobald er an dem Seile rüttelte, zogen die Leute im Boote ihn schnell herauf. Da tauchten aber schon die Wale auf und wollten das Boot angreifen. Gunaqanē'semgyet aber streute ein Zaubermittel auf die See, das alle tödtete, und erreichte wohlbehalten seine Heimath.

16. Ts'ᴇnslâ'ek· (= der Verlassene).

Vor langer, langer Zeit lebte im Stamme der Gyitwulgyâ'ts ein Knabe, dessen Vater schon lange todt war. Seine Mutter hatte vier Brüder, deren ältester der Häuptling des Stammes war. Im Sommer fuhr der Stamm den Skeena-Fluss hinauf, um Fische zu fangen. Während nun alle Leute eifrig beschäftigt waren, Lachse zu fangen und zuzubereiten, kümmerte sich der Knabe gar nicht darum, sondern spielte fortwährend mit drei jungen Sklaven.

Eines Abends, als die Boote vom Fange zurückkamen und alle beschäftigt waren, die Boote auszuladen, und die Lachse zu spalten und zu trocknen, rief ihn sein ältester Onkel und forderte ihn auf, zu helfen. Er aber folgte dem Gebote nicht, sondern spielte weiter. Da sprach der Onkel: „Hüte Dich, wenn es Winter wird und wir keine Fische mehr fangen können, wirst Du nichts zu essen haben.“ Als der zweite Onkel vom Fange zurückkam, rief er ebenfalls den Knaben, aber dieser folgte ihm nicht, und ebenso wenig kam er, als die zwei jüngsten ihn riefen. Als er eine Frau Lachse aufschneiden sah, stahl er die Kiemen, rief seine drei Spielgenossen und lief mit ihnen auf einen Berg, auf dem sich viele Adler aufhielten. Er stellte eine Falle auf und benutzte die Kiemen als Köder. Als die Adler dieselben sahen, stürzten sie sich darauf herab; der Knabe fing sie und riss ihnen die Schwungfedern aus. Dieses setzte er täglich fort. Früh Morgens ging er auf den Berg und kam erst spät am Abend zurück. Seine arme Mutter aber hatte niemand, der ihr helfen konnte, Lachse zu trocknen; denn ihr Mann war lange todt, und sie hatte nur den einzigen Sohn. Nach einiger Zeit bauten sich der Knabe und seine drei Spielkameraden ein kleines Haus aus Cederrinde, in dessen Dach sie ein Loch machten. Oben darauf legten sie Fischkiemen. Da stürzten sich die Adler auf dieselben herab. Der Knabe fing sie und riss ihnen die Schwungfedern aus, die er für seine Pfeile gebrauchen wollte. Endlich hatte er zwei Kisten voll Federn.

Mittlerweile war es Herbst geworden und der Stamm fuhr wieder den Fluss hinab. Es wurde nun kalt. Schnee bedeckte weit und breit das Land und die Vorräthe waren fast alle verzehrt. Die Mutter des Knaben hatte gar nichts mehr zu essen, denn sie allein hatte nicht genug Lachse trocknen können. Da ging sie zu ihrem ältesten Bruder und bat ihn, ihrem Sohn etwas zu essen zu geben. Dieser weigerte sich zuerst und sagte: „Lass' ihn zu den Adlern gehen. Im Sommer hat er sie gefüttert, so mögen sie ihn jetzt füttern." Nach einiger Zeit aber schien er doch Mitleid mit dem Knaben zu haben und rief ihn zu sich in's Haus. Er hiess dann seine Frau einen Lachs aus der Kiste nehmen und denselben kochen. Die Frau that, wie er ihr geheissen. Als der Lachs gar war, legte sie ihn in eine Schüssel und gab sie dem Knaben, der sich an's Feuer gesetzt hatte. Als dieser aber eben seine Hand ausstreckte und zulangen wollte, nahm sein Onkel ihm die Schüssel fort und sprach: „Gehe zu den Adlern, die werden Dich füttern," und ass den Lachs selbst. Dann sprach er zu seiner Frau: „Gehe an die Kiste und nimm ksi'ū (eine Art Beeren) heraus, lege sie in eine Schüssel und gieb sie meinem Neffen." Die Frau that also. Als aber der Knabe eben seine Hand nach den Beeren ausstreckte, nahm der Onkel sie ihm fort und ass sie selbst. Zu dem Knaben sprach er: „Gehe zu den Adlern, die werden Dich füttern." Dann liess er seine Frau ‚Crabapple' aus der Kiste nehmen; aber auch diese nahm er ihm gleich wieder fort. Da ward der Knabe sehr traurig und ging aus dem Hause.

Als der zweite Onkel ihn sah, rief er ihn ebenfalls in's Haus. Auch er that, als wolle er ihm zu essen geben, quälte ihn aber ebenso, wie der älteste der Brüder. Auch der dritte Bruder lud ihn ein, bei ihm zu essen, nahm ihm aber alles fort, wenn er eben zugreifen wollte. Endlich rief auch der jüngste der Brüder den Knaben in's Haus. Dieser war aber jetzt sehr niedergeschlagen, und als die Leute ihn hereinkommen sahen, weinten sie alle. Da sprach sein Onkel zu seiner Frau: „Nimm etwas Lachs aus der Kiste und koche ihn. Ich will meinem Neffen zu essen geben." Die Frau gehorchte, und als der Lachs gar war, legte sie ihn in eine Schüssel und reichte sie dem Knaben. Dieser aber dachte: „ich will die Hand gar nicht danach ausstrecken, wenn ich es thue, nimmt mir mein Onkel ja doch nur die Schüssel wieder fort." Und er sass in Gedanken versunken am Feuer. Der Onkel aber sprach: „Nimm doch und iss!" Der Knabe aber wollte nicht zugreifen, und erst als sein Onkel ihn viermal aufgefordert hatte, nahm er den Lachs. Als er aufgegessen hatte, liess sein Onkel ihm Ksi'u-Beeren geben. Die Frau schüttete die Frucht in eine Schüssel mit Wasser, mischte sie mit Fett und gab sie dem Knaben, der das Gericht verzehrte. Endlich liess ihm sein Onkel „Crabapple" reichen. Da war der Knabe satt und ging vergnügt nach Hause.

Als sein ältester Onkel aber hörte, dass er zu essen bekommen hatte, ward er sehr zornig und beschloss, den Knaben zu verlassen. Im Frühling, kurz ehe der Olachen an der Küste erscheint, sandte eines Abends der Häuptling einen Sklaven zu allen Familien und befahl ihnen, sich bereit zu machen, am anderen Morgen zum Nass zu gehen. Sie gehorchten, packten ihre Sachen und rüsteten ihre Boote. Als der Tag graute, schoben sie dieselben in's Wasser. Da befahl der Häuptling: „Nehmt alle Vorräthe und alle Cederrinde mit und löscht alle Feuer aus." Die Leute gehorchten. Er wollte seinen Neffen und dessen jungen Sklaven ganz allein zurücklassen, und der Knabe merkte seine böse Absicht.

Alle waren nun im Boote, mit Ausnahme des Knaben und eines jungen Sklaven. Da sandte der Häuptling zu seinem Neffen und lud ihn ein in sein Boot zu

kommen. Der Knabe aber wusste, dass er ihn doch nicht aufnehmen werde, und kam nicht. Ebenso wenig folgte er der Einladung des zweiten und dritten der Brüder. Der jüngste aber lud ihn gar nicht ein, da er wohl wusste, dass der Häuptling ihm doch nicht erlauben werde, seinen Neffen mitzunehmen. Er sagte nun zu seiner Frau: „Lege etwas Nahrungsmittel und ein Reibefeuerzeug in einen Sack und lasse es hier für den Knaben.“ Dann fuhren die Boote ab, und der Knabe und der Sklave blieben allein zurück.

Da beschlos der Knabe, für sich und seinen Gefährten zu sorgen. Er fing an, sich stark zu machen und zu arbeiten. Er baute ein kleines Haus und liess den Sklaven sich drinnen am Feuer wärmen, während er selbst im Freien blieb. Und er liess den Sklaven von den getrockneten Fischen essen, die sein Onkel für ihn zurückgelassen hatte, während er selbst hungerte. Früh Morgens setzte er sich auf das Dach des Hauses und schaute hinaus in die See. Da sah er, dass das Meer weit zurückgetreten war, und auf einem grossen Felsblocke an einer Landspitze sass ein Adler und schrie. Da sagte der Knabe zum Sklaven: „Gehe doch zum Strande und siehe, weshalb der Adler so schreit.“ Der Sklave gehorchte und sah am Strande neben dem Adler einen kleinen Fisch liegen. Da rief er: „Hier ist ein Fisch,“ und trug denselben zu dem Hause hinauf. Er briet ihn und ass ihn. Der Knabe selbst wollte noch nichts geniessen. Am folgenden Morgen sass er wieder auf dem Dache des Hauses und schaute in die See hinaus. Wieder sass der Adler auf dem Felsblocke und schrie. Der Knabe schickte den Sklaven hinab und derselbe fand einen Flunder. Er brachte denselben zum Hause hinauf und ass ihn. Der Knabe aber wollte nichts haben. An diesem Tage baute der Knabe ein grösseres Haus, und am folgenden Morgen erblickte er wieder vom Dache des Hauses aus den Adler auf einem Felsblocke. Als der Sklave zu ihm hinabging, fand er eine kleine Heilbutte. Er trug sie hinauf und sprach zu dem Knaben: „Du musst nun auch etwas essen.“ Dieser willigte ein und liess sich ein kleines Stückchen Fleisch abschneiden. Er nahm den Bissen in den Mund, schluckte ihn aber nicht herunter.

Am folgenden Morgen, als der Adler schrie, fand der Sklave einen grossen Tintenfisch und dann eine gewaltige Heilbutte. Dieselbe war so gross, dass er glaubte, er könne sie nicht tragen; aber als er es versuchte, zeigte sich, dass sie sich ohne Mühe tragen liess. Am folgenden Morgen schrie der Adler wieder, und der Sklave fand nun einen grossen „Humpback“, dann einen Seehund und endlich gar einen Seelöwen. Von nun kam der Adler nicht wieder, aber jeden Tag fanden die Knaben mehr Nahrung am Strande. Auf den Seelöwen folgten viele Seehunde, dann zwei, drei, vier Seelöwen und endlich gar ein Wal. Sie hatten nun keinen Platz mehr, die Nahrungsmittel aufzuspeichern, denn ihr Haus war ganz voll Fleisch und ihre Kisten voll Fett und Oel. Daher baute der Knabe vier grosse Häuser an der Stelle, wo seine Onkel gewohnt hatten, und ein kleineres, das für seine Mutter bestimmt war. Alle Häuser waren voll Nahrungsmittel, und selbst am Ufer lag so viel, dass man die Steine nicht sehen konnte.

Eines Tages fing der Knabe eine Möwe. Er zog ihr den Balg ab und trocknete denselben. Dann zog er sich denselben an und verwandelte sich so in eine Möwe. Er sprach zu dem Sklaven: „Ich will zum Nass fliegen und sehen, was die Leute dort treiben. Bleibe Du hier und bewache unsere Häuser.“ Damit flog er von dannen. Als er einen halben Tag lang geflogen war, erblickte er die Boote seiner Landsleute, welche zum Fischen ausgefahren waren. Sie fingen aber nichts, denn die Fische hatten sich verspätet und grosse Noth herrschte unter ihnen. Er flatterte um die Boote herum, um seinen jüngsten Onkel zu suchen, der einst gütig gegen

ihn gewesen war. Da hörte er die Leute zu einander sprechen: „Was mag nur jene Möwe vorhaben? Es sieht fast aus, als wolle sie sich auf unser Boot setzen.“ Endlich fand er seinen jüngsten Onkel. Er flog umher und sah einen Fisch im Wasser. Da fing er denselben, flog über das Boot seines Onkels und liess ihn gerade hineinfallen. Dann flog er nach Hause zurück. Einer der Leute, die der Möwe nachsahen, erblickte seine Füsse und rief: „Seht, die Möwe hat die Füsse eines Menschen!“ Als der Knabe zu Hause ankam, warf er das Möwenkleid ab und erzählte dem Sklaven, dass er seine Landsleute gefunden habe, dass sie grosse Noth litten, und dass er seinem jüngsten Onkel einen Fisch geschenkt habe.

Der Häuptling, welcher seinen Neffen dem Hungertode preisgegeben hatte, glaubte, derselbe sei mittlerweile gestorben, und sandte zwei Sklaven und eine Sklavin zurück, um seine Gebeine zu holen. Früh Morgens rüsteten sie sich zur Fahrt, und nach einem halben Tage gelangten sie zu dem Dorfe. Sie sahen zu ihrem Erstaunen vier grosse Häuser und ein kleines, aus denen Rauch aufstieg, und sie fragten einander: „Wohnen hier denn viele Leute?“ Der Knabe sass gerade auf dem Dache, um nach den Thieren am Strande auszuschauen. Als er das Boot kommen sah, rief er seinem Gefährten zu: „Dort naht ein Boot, gieb mir rasch meine Kiste mit den Adlerfedern und meinen Bogen.“ Er wollte die Ankömmlinge erschiessen. Diese riefen ihm aber zu: „Lebst Du noch? Dein ältester Onkel hat uns gesandt, Deine Gebeine zu holen.“ Er wollte ihnen nicht erlauben, zu landen; da sie aber die Nahrung am Ufer liegen sahen, baten sie ihn inständig, und er gestattete ihnen endlich, heranzukommen. Sie banden ihre Boote am Ufer fest, und der Knabe liess für sie Fische und Walfischfleisch kochen. Er befahl ihnen aber, alles aufzuessen und nichts mitzunehmen. Auch verbot er ihnen, seinem Onkel zu erzählen, was sie gesehen hätten. Die Sklavin aber hatte ein Kind bei dem Häuptling zurückgelassen und verbarg ein Stück Walfischfleisch unter ihrem Mäntelchen, um es demselben mitzubringen. Am folgenden Tage schickte der Knabe die drei Sklaven zurück und trug ihnen auf, seinen jüngsten Onkel einzuladen, herzukommen. Mittags reisten sie ab und kamen Abends zum Nass. Da fragte der Häuptling: „Wie steht es mit meinem Neffen? Habt Ihr seine Gebeine mitgebracht?“ Sie antworteten: „Nein, er lebt noch und ist gesund.“ Das wollte der Häuptling kaum glauben. Die Sklavin ging nun zu ihrem Kinde und gab demselben unbemerkt das Stück Walfischfleisch. Das Kind war so hungrig, dass es den Bissen auf einmal verschlucken wollte. Er blieb ihm im Halse sitzen, und es fing an zu röcheln. Die Frau des Häuptlings hörte dies und fragte die Sklavin? „Was fehlt Deinem Kinde?“ Diese antwortete: „O, nichts, es hat sein Bett beschmutzt und schreit.“ „Nein, es röchelt ja,“ versetzte die Frau des Häuptlings. Sie machte das Feuer hell aufleuchten, ging zu dem Kinde und nahm ihm das Stück Walfischfleisch aus dem Munde. Die Häuptlingsfrau roch daran und merkte, dass es Walfischfleisch war. Da rief sie: „Woher hast Du das?“ Die Sklavin wollte nicht antworten, aber die Frau erzählte es dem Häuptling, und da dieser sie zu tödten drohte, sagte die Sklavin alles: wie sie den Knaben gefunden hätten, und dass er Nahrung in Hülle und Fülle habe.

Da freute sich der Häuptling, und er liess allen Leuten befehlen, die Boote zu beladen, um nach dem Winterdorfe zurück zu kehren. Noch in derselben Nacht wurden die Boote beladen und früh Morgens fuhren sie ab.

Der Häuptling hatte vier Töchter, der zweite und dritte der Brüder je drei und der jüngste zwei. Die drei ältesten hiessen die Mädchen sich schön anziehen, denn sie wollten sie ihrem Neffen zu Frauen geben. Der jüngste aber that nichts

derart. Als nun die Boote sich dem Orte näherten, fanden sie, dass das Meer ganz mit Fett bedeckt war. Die älteste Tochter des Häuptlings war so hungrig, dass sie dasselbe mit der Hand aufschöpfte und genoss. Als sie herankamen, erblickten sie den Knaben auf dem Dache eines der Häuser sitzend, und sahen das kleine Haus und die vier grossen Häuser. Da stand der Häuptling in seinem Boote auf und rief: „Ich will Dir meine vier Töchter zu Frauen geben." Und ebenso sprachen der zweite und dritte. Der jüngste der Brüder aber sagte nichts. Der Knabe drohte, die drei ältesten zu erschiessen. Den jüngsten lud er ein, an's Land zu kommen, und er nahm seine Töchter zu Frauen. Da wurden die drei ältesten Brüder voller Sorgen und sie flehten ihren Neffen an, er solle sie an's Land kommen lassen. Endlich willfahrte dieser ihren Bitten. Der Knabe gab dann ein grosses Schenkfest und nahm den Namen Ts'ENslâ'ek' an. Er ward ein grosser Häuptling unter den Gyitwulgyâts.

17. Die Entstehung des Wihalai't (= der grosse Tanz).

Es war einmal ein Mann, der ging Bergziegen jagen. Droben auf dem Berge traf er einen weissen Bären und verfolgte denselben. Endlich kam er nahe an ihn heran; er schoss und traf ihn in die Seite. Der Bär lief weiter und verschwand endlich in einem steilen Felsen. Es währte nicht lange, da trat ein Mann aus dem Berge heraus, ging auf den Jäger zu und rief ihn herein. Er fand in dem Berge ein grosses Haus. Der Mann liess ihn an der rechten Seite des Hauses niedersitzen, und da erblickte der Jäger vier Gruppen von Menschen und sah, was sie thaten. In einer Ecke waren die Mē'itla; in der zweiten Ecke waren die Nō'otlam, welche Hunde frassen; in der dritten die Wihalai't, welche Menschen fressen; in der vierten die SEmhalai't[1]). Die ersten und letzten fürchteten sich sehr vor den beiden anderen. Drei Tage lang blieb der Jäger in dem Hause im Berge, — es waren aber in Wahrheit drei Jahre. Dann sandte ihn der Mann zurück, und befahl ihm, alles nachzumachen, was er im Berge gesehen habe.

Der Jäger wurde von dem weissen Bären nach seiner Heimath geführt und auf den Gipfel eines Baumes niedergesetzt. Dort erblickten ihn die Leute. Er rutschte auf seinem Rücken den Baum hinunter, stürzte sich auf einen Mann und frass ihn auf. Er stürzte sich auf einen anderen und zerriss ihn, und so tödtete er viele Menschen. Endlich aber gelang es doch den Männern, ihn in ihre Gewalt zu bringen, und sie heilten ihn mit Zauberkräutern. Als er wieder ganz gesund war, lehrte er ihnen die Tänze der vier Gruppen, welche er im Berge gesehen hatte und seither essen die Menschen Hunde und zerreissen Menschen.

18. Die sechs Jäger.

Sechs Männer gingen einst auf Jagd. Sie legten ihren Proviant in eine kleine Hütte aus Fichtenzweigen. Als sie zurückkamen, fanden sie aber, dass ein Eichhörnchen ihnen denselben gestohlen hatte. Da wurden sie zornig. Sie fingen das Eichhörnchen und warfen es in's Feuer. Da verbrannte sein Schwanz. Sie legten

1) SEmhala'it bedeutet der gewöhnliche Tanz, Wihalai't, der grosse Tanz. Der letztere wird oft auch O'lala genannt. Die drei Namen O'lala, Nō'otlam und Mē'itla sind aus der Kwakiutl-Sprache entnommene Lehnworte. Der Tanz und die dazu gehörigen Ceremonien gehörten offenbar ursprünglich nur den Kwakiutl an, haben sich aber im Laufe der Zeit auf deren Nachbarn verbreitet.

sich nieder, um zu schlafen. Am folgenden Morgen fanden sie, dass sie sowohl, wie ihre sechs Hunde in einer tiefen Grube lagen, aus der sie nicht kerauskommen konnten. Da sie sehr hungrig waren, tödteten sie einen der Hunde und warfen ihn in's Feuer, um ihn zu braten. Da plötzlich sahen sie ihn lebendig am Rande der Grube stehen. Als die Männer das sahen, sprangen fünf von ihnen ebenfalls in's Feuer; nur einer, der Sohn eines Häuptlings, erwartete geduldig seinen Tod.

Plötzlich sah er die anderen am Rande der Grube stehen und bat sie, nach Hause zu gehen und seine Freunde zu bitten, ihm aus der Grube zu helfen.

Als es dunkel wurde, legte er sich nieder, um zu schlafen. Da hörte er eine feine Stimme neben sich und erblickte eine Maus, die ihn einlud, ihr zu folgen. Er stand auf, und die Maus führte ihn in ein Haus, in dem er eine alte Frau, das Eichhörnchen, fand. Diese sagte: „Es ist gut, dass Du nicht in das Feuer gesprungen bist, sonst wärest Du gestorben. Deine Genossen sind jetzt alle todt. Wenn Du morgen früh aufwachst, so folge dem schmalen Wege, den Du sehen wirst und vermeide den breiten.“ Am nächsten Morgen, als er erwachte, fand er sich wieder im Walde und sah die Gebeine seiner Genossen neben sich liegen. Er folgte dem schmalen Wege und gelangte so wieder nach Hause. Als er dort seine Erlebnisse erzählte, wurden die Leute zornig und beschlossen, die Eichhörnchen zu tödten. Sie fingen alle, ausser einem Weibchen und tödteten sie. Da weinte dieses und rief: „In vier Tagen soll Euer Dorf verbrennen.“ Und so geschah es; nur das Haus den jungen Häuptlings blieb verschont.

(Nr. 15—18 von Matthias, einem Indianer von Meqtlak·qa'tla, erzählt.)

19. Der Biber und das Stachelschwein.

Der Biber und das Stachelschwein waren gute Freunde. Einst gingen sie zusammen in den Wald, und das Stachelschwein sprach zum Biber: „Steige dort auf jenem Baum!“ Der Biber sagte, er könne nicht klettern. Da sprach das Stachelschwein: „Ich bin gerade so plump wie Du, sieh nur, wie ich klettere.“ Der Biber liess sich verleiten, es ihm nachzumachen. Er kam glücklich auf den Baum, wusste aber nicht, wie er wieder herunter kommen sollte. Da sagte das Stachelschwein zu ihm: „Springe doch herunter, so wie ich es mache!“ Da der Biber sich gar nicht anders zu helfen wusste, liess er sich herunter fallen und that sich sehr wehe. Da lachte das Stachelschwein ihn aus.

Er dachte aber daran, wie er sich rächen könne, und nach einiger Zeit sprach er zum Stachelschwein: „Komm, lass' uns in den See gehen und schwimmen!“ Das Stachelschwein sagte: „Ich kann nicht schwimmen.“ „O, das thut nichts,“ versetzte der Biber, „ich will Dich tragen. Wenn ich tauche und Dir der Athem ausgeht, so kratze meinen Rücken, und ich werde gleich wieder an die Oberfläche kommen.“ Das Stachelschwein liess sich endlich verleiten. Der Biber tauchte. Bald kratzte es ihn, da tauchte er auf; als sie aber mitten im See waren, tauchte er lange unter und achtete nicht darauf, dass das Stachelschwein ihn kratzte. Er blieb unten, bis dasselbe halb todt war. Dann trug er es auf einen Baumstumpf, der mitten im See lag, und schwamm zurück. Als das Stachelschwein erwachte, und sich rings von Wasser umgeben sah, betete es zum Nass und Skeena, Frost zu senden, dass der See gefröre. Die Flüsse erhörten sein Gebet: zuerst erschien ein Stern, dann ein zweiter, und der See fing an zu gefrieren. Das Stachelschwein versuchte, ob das Eis fest genug sei, brach aber ein. Da fuhr er fort zu beten und endlich wurde das Eis so stark, dass er heimkehren konnte.

XXIV. Sagen der Haida.

1. Die Raben-Sage.

1. (Erzählt von einem alten Kaigani.) Nᴇnkilstlas hatte eine Schwester, welche viele Söhne hatte. Er tödtete alle seine Neffen, indem er sie gegen die scharfen, geglätteten Knochenstücke presste, mit denen sein Halsring besetzt war[1]). Als die Knaben alle todt waren, sandte ihr Vater seine Frau zu Nᴇnkilstlas, ihrem Bruder, zurück. Sie war sehr betrübt über den Verlust ihrer Kinder und ging alle Tage zum Meeresstrande hinunter, wo sie sich auf einen Felsblock legte und bitterlich weinte und klagte. Eines Tages hörte sie jemand sagen: „Stehe auf!" Als sie aber aufblickte, war niemand zu sehen. Sie fuhr fort zu weinen und nach kurzer Zeit hörte sie dieselbe Stimme sagen: „Stehe auf!" Wieder erblickte sie niemand. Als sie weiter klagte, hörte sie auch zum dritten Male die Stimme. Da bedeckte sie ihr Gesicht mit ihrem Mantel und lugte durch ein kleines Loch Nach kurzer Zeit sah sie eine Möwe kommen, und hörte sie rufen: „Stehe auf!" Rasch warf sie nun ihren Mantel ab und rief: „Ich habe Dich gesehen." Die Möwe sprach dann: „Ich habe Dich schon lange hier klagen sehen Gehe bei Niedrigwasser zum Strande hinab und suche Dir vier runde, glattpolirte Steine. Diese erwärme über einem Feuer und verschlucke sie." Die Frau gehorchte und gebar nach kurzer Zeit vier Knaben. Nᴇnkilstlas liess dieselben am Leben. Die Kinder wuchsen rasch heran und bald liess sich der älteste von seinem Onkel Bogen und Pfeile machen und ging aus, Vögel zu schiessen. Eines Tages schoss er eine Ente und bat seine Mutter, sie abzuziehen. Er bewahrte den Balg auf. Als die Knaben heranwuchsen, erzählte ihnen ihre Mutter oft von ihren Brüdern, und wie ihr Onkel dieselben getödtet habe. Sie beschlossen, sich zu rächen. Nᴇnkilstlas' Frau, Gyinsχha'noa, hielt immer ein Rothkehlchen in jeder ihrer Armgruben. Als einstens Nᴇnkilstlas auf Jagd gegangen war, verspotteten und neckten die Knaben seine Frau, und als jene sie schlagen wollte, flogen ihr die Vögel unter den Armen fort. Nᴇnkilstlas kam Abends nach Hause und fand, dass die Vögel verschwunden waren. Da ward er zornig und wollte seine Neffen tödten. Er merkte aber bald, dass er ihnen nicht gewachsen war. Er ging in's Haus, setzte sich der Thür gegenüber nieder und setzte seinen grossen Hut auf, aus dem sogleich ein Strom Wasser sich in das Haus ergoss Der älteste Knabe legte das Entenfell an und verwandelte sich in Yētl, den Raben, der himmelwärts flog, als das Wasser stieg. Seine Mutter zog den Balg eines Tauchers an und schwamm von dannen. Nᴇnkilstlas' Hut wuchs um so höher, je höher das Wasser stieg. Endlich erreichte Yētl den Himmel, und als das Wasser noch weiter stieg, stemmte er seine Füsse gegen den Hut, seinen Schnabel gegen den Himmel, und es gelang ihm, Nᴇnkilstlas zu ertränken. Er verbannte Nᴇnkilstlas' Frau in das Meer, wo sie ein gefährlicher Wirbel wurde.

2. (Erzählt von Wiha, einem Mann aus Skidegate.) Nᴇnkilstlas hatte eine Schwester, Namens Cuva'e (die Lumme). Sie hatte einen Sohn, der etwa vier Jahre zählte und sehr rasch herangewachsen war. Einst bat dieser seinen Onkel, ihm Bogen und Pfeile zu machen, sowie Kupfer-Armringe. Sein Onkel, der ihn nicht leiden mochte, schlug seine Bitte ab, aber der Knabe erhielt doch endlich, was er haben wollte von einem anderen Manne. Dann ging er jeden Morgen in den Wald

1) Die Halsringe der Schamanen sind mit solchen Knochenstücken besetzt.

und schoss Vögel. Er machte einen Mantel aus den Bälgen, welchen er in einem hohlen Baume verbarg. Immer, wenn er von Hause fort war, nahm der Knabe die Gestalt eines jungen Mannes an, aber wenn er nach Hause kam, war er wieder der kleine Knabe wie zuvor. Eines Abends, als sein Onkel ausgegangen war, um Seehunde zu jagen, entfernte er sich unbemerkt aus dem Bette seiner Mutter, nahm die Gestalt eines jungen Mannes an und schlich sich zu der Frau von Nᴇnkilstlas und legte sich zu ihr in's Bett. Sie erschrak, da die Hausthür verschlossen war und sie niemand hatte eintreten hören. Sie fragte: „Wer bist Du? Woher kommst Du?“ Er versetzte: „Ich bin Nᴇnkilstlas' Neffe.“ Sie glaubte ihm nicht und wollte sich vergewissern, wer er sei. Deshalb sagte sie: „Bleibe hier, ich will nur eben hinausgehen und uriniren.“ Als sie draussen war, lief sie sogleich zu Cuva'c, um zu sehen, ob das Kind dort sei. Sie fand es nicht, und glaubte nun, was der junge Mann gesagt hatte. Sie kehrte zu ihm zurück, und er forderte sie auf, ihn am anderen Morgen im Walde zu treffen. Er fuhr fort: „Ich will jetzt zu meiner Mutter gehen, damit sie mich nicht vermisst, wenn sie aufwacht. Morgen früh aber treffe ich Dich.“ Sie versprach zu kommen und ging schon früh morgens in den Wald. Der Knabe aber schlief, bis seine Mutter ihn zum Frühstück weckte. Er sagte zu ihr: „Ehe ich esse, will ich in den Wald laufen und ein Paar Vögel schiessen. Er lief in den Wald und traf dort seine Tante, der er seinen Mantel aus Rothkehlchen-(= sk·ä'ltsit-) Fellen zeigte.

Als Nᴇnkilstlas' Frau nach Hause kam, erzählte sie Cuva'c alles, was geschehen war. Diese glaubte ihr nicht und sagte: „Ich bin keine Närrin. Mein Sohn kann nicht bei Dir gewesen sein, denn er war die ganze Nacht hindurch in meinem Bett.“ Nach einiger Zeit kam der Knabe zurück und brachte drei Vögel mit. Da fuhr Cuva'c fort: „Siehe nur, wie klein er ist. Gewiss, Du musst Dich irren.“ Nᴇnkilstlas' Frau erröthete vor Scham. Sie ging fort und holte den Mantel aus Vogelfellen. Als Cuva'c diesen sah, glaubte sie ihrer Schwägerin und sprach: „Sage Deinem Mann nur ja nichts, denn sonst wird er uns alle tödten.“

Abends kam Nᴇnkilstlas zurück. Er wusste bereits, dass seine Frau ihm untreu gewesen war, denn er hatte nicht einen einzigen Seehund gefangen, während sonst sein Boot immer schwer beladen zurückkam. Er fragte sie sogleich: „Was hast Du gethan? Du bist mir untreu gewesen.“ Da gestand sie, dass ihr Neffe bei ihr gewesen sei. Der Knabe lief unterdessen unbekümmert mit seinem Bogen und seinen Pfeilen im Hause umher und spielte damit. Nᴇnkilstlas fühlte sich tief gekränkt. Er wollte wissen, ob sein Weib die Wahrheit gesprochen, und ging daher wie gewöhnlich in der Frühe am folgenden Tage fort, ging aber nicht auf die Jagd, sondern verbarg sein Boot hinter der nächsten Landspitze und kehrte unbemerkt zurück. Da sah er, wie sein Neffe in den Wald lief, sich dort in einen jungen Mann verwandelte und dann seine Frau besuchte. Da beschloss er, ihn zu tödten. Er setzte seinen hölzernen Hut auf und sofort fing das Wasser an zu steigen. Der Knabe legte nun seinen Mantel an und flog aus dem Rauchloche. Das Haus füllte sich mit Wasser und dasselbe überfluthete endlich das ganze Land. Der Knabe flog bis zum Himmel hinauf und pickte ein Loch durch denselben. Er fand fünf Himmel, einen immer über dem anderen, jeder wie ein Dorf. Als das Wasser wieder fiel, kehrte er zur Erde zurück und war nun K·oa', der Rabe. Nur zwei Frauen hatten die Fluth überlebt. Der Name einer derselben war Squtlqodzä't (= die Gischtfrau).

3. (Von „Johnny Swan“, einem Manne aus der Nähe von Skidegate erzählt. Die Einleitung ist, ebenso wie die Tsimschian-Legende, von der Geburt des Raben.

Ich schrieb dieselbe nicht nieder, da sie genau mit letzterer übereinstimmte. Der Erzähler ist ein junger, weit gereister Mann, und erzählte vermuthlich nicht nur Sagen seiner Heimath, sondern auch solche, die er in der Fremde gehört hatte.)

Der Rabe war der Enkel des Häuptlings K·enk· und wollte als kleines Kind nichts essen. Als er endlich essen gelernt hatte, lud sein Vater alle Leute zu einem grossen Mahle ein. Der Rabe frass aber alles auf und hatte in zehn Tagen die gesammten Wintervorräthe aufgefressen. Als keine Vorräthe mehr da waren, frass er sogar Exkremente. Dann ging er zu seinem Onkel Nenkilstlas in Gestalt des Raben und lieh sich dessen Boot Qōtlō' und seinen Hut. Er schlug auf die Seiten des Bootes und dasselbe schwamm sogleich von selbst zu seines Vaters Hause. Dort setzte er den Hut, den er sich von Nenkilstlas geliehen hatte, auf, und sogleich strömte Wasser heraus. Nun setzte K·enk· seinen Hut auf, der länger und länger wurde, so dass seine Leute daran hinaufklettern konnten, um sich vor dem Wasser zu retten. Der Rabe schlug den Hut aber entzwei, so dass die aufgesetzten Holzringe umherflogen. Dieselben wurden in die Inseln am Eingange der Skidegate-Strasse verwandelt. K·enk· selbst wurde ein Berg im Süden der Strasse.

(Die Form dieser Sage ist jedenfalls unrichtig. Der Erzähler war fast beständig betrunken und spielte sich als grosser Erzähler auf, ohne den genauen Inhalt zu kennen. Indessen ist er einer der besten Schnitzer und Silber-Graveure unter den Haidas und kennt daher genug, um seine eigenen Schnitzereien genügend erklären zu können. Obige Sage gehört seiner Angabe nach den Bewohnern des Hauses Dā'tsdals [= das bewegliche Haus] in seinem Heimathdorfe K·atsk·ē'roē an. Es ist das Häuptlingshaus der Adler Phratrie und hat drei ringsum laufende Plattformen. Der Wappenpfahl stellt den Berg K·ēnk·, den ersten Häuptling dieses Geschlechtes, dar mit einem hohen Hute und vielen Ringen, an dem Menschen in die Höhe klettern. Oben auf dem Pfahl sitzt der Adler, „um sein Geschlecht zu bewachen". Im Innern des Hauses stehen grosse, geschnitzte Biber.)

Es folgen nun die Sagen von der Befreiung der Sonne, des Feuers und des Süsswassers, die wir schon früher kennen gelernt haben in genau der gleichen Form. Ich hörte folgende Abenteuer, die ich bei den Tlingit nicht aufgezeichnet habe, obwohl ziemlich sicher anzunehmen ist, dass sie bekannt sind.

4. K·oa'q, der Rabe, kam zum Hause des Spechts, welcher grosse Vorräthe an Lachslaich hatte. Diese wollte er gern haben und als es dunkel wurde, warf er die Kisten, in welchen der Laich aufbewahrt war, zum Hause hinaus. Wie gross war sein Verdruss, als er am nächsten Morgen sah, dass das Haus verschwunden, und der Laich nichts als etwas Harz in einem hohlen Baume war.

5. Er reiste weiter und nahm den Adler als Begleiter mit. Als sie eine Zeit lang gereist waren, trafen sie einen alten Mann, der vor seinem Hause sass und seinen Rücken wärmte. Er hiess Tciqusqānɛg·oā'i (= Niedrig-Wasser-Mann). Rabe und Adler wünschten die See fallen zu sehen und verabredeten einen Plan. Der Adler sollte draussen bleiben, während der Rabe hineinging und etwas Rauhes unter seinem Mantel verbarg. Er setzte sich nahe zu Tciqusqānɛg·oā'i und sagte: „O, wie kalt bin ich geworden, als ich Seeigel fing." Viermal sagte er dasselbe, ehe es ihm gelang, die Aufmerksamkeit des Alten auf sich zu lenken. Dann bemerkte der Alte nur: „Haha! Kitlkida'ñgit!" (Lügner!) Er sass dort mit in die Höhe gezogenen Knieen und hielt so das Wasser hoch oben. Niemand konnte Seeigel fangen. Der Rabe nahm dann den rauhen Gegenstand unter seinem Mantel hervor und fuhr damit über Tciqusqānɛg·oā'i's Rücken, indem er sagte: „Was ist

denn dies? Ist das etwa keine Seeigelschale?“ Der Alte war so erstaunt, dass er seine Beine ausstreckte und das Wasser fiel.

6. Der Adler flog sofort zum Strande und fing an „black cod“ zu fangen, während der Rabe Heilbutten und „red cod“ fing. Dann zündeten sie ein Feuer an und brieten ihre Fische. Das Fett des „black cod“ tropfte in's Feuer, während des Raben Fische ganz trocken und saftlos waren. Als der Adler zu essen anfing, bat der Rabe um ein Stückchen und es schmeckte ihm vortrefflich. Er sagte: „ts'ŏk·agusqo'ga“ (das schmeckt herrlich!) und bat um mehr. Der Adler aber weigerte sich, ihm noch mehr zu geben, und da beschloss der Rabe, durch List mehr zu erlangen. Er sprach zum Adler: „Ich will mir etwas Rinde holen, um meinen Fisch darin zu tragen. Warte Du hier. Wenn ein Baumstamm mit Wurzeln den Berg herunter gerollt kommen sollte, siehe danach und schmiere ihn mit Fett von Deinem Fische.“ Der Adler antwortete nicht, sondern ass weiter. Als der Rabe fort war, schürte er sein Feuer und legte zwei Steine hinein. Zwei Zangen hielt er bereit, um die Steine wieder aus dem Feuer zu nehmen. Es dauerte nicht lange, da kam ein grosser Baumstamm mit Wurzeln den Berg herabgerollt. Sogleich nahm der Adler die glühenden Steine aus dem Feuer, schlug den Stamm damit und rief: „Fühlst Du das?“ Da rollte der Stamm fort. Der Rabe hatte diese Gestalt angenommen, um sich in den Besitz des Fischöls zu setzen. Nach einiger Zeit kam er in seiner eigenen Gestalt zurück, bedeckte aber sein Gesicht und wendete es von dem Adler ab. Der letztere fragte: „Was ist mit Deinem Gesicht geschehen?“ Der Rabe lachte gezwungen und sagte: „O, nichts! Ich bin nur gefallen und habe mein Gesicht verletzt.“ „Lass' mich es doch sehen,“ versetzte der Adler, „ich will es wieder heil machen“. Als der Rabe nun seine Hände vom Gesicht nahm, sah der Adler, dass es ganz verbrannt war. Der Rabe sprach: „Es wird besser werden, wenn Du es mit etwas Fischöl einstreichst.“ Der Adler hatte Mitleid mit ihm und gab ihm etwas Oel, um das Gesicht damit zu salben. Der Rabe aber frass es alles auf. Darüber wurde der Adler so böse, dass er ihn verliess.

7. Der Rabe reiste weiter und kam auf seinen Wanderungen zu einem Platze, wo Kinder Ball spielten mit Stücken Seehundsfleisch. Der Rabe sagte: „Lasst mich mitspielen.“ „Nein“, erwiderten die Kinder, „Du willst doch nur unser Fleisch stehlen“. Der Rabe versetzte: „Fürchtet nichts; mein Vater und Grossvater sind auf der Jagd, und Ihr werdet sicher viel von mir gewinnen.“ Als die Kinder das hörten, erlaubten sie ihm mitzuspielen. Er fing all' ihr Seehundsfleisch und legte es in seinen Sack. (Nr. 4, 5, 6 und 7 von Wiha' erzählt.)

8. Der Rabe wünschte sich in den Besitz einer Frau zu setzen, die bereits verheirathet war. Daher beschloss er, ihren Mann mit List aus dem Wege zu räumen. Er fuhr zu einer Insel, die ihm gehörte, und kehrte mit dem Balge eines Rothkehlchens zurück. Er ging dann hin, wo er wusste, dass er jenen Mann treffen würde, und trug den Vogelbalg recht zur Schau, um die Aufmerksamkeit des Mannes darauf zu lenken Dieses gelang ihm auch und jener sagte: „Gerade solche Federn habe ich mir doch immer gewünscht, woher hast Du den Vogelbalg?“ Der Rabe erwiderte: „Ja, wenn Du die Federn an Deine Angel bindest, wirst Du sehr viel Fische fangen. Hier! ich schenke Dir eine!“ Der andere freute sich sehr und hätte gern mehr Federn gehabt. Daher fuhr der Rabe fort: „Auf meiner Insel giebt es sehr viel Vögel dieser Art, lass uns morgen hingehen und wir können einige schiessen.“ Der Mann lud den Raben dann ein, bei ihm zu

übernachten und bewirthete ihn gut. Da frass der Rabe alle Vorräthe seines Wirthes auf. Früh Morgens fuhren sie ab. Als sie an der Insel ankamen, sprach der Rabe: „Ich will zuerst an's Land gehen und sehen, wo die Vögel sind.“ Sein Genosse war einverstanden. Der Rabe ging an's Land und jener wartete auf ihn, bis er zurückkam. Der Rabe pflückte einige Weidenruthen und verwandelte sie in Rothkehlchen, die er zum Boote trug. „Sieh nur“, so rief er, „wie viele Vögel ich gefangen habe.“ Der andere ward um so begieriger, auch an's Land zu gehen und sein Glück zu versuchen. Der Rabe setzte sich mittlerweile in's Hintertheil des Bootes, wie um auf ihn zu warten, und that, als schliefe er ein. Er dachte beständig: „O, finge doch der Wind an von der Insel her gegen mein Boot zu wehen!“ und siehe da! bald erhob sich ein Wind und trieb das Boot vom Lande fort. Der Mann bemerkte es bald und rief dem Raben zu: „Das Boot treibt fort, rudere zurück!“ Aber jener that, als höre er nicht, und als er weit genug fort war, ruderte er nach dem Hause des Mannes, den er allein auf der Insel zurückgelassen hatte. Ehe er dort ankam, nahm er die Gestalt dieses Mannes an und setzte sich an den Quell, aus dem die Frau, welche er zu haben wünschte, immer Wasser schöpfte. Es dauerte nicht lange, da kam sie zum Wasser herab. Der Rabe that, als sähe er sie nicht, und sprach zu sich selbst: „O, wie schlecht hat der Rabe an mir gehandelt,“ und dann wandte er sich zu der Frau, die ihn für ihren Mann hielt, und bat sie um Heilbutten und Fischöl und ass, bis er nicht mehr konnte. Dann sagte er zu der Frau: „Wir wollen jetzt schlafen gehen und nachher will ich weiter essen.“

Der Mann, welchen er auf der Insel allein zurückgelassen hatte, um dort umzukommen, war sehr bekümmert. Plötzlich aber erinnerte er sich seiner wunderthätigen Fischkeule und dachte: „Hätte ich die Keule doch hier.“ Sofort kam dieselbe heran und trug ihn nach Hause. Er setzte sich an die Quelle, und, als seine Frau dorthin kam, Wasser zu schöpfen, hörte sie alles, was geschehen war. Der Gerettete hielt sich noch verborgen, befahl aber seiner Frau, alle Ritzen und Spalten des Hauses zu verstopfen. Als sie diesen Auftrag ausgeführt hatte, kam er herein, fing den Raben, der nicht entfliehen konnte und schlug ihn halb todt. Er warf ihn vor die Thür, dort, wo man hingeht zu uriniren. Am folgenden Morgen ging die Frau hinaus zu uriniren und setzte sich gerade auf den Raben. Da rief dieser: „Deine Genitalien sind ganz roth.“ Als der Mann das hörte, nahm er ihn wieder auf und schlug ihn halb todt. Dann warf er ihn in die Aeste und zündete ein starkes Feuer unter ihm an. Er unterhielt das Feuer den ganzen Tag, aber der Rabe war nicht todt. Als er am folgenden Morgen aufstand, sah er ihn unversehrt am Feuer sitzen. Da schlug er ihn wieder halb todt und warf ihn auf den Platz am Strande, der ihm als Abort diente, zu Füssen eines grossen Steines. Als die Fluth kam, schwemmte das Wasser den Raben fort. Er dachte, als er so auf dem Meere umhertrieb: „O, kämen doch meine Verwandten und fänden mich!“ Was er gewünscht, geschah. Ein Boot kam, in dem seine Verwandten sassen, und diese nahmen ihn auf. (Erzählt von Johnny Swan.)

2. Die Froschfrau.

Es waren einmal zehn junge Leute, die gingen aus, Lachse zu fangen. Neun gingen an's Land, um zu fischen, während der zehnte als Wächter im Boote zurückblieb. Als er dort sass und, um sich die Zeit zu vertreiben, in's Wasser hinabblickte, fiel ihm sein Hut, der mit Darstellungen des Kormoran bemalt war, wiederholt in's Wasser. Er wurde ärgerlich, schalt das Wasser und schlug es mit seinem Hute. Nach einiger Zeit kehrten seine neun Freunde mit vielen Lachsen

beladen zurück. Sie rösteten dieselben. Plötzlich sahen sie einen grossen Frosch dem Feuer zuhüpfen. Sie schalten ihn, nahmen einen Stock und warfen ihn weit fort. Nach kurzer Zeit sahen sie ihn aber zurückkommen. Da warfen sie ihn in's Feuer. Wie erstaunten sie, als er nicht verbrannte, sondern nur rothglühend wurde. Endlich zerplatzte er und die brennenden Holzscheite flogen umher. Die Männer häuften sie wieder auf, aber bald platzte der Frosch nochmals und streute die Scheite wiederum umher. Ebenso geschah es ein drittes und viertes Mal. Die Lachse waren mittlerweile geröstet. Sie assen und kehrten nach Hause zurück. Als sie nun dem Ufer entlang ruderten, sahen sie einen ganz rothen Menschen am Strande entlang laufen. Es war der Frosch. Dieser rief sie; sie aber verspotteten ihn nur. Da wurde der Froschmann endlich zornig und rief: „Wenn Ihr an jene Landspitze kommt, sollt Ihr einer nach dem andern sterben. Nur einer soll am Leben bleiben, um zu Hause Euer Schicksal zu berichten, dann soll auch er sterben.“ Die jungen Männer fuhren fort, ihn auszulachen; als sie aber die Landspitze erreichten, fiel einer von ihnen todt nieder, und alles geschah, wie der Frosch vorausgesagt hatte. Nur der Steuermann erreichte das Land, und kaum hatte er erzählt, was geschehen war, da fiel auch er todt nieder. Die Leute waren sehr betrübt und schalten den Frosch. Am folgenden Tage sahen sie den Wiederschein eines gewaltigen Feuers auf den Bergen und von Tag zu Tag schien derselbe näher zu kommen. Sie fuhren noch weiter fort, den Frosch zu schelten und riefen: „Warum verbrennst Du nicht unser Dorf?“ Am sechsten Tage sah man einen Feuerschein auf dem Meere; das Wasser fing an zu kochen und bald stand die Stadt in Flammen und alle Bewohner kamen um's Leben.

Als dies alles geschah, war gerade ein Mädchen, das eben mannbar geworden war, in einer kleinen Hütte abgeschlossen, wie der Brauch erheischt. Als das Feuer herankam, grub sie ein Loch, in dem sie sich verbarg. Das Feuer verbrannte das ganze Dorf und auch ihre Hütte. Sie aber blieb unversehrt. Nach einiger Zeit besuchte der Frosch das Dorf in Gestalt einer alten Frau, die einen riesigen Hut trug, welcher über und über mit Fröschen bemalt war. Sie nannte sich Tlkyānk·'ostā'n k'uns (= Froschfrau). Sie war sehr, sehr alt und stützte sich auf einen Stab. Als sie sah, was sie angerichtet hatte, weinte sie vor Betrübniss. Sie streckte ihren Finger aus und bewegte ihn im Kreise umher. Dann roch sie daran. Sie wiederholte diese Bewegung und ging dann gerade auf das Versteck des Mädchens zu. Sie rief: „Komm hervor! Ich habe Dich gewittert!“ Als das Mädchen kam, erzählte sie ihr, dass sie der Frosch sei, dass die jungen Männer sie in's Feuer geworfen hätten, und dass sie aus Rache das Dorf zerstört und alle Bewohner getödtet habe. Sie erbarmte sich des Mädchens und führte sie in den Wald . . . . . (Hier wusste der Erzähler, ein alter Kaigani, nicht weiter.) Im Walde trafen sie zwei Männer, welche in einem Teiche schwammen. Einer derselben war die weisse Gans. Dieser nahm das Mädchen zum Himmel hinauf und heirathete sie. Vermuthlich ist der Fortgang der Sage ähnlich den Tsimschian-Sagen.

XXV. Sagen der Tlingit

1. Die Raben-Sage.

1. Ein mächtiger Häuptling bewahrte Tageslicht, Sonne und Mond in einer Kiste auf, welche er sorgsam in seinem Hause bewachte. Er wusste, dass einst Yētl, der Rabe, in Gestalt einer Fichtennadel kommen würde, sie ihm zu rauben; deshalb verbrannte er alles trockene Laub, das sich in der Nähe seines Hauses

fand. Der Rabe aber wollte das Tageslicht befreien. Er flog lange, lange Tage, um das Haus des Häuptlings zu finden. Als er endlich ankam, setzte er sich am Rande eines kleinen Teiches nieder und dachte nach, wie er in das Haus kommen könne, in das er nicht einzutreten wagte. Endlich kam die Tochter des Häuptlings aus dem Hause, um Wasser aus dem Teiche zu schöpfen. Er sprach zu ihr: „Ich will Dich zur Frau haben, aber Dein Vater darf es nicht wissen, denn er will nicht gestatten, dass ein Fremder sein Haus betritt.“ Jene aber fürchtete den Zorn ihres Vaters und schlug die Werbung des Raben aus. Da verwandelte Yētl sich in eine Fichtennadel und liess sich in den Teich fallen. Nach kurzer Zeit dachte er: „O, käme doch des Häuptlings Tochter, Wasser zu holen!“ Kaum hatte er das gedacht, da nahm jene einen Eimer und machte sich bereit, zum Teiche zu gehen. Ihr Vater fragte: „Warum gehst Du selbst? Ich habe doch viele Sklaven, die für Dich Wasser holen können.“ „Nein“, erwiderte die Tochter, „ich will selbst gehen, denn sie bringen mir immer trübes Wasser“. Sie ging zum Teiche und fand viele Fichtennadeln auf dem Wasser schwimmen. Vorsichtig schob sie dieselben zur Seite, ehe sie Wasser schöpfte. Eine aber war trotz ihrer Vorsicht in den Eimer gerathen. Sie versuchte es, sie zu fangen und hinauszuwerfen, aber immer wieder entschlüpfte dieselbe ihrer Hand. Da ward sie ärgerlich und trank das Wasser mit der Nadel. Die aber war Yētl. Als sie in's Haus zurückkam und ihr Vater fragte, ob sie reines Wasser gefunden, erzählte sie, wie eine Fichtennadel ihr immer wieder aus der Hand geschlüpft sei und sie dieselbe endlich mit heruntergeschluckt habe. In Folge dessen ward sie schwanger, und als nach neun Monaten ihre Zeit gekommen war, veranstaltete ihr Vater ein grosses Fest und hiess seiner Tochter, ein Lager aus Kupferplatten bereiten, die mit Biberfellen bedeckt wurden. Aber sie konnte nicht gebären. Da befahl der Häuptling seinen Sklaven, Moos zu holen. Sie gehorchten. Ein Moosbett ward für die Tochter bereitet und da genass sie eines Knaben, der aber niemand anders war als Yētl.

Der Knabe wuchs rasch heran und sein Grossvater liebte ihn über die Maassen. Alles, was der Knabe sich wünschte, gab er ihm, selbst die kostbarsten Felle. Eines Tages aber schrie der Knabe unaufhörlich und wollte sich nicht beruhigen lassen. Er rief: „Ich will die Kiste haben, die dort oben am Dachbalken hängt.“ Es war aber die Kiste, in welcher der Häuptling das Tageslicht, die Sonne und den Mond aufbewahrte. Der Grossvater versagte ihm seine Bitte auf das Entschiedenste. Da schrie der Knabe, bis er halb todt war vor Weinen, und seine Mutter weinte mit ihm. Da der Grossvater fürchtete, sein Enkel könne sich zu Tode weinen, nahm er endlich die Kiste herunter und liess ihn hineinblicken. Da sah Yētl das Tageslicht. Der Häuptling verschloss dann die Kiste wieder und hing sie an ihren früheren Platz. Sogleich fing der Knabe wieder an zu schreien und zwang so endlich den Alten, die Kiste wieder herunter zu nehmen und zu öffnen. Jener liess ihn durch den eben geöffneten Spalt hineinblicken; da rief der Knabe: „Nein, mehr! mehr!“ und liess sich nicht beruhigen, bis der Alte die Kiste weiter öffnete. Ehe er dies that, verstopfte er aber alle Ritzen und Löcher des Hauses, besonders den Rauchfang. Dann gab er dem Kleinen die Kiste, um damit zu spielen. Dieser freute sich sehr damit. Er ging im Hause herum und warf sie wie einen Ball in die Höhe. Bald aber wollte er den Rauchfang geöffnet haben, und als der Grossvater nicht sogleich einwilligte, schrie er wieder. Endlich öffnete dieser den Rauchfang ein wenig. „Nein, mehr, mehr!“ schrie der Knabe. Als er endlich ganz offen war, nahm der Knabe die Gestalt des Raben an, barg die Kiste unter seinen Flügeln und flog von dannen.

2. Und er flog zu den Menschen, welche im Dunkeln fischten, und sprach: „O, gebt mir etwas Fisch!“ Die Menschen aber verspotteten und verlachten ihn. Da sprach er: „O, habt Erbarmen mit mir! Gebt mir etwas Fisch, dann gebe ich Euch auch das Tageslicht.“ Da lachten die Menschen und sagten: „Du kannst ja doch kein Tageslicht machen. Wir kennen Dich, Rabe! Du Lügner!“ Er bat nochmals um etwas Fisch und als sie es ihm wieder abschlugen, hob er einen Flügel etwas auf und liess den Mond hervorschauen. Da glaubten ihm die Menschen und gaben ihm etwas Häring, der damals noch keine Gräten hatte. Der Rabe aber war böse geworden, weil die Menschen ihm nicht geglaubt hatten. Deshalb steckte er den Fisch voll Fichtennadeln und seitdem haben die Häringe Gräten. Dann setzte er Sonne und Tageslicht an den Himmel, zerschnitt den Mond in zwei Hälften, setzte die eine als Mond an den Himmel und liess diesen abwechselnd zu- und abnehmen. Die andere zerschlug er in kleine Stücke und machte die Sterne daraus. Als es aber Tag wurde und die Menschen einander sahen, liefen sie aus einander. Die einen wurden Fische, die anderen Bären und Wölfe, die dritten Vögel. So entstanden alle Arten von Thieren.

3. Einst war der Rabe durstig und wollte Wasser trinken. Er durchsuchte die ganze Erde, fand aber keinen Tropfen. Er wusste indessen, dass K·anū'k, der Adler, Wasser besass. Dieser, ein alter Mann, lebte auf Nēkyino (= Fels in offener See), einer Insel zwischen der Mündung des Stikin-Flusses und Sitka. Das Wasser bewahrte er in einem im Felsen ausgehauenen Trog, der mit einem Steine bedeckt war, auf welchem der Alte sass, die Augen geschlossen und die Beine in die Höhe gezogen. Wenn er die Augen geschlossen hielt, wachte er, und schlief, wenn er die Augen offen hielt. Das wusste Yētl. Zu jener Zeit gab es noch keine Ebbe und Fluth, denn die emporgezogenen Beine K·anū'k·'s hielten das Wasser hoch oben. Yētl wollte nicht nur das Süsswasser haben, sondern wünschte auch, dass es Ebbe und Fluth geben möchte, damit er Seethiere am Strande fangen könne. Da K·anū'k· beides nicht gutwillig den Menschen geben wollte, gebrauchte der Rabe eine List. Er setzte sich nahe bei K·anū'k· nieder, der mit geschlossenen Augen da sass, und rief: „Hu! wie kalt bin ich geworden, als ich Seeigel fing!“ Da der Alte nicht antwortete, sagte Yētl noch einmal: „Hu! wie kalt bin ich geworden, als ich Seeigel fing!“ Da murmelte K·anū'k·, ohne sich zu bewegen: „He, was für Thoren sind doch die Menschen! Ich sitze hier und bewege meine Beine nicht, deshalb können sie keine Seeigel fangen. Erst wenn ich meine Beine ausstrecke, wird es Ebbe werden!“ Der Rabe versetzte: „Wenn Du mir nicht glaubst, so fühle doch!“ und er rieb des Alten Rücken mit etwas Rauhem, das sich gerade wie Seeigelschalen anfühlte. Da verwunderte K·anū'k· sich dermaassen, dass er seine Beine lang ausstreckte. Nun lief das Wasser weit, weit vom Strande zurück und Yētl fing Heilbutten, Muscheln und Seeigel, so viel er haben wollte.

Dann flog er zu K·anū'k· zurück, setzte sich zu ihm und dachte: „O, schliefe doch K·anū'k·.“ Tage lang sass er bei ihm und dachte immer dasselbe. Da endlich öffneten sich K·anū'k·'s Augen weit, und er schlief fest. Yētl nahm nun den Deckel von dem Steintroge und trank, bis er ganz voll war. Dann flog er von dannen. Sogleich erwachte K·anū'k·, und als er sah, was geschehen war, verfolgte er Yētl. Dieser aber erreichte glücklich Ata (die äusserste, seewärts gelegene Landspitze an der Mündung des Stikin) und dort ist an zerbrochenen Felsen und Bäumen noch heute der Weg zu sehen, welchen er genommen und auf dem K·anū'k· ihn verfolgt hat.

4. Im Anfange hatten die Menschen kein Feuer, Yētl aber wusste, dass K·'ōky, die Schnee-Eule, die fern draussen im Ocean wohnte, es bewachte. Er hiess alle Menschen (die damals noch die Gestalt von Thieren hatten), einen nach dem andern, gehen, um das Feuer zu holen; aber keinem gelang es. Endlich sagte der Hirsch, welcher damals noch einen langen Schwanz hatte: „Ich nehme Fichtenholz und binde es an meinen Schwanz. Damit werde ich das Feuer holen.“ Er that, wie er gesagt, lief zum Hause der Schnee-Eule, tanzte um das Feuer herum und brachte endlich seinen Schwanz demselben nahe. Da entzündete sich das Holz und er lief davon. So geschah es, dass sein Schwanz verbrannte und seither hat der Hirsch einen Stumpfschwanz.

5. Der Rabe war damals noch weiss, wie die Möwe. Seine Frau war die Tochter eines mächtigen Häuptlings, des Spechts, welcher im Besitze von einem reichen Vorrathe an Harz war. Allzu gern hätte der Rabe einen Theil davon gehabt. Eines Tages, als alle Spechte gerade vor dem Hause spielten, schlich er hinein, tauchte seinen Finger in das rothe Harz und steckte ihn dann in den Mund. Da klebte der Finger fest und er konnte ihn nicht wieder aus dem Munde entfernen. Als die Spechte nach Hause kamen und sahen, dass der Rabe Harz gestohlen hatte, ergriffen sie ihn, räucherten ihn, warfen ihn in eine Kiste, auf deren Boden sie ihn, den Rücken nach unten gewandt, festklebten, und seine Augen mit Harz verschmierten. Dann warfen sie ihn in's Meer. Als er nun so auf den Wellen umhertrieb, rief er: „O, rettet mich, rettet mich!“ Nachdem er Tage lang umhergetrieben war, hörte er eine Raubmöwe über sich schreien. Diese flehte er an, ihm Nahrung zu reichen und ihn zu erlösen, sie aber beschmutzte ihn nur statt dessen. Endlich, nachdem er lange auf dem Wasser umhergetrieben war, erbarmte sich eine Möwe seiner. Sie bespie ihn mit Fett; das Harz löste sich und er konnte wieder seine Augen öffnen und sich bewegen. Als er endlich an's Land gelangte, sah er, dass er ganz schwarz geworden war.

6. Er ging weiter und kam an einen Ort, wo man viel Heilbutten fing. Die Leute nahmen Yētl gut auf und bewirtheten ihn auf das Beste. Trotzdem spielte er ihnen einen Schabernack. Als die Männer zum Fischen gingen und ihre Angeln in's Wasser gesenkt hatten, tauchte Yētl unter und frass ihnen den Tintenfisch, den sie als Köder gebrauchten, von den Angeln. Er wagte aber nicht, ordentlich zuzubeissen, sondern pickte nur an dem Fleische. Nach einiger Zeit ward er kühner, biss fest zu und fing sich so an einer Angel. Trotz allen Widerstrebens ward er hinaufgezogen und stemmte sich endlich gegen den Boden des Bootes. Die Fischer zogen mit vereinten Kräften an der Angelschnur und rissen ihm so die Nase ab. Da schwamm Yētl an's Land, nahm ein Stück Rinde, das er mit Haaren beklebte, und setzte es sich statt einer Nase an. Er verwandelte sich dann in einen alten Mann und ging in das Dorf zurück. Als er in das erste Haus kam, lud man ihn zum Essen ein, und einer der Fischer sagte: „Alter! denke Dir, heute haben wir eine Nase gefangen.“ „Wo ist sie?“ fragte Yētl. „Dort in des Häuptlings Hause.“ Yētl ging dort hin, um die Nase zu sehen. In des Häuptlings Hause bewirthete man ihn ebenfalls. Bald sagte er: „O, ich höre, Ihr habt eine Nase gefangen; zeigt sie mir doch.“ Er betrachtete sie sorgfältig und sagte dann: „Behaltet sie ja nicht, sonst werden viele Leute kommen und mit Euch kämpfen.“ Da erschraken die Dorfbewohner und gaben ihm bereitwillig die Nase.

7. Yētl ging weiter und fand einen Himbeeren-Busch. Diesen schüttelte er und verwandelte ihn so in einen Mann, den er Kit'ino nannte, und der ihm als

Sprecher dienen musste[1]). Sie gingen zusammen weiter und kamen bald an ein Dorf, in dem grosse Vorräthe aufgespeichert waren. Der Häuptling des Dorfes lud Yētl zum Essen ein und fragte ihn, was er haben wolle. Yētl sagte zu Kits'ino: „Sage, dass ich Fisch essen will." Kits'ino aber sprach: „Der grosse Häuptling will nichts essen." „O, sage das nicht!" sprach Yētl, „sage, ich wolle Fische essen." Aber wiederum sprach Kits'ino: „Der grosse Häuptling will nichts essen." So kam es, dass der Rabe hungrig blieb, während alle anderen assen und tranken.

8. Sie gingen weiter und kamen zu einem Dorfe, in dem grosse Vorräthe von Fischöl waren. Yētl sprach zu Kits'ino: „Wir wollen in das Haus des Häuptlings gehen. Dort soll etwas Oel in mein Auge kommen. Dann sage Du den Leuten, dass ich bald sterben werde. Wenn ich dann todt bin, so lege mich in eine Kiste und heisse alle Leute fortgehen. Lass' sie aber ja kein Fischöl mitnehmen." Der Häuptling des Dorfes bewirthete Yētl und Kits'ino, und Abends legten sich alle schlafen. Nachts aber spritzte etwas Fischöl in Yētl's Auge und er ward krank. Er rieb den ganzen Tag über sein Auge und endlich starb er. Da sang Kits'ino Trauerlieder ohne Ende. Er legte ihn in eine kleine Kiste und sagte zu den Leuten: „Nun bindet die Kiste fest zu. Ich weiss, er stellt sich nur, als sei er todt." Sie gehorchten und hingen die Kiste am Dachbalken auf. Nun hiess Kits'ino die Leute fortgehen und verbot ihnen, Fischöl mitzunehmen. Er sagte ihnen, dass, wenn sie nicht gehorchten, Krankheit und Unglück sie heimsuchen würden. Die Leute gingen fort und Yētl und Kits'ino blieben allein zurück. Der Rabe wollte nun aus der Kiste herauskommen, fand dieselbe aber fest zugebunden. Kits'ino fing an zu essen, was er fand, und liess es sich wohl schmecken. Yētl hörte ihn essen und sprang zornig in der Kiste hin und her. Er rief: „Iss nicht alles auf, iss nicht alles auf!" Er bewegte sich so heftig, dass die Kiste endlich auf den Boden fiel, dort umherrollte und zerbrach. Unterdessen hatte aber Kits'ino alles Oel aufgegessen und nur etwas trockenes Fleisch für Yētl übrig gelassen.

9. Yētl schloss nun Freundschaft mit dem Schmetterling, und sie durchwanderten zusammen die ganze Welt. Einst kamen sie an einen langen Fjord. Sie wollten hinübergehen und nach langem Suchen fand Yētl einen Riesentang, der sich wie eine Brücke hinüberstreckte. Auf diesem überschritt er den Fjord, der Schmetterling aber fürchtete sich, ihm zu folgen. Der Rabe, der schon an der gegenüber liegenden Seite angekommen war, rief ihm zu, ebenso den Tang zu überschreiten, wie er selbst gethan habe. Der Schmetterling aber rief: „Nein, ich werde in's Wasser fallen." „Sei nur ruhig", versetzte der Rabe, „Du wirst nicht fallen". Als nun der Schmetterling endlich die Tangbrücke betrat, machte der Rabe, dass jene sich umdrehte. Da ertrank der Schmetterling und sein Leichnam trieb an's Land. Yētl ging zum Ufer hinab, schnitt ihn auf und ass seine Eingeweide. Dann begrub er ihn unter Steinen. Nach einiger Zeit kehrte er zu dem Grabe zurück, erweckte den Schmetterling und sprach: „O, Freund, ich glaubte Du seiest verloren. Lange habe ich Dich gesucht und nun schläfst Du hier."

10. Einst liess Yētl sich von einem Walfisch verschlucken. Drinnen im Magen machte er es sich bequem und zündete ein kleines Feuer an. Der Wal bat ihn, sich ja in Acht zu nehmen, dass er nicht sein Herz verletze. Der Rabe

1) Der Häuptling spricht nicht selbst zu Leuten aus niederem Stande, sondern hält sich einen Sklaven, der seine Wünsche mittheilt.

konnte aber der Versuchung nicht widerstehen und pickte daran. „O!“ schrie der Wal, denn es that ihm weh. Er bat den Raben nochmals, ja sein Herz nicht anzurühren. Yētl entschuldigte sich, indem er vorgab, nur zufällig daran gestossen zu haben. Bald aber pickte er wieder daran und biss dieses Mal herzhaft zu. Da verschied der Wal. Yētl wusste nicht, wie er wieder herauskommen sollte, denn das Maul des Thieres war fest geschlossen. Er dachte: „O, strandete doch der Walfisch an einem flachen Ufer.“ Bald hörte er die Brandung brausen und fühlte den Körper des Wales auf die Steine am Ufer stossen. Da freute er sich. In der Nähe war ein Dorf und Kinder spielten mit Bogen und Pfeilen am Strande. Als sie den Wal erblickten, liefen sie gleich nach Hause und riefen ihre Eltern herbei, die daran gingen, den Speck abzulösen. Als sie damit beschäftigt waren, hörten sie jemand im Bauche des Wales singen und schreien, konnten sich aber nicht denken, wer das thäte. Da dachte Yētl: „O, schnitte doch einer von oben her gerade zu mir herab!“ Kaum hatte er das gedacht, so war sein Wunsch erfüllt. Ein Mann schnitt ein Loch in den Magen und sogleich flog Yētl von dannen und schrie: „Kolā', kolā', kolā'!“

11. Er flog in den Wald, trocknete sich mit Moos ab und pflückte Flechten von den Bäumen, die er mit Harz auf seinen Kopf und auf sein Gesicht klebte, so dass sie wie graue Haare aussahen. Er nahm einen Stab in die Hand und humpelte in solcher Gestalt in das Dorf. Alle, die ihm begegneten, hielten ihn für einen uralten Mann. Er ging in ein Haus, setzte sich an's Feuer und die Leute gaben ihm zu essen. Da hörte er sie erzählen, wie ein Wal beim Dorfe gestrandet und ein Rabe aus seinem Magen herausgeflogen sei. Er sprach: „Ich weiss nun gewiss, dass bald Eure Feinde kommen und Euch alle tödten werden. Macht alles fertig, geht in die Boote und lasst den Wal hier. Nur so könnt Ihr jenen entfliehen.“ Die Leute folgten seinem Rathe. Er selbst ging mit einer der Familien in deren altes, schadhaftes Boot, das ein Leck im Boden hatte, welches nur nothdürftig mit Moos verstopft war. Als sie weit vom Ufer entfernt waren, zog er den Moospfropfen heraus, das Boot ging unter und alle Insassen kamen elendiglich um. Er aber flog zum Dorfe zurück und frass den Walfisch und alle Nahrungsmittel, die im Dorfe aufgespeichert waren.

12. Yētl und seine Frau gingen einst aus, Muscheln zu holen. Bald hatten sie eine volle Ladung gesammelt und brachten dieselbe nach Hause zurück. Die Frau öffnete die Muscheln und ass sie. Der Rabe aber schärfte die Schalen auf einem Stein. Die Leute hörten das Geräusch, wussten aber nicht, was es bedeutete. Als die Muscheln nun scharf waren, ging der Rabe zu einem grossen weissen Fels, welcher damals den Lauf des Stikin versperrte, und schnitt ihn mitten durch.

13. Dann fuhr er in seinem Boote den Fluss hinauf, bis er ein Haus fand. Er ging hinein, sah aber keinen Menschen. Das Haus war von den Schatten und Federn bewohnt, die darin auf und ab schwebten. Zuerst fürchtete sich der Rabe, da er aber viele Heilbutten und Fett von Hirschen und Bergziegen in den Kisten aufgespeichert sah, ging er entschlossen hinein und kochte sich ein Gericht Heilbutten mit Bergziegenfett. Als das Essen fertig war, suchte er eine Schüssel, fand aber keine. Da brachte ihm einer der Schatten eine Schüssel und Yētl freute sich, dass er hier so gute Wirthe gefunden hatte. Er ass, bis er nicht mehr konnte, that dann den Rest in seinen Korb und ging zum Boote hinab. Schon wollte er abfahren, als ihm einfiel, es sei doch schade, so viele gute Nahrungsmittel in den Kisten zurückzulassen. Er kehrte um und machte sich über die Vorräthe der

Schatten und Federn her. Aber siehe da! sogleich fielen diese über ihn her, prügelten ihn, bis er sich nicht mehr rühren konnte und warfen ihn dann zum Hause hinaus. Als er sich endlich wieder aufraffte und zum Boote hinunter humpelte, fand er dasselbe ganz leer. Er ward traurig, kehrte nach Hause zurück und legte sich in's Bett. Sein Gesicht und sein Rücken waren geschwollen von den Schlägen, die er bekommen hatte. Als man ihn aber fragte, was ihm zugestossen sei, sagte er, er sei einen Felsen herabgestürzt.

14. Die Lumme, die Schwester des Raben, hatte den Kormoran zum Mann. Einst ging der Rabe, der Kormoran und dessen Bruder, der Bär, aus, Heilbutten zu fangen. Kormoran und Bär waren sehr geschickt und fingen viele Fische, während Yētl gar keine bekam. Deshalb ward er neidisch auf seine Gefährten. Er sprach zum Kormoran: „Sieh' doch, Du hast eine grosse Laus auf Deinem Kopfe sitzen!“ Er that, als finge er sie, und sagte: „Sie hat Dich gebissen, nun beisse sie wieder. Strecke Deine Zunge aus, ich will sie Dir geben.“ Der Kormoran streckte wirklich seine Zunge aus und der Rabe riss sie ihm aus. „Nun sprich!“ rief er ihm höhnend zu. Der arme Kormoran sagte aber nur: „Wule, wule, wule.“ „So ist es gut,“ fuhr der Rabe fort, „so haben Deine Onkel früher auch gesprochen“. Dann bewirkte er, dass der Bär in sein Messer fiel und so um's Leben kam. Er fuhr dann an's Land, nahm die Fische, welche beide gefangen hatten, und versteckte den Leichnam des Bären. Vorher schnitt er ihm aber die Blase aus. Als er nun in Begleitung des Kormoran nach Hause kam, fragte die Lumme: „Wo ist mein Schwager Bär?“ Yētl antwortete: „Er ist im Walde und sucht Wurzeln.“ Da schlug der Kormoran in die Hände und rief: „Wule, wule, wule!“ Er wollte sagen, dass Yētl löge, konnte sich aber nicht verständlich machen. Seine Frau fragte: „Was sagst Du? Was ist Dir denn zugestossen?“ „Ich glaube, er hat sich erkältet,“ sagte der Rabe; „siehe nur, wie viele Heilbutten ich gefangen habe! Es sind so viele, dass unser Boot fast gesunken wäre. Schneide Du die Fische auf und nimm sie aus.“ Er legte dann Steine in's Feuer und schnitt die Handrücken der Lumme auf. Da tropfte Fett heraus. Und er nahm heimlich die Blase des Bären, wickelte einen glühenden Stein hinein und schluckte ihn herunter. Dann hiess er seine Schwester dasselbe thun. Diese hatte aber nicht gesehen, dass er den Stein eingewickelt hatte, und verschluckte einen glühenden Stein. Da schrie sie laut auf vor Schmerz. Der Rabe rief ihr zu: „Trinke rasch Wasser darauf!“ Sie folgte ihm. Sogleich fing das Wasser an zu kochen und so kam die Lumme um's Leben. Den Kormoran aber hiess der Rabe am Strande sitzen bleiben. Seitdem findet man den Kormoran immer am Strande und seither ist sein Ruf nur: „wule, wule, wule.“

15. Der Rabe wollte Häuptling werden und lud alle Thiere zu einem grossen Gastmahle ein. Alle kamen, unter ihnen auch der Finnwal, welcher einen Hut mit vielen Aufsätzen trug. Der Rabe gab ihnen Fisch und Fett zu essen. Plötzlich stiess er einen Schrei aus und alle wurden in Steine verwandelt. Noch heute kann man Haus und Thiere am Stikin-Flusse sehen.

16. Einst traf Yētl einen Baumstumpf, der mit seiner Frau am Meeresufer wohnte. Jeden Morgen ging die Frau zum Strande und lockte alle Fische durch einen Zauberspruch an's Ufer. Dann fing sie so viele, wie sie selbst und ihr Mann zum täglichen Leben bedurften. Yētl ging in's Haus und fragte: „Grossmutter, bist Du drinnen?“ Sie lud ihn ein, in's Haus zu kommen und bewirthete ihn gastlich. Am folgenden Morgen sah Yētl, wie die Alte die Fische heranlockte. Als sie nun Nachts fest schlief, erhob er sich, legte ihren Mantel an und sang

den Zauberspruch, den er ihr abgelernt hatte und tanzte dazu, wie er sie hatte thun sehen. Da kamen die Fische herbei und er fing sie alle. Nur ein einziger blieb im Wasser zurück. Als dann die Frau am folgenden Morgen die Fische rief, erschien nicht einer, da der Rabe keine übrig gelassen hatte, und sie und ihr Mann mussten elendiglich Hungers sterben.

17. Einst besuchte Yētl eine alte Frau, Namens K·äk·ak·atlak·a'tcanuk. Er hatte ein Boot voll Seehunde, die er gestohlen, und sprach zu ihr: „Grossmutter, koche die Seehunde für mich.“ Sie versprach es, und während sie das Feuer besorgte, begann sie ihm eine Geschichte zu erzählen. Yētl stellte sich, als werde er schläfrig, und schnarchte ein wenig. Die Alte stiess ihn an und sagte: „Komm! Passe auf!“ er aber rührte sich nicht und stellte sich, als schliefe er fest. Da rieb die Alte, die eine Hexe war, etwas Cederbast weich und nahm ein wenig Schweiss und Schmutz von Yētl's Bauch. Sie wickelte dies in den Bast und legte es in die Schale einer Walfischlaus. Yētl hatte alles, was sie gethan hatte, wohl bemerkt. Als die Alte schlief, stand er auf und verbrannte den Cederbast mit den Theilen seines Körpers, die darin eingewickelt waren. Dann nahm er ein anderes Bündel Cederbast, wickelte etwas Schweiss und Schmutz, den er von dem Bauche der Alten genommen hatte, hinein, und legte es in die Schale der Walfischlaus, aus welcher er das andere Bündel genommen hatte. Früh Morgens, als Niedrigwasser war, stand die Hexe auf. Yētl war wach, aber stellte sich, als schliefe er noch. Sie nahm die Schale, in der das Bündel Cederbast lag, wärmte sie ein wenig über dem Feuer und trug sie zum Ufer hinab, wo sie dieselbe am Strande niederlegte. Bald erreichte das steigende Wasser die Schale. Da fing die Alte an, ihren Bauch zu kratzen; als das Wasser die Muschel bedeckte, fühlte sie sich sehr krank, und als es Hochwasser war, da starb sie. Sie wollte Yētl tödten, aber er kannte sie und tödtete sie statt seiner. Als sie todt war, ass er alle Vorräthe, die in ihrem Hause aufgespeichert waren, auf.

18. Und Yētl besuchte Tlēcauwä'k·ē (= der Einäugige), den einäugigen Riesen, um ihn zu tödten. Als er auf die Reise ging, nahm er ein Lachsauge, ein grosses Messer und den Vogel Ts'ɛrē'nē mit. Er traf Tlēcauwä'k·ē, der nicht weit von seinem Hause Fische fing. Er sprach zu ihm: „Tlēcauwä'k·ē, lass' uns versuchen, wer der beste Bogenschütze ist.“ Der Riese nahm die Herausforderung an und sie beschlossen, zu versuchen, ob sie den Gipfel eines nahen Berges mit ihren Pfeilen erreichen könnten. Yētl liess den Riesen zuerst schiessen. Er nahm zwei Pfeile, legte sie nach einander auf seinen Bogen und schoss sie ab; aber keiner erreichte das Ziel. Als nun an Yētl die Reihe war, zu schiessen, nahm er den Vogel Ts'ɛrē'nē, den er in einen Pfeil verwandelt hatte, und flüsterte ihm zu, ehe er schoss: „Fliege, fliege!“ Er schoss den Pfeil ab und der Vogel flog hinauf zum Gipfel des Berges. So hatte Yētl in dem ersten Wettkampfe gewonnen. Er sagte: „Lass' uns unsere Bogen austauschen. Ich bin Dein Freund und Du sollst so gut schiessen können, wie ich. Gieb mir Deinen Bogen als Gegengeschenk.“ Der Riese war damit zufrieden und sie tauschten ihre Bogen aus. Dann fuhr er fort: „Nun lass' uns auch unsere Augen austauschen.“ „Wie sollen wir denn das machen?“ fragte Tlēcauwä'k·ē. „Ja, es wird nöthig sein,“ erwiderte Yētl, „ohne mein Auge kannst Du auch meinen Bogen nicht gebrauchen.“ Dann that er, als nähme er sein Auge aus. Er kniff die Augenlider zu und zeigte dem Riesen das Lachsauge. „Sieh' nur“, sprach er, „es ist nicht schwer, das Auge aus seiner Höhle zu nehmen.“ Da versuchte der Riese auch, sein Auge auszunehmen, konnte es aber nicht. Als Yētl das sah, sprach er: „Ich sehe, Du kannst es nicht, lass'

mich es für Dich thun," und er riss dem Riesen sein einziges Auge aus. Er steckte das Lachsauge statt dessen in die blutende Höhle, aber es fiel gleich wieder heraus. Yētl tödtete dann den blinden Riesen und ging in sein Haus. Dort traf er Tl'auwā'k·ē's Frau, die ihn fragte: „Hast Du meinen Mann nicht gesehen?" Er antwortete: „O ja, ich traf ihn vor Kurzem." Da lud sie ihn zum Essen ein, aber nach einiger Zeit, als ihr Mann nicht nach Hause kam, schöpfte sie Verdacht, dass ihr Gast jenen getödtet habe. Sie sprach: „jetzt lass' uns Messer werfen." Sie nahmen Plätze an gegenüberliegenden Seiten des Hauses ein und fingen an, Messer zu werfen. Die Frau benutzte einen kleinen, flachen Stein als Schild. Sie hatte den ersten Wurf. Als das Messer auf ihn zuflog, nahm Yētl die Gestalt des Raben an, flog in die Höhe und das Messer sauste unter ihm her in die Wand. Dann warf er sein Messer und schnitt mit dem ersten Wurfe die Beine der Frau ab. Dann warf sie wieder. Yētl flog wieder als Rabe in die Höhe und das Messer fehlte ihn. Beim zweiten Wurfe traf er den Hals der Frau und schnitt ihren Kopf ab.

19. Yētl besuchte dann den Häuptling der Seehunde. Er verwandelte sich in eine Frau und das Mink in ein Kind, das er auf den Arm nahm. Er nahm den Namen Cā'wat kitcē'k·qt'ē an. Als der Sohn des Häuptlings die Frau sah, verliebte er sich sogleich in sie und heirathete sie. Tags über ging der junge Mann immer auf die Jagd und wenn er Abends zurückkehrte, war sein Boot mit Beute schwer beladen. Er ging in's Haus und wusch sich. Eines Tages, als er wieder auf die Jagd ging, folgte ihm die Frau und kniff ihr Kind, das Mink, ein wenig, um es schreien zu machen. Das Kind schrie und sie lief rasch wieder nach Hause zurück. Ihr Mann, der das Kind schreien gehört hatte, kehrte sogleich nach Hause zurück. Er sprach zu seiner Frau: „Es kam mir vor, als hörte ich Dein Kind schreien. Deshalb bin ich zurückgekommen." Da weinte sie und sagte: „Das ist ein Zeichen, dass Du bald etwas Trauriges erleben wirst." Nachts, als ihr Mann fest schlief, drückte sie das Mink fest gegen seinen Mund und seine Nase, bis er erstickt war. Dann stand sie auf und fing an zu weinen, und als die Leute hörten, dass der Häuptlingssohn todt war, weinten sie alle mit ihr. Sie sprach: „Lasst uns ihn hinter jener Landspitze begraben!" Sie thaten also. Dann ging sie jeden Tag zum Grabe ihres Mannes, um dort zu klagen. Nach einiger Zeit wünschte ein anderer Mann sie zu heirathen, und folgte ihr unbemerkt, als sie zu dem Grabe ging. Da sah er sie dicht bei der Leiche sitzen und weinen: „gug'ē', gug'ē'!" und jedesmal, wenn sie so schrie, pickte sie an der Leiche und frass davon. Als er das sah, rief er all' seine Freunde herbei. Sie fingen Yētl und räucherten ihn über dem Feuer. Da erhielt er seine schwarze Farbe.

20. Yētl wollte Menschen erschaffen. Er arbeitete menschliche Gestalten aus Stein. Er blies auf dieselben und die Steine wurden lebendig, starben aber bald wieder. Da machte er menschliche Gestalten aus Erde, blies auf dieselben und sie wurden lebendig. Aber auch sie starben bald wieder. Er schnitzte Menschen aus Holz und belebte sie, indem er auf sie blies. Auch sie starben bald. Da machte er menschliche Gestalten aus Gras und blies auf dieselben. Sie wurden lebendig und wurden die Ahnen des Menschengeschlechts. Daher wachsen und vergehen die Menschen wie Gras.

2. Die Welt.

Die Erde ist schmal und scharf wie ein Messer. Im Anfange stand die Welt aufrecht und bewegte sich aufwärts und abwärts im Raume. Wenn sie nicht zur

Ruhe gekommen wäre, so hätte alles Leben vernichtet werden müssen. Alle Thiere versuchten nach einander die Welt zur Ruhe zu bringen, aber vergeblich. Zuletzt von allen machte das Hermelin einen Versuch. Sein Schwanz berührte die gestaltlose Unterlage, über welcher die Welt sich auf und ab bewegte und an der es sie befestigen wollte mit seinem Schwanze. Daher wurde seine Spitze schwarz. Da die Bemühungen der Thiere vergeblich gewesen waren, machte endlich ein weiblicher Geist (yēk) einen Versuch. Sie nahm etwas Entenfett und beschmierte ihren Bauch damit. Dann kroch sie unter die Erde. Als dieselbe sich nun abwärts bewegte, berührte ihr Bauch die Unterlage und klebte daran fest. So wird unsere Erde im Raume festgehalten. Da bekam der Geist den Namen Häricank'k'ö (= die alte Frau unter uns). Mitunter besucht Yētl sie und zieht an ihr. Dann giebt es Erdbeben.

Die Erde selbst ist viereckig; eine Ecke liegt nach Norden, eine nach Süden, eine nach Osten und eine nach Westen. In der Nordecke ist ein grosses Loch, durch welches das Meereswasser während der Ebbe hinab zur Unterwelt stürzt, während es bei der Fluth aus demselben zurückkehrt.

Sonne und Mond sind die „Augen des Himmels", doch zu gleicher Zeit ist der Mond der Gemahl der Sonne. Während einer Sonnenfinsterniss besucht die Frau ihren Mann.

3. Leben nach dem Tode.

Die Seele lebt nach dem Tode in einem Lande, durchaus ähnlich dem unsrigen. Alle, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind, kommen in den Himmel, wo Tahi't herrscht; alle die im Krankenbette sterben (auch im Kindbett gestorbene Frauen) kommen in ein Land, das jenseits des Randes der Erde gelegen ist. Am Tage vereinen sich die Todten beider Länder, um sich Abends wieder zu trennen.

Die Seelen, die bei Tahi't wohnen, machen das Nordlicht. Wenn dasselbe blutig roth erscheint, bereiten sie sich zum Kriege vor. Die Milchstrasse ist ein langer Baumstamm, der dort liegt und über den die kämpfenden Geister (die Nordlichtstrahlen) hin und her springen. Tahi't beherrscht die Schicksale der Menschen. Er bestimmt diejenigen, die im Kampfe fallen sollen. Wenn ein Kind geboren wird, bestimmt er, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sein soll, und ob die Mutter im Kindbett sterben soll.

Hierher gehört folgende Erzählung: Ein Schamane war lange Jahre krank gewesen. Als er sein Ende herankommen fühlte, bat er seine Mutter, für seinen Hund Sorge zu tragen. Dann starb er. Die Leiche wurde in Pelzmäntel gewickelt, und am vierten Tage begrub man ihn an dem Begräbnissplatze der Schamanen, an einer ebenen Stelle nahe den Häusern. Alltäglich ging seine Mutter hinaus zu dem Todtenhäuschen und beklagte seinen Tod und verbrannte Nahrung für ihn. Eines Tages fing der Hund, der mitgelaufen war, an zu bellen, und wollte sich nicht beruhigen lassen. Plötzlich hörte sie im Grabe etwas sich bewegen und hörte ein Stöhnen, als wenn jemand erwache. Da entfloh sie vor Angst und erzählte den Leuten, was sie gehört hatte. Diese gingen zum Grabe, öffneten es und fanden, dass der Mann zum Leben zurückgekehrt war. Sie nahmen ihn mit nach Hause und gaben ihm zu essen. Er fühlte sich wie gelähmt und schlief lange und fest. Als er wieder erwachte, fühlte er sich etwas stärker und sprach nun: „Mutter, warum gabst Du mir nichts zu essen, wenn ich Dich darum bat? Konntest Du mich nicht verstehen? Ich sagte zu Dir, ich bin hungrig, und stiess Dich an. Ich wollte Dich rechts anstossen, konnte es aber nicht. Immer musste ich an

Deiner linken Seite stehen. Du antwortest mir nicht, sondern fasstest nur nach der Stelle, an der ich Dich gestossen hatte, und sagtest: „„O, das ist ein schlechtes Zeichen““ Wenn ich Dich essen sah, bat ich Dich, mir etwas abzugeben, aber Du thatest es nicht, und ohne Deine Erlaubniss konnte ich nichts nehmen. Du sagtest nur: „„Das Feuer knistert““ und warfst etwas von Deinem Essen in's Feuer[1]).

„Als ich gestorben war, fühlte ich keinen Schmerz. Ich sass neben meinem Körper und sah, wie Ihr denselben zum Begräbniss vorbereitetet und mein Gesicht mit unserem Wappen bemaltet. Ich hörte Dich, Mutter, an meinem Grabe trauern. Ich stiess Dich an und sagte Dir, ich sei nicht todt, aber Du hörtest mich nicht. Nach vier Tagen fühlte ich, als gäbe es keinen Tag und keine Nacht mehr. Ich sah Euch meinen Leichnam forttragen und fühlte mich gezwungen, mitzugehen, wider meinen Willen. Ich bat Euch alle um Nahrung, aber Ihr warft sie in's Feuer und dann fühlte ich mich gesättigt. Endlich dachte ich, ich müsse doch wohl todt sein, da niemand mich hörte und die verbrannte Nahrung mich sättigte, und ich beschloss, in das Land der Seelen zu gehen. Bald kam ich an einen Scheideweg. Zur einen Seite führte ein tief ausgetretener Pfad, zur anderen ein wenig begangener Ich wählte den ersteren. Mich verlangte danach, wirklich zu sterben, und ich ging weiter und weiter, um das Ende des Weges zu erreichen. Endlich gelangte ich an einen jäh abfallenden Fels, an dessen Fuss ein Fluss sich träge einherwälzte. An der Anderen Seite sah ich ein grosses Dorf und erkannte viele Leute. Ich sah meine Grossmutter und meinen Onkel, die schon lange todt sind, und viele Kinder, die ich einst zu heilen versucht hatte. Doch sah ich auch viele, die ich nicht kannte. Ich rief: O, kommt, errettet mich! Holt mich zu Euch hinüber! Aber jene wandelten umher, als hörten sie mich nicht. Ich ward überwältigt von Müdigkeit und legte mich nieder. Der harte Fels diente mir als Kopfkissen. Ich schlief gut und wusste nicht, als ich erwachte, wie lange ich geschlafen hatte. Ich reckte mich und gähnte. Da riefen die Leute im Dorfe: „„Dort kommt jemand, lasst uns ihn holen.““ Ein Boot kam über den Fluss und brachte mich zu dem Dorfe. Dort begrüssten mich alle freundlich. Ich wollte ihnen von diesem Leben erzählen, aber jene erhoben abwehrend die Hände und sagten: „„Sprich nicht davon. Jene gehören nicht zu uns.““ Sie gaben mir Lachs und Beeren zu essen, aber alles schmeckte brenzlich, obwohl es gut aussah. Deshalb legte ich es zur Seite. Sie gaben mir Wasser zu trinken. Als ich es zum Munde führte, sah ich, dass es ganz grün aussah. Es schmeckte bitter. Sie sagten mir, dass der Fluss, über den ich gekommen war, die Thränen der Frauen seien, die um die Todten weinen. Deshalb dürft Ihr erst weinen, wenn Euer todter Freund über den Fluss gelangt ist. Ich dachte nun: Ich kam hierher, zu sterben, aber den Geistern geht es zu schlecht. Lieber will ich ertragen, was meine Mutter mir anthut, als hier bleiben. Die Geister baten mich, zu bleiben, aber ich liess mich nicht halten. Als ich mich umwandte, war der Fluss verschwunden, und der Pfad, den ich wandelte, war wenig betreten. Ich ging weiter und weiter und sah viele Hände aus dem Boden emporwachsen, die sich wie bittend bewegten. In weiter Ferne sah ich ein grosses Feuer und hinter demselben einen krummen Säbel, der rasch umherkreiste. Als ich weiter ging, sah ich viele Augen, die alle auf mich gerichtet waren. Aber ich kümmerte mich nicht darum, denn ich wollte sterben. Und ich ging weiter und weiter. Das Feuer war noch immer vor mir.

1) Die Tlingit glauben die Stimmen der Verstorbenen zu hören, wenn das Feuer knistert.

Nach langer, langer Wanderung erreichte ich dasselbe, und dachte: was soll ich thun? Meine Mutter hört mich nicht, und zu den Geistern will ich nicht zurückkehren. Ich will sterben! Ich steckte meinen Kopf in das Feuer, gerade unter das Schwert. Da plötzlich fühlte ich mich kalt. Ich hörte meinen Hund bellen und meine Mutter weinen. Ich streckte mich, lugte durch die Wand meines Grabhauses und sah, wie Du, Mutter, fortliefest. Ich rief meinen Hund, er sprang heran, um mich zu sehen, und dann kamt Ihr und fandet mich lebendig. Viele möchten wohl aus dem Lande der Geister zurückkehren, aber sie fürchten die Hände, die Augen und das Feuer. Deshalb ist jener Pfad so wenig betreten."

Ein Mann, Namens Ky'itl'ā'c, der vor etwa sieben Generationen lebte, tödtete sich selbst. Als er starb, sah er eine Leiter vom Himmel herabkommen, und stieg hinauf. Oben an der Leiter traf er einen alten Wächter, der ganz schwarz war und lockiges Haar hatte(??). Er fragte: „Was willst Du hier?" Als Ky'itl'ā'c ihm sagte, dass er sich selbst getödtet habe, erlaubte der Wächter ihm, einzutreten. Bald sah er ein grosses Haus, vor dem ein Kessel stand. Im Hause erblickte er Tahī't, welcher ihn rief einzutreten. Dieser rief zwei seiner Leute heran (die Kyēwak·ā'o heissen), und hiess sie Ky'itl'ā'c das ganze Land zeigen. Sie führten ihn zur Milchstrasse und zu einem See, auf dem zwei weisse Gänse schwammen. Sie gaben ihm einen kleinen Stein und liessen ihn versuchen, eine der Gänse zu treffen. Er that, wie sie gesagt hatten und sobald er eine Gans getroffen hatte, fing sie an, zu singen. Darüber musste er lachen, denn ihr Gesang verursachte ihm dasselbe Gefühl, als wenn jemand ihn kitzle. Dann fragten ihn seine Gefährten: „Willst Du Tahī't's Töchter sehen." Als er dem Wunsche Ausdruck gab, öffneten sie die Wolkenthür und er sah zwei schöne, junge Mädchen hinter den Wolken sitzen. Als er zur Erde hinabblickte, sah er die Wipfel der Bäume, die wie Nadelspitzen aussahen. Aber er wünschte, zur Erde zurückzukehren. Daher zog er seinen Mantel über den Kopf und warf sich herab. Er kam unverletzt unten an, und als er von der Betäubung, in die er gefallen war, erwachte, fand er sich am Fusse eines Baumes. Bald sah er ein kleines Häuschen, dessen Thür mit Matten verhängt war. Er blickte hinein und hörte ein neugeborenes Kind weinen. Er fand sich selbst in dem Hause. Er war selbst das Kind, und als er gross wurde, erzählte er den Menschen von Tahī't. Sie hatten schon früher über jenen gehört, aber erst damals hörten sie Näheres über die obere Welt. Ky'itl'ā'c erzählte auch, dass diejenigen, denen der Kopf abgeschnitten ist, droben ihre Augen zwischen den Schultern haben.

Ein Mann, Namens Gyinaskila'c, glaubte nicht an Tahī't. Er sagte zu den Leuten: „Tödtet mich!" Wenn ich wirklich zu Tahī't gehe, will ich vier Scheite Holz vom Himmel herabwerfen. Er wurde getödtet, und nach einiger Zeit fielen vier Scheite Holz vom Himmel. Da wussten die Leute, dass Gyinaskila'c bei Tahī't war.

4. Das Kucta k·ā-(Fischotter-)Volk.

1. Einstmals fuhr ein Häuptling aus dem Dorfe Tlokwan aus, um Brennholz zu schlagen. Sein Boot kenterte und er ertrank. Nach einiger Zeit erwachte er wieder und sah die Kucta k·ā (= Fischotter-Mensch) denen er folgte. So wurde er selbst in eine Otter verwandelt. Er wünschte aber sehr, zu seines Vaters Hause zurückzukehren. Er schwamm als Otter nahe dem Ufer umher, und sein Vater erkannte ihn. Er hiess seine Leute auf das Thier aufpassen, aber es gelang ihnen nicht, dasselbe zu fangen. Dann liess der alte Häuptling in seinem Hause ein

helles Feuer anzünden und die Thür weit offen halten. Sein Sohn wollte gern hineinlaufen, konnte es aber nicht, denn, sowie er es versuchte, bewirkten die Fischottern, dass er den Verstand verlor. Er lief in den Wald zurück und stiess endlich mit seinem Kopfe gegen einen Stamm, so dass er niederfiel. Da kehrte sein Verstand zurück und er weinte bitterlich. Er hielt den Stamm fest umklammert. Die Leute des alten Häuptlings waren ihm in den Wald gefolgt, und als sie ihn nun erblickten, riefen sie: „Halte Dich fest an dem Stamme, bis wir kommen.“ Er versuchte es zu thun, aber bald zwangen die Fischottern ihn, wieder loszulassen und er lief in den Wald hinein. An den folgenden drei Abenden wiederholte sich dasselbe. Alle seine Bemühungen, nach Hause zurückzukehren, waren vergeblich. Als es beinahe wieder Frühling war, sandte der Häuptling abermals alle Leute aus, seinen Sohn zu suchen.

Ein armer, alter Mann lebte in einem nahe gelegenen Dorfe und ging täglich aus, Heilbutten zu fangen. Eines Abends, als der Mann gerade ausgefahren war, kam der verlorene Häuptlingssohn und lugte durch einen Spalt in das Haus des armen Mannes Als die Frauen, welche zu Hause geblieben waren, ihn erblickten, fielen sie in Ohnmacht. Der Knabe aber lief bald wieder fort in den Wald Am nächsten Abende kam er wieder, hob die Matte auf und erblickte die armen Leute. Dieses Mal wurden jene nicht ohnmächtig bei seinem Anblicke und fortan kam er jeden Abend. Er setzte sich an's Feuer und erzählte ihnen alles, was er bei den Kucta k'ā gesehen hatte, wie sie lebten und was der Nerz, ihr Sklave, thue. Als der Mann nun spät Abends zurückkam, erzählten ihm die Frauen, dass der Häuptlingssohn immer in Gestalt einer Fischotter zu ihnen komme und sie beschlossen, ihn zu retten. Der Alte machte ein starkes Zaubermittel, indem er Wurzeln (devilstick) und Kinder-Urin in eine Kiste that und die Mischung drei Monate lang stehen liess. Im Dorfe lebte aber ein armes Waisenkind, das vor einem kleinen aus Baumrinde gebauten Hause mit der Otter zu spielen pflegte. Eines Abends gaben die Frauen diesem Kinde einen kleinen Stock und sagten ihm, was es damit thun solle. Das Kind und die Otter versteckten abwechselnd den Stock, und suchten denselben. Endlich versteckte das Kind den Stock ganz hinten im Hause, wie die Frauen ihm aufgetragen hatten. Nichts ahnend, lief die Otter hinein, den Stock zu suchen. Da sprangen die Frauen auf sie zu und versuchten, sie zu fangen, aber es gelang ihnen nicht. Deshalb entwarfen sie einen anderen Plan. Sie machten starke Seile aus Cederbast und gruben nahe dem Hause eine tiefe Grube und rammten nicht weit davon vier Pfähle in die Erde. Wieder liessen sie nun das Waisenkind mit der Otter spielen. Sie trugen ihm auf, es so einzurichten, dass sie beim Spielen in die Grube fiele. Vier Männer, welche die Grube gegraben hatten und den Knaben fangen wollten, gingen dann zum Scheine fort und sogleich kam der Häuptlingssohn, in Gestalt der Fischotter, zu der Waise zurück. Diese versteckte wieder den Stock, und es dauerte nicht lange, da fiel die Otter beim Spiele in die Grube. Sogleich sprangen die Frauen und Männer, welche sich versteckt gehalten hatten, hervor und banden die Otter mit den Seilen an die vier Pfähle, so dass sie sich nicht bewegen konnte. Dann nahmen sie spitze Stöcke und brachten ihr Wunden am ganzen Körper bei, in welche sie das starke Zaubermittel, das der Alte bereitet hatte, gossen. Da sagte die Otter: „Macht, dass ich ordentlich blute, sonst werde ich nicht ganz gesund werden.“ Sie thaten, wie er gebeten hatte, und so ward er wieder ein Mensch. Seine Lippen aber waren noch aufgeworfen und er weigerte sich noch, einen Mantel umzulegen: Fischgräten und Seeigelnadeln sassen zwischen seinen Zähnen und Tannenzweige auf seinen Füssen. Einen halben Mond lang fuhren sie fort, ihn

mit dem Zaubermittel zu behandeln. Während all' dieser Zeit durfte er keine gekochte Nahrung zu sich nehmen, sonst wäre er gestorben. Am Ende dieser Frist bat er die Leute, ihn nach der Stadt zu tragen, seinem Vater aber nicht zu sagen, wer er sei. Als sie zusammen in der Stadt ankamen, wusste niemand, wer er war. Als er aber sprach, erkannte ein alter Mann seine Stimme und sagte: „Das ist der Sohn unseres Häuptlings." Dann ging er in seines Vaters Haus und bat diesen, den armen Mann, welcher ihn errettet hatte, reich zu beschenken.

Dann erzählte er den Leuten, wie es ihm ergangen sei: „Mein Boot kenterte und ich fiel in's Wasser. Als ich wieder erwachte, fand ich mich am Ufer. Ich rieb mich mit Moos ab, und als ich trocken war, wollte ich nach Hause zurückkehren. Da sah ich aber ein grosses Feuer, an dem alle meine Verwandten sassen und ich dachte, welch' Glück ich hätte, dass jene gerade ein grosses Feuer gemacht hätten. Ich wollte mich dort ganz trocknen und ging auf das Feuer zu. Ich ging weiter und weiter, konnte aber das Feuer nicht erreichen. Als ich demselben noch folgte, stiess ich an einen Flunder; dieser biss in meinen grossen Zehen und da verlor ich den Verstand. Ich durcheilte die ganze Welt und wusste nun, dass jenes Feuer das der Kucta k·ā gewesen war. Mit ihnen ging ich in's Wasser und schwamm mit ihnen umher. Sie haben Boote in denen sie fahren; Menschen können dieselben aber nicht sehen. Am Lande nehmen sie ihr Fell ab wie ein Kleid und trocknen es. Wer ein Jahr lang bei ihnen bleibt, wird eine Fischotter, wie sie selbst. Seine Hände und Füsse verschrumpfen, seine Kniee schwellen an, Haare wachsen ihm auf dem Rücken und er bekommt einen Schwanz. Die Nerze sind die Sklaven der Ottern. Sie sind ein merkwürdiges Volk. Sie sehen aus wie Kinder und essen nichts Gekochtes, denn sonst müssten sie sterben."

2. Ts'awi'nk· war ein mächtiger Schamane, der alle Kranken heilte. Sein Schutzgeist (Yēk) sagte ihm, dass die Kucta k·ā kommen würden, um ihn zu ihrer kranken Häuptlingstochter zu holen. Da nahm er seinen Schamanenbehang und legte ihn in einen Korb. Und er nahm eine Flasche, die er mit seinem Urin füllte, welchen er schon lange bewahrt hatte. Dann verschloss er den Korb mit einem Stock, versteckte ihn unter seinem Mantel und legte alle seine Tanzgeräthe in eine Kiste, die er an den Strand tragen liess. Da sprach er zu den Leuten: „Wenn Ihr viele Fischottern kommen seht, so tödtet sie nicht. Ich werde mit ihnen in ihr Land gehen." Die Leute aber glaubten nicht, dass er wirklich mit den Ottern in's Meer gehen werde. Bald kamen die Ottern und baten ihn, mit nach Cik·'ä'reta (eine Landspitze auf Sitka) zu gehen und die Tochter ihres Häuptlings zu heilen. Er willigte ein, und eine der Ottern hiess ihn, sich flach auf ihren Rücken legen, verbot ihm aber, aufzusehen. Da merkte er, dass er in einem Boote war, und dass alle Ottern Boote hatten. Er hörte die Leute rudern, fühlte aber zu gleicher Zeit den Tang an seinen Haaren zerren. Endlich gelangten sie nach Cik·'ä'reta. Da sagte die Otter zu ihm: „Gehe nicht dorthin, wo alle Leute versammelt sind, sondern in das Haus, welches Du von allen verlassen siehst. Dort wirst Du das kranke Mädchen finden." Als sie ankamen, sah Ts'awi'nk· alle Otter-Menschen vor einem Hause stehen, während ein zweites ganz verlassen dastand. Dorthin ging er, öffnete die Thür und erblickte das kranke Mädchen, welches am Feuer sass. Sogleich kamen alle Ottern herein und sagten: „Nun sehen wir, dass Du ein mächtiger Schamane bist. Du hast sogleich unseres Häuptlings Tochter gefunden. O, heile sie, wir wollen Dir unsere Pelzmäntel als Lohn geben." Ts'awi'nk· ging zu dem Mädchen und fand bald, dass eine Harpune

in ihrer Seite sass. Im Hause sah er zwei wunderbare Angeln hängen, welche die Eigenschaft hatten, dass jeden Morgen an jeder von ihnen ein Heilbutt hing. Diese bedingte er sich als Lohn aus. Die Ottern aber sagten: „Wir können sie Dir nicht geben, denn sonst müssen wir verhungern. Sie ernähren uns alle.“ Da weigerte Ts'awi'nk· sich, das Mädchen zu heilen und sie ward kränker und kränker. Als sie beinahe todt war, versprachen die Ottern ihm endlich die Angeln; nun zog er die Harpune heraus und das Mädchen ward wieder gesund.

Die Ottern aber waren nicht Willens, Ts'awi'nk· die Angeln zu geben und wollten ihn tödten. Als es dunkel wurde, legten alle sich schlafen. Ts'awi'nk· nahm seinen Korb als Kopfkissen und verhüllte sein Gesicht mit seinem Mantel. Da machten die Ottern einen furchtbaren Gestank im Hause, um Ts'awi'nk· zu ersticken. Dieser nahm nun die Flasche mit Urin aus seinem Korbe und verschüttete ein wenig von der Flüssigkeit. Dieselbe gab einen so starken Geruch von sich, dass die Ottern prustend aus dem Hause liefen, um nicht zu ersticken. Als der Geruch sich etwas verzogen hatte, kamen sie nochmals herein und versuchten, Ts'awi'nk· durch ihren Gestank zu tödten. Aber wieder vertrieb er die Ottern vermittelst seiner Flüssigkeit. Da sahen sie, dass er mächtiger war als sie, und liessen ihn in Frieden. Morgens gaben sie ihm die Angeln und zwei Töchter ihres Häuptlings. Sie füllten seine Kiste mit vielen Geschenken und steckten ihn dann in den Magen eines Seelöwen, der ihn nach Hause bringen sollte. Vorher ermahnten sie ihn, ja nicht an das Otterland zurückzudenken, denn sonst werde der Seelöwe gleich umdrehen. Er versprach es. Doch unterwegs dachte er an die merkwürdigen Wesen, und sogleich kehrte der Seelöwe um. Die Ottern prägten ihm dann nochmals ein, ja nicht an ihr Land zu denken, ehe er zu Hause angelangt sei, aber als schon die Hütten seines Dorfes in Sicht waren, fielen ihm wieder die Fischottern ein, und so kam er nochmals zurück. Erst beim vierten Male gelangte er glücklich nach Hause. Dort warf ihn der Seelöwe an's Ufer. Die Leute hörten Geräusch wie von Tanzstäben und sahen Ts'awi'nk· am Strande liegen, bedeckt mit allen Geschenken der Ottern. Er stand auf und ging in's Haus. Da verwandelten sich all' die Geschenke in Möven und flogen davon. Er sagte zu den Leuten: „Wenn ich sterben werde, so begrabt mich hier am Strande, wo Ihr mich gefunden habt.“ Sie willfahrten seinem Wunsche. Er selbst ward dort begraben und all' seine Nachkommen werden einer auf dem andern an demselben Platze begraben.

5. Nānak·[1]).

Vor langer Zeit kam Nānak·, begleitet von vielen Gyukk·oan (= Stamm des fernen Landes, Aleuten), die seine Sklaven waren, hierher. Sie landeten in Tl'ēyak· (Sitka) und er liess sich von den Gyukk·oan eine Festung bauen. Sie errichteten eine Anzahl Häuser und umgaben dieselben mit einem Palissadenzaun. Als alles fertig war, kehrte Nānak· nach Hause zurück und liess seinen Sohn als Befehlshaber der Feste zurück. Letzterer hatte eine Frau, die immer schöne Kleider trug. Nach einiger Zeit entstanden Streitigkeiten zwischen Nānak·'s Sohn und unseren Ahnen. Sie ergriffen einen der Gyukk·oan, bemalten sein Gesicht und

1) Die Tlingit nennen den russischen Kaufmann Baranoff, welcher das südliche Alaska zu einer russischen Colonie machte, Nānak·. Die nachstehende Sage bezieht sich auf die Kämpfe zwischen Baranoff und den Tlingit. Baranoff kehrte später nach Russland zurück und die Zeit seiner Abwesenheit ist mit seinen sagenhaften Wanderungen ausgefüllt.

schickten ihn dann zur Feste zurück, um Nānak·'s Sohn zu verspotten. Als dieser sah, was unsere Ahnen seinem Sklaven angethan hatten, ward er sehr zornig; er versammelte alle seine Leute und sie zogen aus, unsere Ahnen zu bekriegen. Diese legten ihre Panzer an, nahmen ihre Bogen und Pfeile, Lanzen und Dolche, und es entspann sich eine wilde Schlacht. Es währte aber nicht lange, da waren die meisten Gyukk·oan erschlagen, und die Ueberlebenden zu Sklaven gemacht. Dann häuften unsere Ahnen Holzspäne um den Palissadenzaun, und steckten die Feste an. Nānak·'s Sohn und seine Frau allein waren von unseren Ahnen verschont geblieben. Er war aber sehr niedergeschlagen und ging langsam um die Stadt herum, indem er seine Frau im Arme hielt. Als er die Häuser von den Flammen verzehrt werden sah, warf er sich mit seiner Frau in die Gluth. So kam er um.

Dann fragten unsere Ahnen die Gyukk·oan, die sie zu Sklaven gemacht hatten: „Wo bauen die Russen ihre Festungen?“ Die Gyukk·oan antworteten: „Sie bauen ihre Festen dort, wo sie eine gute Landungsstelle finden.“ Da gingen unsere Ahnen nach Kastahī'n (der Stadt Sitka) und bauten eine Palissaden-Festung. Nach einigen Monaten kam Nānak· zurück und als er hörte, was geschehen war, machte er einen Angriff auf unsere Festung, wurde aber zurückgeschlagen.

Dann liess er alle die jungen Männer, die mit ihm gekommen waren, an Bord gehen und segelte in die Welt hinaus, um seinen Sohn zu suchen. Er hatte ein Buch mit, dass immer zu ihm sprach und ihm rieth, was er thun solle. Es sprach: „Sage Deinen Leuten, sie sollen ihre Weiber zu Hause lassen, sonst wirst Du Deinen Sohn nie finden.“ Nānak· that, wie das Buch ihm gerathen hatte, und verbot seinen Leuten, ihre Frauen mitzunehmen. Nur einer war ungehorsam; es war ein junger Mann, der seine Frau sehr liebte und sie in seinem Koffer verbarg.

Nachdem sie lange umhergesegelt waren, näherten sie sich einer unbekannten Küste. Bald sahen sie ein Dorf und landeten daselbst. Sie gingen in einige der Häuser und fanden, dass dieselben nur von Frauen bewohnt waren. Nicht ein Mann war im Dorfe zu finden. Nānak·'s Leute wollten die Frauen heirathen, diese deuteten aber auf einen grossen Stamm Treibholz, der am Ufer lag und sagten: „Seht dort den Stamm! Das ist unser Mann.“ Die Russen glaubten ihnen erst nicht, aber, als sie den Stamm genauer ansahen, bemerkten sie, dass all' seine Aeste Zähne hatten. Einer der Matrosen versuchte dennoch, einer der Frauen habhaft zu werden, sie aber griffen ihn an und hätten ihn fast getödtet.

Da rief Nānak· alle seine Leute auf das Schiff zurück, und sie fuhren weiter. Nach vielen Tagen und Nächten erblickten sie ein anderes Ufer und sahen ein Dorf auf einer kleinen Lichtung stehen. Sie landeten und sahen sich um, konnten aber kein lebendes Wesen entdecken. Nach einiger Zeit sahen sie aber Schatten auf- und abschweben und Federn hin- und herfliegen. Zuerst fürchteten sie sich, dann aber fassten sie Muth und betraten die Häuser. Sie fanden dort Kisten mit Seeotter- und Seehunds-Fellen gefüllt, Fische und Hirschfett. Da sie niemand als die Schatten und Federn sahen, beschlossen sie, alle diese Schätze fortzutragen. Sie nahmen grosse Fellbündel aus den Kisten und wollten sie zum Ufer hinabtragen, als unsichtbare Hände sie aufhielten, ehe sie einmal die Hausthür erreichten, und ihnen die Bündel abnahmen. So erfuhren sie, dass die Schätze doch wohl einen Eigenthümer haben mussten. Ihre Habgier aber überwog ihre Klugheit und sie versuchten dennoch, die Sachen fortzutragen. Da wurden sie von unsichtbaren Händen geprügelt und sie erreichten nur mit Mühe wieder das Schiff.

Sie segelten weiter und kamen nach langen Irrfahrten in das Land, wo die Leute spannenlange Kröten assen. Sie saugten diese aus und warfen das Fell

fort. Die Russen konnten sich nicht an diese Nahrung gewöhnen. Da es aber nichts anderes gab, so rösteten sie wenigstens die Kröten, ehe sie sie assen.

Sie reisten weiter und kamen bald zu dem Theile der Erde, wo es immer dunkel ist. Zehn Tage lang segelten sie im Dunkeln umher. Schwere Stürme regten das Meer zu wilden Wellen auf, so dass der Gischt die Spitze des Mastes bespritzte. Nānak· fürchtete, sein Schiff möchte verloren gehen und er selbst mit seinen Mannen um's Leben kommen. Da fragte er sein Buch, und dasselbe sagte: „Fürchte Dich nicht. Halte Deinen Kurs ein und morgen wirst Du Deinen Sohn sehen.“ Nānak· gehorchte und am folgenden Tage erreichte er das Ende der Welt. Weit jenseits desselben sah er Rauch aufsteigen aus dem Lande der Todten, aber er erblickte nicht seinen Sohn. Da weinte er vor Schmerz. Er trat zu seinem Buche und fragte: „O, Buch, sage mir, warum sehe ich meinen Sohn nicht?“ Das Buch erwiderte: „Eine Frau ist an Bord des Schiffes. Deshalb kannst Du ihn nicht sehen.“ Als Nānak· das hörte, ward er sehr zornig. Er berief seine Leute und drohte, den Schuldigen zu tödten. Er durchsuchte das ganze Schiff, fand aber nichts. Da liess er alle Koffer öffnen und, als er nun die Frau fand, liess er ihr den Kopf abschneiden und warf sie mit ihrem Manne in's Wasser.

Er reiste weiter dem Ende der Welt entlang. Nach einiger Zeit hörte er ein schreckliches Geräusch. Er wusste nicht, woher es kam, beschloss aber, die Ursache kennen zu lernen. So kam er an die Ecke der Erde, wo das Wasser des Oceans zur Ebbezeit in einem schrecklichen Wirbel in die Unterwelt hinabstürzt, und aus der es nach wenigen Stunden zurückkehrt und so die Fluth verursacht. Als das Schiff sich diesem schrecklichen Platze näherte, wäre es fast in den Wirbel hinabgezogen worden, aber Nānak· warf Anker und als die Kette sich zu straff spannte, warf er einen zweiten und dritten aus. Nachdem er sein Schiff auf solche Weise festgelegt hatte, band er einen Eimer an ein langes Seil und warf es von dem Hintertheil des Schiffes in den Wirbel. Viele Tausend Faden Seil musste er schiessen lassen, ehe der Eimer auf dem Meeresboden ankam. Dann zog er ihn wieder ein und fand einen Brief darin, in dem stand: „Wir, die wir hier in der Unterwelt leben, sind sehr glücklich, dass Du endlich gekommen bist. Wir haben kein Trinkwasser; bitte, gieb uns etwas.“ Nānak· erfüllte ihre Bitte und schickte einen Eimer Wasser hinunter. Als sie den Eimer wieder aufzogen, war das Wasser verschwunden, aber der Eimer war voll Geld und ein Brief lag darin, in dem sie um mehr Wasser baten und gute Bezahlung versprachen. Viermal sandte Nānak· Wasser hinunter und jedesmal schickten sie den Eimer mit Geld gefüllt zurück.

Nachdem Nānak· nun gesehen hatte, wohin das Wasser bei Ebbe geht, kehrte er hierher zurück. Er war aber so lange unterwegs gewesen, dass die Männer, die als junge Leute mit ihm fortgereist waren, mit grauen Haaren zurückkehrten.

6. Die Europäer.

Als Cook das Gebiet der Tlingit besuchte, war einst sein Schiff vom Nebel verhüllt. Ganz plötzlich lichtete sich derselbe und ein Häuptling erblickte das Schiff. Es war das erste Mal, dass ein Tlingit einen Weissen sah. Er ging an Bord und kehrte dann nach Hause zurück. Vier Tage lang sass er bewegungslos am Feuer und sann nach über die unerhörte Erscheinung. Dann erzählte er seinem Volke von den fremdartigen Menschen, die aus der Nebelwolke hervorgetreten seien. Daher nennt man die Weissen noch heute Gutsk·irkoan, das Volk der Wolken. (Vorstehende Sagen wurden erzählt oder verdolmetscht von Mrs. Vine, einer in Victoria verheiratheten Stikin-Indianerin.)

7. Kâts.

Ein Mann, Namens Kâts, ging einst mit seinen Hunden auf die Jagd. Er fand eine Bärenhöhle. Als seine Hunde den Bären aufstörten, stürzte er aus der Höhle, ergriff den Jäger und warf ihn der Bärin, die in der Höhle geblieben war, zu. Diese grub schnell ein Loch und steckte den Mann hinein. Der Bär ging wieder hinein und fragte, da er den Jäger nicht fand, seine Frau, wo er sei. Sie erwiderte: „Du hast mir ja nur seine Handschuhe gegeben." Der Bär sprach: „Nein, ich wittere ihn. Er ist hier," und suchte lange nach ihm, obwohl seine Frau versicherte, er irre sich. Sein Suchen war vergeblich. Am nächsten Tage ging er auf die Jagd. Als dann die Sonnenstrahlen in die Höhle fielen, zerbrach die Bärin dieselben und tödtete ihren Mann damit.

Darauf holte sie den Jäger aus seinem Verstecke und nahm ihn zum Mann. Sie hatten drei Kinder. Eines Tages sehnte Kâts sich nach Hause, und sobald der Wunsch sich in seinem Herzen regte, wusste seine Frau darum und gestattete ihm, seine Freunde zu besuchen, doch warnte sie ihn, nicht zu seiner früheren Frau zu sprechen, sondern nur an ihre gemeinsamen Kinder zu denken. Sie sagte: „Wenn Du Deine frühere Frau anlächelst, werden Deine Kinder krank werden. Wir wollen Dich mitunter an dem flachen Strande hier treffen und Du musst Deinen Kindern all' die Seethiere bringen, die Du tödtest." Dann führte sie ihn nach Hause.

Während seiner Abwesenheit hatte seine Frau einen anderen Mann genommen. Der Jäger baute sich ein neues Haus und malte den Bären daran. Er war jetzt einer der erfolgreichsten Jäger. Er tödtete viele Seehunde und fing viele Heilbutten. Diese brachte er zu dem verabredeten Platze, und jedesmal, wenn er dorthin kam, sah er eine alte Bärin und vier Junge den Berg herabkommen. Der Steuermann seines Bootes fürchtete sich, als er sie zum ersten Male kommen sah, und wollte umkehren. Kâts aber sprang an's Ufer und die Bärin leckte und umarmte ihn. So lebte er lange Zeit und sah seine frühere Frau gar nicht an. Eines Tages aber, als er Wasser holen ging, traf er sie ganz unversehens. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, und da lächelte er. Sie sprach freundlich zu ihm und schalt die Bärin. Als nun Kâts am folgenden Tage zu den Bären ging, sah er, dass das Haar der jungen Bären zu Berge stand. Weder die Alte noch die Jungen sahen ihn an. Da sprach er zu seinen Leuten: „Geht nach Hause, und sagt, dass die Bären mich tödten werden, weil meine frühere Frau sie gescholten hat," und hiess sie sofort umkehren. Dann sprang er an's Land. Sein ältester Sohn schlug ihn sogleich nieder. Einer riss ihm die Arme aus, ein anderer die Beine und so tödteten sie ihn. Bald aber that es ihnen leid, dass sie ihren Vater getödtet hatten. Sie gingen in den Wald zurück und sangen Trauerlieder. Kâts' Schwestern malten den Bären auf ihre Häuser und schnitzten ihn auf ihre Pfosten. —

XXVI. Die Entwickelung der Mythologien der Indianer der Nordpacifischen Küste.

Eine Uebersicht über das in dem vorliegenden Bande gegebene Sagenmaterial zeigt, dass einzelne Sagen in dem besprochenen Gebiete eine beträchtliche Verbreitung besitzen. Da nun die Bevölkerung des Gebietes einer ganzen Reihe verschiedener Sprachstämme angehört, muss man annehmen, dass vielfache Entlehnungen stattgefunden haben. Im Folgenden will ich versuchen, nachzuweisen, inwiefern solche Entlehnungen die Entwickelung der Sagenwelt beeinflusst haben.

Es erscheint wünschenswerth, zu diesem Zwecke kurz die Vertheilung von Sprachen und Dialekten in dem in Frage stehenden Gebiete zu beschreiben. Von Süden beginnend, finden wir die folgenden Sprachfamilien und Dialekte in unserer Sammlung vertreten (Karte am Ende des Buches):

Familie	Dialekt-Gruppe	Dialekt	Gebiet
I. Selisch . .	Selische Sprachen des Binnenlandes	Shuswap	Südliches Binnenland von British Columbien, bis nahe zur Vereinigung des Fraser und Thompson River hinab.
		Ntlakyapamuq	An der Vereinigung des Fraser u. Thompson River und im Cañon des Fraser River.
	Selische Sprachen der Küste	Cowitchin (Cowichan)	Delta des Fraser River und die Umgegend von Nanaimo und Cowichan auf Vancouver Island.
		Lku'ñgen	Umgegend von Victoria B. C.
		Sk·qō'mic	Burrard Inlet und Howe Sound.
		PE'ntlatc	Comox auf Vancouver Island.
		Çatlō'ltq	Früher nördlich von Comox und auf Valdes Island, jetzt in Comox, Vancouver Island. Tlahū's und Tlaä'men sprechen denselben Dialekt.
II. Wakash . .	Nutka	Nutka	Westküste von Vancouver Island und Cap Flattery.
	Kwakiutl	Kwakiutl	Die Küsten des Queen Charlotte Sound mit Ausnahme der nördlichsten Spitze von Vancouver Island. Stämme: Lē'kwiltok·, Nimkisch, Kwakiutl, Tlauitsis, Mamalelek·ala.
		Newettee	Nordspitze von Vancouver Island.
		Hē'iltsuk·	Von Rivers Inlet bis Milbank Sound. Stämme: Awī'ky'ēnoq und Hē'iltsuk·.
I. Selisch . .	Bilqula	Bilqula	Deans Inlet und Bentinck Arm.
III. Tsimschian	Tsimschian	Tsimschian	Skeena River.
IV. Haida . . .	Haida	Haida	Queen Charlotte Islands.
V. Tlingit . .	Tlingit	Tlingit	Küste von Alaska bis Yakutat.

Bei der Besprechung der Sagen dieser Stämme erscheint es wünschenswerth, eine Reihe von Stämmen, deren Sagen einander sehr ähnlich sind, zusammenzufassen, während andere Stämme, welche sich durch besondere Eigenthümlich-

keiten auszeichnen, aus der gleichsprachigen Gruppe losgelöst werden müssen. Die folgende Gruppirung scheint mir ziemlich homogene Gruppen von Sagenmaterial zu liefern:

	des weiteren kurz bezeichnet als
1. Shuswap und Ntlakyapamuq	Shuswap.
2. Delta des Fraser River	Fraser River.
3. Lku'ñgEn, Cowitchin, Nanaimo, Sk·qō'mic . . .	Küsten-Selisch.
4. PE'ntlatc und Çatlō'ltq	Comox.
5. Nutka	Nutka.
6. Lē'kwiltok·, Nimkisch, Kwakiutl, Tlauitsis, Mamalelek·ala.	Kwakiutl.
7. Tlatlasik·oala und Nak·omgyilisala	Newettee.
8. Awī'ky'ēnoq und Hē'iltsuk·	Hē'iltsuk·.
9. Bilqula	Bilqula.

	Tlingit	Tsimschian	Bilqula
1. Frau gebiert einen Sohn nach Verschluckung von Steinen. Derselbe besiegt seinen Onkel und wird der Rabe	Krause, S. 254	—	—
2. Kind einer Todten fliegt in den Himmel und wird der Vater des Raben	—	S. 272	—
3. Der Rabe raubt die Sonne	S. 311	S. 276	S. 242
4. Verwandelt Fischer durch Befreiung des Lichtes	S. 313	S. 276	—
5. Raubt das Süsswasser	S. 313	S. 276	—
6. Verliert den Weg im Nebel.	Krause, S. 260	Vorhanden	—
7. Tödtet den Bären und reisst dem Kormoran die Zunge aus.	S. 317	Vorhanden	S. 244
8. Stiehlt Köder von den Angeln der Fischer, die mit der Angel seine Nase abreissen	S. 314	Vorhanden	—
9. Verlockt den Lachs, nahe heran zu kommen und tödtet ihn dann	Krause, S. 264	S. 277	—
10. Tödtet den Harzmann	Krause, S. 265	Vorhanden	—
11. Sendet Leute unter dem Vorwande fort, dass Feinde kommen, und frisst ihren Proviant	S. 316	Vorhanden	—
12. Verwandelt seine Gäste	S. 317	S. 277	—
13. Erwiedert Einladungen und vermag nicht seinen Gästen etwas vorzusetzen.	—	Vorhanden	S. 245
14. Die Beute des Raben wird gefressen, während er nicht darauf Acht giebt . . .	Krause, S. 265	Vorhanden	—
15. Der Rabe, vom Wal verschlungen, tödtet denselben	S. 315	—	—
16. Der Hirsch holt das Feuer	S. 314	Vorhanden	—
17. Der Rabe raubt den Häring von der Möwe, beschmiert sein Boot damit, und geht zum Fischer. Er giebt vor Fische zu haben und veranlasst den Fischer so, die seinen zu vertheilen	Krause, S. 263	Vorhanden	—

	des weiteren kurz bezeichnet als
10. Tsimschian	Tsimschian.
11. Tlingit	Tlingit.

Die Haida mussten bei der Betrachtung ausgeschieden werden, da das verfügbare Material zu dürftig war.

Der Vollständigkeit halber sei angeführt, dass die Küsten-Selisch den grössten Theil der Küste des Staates Washington inne haben, und dass ihre südlichen Nachbarn die Chinook sind, welche am Columbia River wohnen.

Ich will damit beginnen, die Verbreitung einiger Sagengruppen zusammenfassend darzulegen und zwar zunächst die der Rabensage. In der folgenden Tabelle habe ich die Verbreitung der verschiedenen Erzählungen dieses Cyclus eingetragen und auf die Stellen, an denen die Sage erzählt ist, verwiesen. Krause bedeutet: A. Krause. „Die Tlinkit-Indianer".

Hĕiltsuk	Newettee	Kwakiutl	Nutka	Comox	Küsten-Selisch	Fraser River
—	—	—	—	—	—	—
—	S. 170	—	—	—	—	—
S. 208, 232	S. 173	—	S. 105	—	S. 55	—
—	—	—	—	—	—	—
S. 209, 232	S. 174	—	S. 108	—	—	—
—	—	—	—	S. 77	—	—
—	S. 176	—	—	—	—	—
—	S. 172	—	—	—	—	—
—	S. 176	—	—	S. 73	—	—
—	S. 179	—	—	S. 64	—	—
S. 233	S. 172	—	S. 106	—	—	—
S. 233	S. 176	—	—	—	S. 57	—
—	S. 177	—	S. 106	S. 76	—	—
S. 232	—	—	—	S. 74	—	—
—	S. 171	—	S. 101	S. 74	S. 57	—
S. 214, 241	S. 187	—	S. 102	S. 80	—	—
—	Vorhanden	—	—	—	—	—

	Tlingit	Tsim-schian	Bilqula
18. Er wird von seinem Sklaven betrogen . .	S. 315	S. 276	—
19. Er lässt seinen Begleiter von einer Brücke herabfallen und frisst ihn dann	S. 315	Vorhanden	—
20. Er macht einen Cañon, durch den das Wasser ablaufen kann	S. 316	—	S. 269
21. Er besucht die Schatten und Federn . .	S. 316	Vorhanden	—
22. Er schiesst mit seinem Bruder um die Wette, benutzt Vögel als Pfeile	S. 318	Vorhanden	—
23. Er macht Lachse aus Holz	—	—	S. 242
24. Er heirathet einen todten Zwilling . . .	—	—	—
25. Er raubt die Tochter des Lachs-Häuptlings	—	—	S. 242
26. Er stiehlt die Beeren seiner Schwestern .	—	—	S. 244
27. Er nothzüchtigt ein Mädchen	—	—	S. 243
28. Er schickt den Wal zum Donnervogel, der ertränkt wird	—	—	—
29. Er tödtet den Hirsch, während sie zusammen klagen	—	—	S. 245
30. Er macht sich einen Sohn aus Holz . . .	—	—	—
Vereinzelte Geschichten	6	5	4

Die vorstehende Tabelle zeigt auf das Deutlichste, dass die Sage vom Raben als Weltgestalter — nicht Weltschöpfer — ursprünglich auf die Tlingit und Tsimschian (und, wie man hinzufügen kann, die Haida) beschränkt ist und weiter im Süden nur bruchstückweise vorkommt. Hier ist die Sage am vollständigsten im Newettee erhalten, dürfte aber wohl ebenso vollständig bei den He'iltsuk vorhanden sein, von denen indessen meine Sammlungen unzureichender sind. Dass die Sage bei den Kwakiutl vollständig fehlt, ist darauf zurückzuführen, dass der Rabe als Ahne eines Stammes der Newettee-Gruppe gilt, und daher die Sage immer als eine Sage dieses Stammes erzählt wird und nur den Mitgliedern desselben ganz geläufig ist. Wir müssen daher als südliche Nachbarn der Newettee bei dieser Betrachtung die Comox und die Nutka betrachten. Da zeigt sich nun, dass die Zahl der bekannten Geschichten an dieser Stelle plötzlich bedeutend abnimmt. Während bei den Newettee von dem nördlichen, den Tlingit und Tsimschian gemeinsamen Cyclus von 18 Geschichten noch 13 erhalten sind, finden wir bei den Comox nur noch 8, bei den Nutka 6; bis zu den Küsten-Selisch sind sogar nur drei Geschichten vorgedrungen.

Ferner sieht man, dass dieser Sagenkreis bei den Newettee in der gleichen Form, wie in dem nördlichen Gebiete auftritt, so dass man annehmen muss, dass die Geschichten ganz identisch sind. Südlich von Newettee sehen wir dagegen schon bedeutende Modifikationen. In der Erzählung (3) von der Befreiung der Sonne durch den Raben, welcher sich in eine Cedernadel verwandelt, von der Tochter des Besitzers der Sonne verschluckt, und als Kind wiedergeboren wird, und dann die Sonne raubt, welche in einem Kasten verschlossen gehalten wird, ist bei den Nutka nur die Verschluckung einer Cedernadel, welche als Kind wiedergeboren wird, übrig geblieben; bei den Küsten-Selisch ist der wesentlichere Passus erhalten, dass der Rabe durch List den Besitzer des Tageslichts zwingt, dasselbe aus der Kiste herauszulassen, in der er es verschlossen hält. Der gleiche Passus

Hĕiltsuk	Newettee	Kwakiutl	Nutka	Comox	Küsten-Selisch	Fraser River
—	—	S. 159	—	S. 72	—	—
—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—
S. 209	S. 174	—	—	—	—	—
S. 209	S. 174	—	—	—	—	—
S. 210	S. 175	S. 159	—	—	—	S. 43
S. 210	S. 177	—	S. 107	S. 76	—	—
S. 211	S. 178	—	S. 108	S. 71	—	—
S. 211	S. 179	—	S. 104	S. 83	—	S. 34
S. 212, 233	—	—	S. 105	S. 77	—	—
S. 211	S. 179	—	—	—	—	—
1	6	—	(3)	—	—	—

findet sich noch, auf den Häher übertragen, bei den Chehalis von Grey's Harbor (Globus, Bd. 65, Nr. 12). Hier und bei den Newettee gilt als Besitzer des Tageslichts die Möwe. Ebenso ist die sehr complicirte Geschichte vom Raube des Süsswassers (5) bei den Nutka ganz umgewandelt, insofern als die Dohle gegen den Willen des Raben das Wasser raubt und damit Flüsse und Seen macht. Das Abenteuer vom Harzmanne (10), welchen der Rabe von der heissen Sonne tödten lässt, um das Harz später zu benutzen, ist bei den Comox ganz aus diesem Zusammenhange gerissen und tritt in neuer Verbindung bei der Sage von der Schöpfung der Sonne und des Mondes auf. Ebenso treten auch die Sagen: Wie die Beute des Raben gefressen wird, während er selbst nicht darauf Acht giebt (14), und wie er von seinem Sklaven betrogen wird, im Süden gar nicht mehr in dem Rahmen des Raben-Cyklus auf.

Die geschlossene Form der Rabensage nun, welche sich im Norden des Gebietes findet und ihr allmähliches Zusammenschrumpfen nach Süden hin bei gleichzeitiger Modification der dem Norden gemeinsamen Züge beweisen, dass hier eine allmähliche Verbreitung eines Sagen-Cyklus vom Norden nach Süden hin stattgefunden, die ihren wesentlichen Abschluss in Newettee gefunden hat, obwohl von dort aus auch noch einzelne Züge sich stark modificirt nach Süden hin verbreitet haben.

Bedeutend geringer an Zahl, als bei den Newettee sind auch die dem nordischen Cyklus angehörigen Abenteuer des Raben bei den Bilqula.

Aus diesen Thatsachen darf man mit Sicherheit folgern, dass der Raben-Cyklus als geschlossenes Gebilde sich der Küste entlang nach Süden verbreitet, und allmählich an Zusammenhang eingebüsst hat.

Dieses schliesst indessen nicht aus, dass der Cyklus als solcher auch fremde Elemente aufgenommen haben mag, unter anderen auch solche, die im Süden Britisch-Columbien's zu Hause sind. Hier ist vor Allem das Abenteuer (13) zu

nennen, in dem der Rabe Einladungen erwiedert und nicht vermag, seinen Gästen etwas vorzusetzen. Der Seehund lässt für ihn Fett aus seinen Händen tropfen; als er dasselbe zu thun versucht, verbrennt er nur seine Hände u. a. m. Diese Erzählung ist als Einzelsage in ganz Nord-America verbreitet. So findet sie sich bei den Chinook (F. Boas, Chinook Texts. Washington 1894. p. 178), bei den Omaha und Ponca (James Owen Dorsey. The Cegiha Language. Washington 1890. p. 557) und zwar in der gleichen Form, wie bei den Chinook, doch auf andere Wesen bezogen; bei den Ojibwa (H. R. Schoolcraft. The Myth of Hiawatha. Philadelphia 1856. p. 44) und bei den Micmac (Silas T. Rand. Legends of the Micmacs. London 1894. p. 302). Dieses Abenteuer habe ich von den Tlingit nicht erhalten, und bei den anderen nördlicheren Stämmen nur in dürftigen Bruchstücken gefunden, so dass man annehmen darf, es habe sich von Süden nach Norden verbreitet. Es ist von Interesse, zu beobachten, dass das Abenteuer auch hier dem mächtigen Verwandler, der aber zugleich der Eulenspiegel ist, zugeschrieben wird, denn das gleiche ist bei den Micmac der Fall, bei denen der Hase, bei den Ojibwa,

	Tsimschian	Bilqula	Newettee
1. Ein Jüngling fliegt in den Himmel	S. 273	S. 263	—
2. Trifft daselbst blinde Frauen	—	S. 263	—
3. Oder andere Rathgeber	S. 273	—	—
4. Setzt sich an ein Wasser . . . . 4a. Die Thür des Häuptlingshauses schnappt nach ihm	S. 273	—	S. 198
5. Wird von der Tochter des Häuptlings in's Haus geholt. . . . . 5a. Er dringt in das Haus	S. 273	—	S. 198
6. Heirathet die Tochter des Häuptlings . . .	S. 273	—	S. 198
7. Wird auf die spitzige Todesmatte gesetzt .	?	—	—
8. Eingeschlossen im zusammenschlagenden Baume	—	—	S. 198
9. Muss dem Schwiegervater wilde Thiere bringen.	—	—	—
10. Lässt Fische dem Schwiegervater in's Gesicht springen.	—	—	—

Die Permanenz der Combination dieser Sagenelemente, welche ja gar keinen logischen Zusammenhang besitzen, beweist, dass die Geschichte als solche gewandert sein muss. Es ist wohl möglich, dass da, wo die Sage am vollständigsten getroffen wird, nämlich bei den Comox, einzelne Züge sich später angegliedert haben, doch kann diese Möglichkeit nicht die Thatsache verwischen, dass die Sage ein einheitlicher Complex ist, dessen Theile nach Norden allmählig zerfallen. Dieses wird auch durch die Thatsache bestätigt, dass einzelne Züge der Sage sich als unabhängige Einzelerzählungen weiter im Norden erhalten haben. So ist die Begegnung mit den blinden Enten in Newettee dem K·ā'nigyilak'-Cyklus angegliedert (S. 202).

Es findet sich noch eine Variante der Erzählung, in der ein Mann sein geraubtes Weib wiederholen will. Er steigt an einem Seil auf den Meeresboden

bei denen Manabozho, und bei den Ponca bei denen der ganz entsprechende Ictinike, die Einladungen erwiedert. Bei den Chinook sind die Persönlichkeiten des Verwandlers und des Eulenspiegels getrennt und der letztere, der Blauhäher, spielt bei ihnen die entsprechende Rolle in der in Frage stehenden Erzählung. Man darf wohl annehmen, dass die Sage bei entsprechendem Rollenwechsel von den Chinook auf die Küsten-Selisch übergegangen ist und so allmählich das Gebiet der Rabensage erreicht hat, in das sie wohl hineinpasst.

Ein zweites, ungleich wichtigeres Abenteuer, das seinen Ursprung im Süden haben dürfte, ist die Einleitung der Sage bei den Tsimschian (2), welche ganz von der bei den Tlingit beobachteten Form abweicht. Die Idee, dass eine Todte lebende Kinder gebiert, und der Flug in den Himmel, wo der Ankömmling die Tochter des Himmels-Häuptlings heirathet und dann von seinem Schwiegervater bedroht und seine Macht auf die Probe gestellt wird, gehört ganz dem südlichen Kreise an. Die einzelnen Elemente dieser Erzählung werden zu einer grossen Zahl Varianten verbunden, wie die nachfolgende Zusammenstellung zeigen wird.

Newettee	Kwakiutl	Nutka	Comox	Fraser River	Shuswap	Chinook
S. 170	—	S. 117	S. 65	S. 38	S. 17	—
—	S. 135	S. 117	S. 66	S. 38	S. 18	—
—	—	—	S. 66	—	S. 18	—
S. 170	S. 136	S. 118	S. 66	S. 39	—	—
S. 170	S. 136	S. 118	S. 66	S. 39	—	—
S. 171	S. 136	S. 118	S. 66	S 39	—	S. 34
S. 171	S. 136	S. 118	S. 66	S. 39	—	—
—	S. 136	S. 118	S. 67	S. 39	—	S. 34
—	—	—	S. 68	S. 39	—	S. 34
—	S. 136	—	S. 67	—	—	—

hinab, trifft einen Sklaven, der Holz spaltet, und dessen Keil er unbemerkt abbricht. Er gewinnt denselben dann dadurch für sich, dass er den Keil wiederherstellt. Der Sklave verhilft ihm dann zur Wiedererlangung der Frau. Diese Erzählung findet sich identisch bei den Tsimschian (S. 300), Bilqula (S. 259) und Nanaimo (S. 56); modificirt bei den Newettee (S. 175). Vermuthlich ist dieselbe eine neue, vereinzelte Erwerbung der Nanaimo.

Es ergiebt sich also, dass die Form der Sage, welche von den Tsimschian zur Einleitung in den Rabencyklus gebraucht wird, in diesem Gebiete ihren Ausgangspunkt auf Vancouver-Island haben dürfte. Dieselbe ist indessen viel weiter über Amerika verbreitet. Der einleitende Zug kehrt bei den Kiowa wieder. Gatschet erzählt, dass der Sohn der Sonne sich von der Leiche seiner Mutter nährte, und dass eine alte Frau ihn fing, indem sie eine Scheibe und Pfeile machte,

welche der Knabe zu rauben versuchte. Diese Sage ist offenbar identisch mit der Tsimschian-Sage, doch fehlen uns bislang weitere Zwischenglieder. Bei den Micmac (Rand S. 65, 290) findet sich gleichfalls die Sage.

Besondere Besprechung verdient die Gruppe von Erzählungen Nr. 23 bis 30, welche auf das Gebiet von Comox bis zu den Bilqula beschränkt sind. Die Sage von der Entstehung des Lachses ist auf die Kwakiutl, Newettee, Hēiltsuk· und Bilqula beschränkt und wird von den Erstgenannten dem Nerz, von den Newettee dem Raben, von den Hēiltsuk· dem Kuēkuaqā'oē zugeschrieben, welcher, wenn auch nicht mit dem Raben identisch, so doch demselben nahe verwandt ist. Die Bilqula schreiben das Abenteuer gemeinsam dem Masmasalā'niq und dem Raben zu. Noch weniger ist die Erzählung von der Tödtung des Donnervogels auf den Raben concentrirt. Ein Fragment der Sage findet sich am Fraser-River und zwar sind Specht und Nerz die handelnden Personen. Das Gleiche gilt von den Comox, bei denen sich aber schon die vollständige Form der Sage findet. Die Nutka schreiben das Abenteuer Kwotiath zu, auf den auch andere Züge der Raben- und Nerzsage übergegangen sind; die Newettee dem Raben und die Hē'iltsuk· Kuēkuaqā'oē. Auch bei dem unbedeutenderem Abenteuer (27) findet ein Wechsel der Personen zwischen Nerz und Raben statt. Eine Uebersicht über die Rabensage ergiebt, dass die wesentliche Eigenthümlichkeit des Raben, die immer wieder hervortritt, seine Gier ist, während dem Kreise der Nerz-Sagen ein stark erotischer Charakter eigen ist. Man wird daher wohl nicht fehl gehen, wenn man die erotischen Rabensagen, welche auf den Süden des Gebietes beschränkt sind, als übertragene Nerz-Sagen auffasst, und andrerseits Nerz-Sagen, welche nur die Fressgier zum Gegenstande haben, für übertragene Raben-Sagen hält. Ich werde hierauf noch einmal zurückkommen.

Es scheint, dass derartige Uebertragungen aus fremden Sagenkreisen auf den Rabencyklus am stärksten bei den Newettee und Hē'iltsuk· stattgefunden haben, und ich glaube, dass die Uebertragung ursprünglich bei den Newettee vor sich gegangen ist. Bei ihnen ist nehmlich der Rabe der Stammvater eines Geschlechtes und damit ist die stärkste Veranlassung gegeben, auf ihn auch möglichst viele Heldenthaten zu concentriren.

In Hinsicht hierauf ist besonders eine der vereinzelten Geschichten von Interesse, welche an der Küste von Britisch-Columbien kein Analogon hat. Die Newettee erzählen, dass nach dem Weltenbrande nackte Felsen die Oberfläche der Erde bildeten und der Rabe die Thiere tauchen liess, um Erde und Blätter vom Grunde des Wassers heraufzuholen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es endlich der Ente, den Boden zu erreichen und einen Zweig heraufzubringen, aus dem der Rabe Berge, Erde und Bäume machte (S. 173). Eine Betrachtung der Verbreitung dieser Sage beweist, dass dieselbe sich von dem Mississippi-Becken über das Felsengebirge verbreitet haben muss. Im Gebiete der grossen Seen ist die fragliche Sage die allgemein verbreitete Fluthsage: Eine Anzahl Thiere entfliehen dem Untergange in einem Boote oder auf einem Flosse, und einige derselben tauchen, um die Erde heraufzubringen. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelingt es der Moschusratte, ein wenig Schlamm heraufzubringen, welcher durch Zauberei vergrössert wird und die neue Erde bildet. Petitot hat verschiedene Formen dieser Erzählung aus dem Mackenzie-Becken mitgetheilt. (E. Petitot, Traditions indiennes du Canada Nord-Ouest. Paris 1886. S. 147, 318, 473.) Sie ist den Ojibwa und Ottawa bekannt (siehe z. B. Schoolcraft a. a. O. S. 39). James Owen Dorsey theilte mir vor einer Reihe von Jahren mit, dass er die Sage bei Stämmen, welche der Sprachfamilie der Sioux angehören, gefunden hat,

und dass Rev. W. Hamilton eine Version bei den Iowa, welche auch zu dieser Sprachfamilie gehören, aufgezeichnet hat. An der atlantischen Küste hat Zeisberger die Sage aus dem Munde der Delaware gehört und Mr. Mooney theilt mir eine Form mit, die ihm von den Cherokee mitgetheilt wurde. Da diese Sage eine abweichende Gestalt hat, will ich sie hier kurz mittheilen. Im Anfang waren alle Thiere im Himmel und hinieden war nichts als Wasser. Endlich kam ein kleiner Wasserkäfer und eine Spinne vom Himmel herab; sie tauchten bis auf den Boden und brachten etwas Schlamm herauf, aus dem die Erde gemacht ist. Der Bussard flog herab, als das Land noch weich war und machte durch seine Flügelschläge die Gebirge.

Die Irokesen haben eine eng verwandte Mythe: Eine Frau fiel vom Himmel herab in das Meer, das die ganze Erde bedeckte. Da erhob sich eine Schidkröte. Die Frau blieb auf ihrem Rücken, bis ein Thier etwas Schlamm heraufbrachte, aus dem die Erde gemacht wurde. Im Süden Nord-Amerikas ist keine Spur dieser Sage zu finden, ebensowenig in den atlantischen Provinzen Canadas. Dagegen findet sie sich wieder an drei Stellen der pacifischen Küste. Die Yocut in Süd-Californien erzählen, dass einst die Erde mit Wasser bedeckt gewesen sei. Damals lebte ein Habicht, eine Krähe und eine Ente. Die letztere tauchte und kam todt in die Höhe, brachte aber ein wenig Schlamm mit. Da nahmen der Habicht und die Krähe je eine Hälfte dieses Schlammes und machten die Berge daraus. Diese Form der Sage erinnert an die Cherokee-Mythe. Weiter im Norden fand ich die Sage bei den Molalla und bei den Chinook. Hier verursacht der Biber eine Fluth, die Thiere retten sich in Boote und es gelingt der Moschusratte, die Erde heraufzubringen (Globus Bd. 65 Nr. 12). Es zeigt sich demnach, dass die in Frage stehende Sage das Centrum ihrer Verbreitung im Gebiete der grossen Seen hat. Von hier bis zu den Chinook ist es die Moschusratte, welcher es gelingt, den Boden der Gewässer zu erreichen. Nur an der äussersten Peripherie des Verbreitungsgebietes ist die That auf andere Thiere übertragen. Ich werde später noch eingehender nachweisen, dass den Columbia-River entlang viele östliche Sagen die pacifische Küste erreicht haben. Hier mag es genügen, darauf hinzuweisen, dass die Sage ein fremdes Element ist, welches in Newettee in die Raben-Sage verwebt ist.

Wir sehen also, dass im Süden der Küste Britisch-Columbiens die Raben-Sage fremde Elemente aufgenommen hat, und an Einheitlichkeit einbüsst. Wir beobachten ferner, dass die Sagen dieses Cyklus im Widerspruch mit anderen mythologischen Erzählungen der gleichen Gebiete stehen, namentlich mit der Nerz-Sage uud der K·ā'nigyilak'-Sage Die Auffassung der Befreiung der Sonne und des Tageslichts durch den Raben lässt sich schwer mit den Sagen von dem Häuptling im Himmel, welcher der Träger der Sonne ist, vereinen. Diese Sagengruppe findet sich nicht bei den Tlingit und Tsimschian, so dass deren Mythologie einen weit einheitlicheren Charakter trägt.

Aus all diesem folgere ich, dass der Rabencyklus ursprünglich sich bei den Tlingit oder Tsimschian entwickelt und von da aus nach Süden verbreitet hat und in die Mythologie der südlicheren Stämme aufgenommen ist.

Die Verbreitung des Cyklus nach Norden hin können wir leider nicht verfolgen. Bei den athapaskischen Stämmen vom Alaska finden sich nur Andeutungen, und es ist mir nicht wahrscheinlich, dass bei den Eskimos sehr deutliche Spuren gefunden werden sollten. Erwähnenswerth ist nur eine Sage, welche ich von einem in Port Clarence, Alaska, gebürtigem Eskimo erhielt (Journal of American Folk-

Lore 1894 S. 206): Einst verschwand die Sonne und die Menschen zogen aus, sie wiederzuholen. Nach einigen Abenteuern, die für unsere Betrachtung ohne Belang sind, trafen sie Rathgeber, die ihnen sagten, wo die Sonne sei. Schliesslich kamen sie zu einem Hause. Einer der Männer kroch hinein und sah eine junge Frau und deren Eltern im Haus. In jeder Ecke hing ein Ball am Dache, rechts ein grosser, links ein kleiner. Der Mann gelangte in Besitz des grossen Balles, die Leute zer-

	Bilqula	Hē'iltsuk·
1. Nerz steigt an einer Pfeilkette in den Himmel, besucht seinen Vater und trägt für ihn die Sonne. Da er die Erde verbrennt, wird er herabgestürzt	S. 246	S. 215, 234
2. Erhält das Feuer von den Gespenstern	—	—
3. Tödtet den Sohn des Häuptlings der Wölfe	—	—
4. Greift badende Frauen an	—	—
5. Heirathet Pflanzen und Thiere	—	—
6. Lässt sich begraben	—	—
7. Tödtet die Otter, um deren Frau zu erlangen	—	—
8. Verführt ein Mädchen, mit ihm in den Wald zu gehen und sich auf ihn zu setzen, unter dem Vorgeben, er sei ein heilendes Kraut	S. 243	S. 211
9. Geht zum Donnervogel, um dessen Frau zu rauben. .	—	S. 210, 211

Da nun diese Sagengruppe sich bei den selischen Stämmen nur bei den Nachbarn der Kwakiutl findet, bei den verwandten Stämmen am Puget-Sunde dagegen viel unvollständiger erhalten zu sein scheint, bin ich geneigt, sie als eine ursprünglich den Kwakiutl eigenthümliche Sage aufzufassen. Dieses gilt vor allem von dem wichtigsten Zuge der Sage, der Ersteigung des Himmels an einer Pfeilkette, dem Erdbrande, welchen Nerz verursacht und seinem Sturze vom Himmel.

Die Ersteigung des Himmels ist eine in Amerika sehr oft wiederkehrende Sage, doch scheint die Ersteigung mittels einer Pfeilkette auf unser Gebiet beschränkt zu sein. In der obengenannten Form tritt die Sage nur bei den Kwakiutl, Newettee, Hē'iltsuk· und Bilqula auf. Bei den Tsimschian finden wir die Pfeilkette in einer ziemlich unwichtigen Sage (S. 278), sonst fliegen die Besucher als Vögel hinauf, oder werden von Geistern hinaufgenommen. Bei den Nutka ist die Pfeilkette als ein Zug der Erzählung eingefügt, in welcher der Jüngling die Tochter des Himmelshäuptlings heirathen will (S. 117). Das gleiche gilt von den Comox (S. 65) und viel weiter im Süden den Cathlamet am Columbia-River (Globus Bd. 65 Nr. 12). Am Fraser River und bei den Ntlakyapamuq (S. 17 u. 31) ist der Zug in den Krieg gegen die Himmelsbewohner eingefügt, der einer östlichen Sagengruppe angehört, Bei den Tillamook findet sich die Sage gleichfalls als vereinzelter Zug. Es kann demnach nur zweifelhaft sein, ob die Erzählung ursprünglich bei den Kwakiutl, oder etwas weiter im Süden an der pacifischen Küste zu Hause ist. Die erotischen Theile der Nerz-Sage sind so charakteristisch, dass wir sie gleichfalls als zusammengehörig betrachten müssen. Die als Nr. 27 bezeichnete Sage des Rabencyklus, wie der Rabe ein Mädchen nothzüchtigt, passt viel besser in diesen Sagenkreis und dürfte aus ihm in den Rabencyklus übernommen sein. Andererseits ist die Erzählung, wie der Rabe von einem Wal verschluckt wurde und ihn dann tödtete,

rissen ihn und es wurde wieder hell. Ich glaube, dass dieser Mythus sich unzweifelhaft an den vom Raube der Sonne anlehnt.

Wenden wir uns nun zu der Nerz-Sage, so ergiebt ein kurzer Vergleich, dass alle wesentlichen Züge dieser Sage, soweit sie nicht dem Rabencyklus entlehnt sind, auf die Kwakiutl und deren Nachbarn beschränkt sind, wie die folgende Tabelle ergiebt:

Newettee	Kwakiutl	Nutka	Comox	Küsten-Selisch	Fraser River
S. 172	S. 157	—	—	—	—
—	S. 158	—	—	S 54	S. 43
—	S. 150	S. 98	S. 75	—	—
S. 172	—	S. 108	S. 73	—	S. 26
—	S. 158	S. 100	S. 71	—	S. 44
—	Vorhanden	—	S. 73	—	S. 33
—	S. 158	—	S. 72	—	—
S. 178	S. 160	S. 108	S. 71	—	—
S. 179	S. 104	—	S. 82	—	S. 34

wohl aus dem Rabencyklus in den Nerzcyklus übergegangen. (Newettee S. 171, Comox S. 75).

Ein anderer wichtiger Sagenkreis des in Frage stehenden Gebietes umfasst die Wanderersagen, die ebenfalls im Süden am kräftigsten entwickelt sind und mit den Newettee abschliessen, um dann der Raben-Sage Platz zu machen. Es ist nicht möglich, für diese Sage eine scharf definirte Heimath zu finden, da sie zu allgemein über den ganzen Continent verbreitet ist und eine unendliche Anzahl Varianten aufweist. Die Raben-Sage, welche oben besprochen wurde, muss gleichfalls als eine eigenthümliche Ausgestaltung dieser Gruppe aufgefasst werden, deren Heimath jedoch ziemlich sicher bestimmt werden konnte. Während der Rabe wesentlich ein Weltgestalter ist, erscheint der Wanderer im Süden entschieden als Kulturgottheit und ausserdem als Schöpfer von Thieren und eigenthümlich geformten Felsen. So finden wir ihn bei den Chinook, am Fraser River, den Küsten-Selisch, Comox, Nutka, Kwakiutl und Newettee, und die Masmasalā'niq-Sage der Bilqula ist trotz ihrer eigenthümlichen Züge gleichfalls hierherzuziehen.

Was aber der Wanderersage in diesem Gebiete ihren Charakter verleiht, ist die scharfe Trennung der Kultur-Gottheit von dem „Eulenspiegel". Weder der Cikla der Chinook noch der Qäls der Küsten-Selisch, Kumsnō'otl der Comox, die beiden Wanderer der Nutka und K·'ä'nigyilak' der Newettee begehen neben ihrer Kulturmission Streiche, wie der Rabe im nördlichen Britisch-Columbien, Glooscap bei den Micmac, Manabozho bei den Ojibwa, Napi bei den Schwarzfüssen, der Prairiewolf bei den Stämmen der südlichen Felsengebirge, oder der „Schiffer" bei den nördlichen Athapasken. Diese Streiche fehlen durchaus nicht, sind aber auf verschiedene Thiere oder andere Wesen übertragen, auf den Blauhäher bei den Chinook, auf den Nerz und Raben bei den Küsten-Selisch, Comox und Newettee,

auf Kwotiath, auf den Nerz und Raben bei den Nutka. Die Shuswap haben die Trennung nicht so scharf durchgeführt, und durch diese beeinflusst, ist auch das Bild am Fraser River nicht ganz so rein wie bei den übrigen Küstenstämmen. Am reinsten erscheint die Trennung bei den Küsten-Selisch und bei den Bilqula. Die Küsten-Selisch am Puget-Sunde haben gleichfalls die Trennung nicht durchgeführt.

Die allgemeinst verbreiteten Züge dieser Sage sind die Verwandlung des Hirsches (Chinook S. 20, Küsten-Selisch S. 56, Comox S. 64, Nutka S. 98, Newettee S. 200); die Kraftprobe zwischen dem Wanderer und einem zweiten Wanderer oder einem mächtigen Häuptling (Chinook S. 21, Shuswap S. 16, Fraser River S. 21, Küsten-Selisch S. 47, Newettee S. 196); die Sage, wie der Wanderer dem Menschen seine jetzige Form giebt, besonders die Geschlechtstheile an ihre Stelle setzt (Fraser River S. 23, Comox S. 72, Nutka S. 108, Newettee S. 202); und wie er Menschen in eigenthümlich geformte Steine verwandelt (Shuswap S. 16, 19, Küsten-Selisch S. 46, 56, Comox S. 63, Newettee S. 193).

Die Form der Sage ist recht variabel, doch lassen sich deutlich einige Typen unterscheiden. Zunächst treten bei den Chinook, Nutka und Newettee die Wanderer als Zwillinge übernatürlicher Abkunft auf. Jedenfalls muss man hier auch die Nutka-Sage, Ci'ciklē (S. 115), heranziehen, welche mit der K'ā'nigyilak'-Sage engste Berührung zeigt (S. 194), insofern beide als Geber der Häringe resp. Olachen auftreten. Es scheint mir unzweifelhaft, dass Ci'ciklē aus dem Chinook-Namen des Wanderers, Cikla, abgeleitet ist. Cikla ist eine Dualform und zeigt an, dass der Wanderer eine Zweiheit ist. Das Nutka bildet hieraus durch Reduplication den Plural Ci'ciklē, welcher eben zwei oder mehrere Cikla bedeutet.

Die eigenthümlich reiche Ausbildung der Sage bei den Kwakiutl, welche durch die Begegnung des Wanderers mit den Ahnen der einzelnen Geschlechter gekennzeichnet ist, dürfte ihre Ursache in der Geschlechtseintheilung der Kwakiutl finden. Die Wappen und Vorrechte der Geschlechter werden fast durchweg dadurch beglaubigt, dass dieselben von dem Wanderer verliehen sind, der entweder seine Kräfte mit dem Ahnen mass, oder dessen Tochter heirathete. Dies dürfte auch die Ursache dafür sein, dass viele Sagen, welche aus anderen Cyklen stammen, in die Wanderersage verwebt sind, vor allem die Heirath mit darauffolgenden Proben (S. 198, 199).

Die zweite Gruppe der Wanderersagen kennzeichnet sich dadurch, dass stets vier Brüder gemeinsam auftreten. Diese Form ist den Shuswap und Bilqula eigenthümlich, hat sich aber auch auf die Stämme am unteren Fraser River verbreitet.

Aus diesen Beispielen ersehen wir, dass die Sagengebiete einander stark beeinflusst haben.

Ich will nun versuchen, durch eine statistische Zusammenstellung der Verbreitung der Sagenelemente darzuthun, dass die Uebertragung von Sagen, welche sich in diesen Einzelfällen deutlich nachweisen liess, überall stattgefunden hat, und die Wanderwege zu ermitteln suchen, auf denen die Uebertragung vor sich gegangen ist. Am Schluss dieser Untersuchung sind die Sagenelemente angegeben, auf welche die Untersuchung sich stützt. Ich habe zunächst zusammengestellt, wie viele Züge von Sagen verschiedenen Stämmen gemeinsam sind. Bei dieser Zusammenstellung habe ich die Chinook, die nördlichen Athapasken, Ponca und Micmac eingeschlossen, von denen ziemlich vollständige Sammlungen vorliegen. Von diesen gliedern sich die Chinook unmittelbar an unser Gebiet an, während

die Athapasken das Mackenzie-Becken, die Ponca das Mississippi-Becken und die Micmac die äusserste nordatlantische Küste repräsentiren.

Zahl der verschiedenen Stämmen gemeinen Sagen-Elemente.

	Tlingit	Tsimschian	Bilqula	Hë'iltsuk'	Newettee	Kwakiutl	Nutka	Comox	Fraser River	Küsten-Selisch	Shuswap	Chinook	Ponca	Micmac	Athapasken
Tlingit	48	20	8	6	11	4	7	9	5	3	3	4	1	1	5
Tsimschian	20	135	16	22	23	15	11	20	8	8	4	10	5	8	6
Bilqula	8	16	117	26	24	22	23	25	14	13	8	12	7	8	14
Hë'iltsuk'	6	22	26	118	33	19	20	21	6	8	5	12	9	7	12
Newettee	11	23	24	33	166	25	34	39	21	11	11	15	8	11	11
Kwakiutl	4	15	22	19	25	147	24	32	17	10	7	9	8	7	9
Nutka	7	11	23	20	34	24	127	37	20	10	8	19	12	7	8
Comox	9	20	25	21	39	32	37	158	26	12	11	23	10	12	12
Fraser River . . .	5	8	14	6	21	17	20	26	106	8	11	13	3	5	6
Küsten-Selisch . .	3	8	13	8	11	10	10	12	8	60	6	6	2	4	3
Shuswap	3	4	8	5	11	7	8	11	11	6	72	9	8	5	8
Chinook	4	10	12	12	15	9	19	23	13	6	9	—	16	20	10
Ponca	1	5	7	9	8	8	12	10	3	2	8	16	—	—	—
Micmac	1	8	8	7	11	7	7	12	5	4	5	20	—	—	—
Athapasken	5	6	14	12	11	9	8	12	6	3	8	10	—	—	—

Offenbar stellt diese Tabelle nicht das wahre Verhältniss dar, da ja die Sammlungen nicht erschöpfend sind. Ich habe nun angenommen, dass die Zahl der gemeinsamen Züge sich bei grösserem Material proportional dem Betrage vermehren würde und weiterhin, dass von allen Stämmen gleich viel Material zur Verfügung stände. Hierbei müssen natürlich in jeder einzelnen Sammlung doppelte Versionen nur einfach gezählt werden. Darnach habe ich bei Einschluss der Krause'schen Sammlung von den Tlingit (a. a. O.) folgende Beträge zusammengestellt.

Tlingit . . . 17 Seiten	Newettee . 38 Seiten	Fraser River . . 27 Seiten
Tsimschian 38 „	Kwakiutl . 40 „	Küsten-Selisch . 17 „
Bilqula . . 30 „	Nutka . . . 31 „	Shuswap . . . . 17 „
Hë'iltsuk . 30 „	Comox . . 34 „	

Die obige Annahme ist natürlich auch nicht ganz richtig, denn sobald die wesentlichen Sagen gesammelt sind, wird die Zahl der neuen Elemente bei wachsendem Material nur langsam wachsen. Da aber das Material von den Tlingit, Küsten-Selisch und Shuswap recht unvollständig ist, glaube ich nicht, einen grossen Fehler durch die genannte Annahme zu machen. Jedenfalls irrt man in diesem Falle in entgegengesetzter Richtung, wie bei der ersten Zusammenstellung, da im ersten Falle den Stämmen, von denen wenig Material vorhanden ist, zu wenig, im zweiten Falle zu viel gemeinsame Elemente zugeschrieben werden würden. Man darf daher mit Sicherheit annehmen, dass Resultate, die in beiden Fällen hervortreten, richtig sind. Nur bei den Stämmen, wo die Sammlung sehr umfangreich ist, nämlich den

Kwakiutl, Chinook, Ponca, Micmac und Athapasken habe ich die gleiche Maximalzahl von 40 Seiten angenommen, da bei ihnen die Vermehrung der Elemente bei dieser Grenze sich als sehr gering erweist. Die Reduction muss also so gemacht werden, dass beispielsweise beim Vergleich mit den Tlingit die Zahl der mit andern Stämmen gemeinsamen Elemente durch die Zahl der Seiten dividirt wird, welche die Sagen der betreffenden Stämme enthalten. Diese Zahl wurde mit 100 multiplicirt und ich erhielt so die Zahl gemeinsamer Elemente, bei 17 Seiten Tlingit und 100 Seiten von jedem andern Stamm; da aber ein Wechsel im Betrag des Tlingit-Materials gleichfalls die Zahl der gemeinsamen Elemente beeinflusst, muss die so gewonnene Zahl auf 100 Seiten Tlingit-Material reducirt werden, — durch Division mit 17 und Multiplikation mit 100.

Zahl der verschiedenen Stämmen gemeinsamen Sagen oder Sagenelemente bei gleicher Seitenzahl des vorhandenen Materials.

	Tlingit	Tsimschian	Bilqula	Hē'iltsuk·	Newettee	Kwakiutl	Nutka	Comox	Fraser River	Küsten-Selisch	Shuswap	Chinook	Ponca	Micmac	Athapasken
Tlingit	282	30	15	12	17	6	13	15	11	10	10	6	2	2	7
Tsimschian . .	30	356	13	20	17	10	9	15	8	12	6	7	3	5	4
Bilqula	15	13	390	28	21	19	25	25	17	26	16	10	6	7	12
Hē'iltsuk· . . .	12	20	28	393	30	16	22	21	8	15	10	10	8	6	10
Newettee . . .	17	17	21	30	437	17	29	30	20	17	17	10	5	7	7
Kwakiutl . . .	6	10	19	16	17	367	20	25	16	14	10	6	5	5	6
Nutka	13	9	25	22	29	20	410	35	24	19	15	15	10	6	7
Comox	15	15	25	21	30	25	35	465	28	20	19	17	7	8	9
Fraser River . .	11	8	17	8	20	16	24	28	393	17	24	12	3	5	6
Küsten-Selisch .	10	12	26	15	17	14	19	20	17	353	21	9	3	6	4
Shuswap	10	6	16	10	17	10	15	19	24	21	424	13	12	7	12
Chinook	6	7	10	10	10	6	15	17	12	9	13	—	10	13	6
Ponca	2	3	6	8	5	5	10	7	3	3	12	10	—	—	—
Micmac	2	5	7	6	7	5	6	8	5	6	7	13	—	—	—
Athapasken . .	7	4	12	10	7	6	7	9	6	4	12	6	—	—	—

Zunächst ergiebt sich aus den Tabellen das ganz allgemeine Resultat, dass überall sehr starke Entlehnungen zwischen den Nachbarvölkern stattgefunden haben müssen. Dies kommt durch die Abnahme der Zahlen bei wachsender Entfernung von dem Gebiet, mit dem der Vergleich gezogen wird, zum Ausdruck. In jeder Reihe kann diese Abnahme beobachtet werden, doch muss man sich, um die Zahlen richtig zu würdigen, vergegenwärtigen, dass verschiedene Völker mehrere Nachbarn haben. So sind die Newettee Nachbarn der Nutka, Kwakiutl und Hē'iltsuk·, die Comox Nachbarn der Kwakiutl, Küsten-Selisch und der Stämme am unteren Fraser River.

Sodann ist aber auch auf eine Reihe von Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen. Betrachtet man die Gruppen, welche die Vertheilung bei den Comox, den Fraser River-Stämmen, den Küsten-Selisch und den Shuswap zur Anschauung

bringen, so zeigt sich bei allen, dass bei den Bilqula die Zahl der mit diesen Stämmen gemeinsamen Elemente beträchtlich grösser ist, als bei den Nachbarn. Diese Unregelmässigkeit ist so stark ausgeprägt, dass sie gar nicht zu verkennen ist. Wir wissen nun, dass die Bilqula sprachlich der selischen Familie angehören, zu der alle die genannten Stämme zählen, und dass ihre Sprache speziell mit den Küsten-Dialekten verwandt ist. Wir müssen aus diesem Grunde annehmen, dass die Bilqula einen Theil ihrer Sagen noch aus der Zeit besitzen, als sie mit den anderen selischen Stämmen im Zusammenhange waren.

Ferner zeigen die Tabellen auf das Deutlichste, dass der nordische Sagenkreis die Stämme bis einschliesslich der Comox stark beeinflusst hat, während seine Einwirkung weiter im Süden rasch schwindet. Umgekehrt kann man auch die Einflüsse des südlichen Sagenkreises auf das nördliche Gebiet in unseren Tabellen verfolgen. Hierbei müssen aber aus den besprochenen Gründen die Bilqula ausgeschieden werden, da sie viele Elemente, die den selischen Stämmen des Südens angehören, beibehalten haben. Die Shuswap haben überhaupt nicht viel Berührung mit den Sagenkreisen der Küste, ausgenommen mit ihren Nachbarn am unteren Fraser River. Bei den Tsimschian und Tlingit finden sich nur sehr schwache Berührurgspunkte mit dem Süden. Für die übrigen selischen Stämme schliessen die Berührungen wesentlich nach Norden zu mit den Newettee ab. Die Kwakiutl haben innigere Berührungen bis zu den Hē'iltsuk·. Die Chinook endlich haben im Ganzen nur geringe Beziehung zu den Stämmen von Britisch-Columbien, doch tritt es deutlich hervor, dass die Beziehungen einerserseits der Küste entlang zu den Nutka und Newettee laufen, andererseits die Comox erreichen.

Bei den Sagenkreisen der Micmac und Ponca prägte sich auf das Deutlichste aus, dass sie wesentlich den Columbia River entlang, durch die Vermittelung der Chinook die Küste erreicht haben, während die Athapasken ihre unmittelbaren Nachbarn, die Shuswap und Bilqula und durch Vermittelung der letzteren die Hē'iltsuk· beeinflusst haben.

Endlich wollen wir auf die Zahl der Berührungen jeder einzelnen Gruppe mit den übrigen Gruppen eingehen. Es darf uns nicht Wunder nehmen, dass die Zahl bei den an den äussersten Grenzen des Gebietes wohnenden Gruppen nur gering ist, während die in der Mitte des Gebietes gelegenen Stämme eine grössere Zahl von Berührungspunkten zeigen. Gerade in der Mitte des Gebietes findet sich aber eine sehr eigenthümliche Abweichung, nämlich bei den Kwakiutl, welche eine sehr geringe Anzahl von Zügen mit den übrigen Völkern gemeinsam haben, während sie andererseits viele für sich allein haben, so dass sie als das originellste Volk unter ihren Nachbarn erscheinen.

Bei unserer bisherigen Betrachtungsweise sind nur gemeinsame Züge gezählt, so dass dieselben Züge oft in den Tabellen wiederkehren. Die Gesammtzahl der an der Pacifischen Küste zwischen dem Columbia River und Süd-Alaska bei mehr als einem Stamme gefundenen Sagen oder Sagenzüge betragen 174. Von diesen entfallen auf die einzelnen Stämme die folgenden Zahlen:

Tlingit	25	Fraser River	46
Tsimschian	54	Küsten-Selisch	27
Bilqula	59	Shuswap	24
Hē'iltsuk·	59	Chinook	52
Newettee	74	Ponca	27
Kwakiutl	50	Micmac	31
Nutka	64	Athapasken	33
Comox	82		

Macht man nun dieselbe Annahme wie früher, nehmlich, dass die Zahl der Züge bei jedem Stamme sich proportional dem Material vermehren würde, so dass von allen Stämmen 40 Seiten Material vorhanden seien, so finden wir folgende Zahlen:

Tlingit	59	Fraser River	68
Tsimschian	57	Küsten-Selisch	64
Bilqula	78	Shuswap	56
Hē'iltsuk·	78	Chinook	52
Newettee	78	Ponca	27
Kwakiutl	50	Micmac	31
Nutka	83	Athapasken	33
Comox	96		

Aus diesen beiden Tabellen ergiebt sich übereinstimmend, dass die Comox die am stärksten gemischte Mythologie besitzen. Ihnen folgen die Nutka, Newettee, Bilqula, Hē'iltsuk· in der genannten Reihenfolge. Für die Tlingit, Küsten-Selisch und Shuswap, von denen indessen das verfügbare Material am dürftigsten ist, sind die Beziehungen beträchtlich geringer. Am geringsten sind die Zahlen für die Chinook, Kwakiutl, Shuswap und Tsimschian.

Die erste allgemeine Tabelle der Verbreitung der gleichen Elemente lehrt, dass die stärksten Entlehnungen immer zwischen Nachbarvölkern stattgefunden haben. Um nun zu untersuchen, in wie weit die Sagen eines Volkes von den entfernter wohnenden Stämmen beeinflusst sind, wollen wir die nur einem Stamm und seinen unmittelbaren Nachbarn gemeinsamen Elemente ausscheiden, da dieselben den lokalen Austausch gegenüber der allgemeinen Verbreitung zum Ausdruck bringen. Als Nachbarn sind nun folgende Stämme aufzufassen.

Nachbarn der Tlingit	Tsimschian.
„ „ Tsimschian	Tlingit, Hē'iltsuk·
„ „ Bilqula	Hē'iltsuk·.
„ „ Hē'iltsuk·	Tsimschian, Bilqula, Newettee.
„ „ Newettee	Hē'iltsuk·, Nutka, Kwakiutl, Comox.
„ „ Kwakiutl	Newettee, Comox.
„ „ Nutka	Newettee, Küsten-Selisch, Comox.
„ „ Comox	Newettee, Kwakiutl, Küsten-Selisch, Fraser River, Nutka.
„ „ Fraser River	Küsten-Selisch, Comox, Shuswap, Nutka.
„ „ Küsten-Selisch	Comox, Fraser River, Nutka.
„ „ Shuswap	Fraser River.

Zwei Punkte dieser Zusammenstellung bedürfen einer besonderen Erwähnung. Zunächst die Hinzuziehung der Comox zu den Nachbarn der Newettee, obwohl die Kwakiutl sich zwischen beide schieben. Die Ursache liegt darin, dass die Sagen der Newettee den Kwakiutl durchweg bekannt sind, und nur den Familien der Newettee zugeschrieben werden. Daher überspringen sehr viele Sagen die Kwakiutl und sind den Newettee und Comox gemeinsam. Aus diesem Grunde muss man beide als Nachbarn auffassen.

Ferner habe ich die Nutka und Comox als Nachbarn hingestellt, obwohl sie jetzt nicht miteinander in Berührung kommen. Die Ursache hierzu liegt gleichfalls in der Thatsache, dass beide eine grosse Zahl Sagen gemeinsam haben, die nicht durch Vermittelung der Newettee beiden angehören, sondern die sonst nicht auftreten; sowie die andere Thatsache, dass die Chinook mit diesen beiden Stämmen

allein viel Material gemeinsam haben. Dies lässt sich nur so erklären, dass man annimmt, dass die beiden Stämme früher in sehr enger Beziehung gestanden haben. Daher habe ich die beiden hier auch als Nachbarn bezeichnet. Die Betrachtung ergiebt folgendes Resultat:

Zahl der Sagen und Sagen-Elemente, welche nicht benachbarten Stämmen gemeinsam sind.

Tlingit	19	Fraser River	38
Tsimschian	42	Küsten-Selisch	24
Bilqula	53	Shuswap	20
Hē'iltsuk·	46	Chinook	52
Newettee	57	Ponca	27
Kwakiutl	48	Micmac	31
Nutka	54	Athapasken	33
Comox	57		

Oder nach der gleichen Reduction wie oben:

Tlingit	45	Fraser River	56
Tsimschian	44	Küsten-Selisch	56
Bilqula	71	Shuswap	47
Hē'iltsuk·	61	Chinook	52
Newettee	60	Ponca	27
Kwakiutl	48	Micmac	31
Nutka	70	Athapasken	33
Comox	67		

Hieraus ergiebt sich wiederum, dass die Bilqula, Comox und Nutka die am stärksten gemischten Typen darstellen, die Shuswap und Chinook im Süden, und die Tlingit und Tsimschian im Norden die übrigen Stämme weniger beeinflussen. Ferner zeigt sich in allen Tabellen, dass die Kwakiutl dadurch eine Ausnahmestellung einnehmen, da sie wenig mit den übrigen Stämmen gemein haben.

Ich will endlich noch eine andere Methode anwenden, um die Beziehungen eines jeden Gebietes zu prüfen. Ich habe nämlich alle Züge zusammengezählt, welche ich aus dem gesammten Material ausgezogen habe und für jeden Stamm das Verhältniss der Gesammtzahl der Züge zu den dem Stamm mit anderen gemeinsamen berechnet. Bei dieser Methode fällt die Willkürlichkeit der vorher vorgenommenen Ausgleichung fort. Ich erhalte folgende Resultate:

	Gesammtzahl der Sagen-elemente	Procentsatz der gemeinsamen Züge mit allen anderen Stämmen	Procentsatz der gemeinsamen Züge mit anderen Stämmen bei Ausschluss der Nachbarn
Tsimschian	135	40	31
Bilqula	117	50	45
Hē'iltsuk·	118	48	38
Newettee	166	43	34
Kwakiutl	147	34	33
Nutka	127	48	43
Comox	158	51	37
Fraser River	106	43	37
Küsten-Selisch	60	42	38
Shuswap	72	33	29

Trotz einiger geringer Abweichungen in der Anordnung erweisen sich die Resultate nach beiden Methoden als sehr ähnlich. Die Abweichungen sind wesentlich auf jene Gruppen beschränkt, welche nur wenig Material enthalten. Hier zeigt sich das Sagenmaterial der Bilqula am gemischtesten. Ihnen folgen die Comox, Nutka und Hē'iltsuk·. Das für die Küsten-Selisch erhaltene Resultat dürfte zweifelhaft sein, da bei ihnen das Material einem Vergleiche nicht günstig ist. Dasselbe gilt von den Tlingit, welche ich aus diesem Grunde nicht in die Tafel eingeschlossen habe. Am wenigsten Elemente mit den Nachbarstämmen gemein haben die Shuswap, Kwakiutl und Tsimschian. Die so auf verschiedene Weise gewonnenen Resultate beweisen endgiltig, dass:

1. Die Shuswap oder, wie wir allgemein sagen können, die selischen Stämme des Innern in ihrer Sagenwelt nur geringe Berührungspunkte mit den Küstenvölkern haben.
2. Die Tsimschian wesentlich nur ihre unmittelbaren Nachbarn beeinflusst haben, sonst aber nur sehr geringen Einfluss auf die Entwicklung der Sagenwelt der Küste gehabt haben.
3. Die Kwakiutl eine grosse Selbstständigkeit inmitten ihrer Nachbarvölker bewahrt haben.

Ferner muss man annehmen, dass überall da, wo zahlreiche Uebertragungen nur auf die Nachbarvölker stattgefunden haben und entferntere Kreise nicht berührt sind, die Berührung eine nicht sehr alte ist, besonders wenn die Gesammtzahl der Berührungen mit andern Stämmen gering ist. Dies gilt nun ganz besonders von den Tsimschian, welche zahlreiche Berührungen mit ihren unmittelbaren Nachbarn haben, während ihre Beziehungen weiter nach Süden gering sind. Da die selbstständigen Elemente der Sagen der Tsimschian ausserdem stark aus dem Rahmen aller übrigen Kreise fallen und den Charakter der Sagen eines Binnenlandvolkes tragen, schliesse ich, dass die Tsimschian neue Eindringlinge an der pacifischen Küste sind. Ueber ihr Verhältniss zu den Tlingit und Haida kann man nicht urtheilen, ohne umfassenderes Material von den beiden letztgenannten Stämmen zu besitzen. Die grosse Zahl der Züge, welche auf die Hē'iltsuk· und ihre Nachbarn beschränkt sind, schreiben sich zurück auf die Uebertragung von Zügen aus Tsimschian-Legenden, sowie auf das Eindringen der eigenthümlich entwickelten Bilqula-Sagen, und der durch die letzteren übermittelten athapaskischen Sagen.

Weiter im Süden findet sich ein entschiedener Abschnitt bei den Comox, mit denen die nordischen Elemente fast ganz abschliessen. Die Comox gehören sprachlich zu den Küsten-Selisch, sind aber kulturell den Kwakiutlstämmen viel enger verwandt als ihren sprachverwandten südlichen Nachbarn. Ich glaube, dass hier neue Verschiebungen stattgefunden haben, die vielleicht mit der überwuchernden Dialektbildung des Gebietes und der Abtrennung der Bilqula von den Küsten-Selisch im Zusammenhange stehen. Aus sprachlichen Gründen müssen wir annehmen, dass die Bilqula früher mit den Küsten-Selisch eine Einheit bildeten. Sie haben viele Wörter nur mit ihnen unter allen selischen Sprachen gemein und theilen mit ihnen das Vorkommen pronominalen Geschlechts, sowie die Unterscheidung lokaler Verhältnisse, nehmlich der Anwesenheit und Abwesenheit.

Ich habe oben darauf hingewiesen, dass die Bilqula in ihren Sagen noch mit den südselischen Stämmen nahe verwandt sind. Das dürfte kaum der Fall sein, wenn die Trennung eine sehr alte wäre. Ferner erweist es sich, dass die Comox, welche noch bis Ende vorigen Jahrhunderts auf die Inseln nördlich vom Golf von Georgia beschränkt waren, enge Beziehungen zu den Nutka und den Chinook auf-

weisen. Am schwersten ist ihre enge Beziehung zu den Nutka ohne Annahme neuer Verschiebungen zu verstehen. Dieselbe ist nicht durch die Vermittlung der Newettee vor sich gegangen, da den Comox und Nutka vieles gemeinsam ist, was den Newettee fehlt. Es ist indessen möglich, dass dieser scheinbar schwer zu verstehende Zusammenhang sich bei besserer Kenntniss der Sagen der Küsten-Selisch einfach genug aufklären würde. Soviel ist indessen sicher, dass die südlichen und nördlichen Sagenkreise sich bei den Comox durchdringen, und dass die nördlichen mit ihnen sehr plötzlich abschliessen, so dass man annehmen muss, dass dieselben noch keine Zeit gehabt haben, sich weiter nach Süden zu verbreiten. Am Fraser River endlich beobachten wir das Uebergreifen des Sagengebietes, welches dem Hochlande des inneren Britisch-Columbien angehört. Zusammenfassend können wir also sagen:

1. Die Tsimschian erweisen sich als neue Eindringlinge an der Küste.
2. Die Küsten-Selisch müssen neuerdings starke Verschiebungen erlitten haben, welche die Bilqula nach Norden brachten und wahrscheinlich die jetzt südlich von den Comox wohnenden Stämme in ihre jetzigen Sitze führten.
3. Die Chinook haben die Küste entlang einen starken Einfluss auf die Nutka und Comox, indirekt auf die Newettee ausgeübt.
4. Die Sagen der Algonquin und Sioux haben den Columbia River entlang die Küste erreicht. Die Beeinflussung durch die Algonquin ist stark zu nennen, die durch die Sioux scheint geringer zu sein.
5. Die Sagen der Athapasken haben die Küste wesentlich durch Vermittlung der Shuswap und der Bilqula erreicht.

Die hier besprochenen Sagenkreise der nordpacifischen Küste lassen sich nun sehr wohl mit kurzen Worten charakterisiren, doch beschränke ich mich auf die Gruppen, welche uns besser bekannt sind. Die Tsimschian besitzen, abgesehen von der Rabensage, keine wohlausgebildete Thiersage, in der nur Thiere als handelnde Personen auftreten. Alle ihre Erzählungen behandeln menschliche Verhältnisse und zwar zumeist Ereignisse, wie Unglücklichen von übernatürlichen Wesen Hülfe gebracht wurde, ferner die Art und Weise, wie die Ahnen gewisser Familien ihre Wappen oder anderen Vorrechte erlangten, sowie Entführungen durch Thiere oder Geister, und Besuche bei denselben.

Bei den Kwakiutl finden wir die Thiersage durch den Nerz- und Wanderersagenkreis vertreten. Im Uebrigen tritt die Thiersage noch mehr in den Hintergrund als bei den Tsimschian. Statt ihrer beherrschen die Sage ganz und gar Ahnensagen, welche die Abstammung der einzelnen Geschlechter behandeln. Bei den Kwakiutl kann man deutlich sehen, dass das Geschlecht, wie bei den selischen Stämmen, ursprünglich eine Ortsgemeinschaft war. Die Bewohner eines Dorfes leiteten ihren Ursprung von einem mythischen Ahnen ab, der selbst vom Himmel, aus der Erde, oder aus dem Ocean stammt.

Aus diesen Ortsgruppen haben sich im Laufe der Zeit durch Zusammenschliessung die Stämme oder deren Unterabtheilungen gebildet. Da nun jedes Geschlecht sein Wappen und seine Vorrechte auf den mythischen Ahnen zurückleitet, wird die Zahl derartiger Sagen sehr gross. Daher schreibt sich wohl die Thatsache, dass die Kwakiutl-Sagen eine so isolirte Stellung in dem gesammten Gebiet einnehmen. Diese Tendenz der Sagenbildung ist noch verstärkt durch die Entwicklung der Geheimbünde, welche zu den Vorrechten der Geschlechter gehören und deren Entstehung stets auf die Ahnensage zurückgeführt wird. Die allgemein amerikanische Idee von der Erwerbung des Manitu ist so ausgestaltet,

dass das Individuum nicht mehr einen beliebigen Manitu erlangen kann, sondern nur den in der Familie erblichen. Damit rückt die Erzählung von seiner Erwerbung in den Bereich der Stammesmythologie. Der Familien-Manitu wird das Geschlechtstotem resp. der Schutzherr des Geheimbundes, welcher der Familie oder dem Stamme angehört. Fast jede Sage der Kwakiutl handelt daher von der Erwerbung magischer Kräfte und gehört bestimmten Geschlechtern oder Gesellschaften an. Bei den Tsimschian, welche nur 4 Geschlechter haben, die allerdings in Unterabtheilungen zerfallen, ist diese Ausbildung lange nicht so deutlich, obwohl sie sich andeutungsweise findet. Die Zahl der Erzählungen von Erwerbungen von Wappen ist auch bei ihnen nicht gering und muss auch als eine Entwicklung der Idee des erblichen Manitu aufgefasst werden, doch fehlt die Idee der himmlischen Abstammung der Ahnen, welche für die Kwakiutl so charakteristisch ist, ganz. Die Hē'iltsuk· schliessen sich in dieser Beziehung viel enger an die Tsimschian an, als an die sprachverwandten Kwakiutl. Ich halte dies für eine spätere Beeinflussung durch die Totems des Nordens, besonders weil die Totems der Hē'iltsuk· sehr stark variiren. Ihre Geheimbundsagen und Erzählungen von der Erlangung übernatürlicher Kräfte schliessen sich dagegen eng an die der Kwakiutl an. Es wurde schon früher auseinandergesetzt, dass die Bilqula einige selische Sagen mit nach Norden genommen haben. Ihr ganzes System steht aber unter dem Banne der Kwakiutl-Mythologie. Die Geschlechtseintheilung, die Vorrechte der Geschlechter einschliesslich der Geheimbünde sind fast genau denen der Kwakiutl analog, und die Quellen dieser gleichartigen Entwickelung treten daraus deutlich zu Tage, dass viele der handelnden Personen Kwakiutl-Namen führen. Ihnen eigen ist die schöne Ausgestaltung der Schöpfungssage, welche von den himmlischen Brüdern handelt, die zur Erde herabkommen und als Culturgottheiten auftreten. Mit ihnen verwebt ist die Raben-Sage des Nordens und die Nerz-Sage des Südens. Ferner ist die Einwirkung athapaskischer Sagen deutlich nachweisbar.

Ich übergehe die Comox und Nutka, da wir die Sagen beider als starke Mischprodukte aus nördlichen und südlichen Elementen erkannt haben.

Wenden wir uns zu den Küsten-Selisch, so finden wir das gleiche Vorwiegen von Ahnensagen, wie bei den Kwakiutl, doch fehlt der totemistische Theil der Sagen, sowie die Bezüge auf die Geheimbünde fast ganz. Wie schon vorher erwähnt, ist ihnen ebenfalls mit den Kwakiutl die scharfe Trennung des Wanderers als Culturgottheit und des Thoren, der Jeden zum besten hält und selbst oft bethört wird, gemeinsam. So weit das magere Material beurtheilen lässt, findet sich die Thiersage hier stärker ausgebildet.

Bei den Shuswap und Chinook gewinnt dieselbe ganz die Oberhand und alles Andere tritt in den Hintergrund; bei beiden dürfte ein enger Anschluss an den shoshonischen Prairiewolf-Cyklus statthaben.

Endlich wollen wir noch einen genaueren Blick auf die Beziehungen zu den fern wohnenden Stämmen Nordamerikas werfen. Bei Gelegenheit der Besprechung der Rabensage zeigte ich schon, dass Beziehungen zur äussersten atlantischen Küste sowohl wie zum fernen Südwesten bestehen. Bei der Wanderersage wies ich darauf hin, dass dieselbe in unendlichen Wiederholungen mit unzähligen Varianten durch ganz Amerika verbreitet ist, und bei der Statistik ergeben sich viele Bezüge zum Mississippi-Becken und zum äussersten Osten, welche am innigsten den Columbia River entlang geknüpft sind. Es sei gestattet, diese Verbreitung von Sagen durch den ganzen Continent noch durch einige andere Beispiele zu erläutern.

Die Erzählung von der Frau, welche Hunde gebiert, findet sich sehr häufig an der pacifischen Küste. (Fraser River S. 25, Comox S. 93, Nutka S. 114, Kwakiutl S. 132, Bilqula S. 263, Tlingit, Krause S. 269.) Der Inhalt ist kurz wie folgt: Eine Frau heirathet einen Hund, und gebiert eine Anzahl Hunde. Ihr Stamm verlässt sie und sie geht jeden Tag Nahrung suchen. Bei ihrer Rückkehr bemerkt sie Spuren von Kindern, sieht aber nur ihre Hunde. Endlich beobachtet sie aus einem Versteck, dass die Hunde ihre Felle abwerfen, sobald sie sich unbemerkt glauben. Sie nimmt die Felle fort, verbrennt sie, und die Kinder erhalten ihre menschliche Gestalt. Sie werden die Ahnen eines Stammes. Petitot (a. a. O. S. 311) hörte die Erzählung von den Hundsrippen-Indianern am Grossen Sklavensee und Aehnliches von den Hasen-Indianern am Grossen Bärensee (S. 314). Bei den Eskimos von Grönland und Hudson-Bay finden wir eine ähnliche Erzählung: Eine Frau heirathete einen Hund und hat zehn Junge. Ihr Vater verliess sie und tödtete den Hund; fünf ihrer Kinder sandte sie in das Binnenland, wo sie die Ahnen von Wesen wurden, die halb Hund halb Mensch sind, die andern fünf wurden die Ahnen der Weissen. (F. Boas, The Central Eskimo. Annual Reports Bureau of Ethnolog. p. 630.) Die grönländische Version der Sage weicht nur wenig von der hier erzählten ab. (Rink, Tales and Traditions of the Eskimo p. 471.) Murdoch hat ein Bruchstück der Sage am Point Barrow gesammelt, und ich habe ein Bruchstück derselben von Eskimos von Port Clarence, Alaska, gehört. Die hieran angeknüpfte Sage von Wesen, die halb Hund halb Mensch sind, findet sich ferner bei allen athapaskischen Stämmen sowie bei den Eskimos. Diese Sage ist unzweifelhaft dieselbe und findet sich mithin von Grönland durch den ganzen nordwestlichen Theil Amerikas bis nach Oregon.

Eine zweite Erzählung, welche gleichfalls den Eskimos und dem Süden der nordpacifischen Küste gemeinsam ist, handelt von der Wiederherstellung eines blinden Knaben, der von seiner Mutter misshandelt wurde, von seiner Schwester aber Nahrung erhielt. Einst kam ein Bär zur Hütte. Die Mutter richtete den Pfeil und der Knabe erschoss den Bären. Sein Fleisch diente Mutter und Tochter zur Nahrung, während sie ihrem Sohne sagte, er habe den Bären verfehlt. Im Frühling flog eine Gans über die Hütte und forderte den Knaben auf, ihr zu folgen. Der Vogel erreichte einen Teich, tauchte dreimal mit dem Knaben, der so wieder sehend wurde und Rache an seiner Mutter nahm. (Hē'iltsuk· S. 229, Loucheux [Petitot a. a. O. S. 84], Hasen-Indianer [Petitot a. a. O. S. 226], F. Boas, The Central Eskimo S. 625, Grönland [Rink a. a. O. S. 99]). Das Verbreitungsgebiet dieser beiden Sagen ist demnach genau dasselbe von Grönland durch den athapaskischen Nordwesten bis zur nordpacifischen Küste.

Ausserordentlich weit verbreitet ist die Sage von den Mädchen, welche sich im Walde niederlegten, zwei Sterne erblickten, die sie sich zu Männern wünschten, und dann beim Erwachen sich im Himmel fanden. Ein glänzender Stern erwies sich als ein schöner Mann, ein kleiner Stern als ein alter Mann. Wir kennen die Sage von den Micmac, Kwapa, Kiowa, Lku'ngen und den Athapasken von Alaska, bei denen ich sie 1894 sammelte. Auf die Geburt des Sohnes einer Todten, der vom Körper seiner Mutter zehrte und dann der grosse Wanderer wurde, wies ich schon oben hin. Wir kennen die Sage von den Tsimschian, Newettee, Micmac und Kiowa. Eine Zusammenstellung derjenigen Sagenzüge, welche dem Westen und Osten gemeinsam sind, ergiebt als

Gemeinsam mit den Micmac	19	Sagenelemente	(unter 31)
„ „ „ Ponca	11	„	(unter 27)
„ „ „ Athapasken	25	„	(unter 33)

Gemeinsam mit den Micmac und Ponca	4	Sagenelemente
" " " Micmac und Athapasken . . .	4	"
" " " Ponca und Athapasken	5	"
" " " Micmac, Ponca und Athapasken .	2	"

Die Sagenelemente finden sich in der am Schlusse stehenden Liste, doch sei es gestattet, hier noch einige der wichtigeren hervorzuheben:[1])

Gemeinsam der pacifischen Küste und den Micmac.

Boot von einem Hunde zurückgeleitet, der dem Reisenden jenseits des Oceans gegeben war. Nach der Rückkehr des Reisenden verschwindet der Hund wieder und kehrt in seine Heimath zurück.

Hunde von Fingergrösse von einem Jäger getragen, werden gross, sobald sie gebraucht werden.

Kampf zwischen den übernatürlichen Hunden zweier Mächtiger.

Kind nach dem Tode der Mutter geboren, nährt sich von den Eingeweiden; es wird später eingefangen (s. oben).

Kinder von einem Wesen gestohlen, das einen Korb auf dem Rücken trägt, in den die Kinder gesteckt werden

Proben. Thiere für den Schwiegervater geholt, welche den Bringer zerreissen sollen, aber den Schwiegervater statt dessen angreifen.

Verbrennung eines Uebelthäters in seinem eigenen Hause, das mit Holz gefüllt ist. Der Uebelthäter wird eingeschläfert, das Haus verschlossen und angezündet.

Wetttauchen. Der eine Taucher versteckt sich am Strande, bis der andere wieder aufgetaucht ist.

Ausserdem: Nr. 15, 48, 63, 75, 82, 87, 111, 145, 146, 161, 178.

Gemeinsam der pacifischen Küste und den Ponca.

Anlockung von Wild durch den Gesang einer Frau, die auf einen Baum gesetzt und von einem Panther getödtet wird, der ihren Sang erlernt hat.

Excremente rufen, als ob Feinde kämen, um die Bewohner eines Dorfes zu erschrecken.

Thiere melden sich als Begleiter und jedes rühmt seine Fähigkeiten. Es melden sich stärkere und stärkere (Nr. 40)

Geständniss eines Mordes beim Tanze vor dem versammelten Stamme des Gemordeten.

Gräten oder Knochen in's Wasser geworfen, werden wieder lebendig.

Rumpfstück von Wild von einer alten Frau nach Hause getragen, die es unterwegs benutzt, um damit zu cohabitiren.

Tänzer tödtet die Zuschauer, nachdem er sie eingeschläfert.

Tödtung eines Ungeheuers. Der Mörder giebt vor, dass er stark und schön geworden sei, indem man ihm mit einem Stein auf den Kopf geschlagen habe.

Ausserdem Nr. 21, 26, 143, 158, 188.

Gemeinsam der pacifischen Küste und den Athapasken.

Bemalung der Vögel, besonders des Raben.

Biber und Stachelschwein trennen sich.

Blinder durch eine Gans sehend gemacht, die mit ihm taucht.

Entstehung der Moskitos, Fliegen, Frösche aus dem Leibe eines Ungeheuers.

---

1) Die Nummern beziehen sich auf die am Schlusse stehende Liste.

Erde von einer Stange aufrecht gehalten. Nr. 37.
Hund erzeugt Kinder, welche als Hunde geboren werden, später menschliche Form annehmen.
Knochen eines Todten fortgetragen, so dass derselbe bei seiner Wiederbelebung nicht vollständig ist.
Raub der Harpune eines Fischers durch einen Mann, der sich in einen Lachs verwandelt, in dieser Gestalt sich werfen lässt und die Harpune entführt.
Tauchen der Thiere, um die Erde zu suchen.
Vorhang bei der Schöpfung über die Erde gezogen.
Ausserdem: Nr. 14, 28, 30, 44, 69, 78, 100, 106, 112, 120, 128, 147, 166, 195, 213.

Gemeinsam der pacifischen Küste, Micmac und Ponca.

Nachahmung von Wirthen, welche die Gäste durch übernatürliche Mittel speisen.
Vögeln werden die Hälse abgedreht, als alle zu einem Tanze eingeladen sind. Sie werden veranlasst, mit geschlossenen Augen zu tanzen.
Ausserdem: Nr. 109, 176.

Gemeinsam der pacifischen Küste, Micmac und Athapasken.

Riesen kämpfen mit einander, als der eine fast unterliegt, hilft ihm ein Mensch, welcher die Sehne des Fusses des anderen Riesen durchschneidet.
Fährmann setzt einen Verfolgten über einen Fluss und lässt den Verfolger ertrinken.
Läuse des Bären oder eines Ungeheuers sind Frösche, Mäuse oder Wiesel.
Steine sind Wesen, welche der Verwandler in diese Gestalt verwandelt hat.

Gemeinsam der pacifischen Küste, Ponca und Athapasken.

Baum, aus dem ein Pfeil geholt werden soll, wächst in die Höhe und trägt so den Besitzer des Pfeiles in den Himmel.
Nahrung der Bewohner des Landes jenseits des Meeres besteht aus Menschenaugen, Schlangen, Fröschen und dergleichen.
Tödtung der jungen Adler durch einen Menschen, der in ihr Nest getragen ist.
Verschlingen eines Feindes durch ein Thier, das er dann umbringt.
Ausserdem: Nr. 93.

Gemeinsam der Pacifischen Küste, Micmac, Ponca und Athapasken.

Heirath mit den Sternen. Zwei Mädchen wünschen sich Sterne zu Männern und werden in den Himmel getragen.
Schüsseln unleerbar.

Es ist höchst auffällig, dass einige wenige Züge, die in unseren Sagen immer wiederkehren, bei der Lebensweise der Indianer kaum vorkommen können. Hierzu gehört vor allem die Scene, wenn der Ankömmling in dem Dorf sich an einem Teiche niederlässt und von wasserschöpfenden Mädchen gefunden wird. Die Dörfer liegen fast nie an Teichen, sondern immer an kleinen Bächen, aus denen Wasser geholt wird, so dass die ganze Scene nicht mit den Verhältnissen übereinstimmt; besonders aber in dem Falle, wenn das Spiegelbild des Ankömmlings erblickt wird und der Fremde als ertrunken beklagt wird. Es scheint mir dieses ein Beweis, dass solche Züge entlehnt sind.

Eine andere eigenthümliche Erscheinung ist die Art und Weise, wie der Zurückkehrende erblickt wird. Gewöhnlich versteckt er sich im Walde und lässt sich von dem Einen sehen, während er sich vor dem Andern verbirgt, oder er wird von

einem blinden Knaben gefunden. Immer erscheint er aber als einem Theile der Bewohner des Dorfes unsichtbar. Ich halte dies für eine rationalistische Auffassung der Fähigkeit des Ankömmlings, sich unsichtbar zu machen, welche aus alter Zeit erhalten oder aus fremden Sagen überkommen sein mag und im Laufe der Zeit dieser Art umgestaltet ist. Die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, fehlt bis auf wenige Beispiele in dem Sagenkreis der nordpacifischen Küste.

Meiner Meinung nach unterliegt es keinem Zweifel, dass in unserem Gebiet nicht nur Entlehnungen aus ganz Amerika zu finden sind, sondern dass auch die alte Welt verhältnissmässig viel Material geliefert hat, das in die Mythen verarbeitet ist. Liest man z. B. die Schilderungen Steller's von Kamschatka, so tritt die Aehnlichkeit sofort hervor. Die Zahl complicirter Märchen, welche sich in Ostasien und Westamerika findet, ist gross, doch reichen nur wenige derselben über die Felsengebirge nach Osten. Sie sind auf das Gebiet zwischen Süd-Alaska und dem Columbia River beschränkt.

Eine der bemerkenswerthesten ist die Geschichte von dem Menschenfresser, welcher Kinder verfolgt, die sogenannte magische Flucht. Castrèn (Ethnologische Vorlesungen S. 165) hat die folgende Samojedische Erzählung aufgezeichnet: Zwei Schwestern entflohen einem Menschenfresser, der sie verfolgte. Das eine der Mädchen warf einen Schleifstein über ihre Schulter, der in eine Schlucht verwandelt wurde, welche den Menschenfresser aufhielt. Schliesslich gelangte er doch hinüber. Da warf sie einen Feuerstein über ihre Schulter, der in einen Berg verwandelt wurde, und endlich einen Kamm, der in ein Dickicht verwandelt wurde. Ich habe die genau entsprechende Erzählung unter dem Titel „Flucht, Magische" in der folgenden Liste verzeichnet. An der pacifischen Küste sind die über die Schulter geworfenen Gegenstände meist ein Schleifstein, der ein Berg wird, eine Flasche Oel, die ein See wird, und ein Kamm, der ein Dickicht wird.

Unter einer Serie von Aino-Erzählungen, die Basil Hall Chamberlin im Folk-Lore Journal 1888 veröffentlicht hat, finden sich vier oder fünf (Nr. 6, 21, 27, 33, 36) welche sehr eng sich an Erzählungen von der nordpacifischen Küste anschliessen.

Eine andere merkwürdige Uebereinstimmung zeigt folgende Mythe, die von Japan über die Sunda-Inseln und Micronesien verbreitet ist. Ich gebe die von J. Kubary mitgetheilte Version von den Pelew-Inseln (A. Bastian. Allerlei aus Volks- und Menschenkunde). Eine junger Mann hatte seine Angel verloren, indem ein Fisch die Angelschnur durchbissen hatte. Er tauchte nach derselben und kam am Meeresboden an einen Teich, an dessen Ufer er sich niederliess. Ein Mädchen kam heraus, um Wasser für eine kranke Frau zu holen. Er wurde hereingerufen und heilte sie, während alle ihre Freunde den Angelhaken, der die Krankheit verursacht, nicht sehen konnten. Die Analoga für diese Erzählung sind unter dem Titel: „Geschoss der Menschen, Geistern unsichtbar" in der nachfolgenden Liste eingetragen. Gerade bei diesem Cyklus findet sich der bei indianischer Lebensweise so unwahrscheinliche Vorgang, dass ein Fremder sich am Teiche niederlässt und dort gesehen wird, auf den ich weiter oben hinwies.

Einen eingehenderen Vergleich der Sagen Amerikas und Ost-Asiens muss ich genauen Kennern des letztgenannten Gebietes überlassen. Die Zahl der gleichartigen Sagen ist aber so gross und vor allem so scharf auf das Gebiet von Oregon, Washington und Britisch-Columbien beschränkt, ohne die Gebirge nach Osten zu überschreiten, dass ich überzeugt bin, dass eine Einwanderung von Mährchen hier stattgefunden hat.

Als Gesammtresultat dieser Untersuchung ergiebt sich also, dass wir die Mythologie eines jeden Stammes als das Ergebniss einer Verschmelzung Materials verschiedensten Ursprungs ansehen müssen. Dieses Material wird von jedem Stamme je nach seiner Beanlagung, seinen socialen Einrichtungen, und den älteren Vorstellungen, die seine Gedankensrichtung beherrschen, ausgestaltet. Damit fällt ein für alle Male die Berechtigung von Versuchen, Mythen von Naturvölkern aus Naturvorgängen zu deuten, oder die Resultate der Beobachtung des Naturlebens in ihnen zu erkennen. Dass die Erscheinung der Sonne, der belebten Thierwelt, des rauschenden Meeres die Phantasie der Naturvölker mächtig angeregt hat, unterliegt ja keinem Zweifel, denn sonst würden sich nicht Sonnen- und Thiermythen überall finden. Aber die specielle Form, in der wir dieselben heute erblicken, ist das Resultat langer historischer Entwicklung, hinter welcher der „Elementargedanke“ weit zurückliegt. Um diese Elementarvorstellung zu erkennen, ist es nothwendig, nicht die jetzt gefundenen Mythen zu deuten, sondern die Veränderungen, welche durch historische, sociale und geographische Gründe gegeben sind, loszulösen, und so zu den einfachsten und allgemein gültigsten Grundvorstellungen zu gelangen.

Niemand darf heute mehr zweifeln, dass es Elementargedanken giebt, dass der menschliche Geist wieder und wieder gewisse Ideenkreise hervorgebracht hat oder hervorbringt. Es darf aber auch Niemand mehr zweifeln, dass Ideenentlehnung und Ideenwanderung überall und immer stattgefunden hat, dass Ideen auf fremdem Boden Wurzel fassen und sich selbstständig fortentwickeln, oder zu Grunde gehen und in sonderbaren Bruchstücken lange erhalten bleiben. Wo aber die Grenze davon liegt, was sich elementar aus der menschlichen Geistesanlage entwickelt und was fremder Anregung zu seiner Entwicklung bedarf, das vermag Niemand zu sagen. Es ergiebt sich daher, dass wir nur so hoffen dürfen, zu fruchtbringenden Resultaten zu gelangen, dass die historische Entwicklung bekannter Kreise auf das Eingehendste untersucht wird und das Gemeinsame der Entwicklungsweise zum Ausgangspunkt der Vergleichung gemacht wird. Die Ausgestaltung des Elementargedankens im Völkergedanken, das heisst in der Form, welche dem Elementargedanken im Einzelfalle zukommt in Folge historischer Ereignisse, socialer Bedingungen und geographischer Umgebung, giebt uns — wie Bastian so oft nachgewiesen hat — das Vergleichsmaterial, aus dem wir hoffen dürfen, die Gesetze der psychischen Entwicklung der Menschheit nachzuweisen. Um zum Verständniss der Einzelerscheinung zu gelangen, muss aber der Culturzustand des betreffenden Volkes in Bezug auf den seiner Nachbarvölker auf das Genaueste geprüft werden, da ohne diese Untersuchung ein Verständniss der Entwicklung der betreffenden Weltanschauung ausgeschlossen ist. Dieses ergiebt die Nothwendigkeit, bei weiteren Untersuchungen geschlossene Gebiete zu behandeln, und in diesen Gebieten streng geographische Methoden zur Anwendung zu bringen. Ein sprungweiser Vergleich kann zu nichts führen, da das Material in seinem geographischen und historischen Zusammenhange betrachtet werden muss.

Aber ebensowenig wie wir von vornherein einen Zusammenhang gleichartiger Phänomene in weit getrennten Gebieten behaupten dürfen, ohne im Stande zu sein, die fehlenden Zwischenglieder nachzuweisen, ebensowenig dürfen wir von vornherein behaupten, dass überall die gleichen Ideen sich selbthätig entwickeln. Denn das ist gerade eines der grundlegenden Probleme der Ethnologie, nachzuweisen, wo die Grenzen der im menschlichen Geiste tief begründeten Entwicklung liegen. Diese Grenzen zu erforschen, bedürfen wir eingehendster Studien, die auf geographische und historische Methoden gegründet sind.

In der folgenden Liste sind nur die mehreren Stämmen gemeinsamen Sagen angegeben. Ich habe folgende Abkürzungen benutzt: Cathl. = Cathlamet; Shus. = Shuswap; K.-Sel. = Küsten-Selisch; Fra. = Fraser River; Com. = Comox; Nut. = Nutka; Kwa. = Kwakiutl; New. = Newettee; He. = Hē'iltsuk'; Bil = Bilqula; Tsim. = Tsimschian; Tlin. = Tlingit. Die Zahlen bei den Angaben über die Micmac, Ponca und Athapasken (Loucheux, Hasen-Indianer, Hundsrippen, Sklaven, Chippewayan) beziehen sich auf die oben citirten Werke von Rand, Dorsey und Petitot.

1. Absturz von einem Berge durch Hülfe übernatürlicher Kräfte vermieden. S. 260 Bil., S. 287 Tsim.
2. After als Spielzeug gebraucht und dadurch verdorben. Cathl, S. 74 Com.
3. Ahnen steigen vom Himmel herab. S. 47 K.-Sel., S. 95 Com, S. 166 Kwa., S. 240 He., S. 269 Bil.
4. Anker eines Bootes fällt auf das Haus des Meereshäuptlings, welcher die Insassen hinabholt. S. 238 He., S. 291 Tsim.
5. Anlockung von Wild durch den Gesang einer Frau, die auf einen Baum gesetzt wird. S. 113 Nut., S. 82 Ponca.
6. Ausgiessen eines Feuers, um in der darauffolgenden Dunkelheit eine Frau zu entführen. S. 43 Fra., S. 56 K.-Sel., S. 260 Bil., S. 300 Tsim.
7. Baum, aus dem ein Pfeil geholt werden soll, wächst in die Höhe und trägt so den Besitzer des Pfeiles in den Himmel. S. 17 Shus., S. 607 Ponca, S. 127 Hasen, S. 355 Chippewayan.
8. Begleiter des Raben von ihm getödtet und gefressen. Tsim., S. 315 Tlin.
9. Begleiter von einem Manne geschaffen, der mit seiner Hülfe einen Betrug ausführen will. Der Begleiter durchkreuzt aber die Pläne des Betrügers, indem er die Wahrheit sagt. S. 72 Com., S. 159 Kwa., S. 277 Tsim., S. 314 Tlin.
10. Begräbniss des Nerz. S. 33 Fra., S. 73 Com., Kwa.
11. Bemalung der Vögel. Cathl., S. 64 Com., S. 241 Bil., S. 350 Chippewayan.
12. Bergsturz verursacht, durch den Feind vernichtet werden soll S. 3, 16 Shus., S. 260 Bil.
13. Bestechung eines Thürwärters, um in's Haus eines Feindes zu gelangen. S. 54 K.-Sel., S. 221 He.
14. Bestrafter oder beleidigter Knabe geht in den Wald und erlangt übernatürliche Kräfte. S. 151, 162 Kwa, S. 253, 266 Bil., S. 224 Hasen.
15. Besucher wird angewiesen, zuerst zu der kleinsten Hütte im Dorfe zu gehen. S. 35 Chinook, S. 336 Micmac.
16. Beute eines Jägers gefressen, während er schläft. S. 7 Shus., S. 74 Com., S. 232 He, Tsim., Kr, S. 265 Tlin, S. 68, 566 Ponca.
17. Bewerfen eines Verfolgers mit Mulm oder Stacheln, während er unter dem Baume dem oben sitzenden Flüchtling auflauert. Cathl., S. 32 Fra., S. 81 Com.
18. Bewohner eines Hauses sind unsichtbare Schatten. S. 181 Chinook, Tsim., S. 316 Tlin.
19. Biber macht Fluth, indem er aus Eifersucht weint. Cathl., S. 35 Fra., S. 79 Com.
20. Biber und Stachelschwein trennen sich. S. 305 Tsim., Tsɛtsā'ut, S 234 Hasen.
21. Blinden Frauen wird Essen fortgenommen. Sie wittern den Dieb, welcher sie sehend macht. S. 18 Shus., S. 38 Fra., S. 55 K.-Sel., S. 65 Com., S. 118

Nut., S. 136 Kwa., S. 202 New., S. 263 Bil., S. 204 Ponca (Unsichtbarer verbrennt die Wange der Donnerer).

22. Blinder durch eine Gans sehend gemacht, die mit ihm taucht. S. 229 He., S. 84 Loucheux, S. 226 Hasen, Boas, Central Eskimo S. 625. Grönland. Rink: Tales and traditions of the Eskimo S. 99.
23. Boot von selbst fahrend. S. 135, 167 Kwa., S. 175, 184 New., S. 238 He.
24. Boot von einem Hunde zurückgeleitet, der den Reisenden jenseits des Oceans gegeben war. Nach der Rückkehr der Reisenden verschwindet der Hund und kehrt in seine Heimath zurück. S. 54 Chin., S. 146 Micmac.
25. Diebstahl von Beeren, welche der Rabe seinen Schwestern fortnimmt. S. 76 Com., S. 107 Nut., S. 178 New., S. 210 He., S. 244 Bil.
26. Diebstahl; trocknende Fische werden von einem Geiste oder Bären gestohlen, der dann geschossen und verfolgt wird. S. 78 Com., S. 149 Kwa., S. 189 New., S. 237 He., S. 254, 256 Bil., S. 216 Ponca.
27. Diebstahl von einem Zuschauer bemerkt, der sich zuerst bestechen lässt, dann aber doch den Dieb verräth. Cathl., S. 180 New.
28. Donnervogel macht den Donner. Bei allen Stämmen. S. 283 Hasen.
29. Doppelköpfige Schlange. S. 41 Fra., S. 58 K.-Sel., S. 81 Com., Kwa. passim, S. 195 New., S. 276 Tsim.
30. Durchnagen von Booten und Rudern, so dass Fliehende nicht verfolgt werden können. S. 210 He., S. 242 Bil., S. 330 Hundsrippen, S. 375 Chippewayan.
31. Ebbe und Fluth durch Senken und Heben des Wolfsschwanzes geschaffen. S. 158 Kwa., S. 175 New.
Einladung eines Gefährdeten durch die Maus. s. Warnung.
32. Entflohener klettert auf einen Baum; wird durch Zauberei veranlasst, herunterzukommen oder tödtet durch Zauberei die Verfolger. S. 80 Com. (S. 110 Nut.), S. 168 Kwa., S. 270 Bil.
33. Entführung einer Frau durch den Donnervogel; durch Thiere, die sich in Fische verwandeln, wiedergeholt. S. 34 Fra., S. 82 Com., S. 103 Nut., S. 206 New.
34. Entführung eines Mannes durch die Wölfe. S. 86 Com., S. 110, 112 Nut., S. 163 Kwa, S. 205 New.
35. Entstehung der Moskitos, Fliegen, Frösche aus dem Leibe einer Hexe oder eines Geistes. S. 89 Com, S. 164, 165 Kwa., S. 222, 224, 226 He, S. 253 Bil, S. 410 Chippewayan.
36. Erde verbrannt durch zu tiefes Herabsteigen des Sonnenträgers. S. 157 Kwa., S. 173 New., S. 216, 234 He., S. 246 Bil.
37. Erde von Stange getragen. S. 278 Tsim., S. 320 Tlin., S. 256 Hasen.
38. Excremente reden. S. 101 Chin., S. 177 New.
39. Excremente rufen, als ob Feinde kämen, um Leute zu erschrecken. S. 106 Nut., S. 172 New., S. 213, 233 He., S. 19 Ponca.
40. Fähigkeiten der Thiere, die sich als Begleiter oder Bewerber melden. Es melden sich immer mächtigere Kämpen. S. 283 Tsim., S. 272 Ponca.
41. Fährmann setzt einen Flüchtling über, lässt den Verfolger ertrinken. S. 32 Chin., S. 32 Fra., S. 164, 312 Micmac, S. 409 Chippewayan.
42. Fährmann setzt einen Flüchtling über unter der Bedingung, dass derselbe ihn selbst oder sein Kind heirathet. S. 32 Chin., S. 295 Tsim.
43. Farnwurzeln von einem Knaben gegessen, der baden sollte um einen Schutzgeist zu erlangen. S. 51 K.-Sel., S. 65, 96 Com.

Fell eines erschlagenen Freundes im Hause des Feindes entdeckt. s. Kopf.

44. Fels erhebt sich plötzlich unter Reisenden, die sich dann durch Zauberei wieder herunter retten. S. 290 Tsim., S. 207 Hasen.

45. Felsriegel vom Vogel durchhackt, so dass ein Klam gebildet wird. S. 269, Bil., Tsim., S. 316 Tlin.

46. Festgewachsene Frau. New., S. 225 He., S. 249 Bil.

47. Fett, aus Händen tropfend, Gästen vorgesetzt. S. 181 Chinook, S. 76 Com., S. 106 Nut., S. 177 New., S. 245 Bil., Ponca, Micmac.

48. Feuer für einen Verlassenen von einer mitleidigen Seele in einer Muschel verborgen. S. 51 Chinook, S. 10 Shus., S. 20 Fra., S. 52 K.-Sel., S. 93 Com., S. 114 Nut., S. 132 Kwa., S. 180 New., S. 264 Bil., S. 301 Tsim., Kr. S. 269, Tlin., S. 46 Micmac.

49. Feuer vom Hermelin zu holen versucht. S. 187 New., S. 214 He.

50. Feuer vom Hirsche geholt. S. 80 Com., S. 102 Nut, S. 187 New., S. 214, 241 He., Tsim., S. 314 Tlin.

51. Feuer von den Gespenstern erlangt, deren Kind geraubt und für das Feuer zurückgegeben wird. S. 43 Fra., S. 54 K.-Sel., S. 158 Kwa.

52. Fingerbeugungen erschrecken den Feind, so dass er in einen Abgrund stürzt. S. 225 He., S. 249 Bilq.

53. Fische von dem ursprünglichen Besitzer dadurch erlangt, dass ein Besucher sein Boot mit Schuppen eines Fisches bestreicht und vorgiebt sein Boot sei voll gewesen, so dass dem Besitzer der Fische sein Besitz verleidet wird. Tillamook, New., Tsim., Kr. S. 263, Tlin.

54. Flucht aus dem Korbe einer Hexe. S. 110 Chinook, S. 57 K.-Sel., S. 221 He.

55. Flucht, magische. S. 99 Nut., S. 164 Kwa., S. 224, 240 He., S. 268 Bil.

56. Fluth kann dem Wanderer nichts anhaben, als er seine Bibermütze aufsetzt. S. 16 Shus., S. 23 Fra.

57. Fluth überstanden, indem Boote an einen Berg festgebunden werden. S. 57 K.-Sel., S. 95 Com., S. 243 Bil., S. 278 Tsim.

Fluth. Nach der Fluth tauchen die Thiere nach der Erde, s. Tauchen.

Frau, vom Donnervogel geraubt, wird wiedergeholt, s. Entführung.

58. Gäste beim Gastmahl verwandelt, gefoppt oder getödtet. S. 57 K.-Sel., S. 177 New., S. 233 He., S. 277 Tsim.

59. Geisterland, Weg zum — von verfaultem Keile bezeichnet, s. Mörder.

60. Geschlechtstheile an ihre richtige Stelle gesetzt. S. 23 Fra. (S. 72 Com.), S. 108 Nut., S. 202 New.

61. Geschlechtstheile badender Frauen werden von ihrem Liebhaber, der unbemerkt zu ihnen schwimmt (oft in Gestalt eines Fisches) angegriffen. S. 26 Fra., S. 73 Com., S. 108 Nut., S. 172 New.

62. Gescholtener Bär entführt die Frau, die ihn beleidigt hat. S. 226, He., S. 294 Tsim., Kr. S. 271, Tlin.

63. Geschoss des Menschen Geistern unsichtbar. S. 94 Com., S. 99 Nut, S. 149 Kwa., S. 190 New., S. 238 He., S. 254 Bil., S. 289 Tsim., S. 87 Micmac.

64. Geschoss eines Jägers von einem anderen in Anspruch genommen. Ein Jäger giebt sein Anrecht auf, ein anderer nicht. Der erstere wird belohnt, der zweite bestraft. S. 46 K.-Sel., S. 106 Nut., S. 245 Bil.

65. Geschwindigkeit der Wölfe durch Proben bewiesen. S. 86 Com., S. 111 Nut.

66. Geständniss eines Mordes beim Tanze vor versammeltem Stamme. S. 1 Shus., S. 76 Com., S. 150 Kwa., S. 19 Ponca.

67. Gräten. Ein Zauberer verursacht, dass Gräten oder Splitter seinem Feinde im Halse stecken bleiben. S. 39 Fra., S. 201 New.
68. Gräten, in's Wasser geworfen, werden wieder lebendig. S. 27 Fra., S. 104 Nut., S. 210 He., S. 266 Bil., S. 557 Ponca (Biberknochen).
69. Halber Mensch. S. 256 Bil., S. 363 Chippewayan.
70. Häringe, einem Knaben gesandt, der auf Befehl des Mondmannes die letzten Fisch-Rogen seiner Eltern gestohlen hat. S. 52 K.-Sel., S. 115 Nut., S. 162 Kwa.
71. Harpunleine haftet am Boote und kann nicht fortgeworfen werden. S. 119 Nut., S. 191, 203 New.
72. Harzmann der heissen Sonne ausgesetzt, bis er stirbt. S. 64 Com., S. 179 New., Tsim., Kr. S. 265, Tlin.
73. Hausmodelle in wirkliche Häuser verwandelt. S. 196 New., S. 265 Bil., S. 284 Tsim.
74. Hausthiere des Volkes jenseits des Oceans sind Seethiere. S. 88 Com., S. 120 Nut.
75. Heirath eines Mädchens oder Mannes mit einem Stocke, der lebendig wird. S. 194 Chinook, S. 321 Micmac.
76. Heirath mit den Sternen. Zwei Mädchen wünschen sich Sterne zu Männern und werden in den Himmel getragen. S. 62 K.-Sel., S. 160, 308 Micmac, Tsɛtsā'ut, Kwapa.
77. Heirathen des Nerz mit Thieren und Pflanzen. S. 44 Fra., S. 71 Com., S. 100 Nut., S. 158 Kwa.
78. Herablassen von Himmelsbesuchern in Körben. S. 18 Shus., S. 40 Fras., S. 358 Chippewayan (am Seil).
79. Himmel besucht von Knaben, welche die Gestalt von Vögeln angenommen haben. S. 38 Fra., S. 147 Kwa., S. 170 New., S. 273 Tsim.
80. Himmel mittelst einer Pfeilkette erstiegen. Tillamook, Cathlamet. S. 17 Shus., S. 31 Fra., S. 64, 65 Com., S. 117 Nut., S. 157 Kwa., S. 173 New., S. 215, 234 He., S. 246 Bil., S. 278 Tsim.
81. Hirsch geschaffen durch Verwandlung eines Mannes, der den Verwandler tödten will. S. 20 Chinook, S. 46, 56 K.-Sel., S. 64 Com., S. 98 Nut., S. 200 New.
82. Höhle, welche durch einen Berg hindurchführt und im Boote durchfahren wird. S. 88 Com., S. 219 He., S. 275 Micmac.
83. Holzfrau, welche ein Mann zu beleben versucht, um sie zu heirathen, von einer Besucherin verbrannt. S. 49 K.-Sel., S. 112 Nut., Kwa., S. 257 Bil.
84. Holzgeschnitzte Lachse werden belebt, aber bewähren sich nicht. S. 174 New., S. 209 He., S. 242 Bil.
85. Hund erzeugt Kinder, welche als Hunde geboren werden, aber später menschliche Gestalt annehmen. Cathl., S. 25 Fra., S. 93 Com., S. 114 Nut., S. 132 Kwa., S. 263 Bil., Kr. S. 269, Tlin., S. 314 Hundsrippen.
86. Hunde von Fingergrösse, von einem Jäger getragen, werden gross, sobald sie gebraucht werden. Tsim., S. 286 Micmac.
87. Jahre erscheinen einem Abwesenden wie ebenso viele Tage. S. 87 Com., S. 153 Kwa., S. 192 New., S. 237, 238 He., S. 260 Bil., S. 292 Tsim., S. 95 Micmac.
88. Jüngste Tochter ist allein im Stande, einen Fremden in's Haus zu führen. S. 85 Chinook, S. 69 Com.

89. Kälte herbeigerufen. S. 21 Fra., S. 168 Kwa., S. 253, 260 Bil.
90. Kampf zweier Riesen. Der eine wird von einem Menschen getödtet, welcher seine Fusssehnen durchschneidet (s. Riesen).
91. Kampf zwischen den übernatürlichen Hunden zweier Helden. S. 21 Chinook, S. 4 Micmac.
92. Keilspitze unbemerkt abgebissen, dann wieder angesetzt, um den guten Willen des Besitzers zu erlangen. S. 56 K.-Sel., S. 175 New, S. 259 Bil, S. 300 Tsim.
93. Kind aus Sekreten des Körpers oder aus Holzsplittern entstanden. S. 28 Fra, S. 84 Com., S. 116 Nut., S. 160 Kwa., S. 179, 189 New., S. 211 He. S. 224 Ponca, S. 187 Hasen.
94. Kind nach dem Tode der Mutter geboren, wächst im Grabe auf, wird eingefangen. S. 170 New., S. 272 Tsim., S. 65, 290 Micmac, Kiowa.
95. Kinder bitten um Beeren, erhalten statt dessen einen Korb voll Hornissen, die sie zerstechen. Tillamook. S. 109 Nut.
96. Kinder von einem Wesen gestohlen, das einen Korb auf dem Rücken trägt, in den es die Kinder steckt. S. 110 Chin., S. 49, 57 K.-Sel., S. 89 Com., S. 224, 241 He., S. 249 Bil., S. 183 Micmac.
97. Knochen eines Todten fortgetragen, so dass das Wesen bei seiner Wiederbelebung nicht ganz vollständig ist. S. 149 Kwa., S. 255, 260 Bil. S. 37 Loucheux.
98. Knochen zerbrochen. Dadurch zugleich der entsprechende Knochen des Besitzers des Knochens zerbrochen. S. 189 Chinook, Kwa. S. 266 Bil.
99. Kohlenanhäufung auf dem Ocean. S. 88 Com., S. 119 Nut., S. 192, 204 New., S. 217 He.
100. Kopf oder Fell eines erschlagenen Freundes im Hause des Feindes entdeckt. S. 75 Com., S. 150 Kwa, S. 282 Tsim., S. 241 Hasen.
101. Kopf und Rumpf wachsen an einander, bis der durchschnittene Hals mit Gift bestrichen wird. S. 240 He., S. 296 Tsim.
102. Kraftprobe zwischen zwei Helden, die sich gegenseitig zu tödten oder zu verwandeln suchen. S. 16 Shus., S. 21 Fra., S. 47 K.-Sel., S. 134, 137, 161, 168 Kwa., S. 182, 188, 196 New.
103. Lachs wird zum Spielen eingeladen und dann getödtet. S. 73 Com., S. 176 New., S. 277 Tsim., Kr. S. 264, Tlin.
104. Lachse geschaffen durch den Raub der Tochter des Lachshäuptlings. S. 43 Fra., S. 159 Kwa., S. 175 New., S. 210 He., S. 242, 246 Bil.
105. Läuse eines Ungeheuers sind Frösche, Mäuse, Wiesel oder dergl. S. 81 Com., S. 268 Bil., S. 272, 286 Micmac, S. 65 Loucheux. Grönland (Rink, Tales and Traditions of the Eskimo).
106. Lebendigwerden von Fleisch oder Fellen, die dann fortlaufen. Cathl., S. 192, 223 Hasen.
107. Liebhaber vom Mädchen geschwärzt oder bemalt, um wiedererkannt zu werden. S. 27, 37, 41 Fra., S. 263 Bil., Kr. S. 270, Tlin., Centrale Eskimos (Boas, The Central Eskimo S. 597), Grönland (Rink, a. a. O. S. 236).
108. Loch im Fussboden des Hauses des Himmelshäuptlings. S. 237 He., S. 279 Tsim.
109. Mächtiger nimmt die Gestalt eines Schwachen an. S. 78, 85 Chinook, S. 69 Com., S. 136 Kwa., S. 198, 199 New., S. 78, 337 Micmac, S. 174, 606 Ponca.

110. Männliche Kinder gleich nach der Geburt getödtet. Cathl., S. 61 K.-Sel., S. 138 Kwa.
111. Mann, früher von Mädchen verabscheut, wird schön gemacht, und nun von den Mädchen verfolgt, die er aber zurückweist. S. 14 Shus., S. 97 Micmac.
112. Mann im Monde als zum Monde geholter Mensch erklärt. S. 15 Shus., S. 191 New., S. 217 He., S. 69 Loucheux.
113. Mantel, der alle Fische enthält, in's Wasser getaucht, so dass dieselben befreit werden. S. 17 Shus., S. 20 Fra., S. 93 Com., S. 194 New., S. 262 Bil.
114. Mord eines Mannes, um in den Besitz seiner Frau zu gelangen. S. 72 Com., S. 158 Kwa.
115. Mord des Hirsches, der zum Wehklagen eingeladen ist. S. 77 Com., S. 105 Nut., S. 212, 233 He., S. 245 Bil.
116. Mörder von leblosen Gegenständen, die beim Morde zugegen waren, bezeichnet. Weg zum Geisterland von verfaultem Keile bezeichnet. S. 168 Chin., S. 233 He., S. 271 Bil.

117. Nachahmung von Wirthen, welche ihre Gäste auf wunderbare Weise speisen. S. 178 Chinook, S. 76 Com., S. 106 Nut., S. 177 New., S. 245 Bil., Tsim., S. 300, 302 Micmac, S. 557 Ponca.
118. Nahrung der Bewohner des Landes jenseits des Oceans besteht aus Menschenaugen, Schlangen, Kröten oder dergl. S. 54 Chinook, S. 88 Com., S. 120 Nut., (S. 164 Kwa.), S. 218, 220, 240 He., S. 187 Ponca, S. 31 Loucheux, S. 399 Chippewayan.
119. Nase abgerissen, als ein Dieb Köder von den Angeln frisst. S. 172 New., S. 314 Tlin.
120. Nase des Luchses oder Prairiewolfs in ihre jetzige Form gezogen. Tillamook, S. 217 Hasen.
121. Nebel gemacht, in dem der Rabe den Weg verliert. S. 77 Com., Tsim, Kr. S. 260 Tlin.
122. Netzstricken von der Spinne gelehrt S. 208, 213 He., S. 246 Bil.
123. Nothzucht an einem Mädchen verübt, das verführt wird, sich auf eine Pflanze zu setzen, die in Wahrheit ein Penis ist. S. 71 Com., S. 108 Nut., S. 160 Kwa., S. 178 New., S. 211 He., S 243 Bil.

124. Ottern als Volk, das Ertrunkene zu sich nimmt. S. 290 Tsim., S. 322. Tlin.

125. Proben. Gespaltener Baum, in den der Hammer geworfen wird, klappt zusammen, als der zu Prüfende den Hammer holen will. S. 34 Chinook, S. 39 Fra., S. 67, 70 Com., S. 118 Nut., S. 136 Kwa., S. 198 New., Kr. S. 256 Tlin.
126. Proben. Mann wird erprobt, indem er in ein Schwitzhaus gehen muss, das überheitzt wird. Cathl., S. 58 Chinook., S. 160 Ponca.
127. Proben. Thiere, für den Schwiegervater geholt, welche den Bringer zerreissen sollen, aber statt dessen den Schwiegervater angreifen. Cathl., S. 33 Chinook, S. 39 Fra., S. 68, 70 Com., S. 12 Micmac.

128. Rabe nimmt, wenn Gefahr droht, Vogelgestalt an und fliegt krächzend von dannen. S. 177 New., S. 152 Hasen.
129. Rache genommen vermittels künstlichen Seehundes, den der Feind zu erlegen versucht. S. 87 Com., S. 289 Tsim.
130. Raub der Harpune eines Fischers durch einen Mann, der sich in einen Lachs verwandelt, in dieser Gestalt sich werfen lässt und dann die Harpune entführt. S. 13, 16 Shus., S. 23 Fra., S. 64, 66 Com., S. 201 New., S. 248 Bil., S. 33 Loucheux.

131. Raub einer Frau durch den Schwertwal. Vom Manne, der auf den Meeresboden hinabsteigt, wiedergeholt. S. 55 K.-Sel., S. 259 Bil., S. 299 Tsim.
132. Reifenspiel mit magischen Reifen (Nebel und Feuer). S. 82 Com., S. 103 Nut., S. 206 New.
133. Riesen kämpfen mit einander. Als der eine fast unterliegt, hilft ihm ein Mensch, welcher die Sehnen des andern Riesen durchschneidet. (Cathl.), S. 196 Micmac, Tsɛtsā'ut.
134. Rollender Ring in einen Büffel verwandelt. Kootenay, S. 605 Ponca.
135. Rothkehlchen als Kundschafter ausgesandt, setzt sich an's Feuer statt Nachricht zu bringen. Daher wird seine Brust roth. Cathl., S. 100 Nut.
136. Rudern gelehrt. S. 128 Nut., S. 202 New.
137. Rumpfstück von Wild von einer alten Frau nach Hause getragen, die es unterwegs benutzt, um mit ihm zu cohabitiren. S. 119 Chinook, S. 22 Ponca.
138. Sang einer Frau zaubert Beeren in einer Schüssel hervor. S. 34 Fra, S. 103 Nut., S. 245 Bil.
139. Schachtel mit Todbringer. S. 236 He, S. 284 Tsim.
140. Schmuck auf Befehl der Maus in's Feuer geworfen. (S. 239 He.), S. 294 Tsim.
141. Schnappende Thür, welche Fremde nicht einlässt. S. 81 Com., S. 118 Nut., S. 136, 166 Kwa., S. 186 New., S. 228, 239 He, S. 253 Bil., S. 274 Tsim.
142. Schüsseln unleerbar. Cathl., S. 4 Shus., S. 103 Nut., S. 154 Kwa., S. 181 New., S. 223, 227 He., S. 24 Micmac, S. 138, 139 Ponca., S. 369 Chippewayan.
143. Schwacher erzählt, er habe ein grosses Wild erlegt. Seine Grossmutter glaubt ihm nicht. S. 119 Chinook, S. 25 Ponca.
144. Schwangerschaft durch gekautes Harz herbeigeführt. S. 92 Com., S. 108 Nut., S. 136 Kwa., S. 172 New., S. 274 Tsim.
145. Schwiegervater versucht seinen Schwiegersohn zu tödten. Cathl, S. 33 Chinook, S. 39 Fra., S 66, 70 Com., S. 118 Nut., S. 136 Kwa., S. 171, 198 New., S. 274 Tsim., S. 90 Micmac.
146. Seele bei Seite gelegt, damit sie nicht verletzt werden kann. Tillamook, Cathl., S. 245 Micmac
147. Sonne durch Raben geraubt, der als Cedernadel die Tochter des Besitzers schwängert und von ihr geboren wird, dann durch sein Schreien die Sonne zum Spielen erhält und sie raubt Chehalis, Globus 65 Nr. 12, S. 55 K.-Sel. (Möwe bewahrt Tageslicht im Kasten), S. 105 Nut. (Cedernadel schwängert), S. 184 New. (Cedernadel schwängert), S. 208 He. (Cedernadel schwängert), S. 173 New., S. 208, 232 He., S. 242 Bil., S. 276 Tsim., S. 311 Tlin., S. 145 Hasen (Kind erlangt durch Schreien ein gewünschtes Spielzeug).
148. Sonne vom Sonnenträger in seinem Hause aufgehängt. Cathl., S. 15 Shus.
149. Spiegelbild im Wasser gesehen, für die Person, die sich spiegelt, selbst gehalten. S. 66 Com., S. 114 Nut., S. 168 Kwa, S. 253 Bil.
150. Spieler, der immer verliert, wird durch übernatürliche Hilfe erfolgreich. S. 220 Chin., S. 14 Shus.
151. Spitzen auf dem Boden oder Sitze des Hauses, welche den Gast tödten sollen, niedergedrückt. S. 39 Fra., S. 66 Com., S. 111, 118 Nut., S. 136 Kwa., S. 171 New.
152. Splitter bleibt im Halse stecken, s. Gräten.
153. Steine sind Wesen, die vom Verwandler in diese Gestalt gebracht sind. S. 4, 17 Shus., S. 28 Fra., S 45, 56 K.-Sel, S. 63 Com., 196 New., S. 236 Micmac. (S. 167 Hasen.)

154. Süsswasser geschaffen. S. 108 Nut., S. 174 New., S. 209, 232 He., Tsim., S. 313 Tlin.

155. Tänzer tödtet die Zuschauer, nachdem er sie eingeschläfert hat. S. 110 Nut., S. 270 Bil., S. 108 Ponca.

156. Tauchen der Thiere, um die Erde zu suchen. Cathl. S. 173 New. S. 147 Hasen.

157. Thiere bewachen Eingang und tödten den Eindringling. S. 56 Chinook, S. 32 Fra.

158. Thiere von Geistern als Nahrung geschenkt, jeden Tag ein grösseres. S. 52 Chinook, (S. 237 He.), S. 290, 302, Tsim., S. 174 Ponca.

159. Tochter, dem Beleidigten zur Frau angeboten, wird zurückgewiesen. S. 54 Chinook, S. 20 Fra, S. 70 Com., S. 304 Tsim.

160. Tochter eines Geistes für die Heilung derselben zur Frau gegeben. S. 190 New., S. 238 He., S. 255 Bil.

161. Todter reibt seine Augen, als habe er geschlafen. Cathl., S. 5 Shus., S. 149, 157 Kwa., S. 196, 199 New., S. 209, 222, 238 He., S. 281 Tsim., S. 275 Micmac.

162. Todte Verwandte erweckt, während der Ueberlebende klagend bei den Leichen sitzt. S. 236 He., S. 280 Tsim.

163. Tödtung der jungen Adler durch einen Menschen, der in ihr Nest getragen ist. S. 4 Shus., Ponca, S. 144 Hasen, S. 323 Hundsrippen.

164. Tödtung der Kinder einer Feindin. Dieselben werden behufs Täuschung in verschiedenen Stellungen aufgestellt. Cathl., S. 81 Com., Klamath.

165. Tödtung des Buhlen einer Frau durch den Mann der ehebrecherischen Frau, welcher sie auf der That ertappt. S. 162 Kwa., S. 234 He., S. 257 Bil., S. 281 Tsim.

166. Tödtung des Buhlen einer Frau durch den Mann, der sich in ihre Gewänder verkleidet. S. 247 Bil., S. 407 Chippewayan, s. die vorige Eintragung.

167. Tödtung des Seehundes nach einem Gastmahle. S. 57 K.-Sel., S. 77 Com.

168. Tödtung des Sohnes des Häuptlings der Wölfe. S. 75 Com., S. 98 Nut., S. 150 Kwa.

169. Tödtung durch List. Ein Schwacher überredet einen starken Feind seinen Kopf auf einen Stein zu legen und sich mit einem zweiten Steine schlagen zu lassen. Cathl., S. 114 Nut., S. 30 Ponca.

170. Tödtung. Nerz tödtet seinen Bruder. S. 35 Fra., S. 74 Com.

171. Ungeheuer entführt ein Mädchen, das von Brüdern gesucht wird. S. 17 Chinook, S. 116, (124) Nut., S. 223 He.

172. Ungeheuer von Knaben eingeladen, der von seinen Brüdern allein gelassen ist. S. 31 Chin., S. 252 Bil.

173. Unglück auf der Jagd durch die Untreue der Frau verursacht. S. 130 Kwa., S. 281 Tsim.

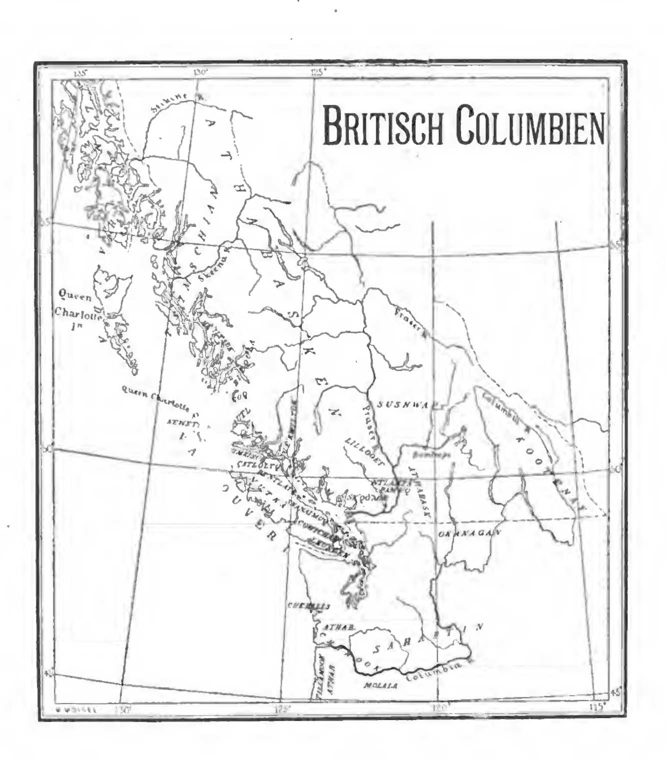
174. Ungetreue Frau auf Baume festgebunden. Ihre Brüder nehmen Rache für ihren Tod. S. 22 Fra., S. 89, 96 Com., S. 123 Nu., S. 129 Kwa. (s. auch vorige Eintragung).

175. Vater nimmt Kind auf den Arm, durch sein Gebahren ihm gegenüber als Vater des unehelichen Kindes erkannt. S. 9 Shus., S. 108 Nut.

176. Verbot des Besuches gewisser Landstrecken in der Nähe der Wohnung, da sie Unheil bringen. Cathl., S. 189, 194 Chin., S. 84 Micmac, S. 217 Ponca.

177. Verbrennung eines Uebelthäters in seinem eigenen Hause, das mit Holz gefüllt ist. Der Uebelthäter wird eingeschläfert, das Haus verschlossen und angezündet. S. 18 Chinook, S. 67 Micmac.
178. Verfolger dadurch aufgehalten, dass ihm die Sachen seines Kindes in den Weg geworfen werden. S. 210 He, S. 56 Micmac.
179. Verfolgung eines Thieres, bis die Heimath aus den Augen verloren ist. S. 30 Fra., S. 87 Com., S. 119 Nut., S. 185, 191, 203 New., S. 217, 220 He.
180. Verhöhnung der Verwandten eines Gemordeten, der dann zurückkehrt und Rache nimmt. S. 132 Chin., S. 122 Nut.
181. Verkleben der Augen mit Harz. S. 7, 17 Shus., S. 57 K.-Sel., S. 89 Com., S. 114 Nut.
182. Verlassen eines Mannes auf einer Insel oder Klippe, wo er von einem Wesen eingeladen und gerettet wird. S. 131 Chinook, S. 230 He., S. 288 Tsim.
183. Verlassen eines Mannes, während derselbe eine Insel umgeht. S. 131 Chinook, S. 90 Com.
184. Verlorener, der auf der Reise über den Ocean ertrunken ist, wird jenseits des Oceans wieder gefunden und belebt. S. 120 Nut., S. 192 New., S. 218 He.
185. Verschlingen eines Feindes durch ein Thier. Der Verschlungene bringt das Thier dann um. S. 119 Chinook, S. 3 Shus., S. 51 K.-Sel., S. 74 Com., S. 101 Nut., S. 171 New., S. 212 He., S. 256 Bil., S. 315 Tlin., S. 34 Ponca, S. 319 Hundsrippen.
186. Versuch, einen rothglühenden Vogel zu schiessen. Derselbe wird schliesslich von einem verachteten Theilnehmer geschossen. Kootenay, S. 604 Ponca.
Verwandler s. Wanderersage.
187. Verwandlung eines Mannes, dessen Körper mit Mäulern bedeckt ist. S. 63 Com., S. 202 New.
188. Verwandlung eines Menschen in ein Thier, dem Name und Bestimmung gegeben wird. Passim Chinook, S. 20 Ponca.
189. Verwandlung eines Schamanen in einen Fisch. S. 63 Com., New.
190. Viele Schuhe und Kleider für Reise zur Sonne oder zu Geistern gemacht. Cathl., S. 15 Shus., S. 41 Fra., Eskimo Alaska, Journ. Am. Folk Lore 1894, S. 205, Central Eskimo a. a. O. S. 624.
191. Vogel als Pfeil benutzt. Tsim., S. 318 Tlin.
192. Vogel gefangen durch einen Knaben, der sich niederlegt und den Vogel veranlasst, sich auf ihn herabzustürzen. S. 38 Fra., S. 61 K.-Sel., S. 275 Tsim.
193. Vögeln werden die Hälse abgedreht, als alle zu einem Tanze eingeladen sind. Sie werden veranlasst, mit geschlossenen Augen zu tanzen. Nut., S. 264 Micmac, S. 66 Ponca.
194. Vorhang bei der Schöpfung über die Erde gezogen. S. 241 Bil., S. 108 Hasen.
195. Wal von den Thieren benutzt, um den Donnervogel zu tödten, der ihn vergeblich zu heben versucht und statt dessen ertränkt wird. S. 83 Com., S. 104 Nut., S. 179, 207 New., S. 211, 214 He., S. 66 Loucheux. (Ertränkung des Donnervogels.)
196. Wanderersage. Die Verwandler als Zwillinge. S. 20 Chinook, S. 98 Nut., S. 194 New.
197. Wanderersage. Vier Brüder als Verwandler. S. 1, 16 Shus., S. 19 Fra., S. 241 Bil.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.


BRITISCH COLUMBIEN
135°
130°
125°
120°
115°
55°
50°
45°
Stikine R.
Skeena R.
Queen Charlotte I^n
Queen Charlotte S.
Fraser R.
SUSHWAP
LILLOOET
Columbia R.
K O O T E N A Y
ATHABASK
OKANAGAN
CHEHALIS
ATHAB.
MOLALA
Columbia
S A H A P T I N
ATHAB



Date Due

JAN 28			
FEB 18 1974			
APR 29 1974			
MAY 3 - 1982			

Demco 293-5




Digitized by Google